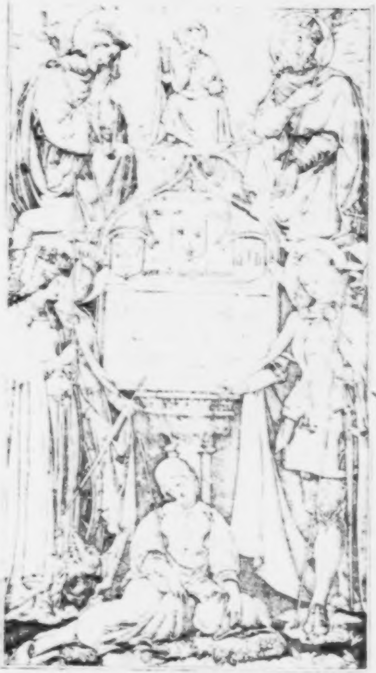

Die

Jungfrau von Orleans.

Nach den

Prozeßakten

und

gleichzeitigen Chroniken

von

G. Görres,

mit einer Vorrede von

J. Görres.

Mit einer Abbildung.

Regensburg, 1834.

Druck und Verlag von Friedrich Pustet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Meinem lieben Schwager

J. B. Steingass

Doktor der Philosophie und Professor am Gymnasium zu Frankfurt

und

meiner lieben Schwester

Sophia Steingass

gebornen Görres

gewidmet

von dem Verfaßer.

[illegible]

Vorrede.

Wie einige einleitende Worte von mir ohnlange das Leben des Nicolaus von der Flüe in die Welt hinaus begleitet, so soll es jetzt in gleicher Weise mit der Geschichte der Jungfrau von Orleans gehalten werden. Sie ist von demselben Verfasser, ursprünglich zu demselben Zwecke, zur Verbreitung durch den Büchervereín geschrieben worden, und wenn sie späterhin austretend aus dem engern Kreise einem mehr erweiterten Gebiethe sich anbequemt, so bildet sie doch mit jener andern Schrift ein Ganzes, gehört zu ihr, und sucht, wie sie, Gott und seine Fuhrungen in der Geschichte nachzuweisen. Aber andere Zeiten, andere Weise; andere Menschen, anderes Thun; andere Vorkommnisse, andere Fügungen; ungleiche Noth verschiedene Hilfe. Dort wurden wir in die stille Clause des Einsiedlers eingeführt, der nicht blos Sinn und Gemüth, sondern selbst den Leib in Fleisch und Blut also von der Welt abgezogen, daß er, wie andere der Bilder zur geistigen, so der Speisen zur leiblichen Nahrung nicht ferner mehr

bedurfte, jenen Gewächsen gleich, die bei uns saftig und wohlbehalten auf nackter Klippe stehen, oder den Andern in den wärmern Himmelsstrichen ähnlich, die mit ihren Wurzeln aus der Erde herausgezogen, und in der Luft aufgehängt, in ihr fröhlich grünen, blühen und gedeihen. Diese einsame, abgezogene Natur, den Mann der Beschloßenheit, hatte damals die Vorsehung erwählt, daß er als ihr Botschafter seinen eigenen Frieden in den Krieg leidenschaftlich bewegter Gemüther trage, und durch milden Zuspruch sie versöhne und beruhige; er übernahm die Botschaft und vollführte sie, wie ihm aufgetragen worden, und dann war ihm gewährt, in die stille Ruhe seiner Clause wieder zurückzukehren, bis zu jener Zeit, wo er durch die Pforte des natürlichen Todes in die Wohnungen des ewigen Friedens eingegangen. Hier aber ist ganz ein ander Schauspiel, das an unsern Augen vorübergeht. Die Welt mit all ihrem Getümmel, Kampf und Streit und Schlachtgetöse, belagerte und entsetzte Vesten, Stürme gelegt und abgeschlagen, feindlich überzogene und wieder befreite Reiche, mächtige, im Stolze prangende Könige erniedrigt, und früher gedemüthigte wieder erhoben, geschlagene Heere siegreich und seit lange sieggewohnte in panischem Schrecken fliehend und das Alles, unter Angsten und Nöthen schnell wechselnd mit Lust, Jubel und Freudenruf, und so wieder umgekehrt; in Mitte der Bewegung aber eine zarte Jungfrau, mit dem Harnisch angethan,

wirksam in Kraft und Macht und Heldenmuth, binnen Jahresfrist eine völlige Umkehr hervorrufend, dann aber am Ziele in die Flammen des Scheiterhaufens sich verlierend. Die vorliegende Schrift giebt uns Nachricht, wie das Alles sich zugetragen, und wie es innerlich zusammenhängt, eben wie es die frühere mit dem Stilleben jenes Einsiedlers gehalten. Frankreich war, weil sein Zepter sich gekrümmt, und somit auch Volk und Landesordnung sich krummgezogen, auf ein Jahrhundert der Herrschaft der Engländer hingegeben. Züchtigung sollte dem Volke werden, Demüthigung seinen Königen durch die stolzen Nebenbuhler, das Verderben sollte ihnen nahe treten, aber sie sollten ihm nicht verfallen seyn. Denn wie der Welttheil neuerer Zeit in Völkern sich ausgegliedert, so sollte es auf lange hin sein Bewenden haben; alle Glieder wie sie wechselseitig sich bedingend in ein großes Ganze sich zusammengefugt, sollten in dieser Ordnung erhalten werden; und das innere Leben konnte nimmer mit bleibender Bemeisterung und Unterjochung des Einen durch das Andere bestehen. Das Unrecht sollte daher auf die Dauer nicht siegreich bleiben an den Feinden; schon stieg am fernen Gesichtskreise die Reformation, an noch fernerem die Revolution herauf; nicht die Eine noch die Andere durfte Frankreich und England unter einem Haupte vereinigt finden, weil sie sonst entweder durch bloße, materielle Gewalt erstickt, bei dem Zustande, in dem sie die europäische Gesellschaft

gefunden, einen schrankenlosen Absolutism; oder über den ganzen Welttheil siegreich ausgebreitet, zügellos wilde Anarchie, in beiden Fällen also Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung herbeigeführt hätte. Zugleich war für die kommende Zeit das Reich der Franzosen zu einer Geißel und einem Sporn des Antriebs den anderen Reichen aufbehalten, und mußte, sollte es diese Bestimmung erfüllen, von der Herrschaft des Auslandes befreit, und in seiner Eigenthümlichkeit geschützt und verwahrt werden. Aber schwer war das Gericht, das über das zügellose Volk ergangen, hart darum die Noth, die das Reich heimgesucht, Menschenhilfe kann nicht retten; der Himmel, der dieser Hilfe nicht bedarf, und damit ihm die Ehre bleibe, sie nicht will, muß einen Heiland senden, und er wählt ihn zur Demüthigung der Vermessenheit unter dem schwächeren Geschlechte, zur Beschämung des Hochmuths der entarteten Großen, in den Hütten der Armuth, unter den Einfältigen endlich, die ihm noch mit gläubigem Vertrauen dienen, damit Allen klar werde, daß Unglauben und Gottlosigkeit wohl das Verderben herbeiführen und tiefer und tiefer in dasselbe verwickeln, nimmer aber Rettung und Wiederherstellung bringen mögen.

So tritt denn nun auf diesen Ruf jene wundersame Jungfrau in die Weltgeschichte ein. So ursprünglich und acht universalhistorisch ist sie in ihrem Wesen ausgeprägt, daß es scheinen will, als ob sie in einer mythischen Wurzel in die alte graue Zeit ihres Stam-

mes hinuntereichte, denn der alte gälische Seher Merlin hat im Glauben der Zeit auf sie gezeugt, als er das rettende Mädchen vom Eichenholze der Zukunft seines Volkes zuvor verkündet. Darum spielen dort am Quellbrunnen in der einsamen Waldkapelle unter der Feenbuche christliche Zeit und druidische Zeit in ihre Jugend wundersam hinüber; sie aber, wie in einem Vorgefühle, daß eben aus des Waldes Zwielicht Gefahr ihr drohe, wendet sich schon in ihren Kindestagen wie geflissentlich ab von ihm, und dem höheren Licht entgegen. Fern genug ist ihre Jugend der Welt entrückt gewesen, daß sie von ihrem verderblichen Hauche unversehrt geblieben; nahe genug an sie gekommen, daß die Noth des Vaterlandes in ihr junges Herz gedrungen, und ihr ganzes Gemüth sich mit Begeisterung für sein Heil erwärmt. Von der Masse des Unglücks, das sie überall umstanden, in sich selbst gedrängt, und auf sich selber angewiesen und doch bei ihrer Schwäche keine Hilfe findend, mußte sie sich gedrungen fühlen, diese bei einer höhern Macht zu suchen, und an ihr sich zu erheben und aufzurichten. So stieg in ihr, was sonst wohl in jenem Alter in vielen Adern sich in die umgebende Welt verströmt, in einen Strahl gesammelt, gerade auf zur Höhe, und ihre Jugend gewann jenen heitern, gehaltvollen Ernst bei frischer Wärme, der sie so eigenthümlich bezeichnet. Und wie sie nun am Fuße der Altäre, vor den Heiligen, denen sie geweiht gewesen, zur Jungfrau erwachsen, ist sie den

Absichten, die die Vorsehung mit ihr gehabt, und um derentwillen sie ihr Werkzeug auf diesen Wegen geführt, entgegengereift, und sie ist nun tüchtig, ihrem Volke das zu werden, was die Hebräer damal in ähnlicher Lage von dem Heilbringer, der in ihrer Mitte erschienen, begehrt, was aber er, dessen Sendung auf ein Höheres im gesammten Geschlechte zu Wirkendes gestellt gewesen, dem einzelnen Volke nicht gewähren gewollt. Sie aber, das einfache Menschenkind, war auf Solches im engeren Kreise ihres Stammes angewiesen, und so wurde ihr dazu die Weihe; ihre Gesichte begannen, und in ihnen der Verkehr mit jener höheren Welt, in deren Intention sie zu handeln berufen war.

Es konnte nicht fehlen, aus solchen Verhältnissen und Beziehungen mußte eine merkwürdige Persönlichkeit hervorgehen, und der Charakter, der in ihnen sich gebildet, wird nicht leicht an herzgewinnendem Interesse von irgend einem Andern aus dem Kreise derer, die die Geschichte aufbewahrt, übertroffen werden. Mit zweien Welten in gleich lebhaftem Verkehr, und als Sendbotin der Einen in der Andern zu wirken berufen, mußte sie zu zweifachem Berufe auch zweifach ausgestattet erscheinen. Das Irdische, das sie aus der Verwilderung und heilloser Verworrenheit wieder in die Bahn der Ordnung zurücklenken sollte, machte Anspruch auf Kriegsmuth und tapfere Unerschrockenheit, und um diesen nun zu genügen, war ihr ein furchtloses Heldenherz in die Brust gegeben, und dem wieder

zur nachhaltigen Hilfe eine unverwüstliche, physische Kraft und Tüchtigkeit in ihre Natur gelegt, und so fand keine Gefahr sie zagend, und indem das tapfere Blut, das in ihren Adern kreiste, bei ihrem Anblick sich mit Ungestümm bewegte, trieb es die Begeisterte unverzagt in Schlacht und Kampf hinaus. Wie sie aber nun nicht in eigener Sendung, was wohl als gegen die natürliche Ordnung widerwärtig gewesen wäre, sondern im Auftrage des Himmels in seiner Kraft und seiner Macht zu wirken gesendet worden, darum mußte die als Heldin und Kriegsjungfrau nach aussen unter ihren Zeitgenossen erschien, nach innen und gegen die Mächte jenes Reiches als eine demüthige Magd sich halten; sie mußte jenes ungestümm bewegte Herz vor ihnen zu stillen und zu saaftigen wissen, damit es stets ihren leisen Zuspruch vernehmen, und in ununterbrochener Verbindung mit ihnen sich erhalten möge. So mußte sie Entgegengesetztes, was sonst sich anfeindet und gegenseitig sich aufhebt, stets in sich zu einem lebendig Wirksamen verbinden, nicht blos indem sie als Weib Mannesthaten übte, sondern indem sie in die Bewegung und den Sturm der Sichtbarkeit sich stürzend, und von ihr äußerlich selbst stürmisch bewegt, innerlich zugleich die Stille und die Heimlichkeit der unsichtbaren Welt sich bewahrte. Sie ein Kind des Friedens auf die Bahn des Kriegs gewiesen, um sich Beidem gerecht zu zeigen, mußte in Mitte des Hofes die schlichte Einfalt der Hirtin, vom Stahlgewand

umfangen, die Weichheit ihres Geschlechtes sich zu erhalten wissen. Gesendet, um mit einem ausgelassenen Kriegsvolke die Befreiung des Vaterlandes zu wirken, durfte sie in keiner männlichen Tugend vom Männlichsten in seiner Mitte sich übertreffen lassen, und wie es ihr, als der Botin des Friedens, obgleich allen Zufallen des Krieges ausgesetzt, doch unziemlich gewesen wäre, selber persönlich Blut zu vergießen, so mußte sie umgeben von der Zuchtlosigkeit des Lagers von ihr unangetastet bleiben, und damit der Faden, der sie in ekstatischer Verbindung mit jenen höhern Mächten hielt, nicht abreiße, unter dem Harnisch allstets mit dem jungfräulichen Gürtel unbescholtener Sitte und untadelichen Wandels gegürtet seyn. Sturm der Schlacht zugleich und leichtes Weben, furchtlos und schüchtern, kriegerisch ohne Wildheit, friedsam ohne Weichlichkeit, ungestümm und doch besonnen, einsichtig und einfältig, Kriegerin und doch keine **Virago**, ekstatisch und doch kerngesund, und im Selbstgefühle reicher Kräfte doch wieder nicht zum Uebermuthe getrieben, so war sie, und das ist es, was ihrer Persönlichkeit jenes eigenthümliche Interesse mittheilt, in dem sie vor so vielen andern historischen Charakteren ausgezeichnet erscheint. Sie hat von dieser Seite betrachtet nicht ihres Gleichen gefunden im ganzen Verlaufe der Geschichte; wenn bei mehreren ihres Geschlechtes Ähnliches sich kund geben will, so erscheint es doch in irdisch engeren Kreisen gefaßt, denn wenn Diese auch in der höhern

Welt höher als das Mädchen von Dom Remy gestanden, so haben sie das durch Aufgeben ihres irdischen Theils erlangt, und damit hat sich denn natürlich der Kreis ihrer äußerlich weltlichen Wirksamkeit verhältnißmäßig verengen müßen. Wen man noch am ersten in Bezug auf eine mit solchen höhern Zuständen verbundene einflußreiche Wirksamkeit ihr an die Seite setzen könnte, wäre etwa jener gleichfalls in dem Buche erwähnte, Johannes von Capistrano, aber er unterscheidet sich wieder wesentlich von ihr dadurch, daß was ihm für die Welt zu wirken vergönnt gewesen, gleichsam wie ein Geschenk von oben auf sein Haupt gelegt wurde, keineswegs aber die Bestimmung seines Lebens machte, zu der er durch lange Führungen eigens vorbereitet wurde.

Es begreift sich leicht, daß eine solche Verbindung sonst sich aufhebender Eigenschaften in derselben Persönlichkeit, nur auf die einzige Bedingung möglich ist, unter der sie hier eingetreten, die Anknüpfung an eine höhere Einheit nämlich, die alle tiefern Gegensätze einigend nach Wohlgefallen Einen um oder mit dem Andern spielen läßt. Nun ist mir zwar keineswegs unbekannt, daß ein solches Hinaufragen in Regionen, wo nur der Geist Einiges, Fleisch und Bein aber gar nichts ist, der Jungfrau bei vielen unserer Zeitgenossen zur geringen Empfehlung dient; denn da sie überbescheiden irgend eine noch nicht recht bekannte Affenart ihrem und aller Menschen Stammbaum unter-

legen, mögen sie sich und dem Höheren in ihnen auch keine andere Nahrung als thierisch Futter gewähren. Ja wenn es den St. Simonisten gelänge, dort im Orient ihre große Frau auszufinden, und käme die dann in ihrem Gefolge auf einem dreihöckerigen Camele herangezogen, in der einen Hand das Banner mit der Inschrift: „das Licht hat den Drachen, der Drache aber zuvor das Licht geboren, Evoe Lucifer! in der Andern den Taumelkelch, gefüllt mit jeder Lust des Lebens, den Fortunatussäckel mit Goldpfennigen umgehängt; hätte sie glücklich das lange gesuchte Geheimniß ausgefunden, allen sich preißgebend erst zur rechten Urjungfrau zu gedeihen, und alles seit Jahrtausenden Getrennte in sich wieder einigend, den Urmenschen zu gebähren, das wäre ganz ein anderer Klang im Ohre der Heutigen. Tausende und abermals Tausende würden sich dem Zuge beigesellen, alle Dampfmaschienen am Riegelwege würden mit ihren Hebelarmen salutiren, wie er vorüberkäme, das Gerohrig im Sumpfe würde vivat die neue Göttermutter pfeiffen, und in Pracht und Herrlichkeit würde die Cavalcade in den Venusberg einreiten. Diesem gespenstischen Larvenzuge gegenüber nimmt sich nun freilich der der Jungfrau des fünfzehnten Jahrhunderts gar bescheiden aus, etwa wie ein still heiterer Frühlingsmorgen entgegen der qualmenden mit Blitz und Schwefelflammen erleuchteten Nacht im Schooße des Vulkans, um den er außen hergegossen steht. Wenn inzwischen das Geschlecht der Kinder der

Nacht und des Zwielichtes seine Nachtgedanken denkt und nach ihnen thut, dann ist das derjenigen, die sich zum Tage und zum Lichte halten, darum nicht ausgestorben. Als die Jungfrau bei ihrem Leibesleben, nachdem ihre Sendung vollendet war, dem Zuge jener Tobenden begegnet, da haben sie es mit ihr gehalten, wie sie von jeher mit allen Propheten gethan, die zu ihrem Heile gesendet worden; sie haben ihren Leib in Stücke zerrissen, aber damit war ihre Macht über sie zu ihrem Ende gekommen, weder über ihre Krone oben, noch über ihr Andenken unten haben sie irgend etwas vermogt. Zwar hat ihr Führer und Vortreter im letztverflossenen Jahrhundert, jener Herz und gemüthlose Witzbold dies ihr Andenken durch sein Schmutzgedicht zu beschimpfen geglaubt, aber er hat sich selber damit nur eine Schandsäule gebaut, und Keiner geht fortan vorüber, ohne einen Stein in diesen seinen Pfuhl zu werfen, nachdem er ihr eine dankbare Erinnerung geweiht. Dessen zum Zeichen ist es geschehen, daß als ihre grimmigen Feinde sie den gefräßigen Flammen des Feuers vorgeworfen, diese wohl über ihre übrigen Glieder Meister geworden, über ihr tapferes Herz aber nicht das mindeste vermogt, das, was sie auch thun mogten, in ihrer Mitte unversehrt geblieben. Dieses Herz schlägt im dankbaren Angedenken ihres Volkes und aller Völker, weil sie dem Einen durch das Blut, den Andern durch ihre That gemeinsam angehört, fort und fort, es pulsirt auch in diesem Buche,

und so wird es ihm Freunde und gewogene Leser und Hörer schaffen, ohne daß es vieler Worte des Anrühmens oder Auslegens bedarf. Die Wintersonnenwende scheint jetzt vorüber; der grimmige Frost, der so lange die Gemüther gebunden, beginnt sich zu lösen; ein milderer Hauch der über die Eismassen hergefahren, hat da und dort einzelne Tropfen hervorgelockt, und so rührt sich dann auch in den Bäumen wie in den Menschen lind und leise wieder das erstarrte Blut. Da der Welt nach ihrem Willen geschehen, und sie ihren Lüsten gebüßt, fängt sie an einzusehen, daß dieser Wille verkehrt gewesen, und beginnt wieder einzulenken. So darf denn auch diese Jungfrau sich wieder zeigen, wie sie gewesen, und nicht wie die letzten Zeiten die ihnen Unbegreifliche sich vorgestellt und zurecht gerichtet.

München im April 1834.

J. Görres.

Die Jungfrau von Orleans.

Erstes Kapitel.

Von dem Inhalte dieser Geschichte.

Seit jener Stunde, wo der Mensch den Frieden mit Gott gebrochen, ist der Engel des Friedens von seiner Seite gewichen und an dem Friedensbrecher, festgeschmiedet, wie er ist, an den Fels der Qualen und des Todes, nagen seitdem, wie hungrige Geier, die finsteren Leidenschaften; sie quälen ihn beim Tage und lassen ihm keine Ruhe bei Nacht. Aus der Erde, dem lustreichen Garten Gottes, hat ihr verpesteter Hauch ein weites, trauriges Kampffeld gemacht. Volk steht darauf im Streite wider Volk und Einer im Hader wider den Andern. Von Vater zu Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht, vererbt sich fort und fort das blutige Schwerdt und der giftige Hader, und ruhet nur dann auf kurze Weile, wenn die Kämpfer sich verblutet, und ihr Arm vor Ermattung niedersinkt. Denn klein ist die Zahl derer, die da achten der Worte der ewigen Liebe, die sich selbst am Kreuze als Friedensopfer zwischen Gott und den Menschen hingegeben und den Streitenden zugerufen: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.

Doch der, welcher das Schwerdt zum Kampf erhebet, der muß sich auch das Gesetz des Kampfes gefallen lassen, und dieses Gesetz lautet also: daß der Starke siegt und

der Schwache unterliegt. Denn das ist der natürliche Lauf der Dinge, daß der Wolf das Lamm zerreißt, wenn er ihm begegnet.

Anders aber ist es, wenn der allmächtige Gott selbst zwischen die Kämpfer tritt und seine Hand wunderbarer Weise in den natürlichen Lauf der Dinge eingreift. Er, auf dessen Gebot der Tod zum Leben erwacht und das Leben in den Tod zurücksinkt; Er, der höher ist als alle Gesetze, die er selbst seiner Kreatur gegeben, Er kann den Sieg verleihen, nach seiner Weisheit, wem er will, dem Starken oder dem Schwachen. Und dieses gerade liegt manchmal in dem Plane seiner ewigen Weisheit, daß er vor den Augen der Welt die Klugheit der Weisen durch die Einfalt der Kinder beschämet und mit dem schwachen Lilienstengel die stolze Eiche zerschlägt: auf daß der Hochmuth der Spötter und die Klugheit der Zweifler zu Schanden werde und die Welt erkenne, daß ein Gott im Himmel lebet und Er der Herr ist und Ihm die Ehre gebühret.

Eine solche wunderbare Geschichte nun, und eidlich beglaubigt wie kaum eine andere, von vielen Augenzeugen, ist die des Hirtenmädchens Johanna von Ark, nach ihrem großen Sieg, die Jungfrau von Orleans genannt. Eine Geschichte groß und kühn und thatenreich, wie die des muthigsten Ritters, und zart und lieblich und rührend, wie die einer heiligen, gottgeweihten Jungfrau; durch und durch aber von dem lebendigen Athem Gottes durchweht, dessen Wunder allenthalben daraus hervorscheinen, wie die lichten Sterne am stillen nächtlichen Himmel.

Schon hatte England, als den Preis vieler und großer Siege, sich die Königskrone von Frankreich aufs Haupt gesetzt; schon hatten dem fremden Herrscher die Großen und Stände der einen Hälfte des Reiches Treue geschworen; Paris war dahin; Orleans sah seinem gewissen Falle entgegen und sein verlassener rathloser König Karl VII dachte schon in der Angst seines Herzens das schöne Reich

seiner Väter als ein Flüchtling zu verlassen: da erschien, in dem Augenblicke der höchsten Noth, auf dem Kampfplatze ein armes unbekanntes Mägdlein, es brachte seinem König keine Heere und keine Schätze, aber es brachte ihm die Verheißung, daß der allmächtige Gott, der König des Himmels, sich Frankreichs erbarmt habe, und daß seine Macht mit ihrem Arme sey und Sieg ihre Schritte geleiten würde.

Und siehe da! ein schwaches stilles Kind, das fern von der Welt unter den Heerden und bei der Spindel aufgewachsen, das daheim gezittert wenn man es nur angesprochen; das bitterlich weinte wenn ergrimmte Feinde im Laufe seiner Siege seine Ehre schmähten und das heiße Thränen vergoß, wenn es sie auf dem Schlachtfelde sterben sah; das gesprochen als der Ruf von Oben es ins Feld rief, seinem bedrängten Könige zu Hilfe: ich bin ja nur ein armes Kind und weiß kein Schwerdt zu schwingen und kein Roß zu besteigen: dieses schwache Kind armer Hirten war es, dessen Hand das niedergestürzte Banner Frankreichs aus dem Staube erhob und vor ihr der gottbegeisterten Heldenjungfrau flohen die Sieger von Cressy, von Poitiers und Azincourt, die gefürchteten Bogenschützen von England. Sie war es, die den kühnsten Rittern von Frankreich das Banner zu Sturm und Sieg voran trug, und sie war es, die dem kleinen König von Bourges, wie die Feinde spottweise den unglücklichen Karl VII in seiner Erniedrigung nannten, den Namen: König Karl der Siegreiche, wie ihn die Geschichte nennt, gewann. Sie hat ihn durch die Schwerdter seiner Feinde nach Rheims geleitet und ihm die Krone seiner Väter aufgesetzt.

Und daß England nicht gegenwärtig den stolzen Siegestitel des vereinten Königreiches von England und Frankreich führt und daß Frankreich nicht vielleicht unter einem harten Joche seufzet, wie das unglückliche Irland, hätte es sich gleich diesem, geweigert dem Eroberer das Opfer seines

Glaubens zu bringen, dafür ist es seiner treuen Heldin, der Siegerin von Orleans großen Dank schuldig.

Während sie aber also die Wage des Schicksals von Frankreich und Europa niederzog, war sie es selbst, die laut vor aller Welt verkündete, und es durch ihre wunderbaren Vorhersagungen bewährte, daß sie solches nicht aus menschlicher Kraft und Weisheit vollbringe, sondern einzig und allein durch die Kraft Gottes, von dessen Barmherzigkeit sie eine Abgesandte sey und die keinen andern Lohn begehre als das Heil ihrer Seele.

Nachdem sie aber ihren großen Auftrag vollendet und ihrem König die Krone Ludwigs des Heiligen aufgesetzt, da wurde auch sie mit einer Krone gekrönt; aber es war keine goldene vergänglicher Herrlichkeit, es war die ewigstrahlende Krone des Martyrthums, die jenen gebührt, die den Tod im Dienste Gottes gelitten und seinen Namen in den Flammen des Scheiterhaufens gepriesen haben.

Zweites Kapitel.

Von der Heimath der Jungfrau und ihren Eltern.

Zu den Zeiten, da das Schwerdt kaiserlicher Gerechtigkeit, das Schwerdt Karls des Großen, in der Hand Siegmunds, aus dem Hause der Luxemburger, war, und auf dem heiligen Stuhle der Apostel Alexander V saß, das ist in den ersten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, lebten zu Domremy, einem kleinen Dorfe an den Gränzen von Champagne, Burgund und Lothringen, zwei arme Bauersleute, davon hieß der Mann Jakob von Ark, Isabelle Romée, so hieß seine Frau. Das waren nach den einstimmigen Aussagen vieler Zeugen, unter deren Augen sie wandelten, fromme,

rechtschaffene Landleute, unbescholtenen Rufes. Sie dienten, wie uns die Zeugen erzählen, Gott mit einfältigem Herzen, erzogen ihre Kinder in Arbeit und Gottesfurcht, waren ehrbar in ihren Reden, gerecht in ihren Handlungen, und lebten mit ihren Nachbaren in christlicher Eintracht. Zwar war ihr Leben nicht gar zu leicht, denn nur mit saurem Schweiß gewannen sie gerade zur Nothdurft mit Ackerbau und ein wenig Viehzucht ihr tägliches Brod, aber sie aßen es zufriedenen Herzens, und theilten auch armen, hülfsbedürftigen Mitmenschen gern davon mit, auf daß auch ihnen einst Barmherzigkeit am großen Schuldtage von Gott zu Theil würde.

Es ist eine stille, freundliche und gesegnete Gegend, wo sie wohnten. Ein einsames, anmuthiges Thal, reich an schönen, weiten Wiesengründen, an schwellenden Saatfeldern, an Obstgärten und Weinbergen. Und mitten hindurch gleitet lustig die junge Maas, an freundlichen Dörfern, an stillen Kapellen und alten Schlössern vorüber. Oben aber auf den Höhen der Berge, da stehen noch die Trümmer alter, dunkler, vielhundertjähriger Waldungen, und die hohen Bäume, die stillen Zeugen vergangener Geschlechter und Tage, sie sehen mit ihren dürren Kronen, die schon so mancher Sturm geschüttelt, gar ernst und ehrwürdig hernieder, in das lachende fröhliche Thal mit seinen blumenreichen Wiesen, gerade wie das ernste, in sich gekehrte Greisenalter auf die blühende Jugend blickt, die von den Stürmen des Winters und dem Ernste des Todes nichts weiß.

Diese Gegend ist zwar nicht großartig und mannigfaltig, wie die Thäler des Hochgebirges, wo der Alpenhirte seine Heerden weidet am Fuße himmelhoher, schneebedeckter Felswände, denen die Flüsse entspringen; sie ist auch nicht handel- und wandelreich, wie die Thäler der großen Ströme mit den volkreichen Strassen des Krieges und

Handels, aber sie ist ein Bild gesegneten Fleißes und zufriedener Ruhe.

Das kleine Domremy selbst gehörte zur Pfarrey des nahen Dorfes Greux, liegt zwischen Neufschateau und Vaucouleurs, und war ein unmittelbares Hausgut der französischen Krone. In damaliger Zeit fast rings von fremden Herrschaften umschlossen und an den äußersten Gränzen Frankreichs gelegen, war die Treue und Anhänglichkeit der Bewohner jenes Landstriches zu ihrem alten Königshause nur um so mehr in dem stäten Kampfe erstarkt. In geistlichen Dingen gehörte Domremy nach Deutschland, sein Bischof war der von Toul, sein Erzbischof der von Trier. Und in jenen Zeiten, wo der deutsche Kaiseradler noch mächtig seine Flügel über die überrheinischen Lande des alten Frankenreiches ausbreitete, standen die großen Marksteine des Reiches, von Kaiser Albrecht aufgerichtet, nur wenige Stunden von Domremy entfernt.

Das kleine Haus, in dem Jakob von Ark und Isabelle Romée, seine Frau, vor mehr denn vierhundert Jahren gelebt, ist noch heutiges Tages zu sehen. Es ist auch leicht von den andern zu erkennen, denn man gewahrt über seiner gewölbten Thüre ein altes steinernes Bild einer gewappneten Frau, mit herabwallendem Haare, in knieender Stellung. Das Bild selbst ist von der Zeit schon halb verstümmelt; noch wohlbehalten aber stehen darunter in der Wölbung der Thüre drei Wappen. Das zur Rechten stellt ein nacktes Schwerdt dar, die Spitze nach oben gekehrt und eine Königskrone tragend; das zur Linken führt drei Pflugschaaren; zwischen beiden Wappen in der Mitte aber erblickt man die drei Lilien, das alte Wappen Frankreichs und über diesen endlich einen Büschel von Aehren und Weintrauben mit der Ueberschrift: **Es lebe die Arbeit! es lebe König Ludwig!** und die Jahreszahl 1481.

Nun hätte der gute Jakob von Ark sicherlich es sich nicht träumen lassen, daß nach so vielen hundert Jahren nicht leicht ein Fürst oder armer Handwerksmann des Weges ziehen würde, der nicht eine Weile vor seinem ärmlichen Hause stille hielte und das knieende Frauenbild mit den drei Wappen über der Thüre betrachtete. Und doch ist es also, obschon bald ein halbes Jahrtausend vorübergegangen und manches mächtige Haus und stolze Geschlecht in Vergessenheit gesunken, daß man seine Stätte nicht mehr findet und seinen Namen nicht mehr kennt. Und es wird auch stets so bleiben, so lange noch Dankbarkeit im Herzen der Menschen wohnt, und das um keiner andern Ursache willen, als weil die Hand Gottes über diesem Hause war und hier Johanna von Ark, um die Zeit, als man zählte nach Christi Geburt vierzehnhundert und eilf Jahre, geboren ward.

Sie ist jenes knieende Frauenbild in dem ritterlichen Waffenschmucke, und ihrem Geschlechte ward jenes Wappen mit dem gezückten Schwerdte und der Königskrone, zu einem ewigen Gedächtniß dessen verliehen, daß sie es war, die von dem Pfluge ihres Vaters, wie jenes andere Wappen mit den drei Pflugschaaren es bezeichnet, ihrem König in seiner Bedrängniß zu Hilfe geeilt und mit der Spitze ihres Schwerdtes die Lilienkrone Frankreiches wiedergewonnen.

Der Wahlspruch aber ihres Hauses: **es lebe die Arbeit! es lebe König Ludwig!** den mag jeder in Ehren halten, denn wird er damit auch keine Königskrone erkämpfen, wie Johanna die Heldenjungfrau, so wird er doch Aehren und Trauben gewinnen und ruhig leben, wie die frommen Eltern der Jungfrau.

Drittes Kapitel.

Von dem Lebenswandel der Jungfrau in ihren kindlichen Tagen.

Johanna hatte noch drei Brüder und eine Schwester, sie zeichnete sich aber von frühauf vor allen übrigen als ein ganz besonders gutes und frommes Kind aus. Noch gegenwärtig sind uns über ihre Kindheit die Aussagen von mehr denn dreißig Augenzeugen jeden Ranges erhalten, von Hohen und Niedern, von Rittern und Priestern, von königlichen Beamten und Landleuten, von Frauen und Männern. Sie alle stimmen einhellig darin überein, daß ihr Wandel von Kindheit an rein und unsträflich gewesen. Fast ein Jeder dieser Zeugen weiß eine besondere Tugend an ihr zu preisen, die er sie ausüben gesehen. Sie war nach diesen gerichtlichen Aussagen eines sehr sanften und mitleidigen Herzens, einfältig und arglos, aber von hellem und klugem Verstande, züchtig in Rede und Wandel, fleißig in der Arbeit, demüthig, still und bescheiden und frei von Zorn und Ungeduld, aber von kühnem unerschrocknem Muthe in der Erfüllung ihrer Pflicht.

Vor allem aber wissen sie uns nicht genug ihre Frömmigkeit zu rühmen, denn eine brennende Liebe zu dem ewigen Schöpfer alles Guten und Schönen und eine gänzliche Ergebung in seinen Willen, das war das goldene Band das alle ihre Tugenden umschlang und die klare Quelle der sie entströmten. In Haus und Wald und Feld, berichten die Zeugen, überall war Gott ihr gegenwärtig und er ihr leitender Stern in Glück und Unglück. Sein Haus, das Haus Gottes, war ihre eigentliche Wohnung, und wenn sie nur konnte, am Morgen und Abend, wohnte sie dort dem Gottesdienste bei. Sie ging häufig und gern mit großer Reue ihre Sünden zu beichten und sich mit dem Brode des Lebens zu stärken. Hörte sie auf

dem Felde die Glocke das Volk zum Gebete rufen, und war ihr der Weg zur Kirche zu weit oder die Arbeit zu dringend, dann fiel sie unter freiem Himmel auf ihre Kniee nieder und betete. Am liebsten, so erzählen die Zeugen weiter, sprach sie von Gott und der heiligen Jungfrau. Wenn andere Mädchen nach der Arbeit müßig, scherzend und lachend die Straßen auf und abgiengen, dann fand man sie still in der Kirche in einem Winkel betend oder auf ihren Knieen vor einem Kreuze, den Blick in tiefer Andacht auf den Heiland oder die schmerzensreiche Mutter geheftet. Dabei aber war sie nicht trübselig und düster, sondern fröhlich und liebte ein fröhliches Gesicht. Nie hat ihr auch Jemand vorgeworfen, daß sie sich ihrer Gnaden und ihrer Andacht überhoben habe. Geduldig hörte sie manche Neckerei ihrer Gespielinnen an, die nichts an ihr zu tadeln fanden als ihre übergroße Frömmigkeit. Sie selbst tadelte Niemand, wer nicht so lebte wie sie, war gegen Jedermann freundlich und liebreich und half und tröstete, wo sie nur konnte, also daß Johann Morel, ein Landmann von Greux, noch in seinem siebzigsten Jahre von ihr bezeugte, alle Bewohner des Dorfes hätten das fromme Kind lieb gehabt. Ein anderer Landmann, Simonin Musnier, bezeugte, als er krank gewesen, habe sie ihn mit der größten Sorgfalt gewartet, und ihm mit liebreichem Herzen Trost zugesprochen; ein dritter Zeuge erzählt, ihr Mitleid mit den Armen sei so groß gewesen, daß sie ihnen nicht nur bei ihren Eltern und Freunden ein Obdach verschafft, sondern ihnen auch ihr eigenes Bett hergegeben und selbst auf dem Herde geschlafen habe. Ja manchmal ließ ihr warmes Herz sich von der Noth Anderer so hinreißen, daß sie ihnen auch das gab, was eigentlich ihren Eltern gehörte. Das Geld welches ihr von den Almosen übrig blieb, das gab sie dem Priester zur Feier des heil. Meßopfers. Auch Perrin, der Küster von Domremy, bezeugte, sie habe ihm mehrmal bittere Vorwürfe darüber gemacht, weil er manchmal

am Abend zum Ave Maria zu läuten verabsäumt, und sie habe ihm Geld zur Belohnung versprochen, wenn er künftig ordentlicher darin seyn wolle.

In ihrer frühern Kindheit half sie ihren Brüdern in der Feldarbeit und trieb die Thiere ihres Vaters und die Heerde des Dorfes abwechselnd mit andern Kindern auf die Weide, später brauchte die Mutter sie mehr in der Haushaltung, und sie hatte im Spinnen und Nähen eine große Geschicklichkeit.

Unter den Mädchen des Dorfes hatte sie einige vertrautere Freundinnen, sonst war ihr der Umgang mit ehrbaren Frauen am liebsten, aber auch mit kleineren Kindern wußte sie sich wohl zu unterhalten, und sie waren gern bei ihr.

Eine Erholung für sie war der wöchentliche Bittgang nach einer kleinen Waldkapelle, die Einsiedelei unserer lieben Frau von Bermont genannt. Es lag dieser stille Ort auf einer Anhöhe hinter dem Dorfe in der Nähe eines alten Eichenwaldes. Noch heute ist die Stätte mit den Trümmern des Gotteshauses bedeckt und ihre Aussicht hinab in das lachende Thal recht dazu gemacht das Gemüth zu dem zu erheben, der Feld und Wald so reich geschmückt, daß sie schöner sind denn alle Pracht der Fürsten. Dieser Ort stand auch in der ganzen Umgegend in besonderer heiliger Ehrfurcht und er scheint, wie so viele unserer berühmten gnadenreichen Wallfahrtsorte, einer von denen gewesen zu seyn, wo schon im grauesten Alterthum die Väter ihren heidnischen Gottesdienst gefeiert, wo dann die ersten Lehrer und Märtyrer des Evangeliums am frühesten die Lampe vor dem Altare des wahren Gottes angezündet, von der dann die umliegenden Kirchen, eine um die andere, ihr Licht empfangen. Daher gingen noch allerlei geheimnißvolle Sagen darüber unter dem Volke.

Nicht weit nämlich von der Kapelle floß ein heilkräftiger Born, aus dem die Fieberkranken zu trinken pfleg-

ten. Von ihm erzählte die Sage, dort hätten in den alten heidnischen Zeiten die Feen gewohnt und noch jetzt ließen sie sich sehen und könne man dort wunderkräftige Zauberwurzeln finden. Nicht fern davon stand ein herrlicher alter Buchenbaum, allem Volke ringsum unter dem Namen Schön Mai oder Feenbaum bekannt. Mit seinen dichtbelaubten breiten Aesten, die sich bis hinab auf die Erde zu einem grünen Zelte senkten, war er die Freude und der Festplatz der ganzen Gegend. Jeden Frühling, an dem Sonntag, wo man in der Kirche beim Introitus: lätare Jerusalem singt, zog der Herr des Schloßes von Domremy mit seinem Hause und der fröhlichen Jugend des Dorfes im festlichen Zuge zum Feenbaum. Die Kinder tanzten singend um den Baum herum, gingen zu dem Borne hin, pflückten Blumen und flochten Gewinde und Kränze und schmückten damit die grüne Buche. Der Herr von Domremy gab ihnen Wein und Brod und im Dorfe wurden für diesen Tag, den man nur Bornsonntag nannte, besondere kleine Brode gebacken. Auch dieses Fest ist wahrscheinlich noch ein altes Opferfest der heidnischen Zeit, welches das Christenthum in ein fröhliches Maifest umgewandelt.

Johanna feierte diesen Tag mit den übrigen Kindern, aber sie pflegte dabei mehr zu singen als zu tanzen, wie uns die Zeugen berichten, und wenn sie auch manchmal mit ihren Blumen den herrlichen Baum schmückte, dann waren doch ihre meisten Kränze dem Muttergottesbilde in der Waldkapelle bestimmt, vor dem sie jeden Samstag Lichter anzündete und andächtig betete.

Mehr als zweihundert Jahre später sah Edmund Richer, der fleißige Lebensbeschreiber der Jungfrau, noch diesen Baum in seiner vollen Pracht und es wurden noch ganz dieselben Spiele unter ihm gefeiert. So ruhig floßen einst die Jahre auf dem Lande dahin, jeden Frühling sproßen neue Blumen um den Born und tanzt ein neues Geschlecht um ihn her und weiß nicht daß seine

Vorväter so thaten und die Enkel später Jahrhunderte eben so thun werden.

Als später das Schwerdt der Jungfrau die Feinde ihres Königs so hart traf und sie darum ergrimmten, suchte ihre Bosheit der Jungfrau aus diesem Feste und ihren frommen Bittgängen nach der stillen Waldkapelle ein Verbrechen zu machen. Dort habe sie an dem verrufenen Feenorte böse Zauberkünste getrieben, und diesen seyen ihre Siege zuzuschreiben und nicht der mächtigen Hand Gottes. Johanna, die vor aller Zauberey und allem, was sich nicht auf Gott gründete, einen tiefen Abscheu hatte, erwiederte ihnen aber auf ihre Fragen über die Feen und Zauberwurzeln:

Ich habe zwar zum öfteren von alten Leuten erzählen hören, die aber nicht zu meiner Verwandtschaft gehörten, daß die Feen diesen Ort besuchen. Ja die Bürgermeisters Frau von Aubery, meine Pathin, Namens Johanna, hat mir sogar erzählt, sie selbst hätte diese Feen gesehen; ob das aber wahr ist oder nicht, das weiß ich nicht. Was mich angeht, so habe ich nie, so viel ich weiß, die Feen unter diesem Baum gesehen, ob ich sie anderswo gesehen habe oder nicht, davon weiß ich nichts."

„Ich habe meinen Bruder erzählen hören, man sage in meiner Heimath, mir sei meine Sendung unter dem Feenbaum geworden. Das ist aber nicht wahr und bin ich ganz dagegen. Ich weiß nichts davon, daß die Heiligen mir unter dem Feenbaum erschienen wären. Als ich vor meinen König kam, fragten mich einige ob es nicht in meiner Heimath einen Wald gäbe das Eichenholz genannt, weil Prophezeihungen verkündeten, von diesem Holze würde eine gewisse Jungfrau kommen, die wunderbare Dinge verrichten würde. Ich hatte aber keinen Glauben hieran. Nie habe ich eine Zauberwurzel gehabt. Man hat mir gesagt es gäbe eine solche in der Nähe meines Dorfes, aber ich habe nie eine gesehen. Man hat mir auch gesagt es wäre gefährlich und sündhaft eine zu haben und end-

lich weiß ich auch nicht wozu sie dienen soll. Ich habe zwar sagen hören, man könnte damit sich Geld verschaffen, allein ich glaube Nichts davon. Nie haben mir die Stimmen meiner Heiligen etwas darüber gesagt."

So erwiederte die Jungfrau, frei von allem Aberglauben, in einer Zeit wo gewiß manche gelehrtere Männer als sie an die Kräfte einer Zauberwurzel oder Wünschelruthe glaubten; ihr Herz war auch mit ganz anderen Sorgen erfüllt als Geld aus den Bergschachten durch Zauberkünste zu locken, es war das Unglück ihres Königs und ihres Vaterlandes das ihr zumeist am Herzen lag, und wofür sie keine Zaubersprüche aber heiße Gebete zum Himmel sendete.

Denn so fern auch Domremy von den großen Straßen und Städten des Reiches lag, so drang doch auch in sein stilles Thal das wilde Kriegsgetümmel der damaligen schrecklichen Zeit. Ganz Frankreich war ja in zwei Partheien zerrissen, in die des Hauses Orleans, auch die armagnakische genannt, und in die des Hauses Burgund. Lange wütheten beide furchtbar gegen einander, bis zuletzt die Burgundische, als Rache für die Ermordung ihres Hauptes, das blutende Reich und seinen unglücklichen, von furchtbarem Wahnsinn befallenen König, an England, den alten Erbfeind verrieth. In Domremy hielten alle, mit Ausnahme eines Einzigen, fest an ihrem alten Königshause. Ein anderes Dorf aber ganz in der Nähe hielt es mit Burgund. Und so sehr hatte dieser schreckliche Bürgerkrieg die Gemüther wider einander entflammt, daß schon die Kinder mit der Muttermilch Haß und Feindschaft gegen einander einsogen. Abends nach der Arbeit zogen die Kinder der beiden friedlichen Dörfer zum Krieg wider einander aus. Johanna einst bestimmt die kühnsten Ritter Frankreichs im Kampfe anzuführen, erinnerte sich nicht, je an diesen Kinderkriegen Antheil genommen zu haben, wohl aber habe sie mehrmals die Kinder ihres

Dorfes blutend und schwer verwundet heimkehren sehen. Auch gestand sie, sie hätte jenem Einen, der es aus ihrem Dorf mit den Burgundern gehalten, gewünscht, daß ihm der Kopf abgeschlagen würde, doch setzte ihr frommes Herz, das in allem auf Gott sah, hinzu, vorausgesetzt daß es Gottes Wille wäre. So mußte selbst Johanna, die mit jedem Leiden so großes Mitleid hatte und die Milde und Sanftmuth selbst war, die furchtbare Gewalt jenes finsteren Geistes des tödlichen Haßes erfahren, der die Bürgerkriege vor allen andern Kriegen so schrecklich macht. Sie scheint sich aber auch mit diesem Einen ausgesöhnt zu haben, da sie ein Kind mit ihm aus der Taufe hob. Er selbst sprach nur mit großer Ehrfurcht von ihr. Als man sie ein andermal fragte, ob sie in ihrer Jugend ein lebhaftes Verlangen getragen habe den Burgundern zu schaden, erwiederte sie mit edler Einfalt: ich habe von Grund meines Herzens gewünscht, daß mein König sein Reich wieder erlange. Und so hat sie sich auch stäts bewährt und mit ihren besiegten Feinden geweint und ihre Thränen getrocknet.

So wandelte Johanna ihren stillen Weg unter den armen Leuten des Thales und wer sie sah, der hatte sie lieb. Und dieses von allen Zeugen so hochgepriesene Mägdlein, von dem der Pfarrer und die Leute des Dorfes sagten, sie sey das beste Kind der ganzen Gemeinde gewesen, von dem der Ritter Albert Herr von Urchiis gerichtlich bezeugte, er habe sehnlichst gewünscht der Himmel hätte ihm eine so gute Tochter verliehen, dieses Mägdlein das später durch unerhörte Thaten alle Völker des Abendlandes staunen machte, es konnte weder lesen noch schreiben und seine armen Eltern hatten es nichts zu lehren vermocht als das Vater unser und das Glaubensbekenntniß. Man konnte daran wohl erkennen wie viel mehr ein Herz vermag, das sich Gott ganz hingegeben und seiner Kraft voll ist, denn alle Gelehrsamkeit und Weisheit.

Auch das, was wir in den Legenden so vieler Heiligen lesen, wie nämlich ihr innerer Friede und die Macht ihrer Liebe sich auch über die unvernünftigen Geschöpfe erstreckt, wird uns gleichfalls in einem alten Tagebuch von der Jungfrau berichtet. Als sie noch klein gewesen, und die Schafe gehütet, da seyen, wie ihre Anhänger erzählten, die Vögel des Waldes und des Feldes, wenn sie ihnen gerufen, zu ihr wie zu einer vertrauten Gespielin geflogen, und hätten ihr das Brod aus dem Schooße gepickt. Es mag dieses nun Wahrheit seyn oder eine schöne Sage, womit die Liebe des Volkes seine fromme Heldin geschmückt, gewiß ist, daß als später ihre ergrimmten Feinde alles aufboten ihren reinen Ruf zu beflecken und darum Einen in ihre Heimath sandten dort Erkundigungen über ihren Lebenswandel einzuziehen, dieser heimkehrte und ihnen berichtete, er habe nichts über die Jungfrau gehört als was er nicht gern an seiner eigenen Schwester gesehen. Dies hat Johann Moreau, ein Bürger von Rouen, bezeugt. Und dieses Zeugniß ihrer Feinde von der allgemeinen Liebe und Verehrung der Menschen für die Jungfrau, ist schöner und höher, als daß die Vögel des Waldes ihr das Brod aus dem Schooße gepickt.

Viertes Kapitel.

Von den göttlichen Gesichten der jungen Johanna.

Als Johanna so auf den Wegen der göttlichen Liebe wandelte, kam die Zeit heran, wo die Hand Gottes wunderbarer Weise in ihr verborgenes Leben eingriff, um sie dem hohen Ziele zuzuführen, das ihr auf Erden bestimmt war. Weil nun aber keinem anderen Menschen die Gnade zu Theil ward die heiligen Boten zu schauen, durch die er ihr seinen Willen kund that, darum wollen wir sie hier

selbst sprechen lassen und das zusammenstellen, was sie später darüber vor ihren Richtern ausgesagt hat.

„Alles was ich Gutes für Frankreich gethan habe, das habe ich durch die Gnade und auf den Befehl Gottes, des Königs des Himmels, gethan, wie er durch seine Engel und Heiligen es mir offenbart hat, und Alles was ich weiß, weiß ich einzig und allein durch die Offenbarungen und auf den Befehl Gottes.

„Auf sein Geheiß bin ich zu König Karl VII, dem Sohne König Karls VI gegangen. Ich hätte mich lieber von Pferden zerreißen lassen, als daß ich ohne die Erlaubniß Gottes zu ihm gegangen wäre; in Gottes Hand sind alle meine Thaten und Handlungen; auf ihn und auf nichts anderes war dabei alle meine Hoffnung gegründet; Alles was seine heiligen Stimmen mir aufgetragen, habe ich nach meinen besten Kräften, so weit ich sie verstand, vollbracht; sie haben mir nichts geboten und versprochen als mit der Erlaubniß und dem Wohlgefallen Gottes und was ich auf seinen Befehl gethan, davon glaube ich recht gethan zu haben.

„Wollte ich alles sagen, was mir Gott geoffenbart hat, es würden acht Tage nicht hinreichen. Wie die Heiligen aber zum erstenmal zu mir gekommen sind, das geschah also: Es sind nun sieben Jahre, es war an einem Sommertage um die Mittags Stunde, ich mochte ohngefähr dreizehn Jahre alt seyn und befand mich in dem Garten meines Vaters, da hörte ich zum erstenmal mir zur Rechten nach der Kirche hin eine Stimme und es stand eine Gestalt in hellem Glanze vor meinen Augen. Sie hatte das Aussehen eines recht guten und tugendhaften Menschen, sie trug Flügel, war von allen Seiten von vielen Lichtern umgeben und von den Engeln des Himmels begleitet. Denn die Engel kommen oft zu den Christen, ohne daß diese es gewahren, ich selbst habe sie oftmal unter ihnen gesehen. Es war das der Engel Michael. Es schien mir

eine sehr ehrwürdige Stimme, aber ich war damals noch ein junges Kind und hatte große Furcht vor der Gestalt und zweifelte sehr ob es der Engel sey. Erst als ich sie dreimal vernommen erkannte ich, daß es seine Stimme sey; er lehrte und zeigte mir so Vieles, so daß ich fest glaubte er sey es. Ich habe ihn und die Engel mit meinen eigenen Augen so deutlich gesehen, wie ich Euch meine Richter sehe; und ich glaube so fest an das, was er gesagt und gethan, als ich an den Tod und das Leiden unsers Herrn und Erlösers Jesus Christus glaube und was mich zu diesem Glauben bewegt, sind der gute Rath, der Beistand und die guten Lehren, die er mir geleistet und gegeben.

„Der Engel sagte mir: vor Allem sollte ich ein gutes Kind seyn, mich gut aufführen und fleißig in die Kirche gehen. Gott würde mir auch beistehen. Er erzählte mir von dem großen Erbarmen das Gott mit Frankreich habe und wie ich meinem König müßte zu Hülfe eilen. Er sagte mir auch: die heilige Katharina und Margaretha würden zu mir kommen und ich sollte thun, was sie mir befehlen würden, sie seyen auf Gottes Geheiß gesandt mich zu führen und mir mit ihrem Rath in dem beizustehen, was ich zu thun hätte.

„Die heilige Katharina und Margaretha sind mir, wie der Engel vorgesagt, darauf erschienen, sie geboten mir mich aufzumachen und zu Robert von Baudricourt, des Königs Hauptmann von Vaucouleurs zu gehen, er würde mich zwar mehrmals abweisen, zuletzt aber doch einwilligen und mir Leute geben, die mich in das Innere Frankreichs zum König führen würden und dort würde ich die Belagerung von Orleans aufheben. Ich erwiederte ihnen, wie ich nur ein armes Kind sey, das kein Roß zu reiten und keinen Krieg zu führen verstünde. Sie sagten mir: ich sollte mein Banner kühn führen, Gott würde mir helfen, mein König würde sein ganzes Reich wieder gewinnen,

seine Feinde möchten nun wollen oder nicht. Gehe getrost, sprachen sie, und wenn du zu deinem König kommen wirst, dann wird ein schönes Zeichen geschehen, auf daß er dir glaube und dich willkommen heiße. Sie haben mich sieben Jahre hindurch geführt und mir in allen meinen Nöthen und Arbeiten Beistand geleistet, es vergehet gegenwärtig kein Tag, daß sie nicht zu mir kommen. Gebeten habe ich sie um nichts als für meine Kriegsfahrt und daß Gott den Franzosen beistehen wolle und ihre Städte beschützen; für mich selbst habe ich keinen andern Lohn verlangt als das Heil meiner Seele. Schon das erstemal als ich ihre Stimme hörte, gelobte ich Gott von freien Stücken eine reine Jungfrau an Leib und Seele zu bleiben, wenn es also dem Willen Gottes wohlgefällig wäre, und sie haben mir auch versprochen mich ins Paradies zu führen, wie ich es von ihnen begehrt habe.

„Die Heiligen haben mir nicht geboten ihre Erscheinungen geheim zu halten, ich fürchtete mich aber sehr sie zu offenbaren, aus Angst die Burgunder würden meine Reise zum König verhindern und ganz besonders fürchtete ich meinen Vater, er möchte sie verhindern. Sonst stellten die Stimmen selbst mir es frei, ob ich es meinen Eltern sagen wollte oder nicht, ich hätte es aber nicht um die Welt gethan. In allem Uebrigen habe ich Vater und Mutter genau gehorcht, daß ich es hierin nicht that und ohne ihr Wissen wegging, deßhalb glaube ich mich frei von Schuld, denn ich ging auf Befehl Gottes und da Gott es mir befahl, so wäre ich gegangen, hätte ich auch hundert Väter und hundert Mütter gehabt und wäre ich eines Königs Tochter gewesen.

„Daß ich die Stimmen der Heiligen an dem Feenbaum gehört hätte, davon weiß ich nichts, wohl aber sah ich sie an der Quelle, weiß aber nicht mehr, was sie mir damals sagten. Seit ich wußte, ich müße ins Innere Frankreichs gehen, habe ich überhaupt an den Spielen und

Belustigungen unter dem Feenbaum so wenig Antheil mehr genommen als ich konnte. Ich glaube nicht, daß ich unter diesem Baume getanzt habe, seit ich ins verständige Alter trat.

„Selten sehe ich die Heiligen ohne daß sie von einem Glanze umgeben sind, ich sehe ein Gesicht, von ihren Kleidern, ihren Haaren, ihren Armen und ob sie überhaupt sonst bildliche Glieder haben, davon weiß ich nichts zu sagen. Ich sehe sie stäts unter derselben Gestalt und nie habe ich in ihren Reden einen Widerspruch wahrgenommen, ich weiß eine von der andern wohl zu unterscheiden, ich erkenne sie an dem Klange ihrer Stimme und an ihrem Gruß, denn sie nennen sich mir wenn sie zu reden beginnen. Bin ich im Walde, so höre ich sie zu mir kommen. Die heilige Katharina und Margaretha tragen überaus kostbare und reiche Kronen, wie das auch billig ist; ich verstehe recht gut was sie sagen, sie haben eine liebliche, sanfte, demüthige Stimme und sprechen sehr würdig und gut und zwar in französischer Sprache. Ich wollte Jeder hörte sie so deutlich als ich. Vor der Befreiung von Orleans und nachher haben sie mehrmal, wenn sie zu mir sprachen mich „Johanna die Jungfrau" und „Tochter Gottes" genannt. Von Zeit zu Zeit heißen die heilige Kartharina und Margaretha mich auch zur Beichte gehen.

„Sie kommen oft ohne daß ich sie rufe, und würden sie nicht bald kommen, so bitte ich unsern Herrn, daß er mir sie senden möchte. Ich habe sie noch nie bedurft, ohne daß sie gekommen wären. Ich habe eine große Freude, wenn der heilige Michael und die Engel und die beiden Heiligen zu mir kommen, denn ich glaube, daß ich dann in keiner Todsünde bin; sonst meyne ich, würden sie mich alsbald verlassen. Wenn sie mir erscheinen, erweise ich ihnen alle Ehren, die ich nur immer kann und nie kann ich ihnen genug erweisen, denn ich weiß, daß sie es sind, die im Himmelreich wohnen. Ich habe auch bei der Messe in die

Hand des Priesters Kerzen geopfert, um sie vor dem Bilde der heiligen Katharina anzuzünden zur Ehre Gottes, der heiligen Jungfrau und der heiligen Katharina und nie habe ich deren so viele angezündet, als ich es gern der heiligen Katharina und Margaretha gethan hätte. Ich habe ihre Bilder auch mit Blumenkränzen geschmückt, und wenn sie zu mir kommen, kniee ich vor ihnen nieder, wenn ich es manchmal nicht that, so habe ich sie um Vergebung und Verzeihung gebeten. Als St. Michael und die Engel von mir schieden, küßte ich auch die Erde, wo sie standen und beugte mich vor ihnen. Die heilige Margaretha und Katharina habe ich beide mit meinen Armen umfangen, ich höre ihre Stimmen gegenwärtig alle Tage und habe das auch wohl Noth, denn ohne ihre Stärkung wäre ich schon gestorben; ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen und glaube so fest an sie als ich an das Daseyn Gottes glaube."

Das ist es, was sie sebst über die wunderbare Weise gesagt hat, wie Gottes Gebot an sie ergangen, das Schwerdt für ihren König zu erheben und diese Erscheinungen hat sie troß aller Leiden und Drohungen unerschütterlich behauptet und als sie schon in den Flammen des Scheiterhaufens stand, noch laut verkündet. Aber es war eine mühsame schwere Bahn, sie forderte einen höheren gottbegeisterten und gottergebenen Heldengeist, der jeden Spott, mit dem die Welt das unbekannte Mägdlein empfing, jede Zurückweisung und jeden Druck des Schicksals demüthig und geduldig, wie es einer Gottesbetin geziemte, zu ertragen vermochte, und der kühn wie ein Löwe, Schwerdter und Flammen zur Rechten und Linken, das Banner Gottes mitten hindurch trug. Denn wie sollte sie, das hülflose unbekannte Kind armer Hirten, die ungläubige Welt überzeugen, daß Gottes Barmherzigkeit sie wunderbarer Weise zu seiner Gesandtin erwählt und mit seiner Macht ausgerüstet habe? Wie sollte sie von den fernsten Gränzen

rankreichs mitten durch die Feinde hindurch zu ihrem König gelangen und den Hoffnungslosen bereden ihr sein eztes Heer anzuvertrauen? Und hatte sie dieses von ihren reunden erreicht, dann begann erst ihre Bahn in den Schlachten vor den Feinden. Doch der Geist, der diese Heldenjungfrau beseelte, war kein schwacher, kein verzagter, e beugte sich tief in Demuth vor Gott, vor den Menschen ber trug sie kühn und unverzagt sein Banner, und die lugen nach dem Himmel gerichtet, schritt sie festen Fußes ber alle Abgründe, und erreichte siegreich das hohe Ziel u dem er sie durch seine Heiligen aufgerufen.

Das kleine Bild, das dieser Geschichte voransteht, ellt die Jungfrau dar, wie dem Kinde von Lämmern nd Vögeln umgeben die himmlischen Boten erscheinen ben in der Höhe sitzt das Jesuskind, ihm zur Seite nieen der heilige Ludwig und Karl der Große, Gottes armherzigkeit über ihr Land, das unglückliche Frankreich, erabrufend. Zu ihrer Rechten steht Sankt Michael und dert sie zum Kampfe auf, zur Linken reichen ihr Sankt atharina und Margaretha Schwerdt und Banner, über r stehen die drei Wappen und die Aehren und Trauben it der Inschrift, ganz so, wie sie noch heutiges Tages er dem Hause der Jungfrau zu Domremy in Stein genen zu sehen sind.

Fünftes Kapitel.

Wie die Jungfrau Johanna das väterliche Haus verließ.

Johanna stand mit ihrem großen Geheimniß ganz ein in der Welt, sie hatte Niemand, dem sie sich hätte trauen können, und daß sie vor Allem ihren Vater rchtete, deßen hatte sie wohl Ursache, denn wie hätte sie n sollen bereden, an Erscheinungen zu glauben, die nur

sie sah; anders aber war nicht daran zu denken, daß er sie hätte ziehen lassen, es stand vielmehr von seiner strengen Ehrbarkeit das Schlimmste zu befürchten. Merkwürdiger Weise hatte der alte Ark eine dunkele Ahnung von dem Schicksale seiner Tochter, und Johanna wurde darum aufs strengste von ihren Eltern bewacht. Es waren nämlich ohngefähr zwei Jahre verflossen, seit sie die Heiligen zum erstenmal gesehen, als ihre Mutter ihr zum öftern erzählte, wie der Vater sage, ihm habe geträumt, sie würde mit Kriegsleuten von dannen ziehen; er habe darum auch zu ihren Brüdern gesagt, wenn ich wüßte, daß das einträfe, was mir von dem Kind geträumt hat, so wollte ich, ihr ertränktet sie; und würdet ihr es nicht thun, dann wollte ich es selbst thun. Wenn so der Vater, der doch ihre Frömmigkeit und Tugend kannte, von ihrer Kriegsfahrt dachte, was erst hatte sie von der Welt für einen Empfang zu erwarten, die sie nicht kannte?

Uebrigens aber konnte es doch nicht ausbleiben, daß ihr nicht manchmal ein Wort von dem entschlüpfte, was Tag und Nacht ihr Herz beängstigte. Ein Schildknappe hat später bezeugt, sie habe ihm zum öftern gesagt, sie wolle in das innere Frankreich gehen. Eben so bezeugte ein Landmann, sie habe zu ihm gesagt: Gevatter, wäret ihr kein Burgunder, so wollte ich euch etwas erzählen. Der Mann hatte in seiner Einfalt damals geglaubt, sie spräche von einer Heirathsgeschichte. Zu einem dritten sagte sie: es gäbe zwischen Compey und Vaucouleurs ein Mädchen, das würde es zuwege bringen, daß der König von Frankreich, ehe ein Jahr verlaufen, gesalbt würde. Und dieß ist eine sehr merkwürdige Prophezeiung, die in Erfüllung gegangen und die der Mann selbst, an den sie geschehen, endlich vor Gericht bezeugt hat. Noch deutlicher sprach sie endlich zu einem andern Landmann, welcher bezeugt, sie habe ihm mehrmal gesagt, sie würde Frankreich und sein königliches Blut befreien.

Aber es verlief unterdessen ein Jahr um das andere, die Stimmen der Heiligen, die sie zum Aufbruche mahnten und ihr geboten, zu des Königs Hauptmann nach Vaucouleurs zu gehen, wurden immer häufiger, immer dringender, und doch wollte sich keine Gelegenheit dazu zeigen. Ja es schien alles sie daran verhindern zu wollen. Denn es drang um diese Zeit eine burgundische Rotte in die Gegend von Domremy; die Hirten und Bauern, die wohl wußten, wie übel diese Gäste hausten, flohen mit ihren Heerden die Maas hinauf ins Lothringen, nach dem befestigten Städtchen Neufschateau. Dorthin flüchtete sich auch der alte Ark mit seiner Familie, und nahm seine Herberge bei einer ehrbaren Frau, die eine Art Wirthschaft hatte. Auch hier trieb sie ihr Herz stets zu Gott in die Kirche, und während der paar Tage, wo sie hier verweilte, ging sie zwei- oder dreimal bei den Franziskanern zur Beichte. Sonst weidete sie die Heerde ihres Vaters oder half, wie ausdrücklich bezeugt wird, unter den Augen ihrer Eltern ihrer guten Wirthin in der Wirthschaft. Und dieses ist der ganze Grund, worauf jene falsche Nachricht ruht, die später von so Vielen, in der Absicht die Jungfrau in ein verächtliches Licht zu stellen, und manches Wunderbare aus ihrem Leben zu erklären, wiederholt ward, als habe die Jungfrau von Orleans lange Zeit in einem Wirthshaus gedient, dort mit den Pferden welche sie in die Schwemme geritten, umzugehen sich gewöhnt, und manches andere gelernt, was junge Mädchen sonst nicht zu lernen pflegten. Diese ganze Nachricht ist, wie aus den Acten hervorgeht, durchaus grundlos und erfunden.

Der Aufenthalt in Neufschateau wurde dem armen Mädchen ganz unerträglich, denn sie war nun noch weiter von Vaucouleurs entfernt, und der Gedanke, ihrem König zu Hülfe zu eilen, drückte mit jedem neuen Unglücke, das die Lage des Reiches noch verzweifelter machte, nur noch

mehr auf ihr Herz; sie hatte Tag und Nacht keine Ruhe, und wurde von der innern Angst ganz krank. Wenn man sie aber fragte, was ihr fehle, sagte sie nichts weiter als, sie wohne nicht gerne hier, das mache sie krank, sie wäre lieber in Domremy. Sie lag auch deßhalb ihren Eltern so lange an, bis diese nach vier oder höchstens fünf Tagen, als die Ersten, wieder in das Dorf zurückkehrten, das die Burgunder unterdessen verlassen hatten.

Aber dieses war nicht das einzige Hinderniß, das sich ihrem Wege entgegenstellte, es traf sie noch ein anderes und das von ganz besonderer Art. Ein junger Bursche nämlich, dessen Bewerbung sie zurückgewiesen, wußte kein besseres Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen, als daß er vorgab, sie habe ihm ein Ehegelöbniß gemacht und nun vor dem geistlichen Gericht zu Toul auf Vollziehung des Versprechens drang. Wie es scheint, unterstützten die Eltern diesen zudringlichen Freier, denn es mußte ihnen ohne Zweifel dieß das beste Mittel bedünken, sie zu verhindern, mit den Kriegsleuten fortzuziehen. Allein Johanna ließ sich nicht schrecken, sie bat ihre Heiligen um Beistand und diese hießen sie gutes Muthes seyn, denn sie würde ihren Prozeß gewinnen. Getrost ging sie nun nach Toul, gab dort die eidliche Versicherung, daß sie kein Versprechen eingegangen und wurde freigesprochen.

Sie ließ sich durch das alles nicht irre machen, und that endlich den ersten Schritt zur Ausführung ihres Entschlusses. Sie ging zu ihrem Oheim Durand Laxart, einem Landmann, der zwischen Domremy und Vaucouleurs wohnte, und zu dem sie ein besonderes Vertrauen hatte. Diesem sagte sie nun, sie wünsche eine Zeitlang bei ihm zu wohnen. Laxart war dieß zufrieden und bat ihre Eltern, sie möchten das Mädchen zu ihm lassen, damit es seine Frau in ihrer nahen Niederkunft verpflege. Die Eltern willigten darin ein und Johanna war so ihrer strengen Wachsamkeit befreit.

Es vergingen auch nicht acht Tage, als sie ihrem Oheim den Befehl Gottes, der an sie ergangen, offenbarte und ihm sagte, wie sie dem König Karl die Krone seiner Väter auf das Haupt setzen werde und darum zu dem Hauptmann nach Vaucouleurs müsse. Man kann sich das kopfschüttelnde Erstaunen des guten Bauern denken, als er diese wunderbare Rede von dem jungen Mädchen vernahm. Um seinen Unglauben zu besiegen, fragte sie ihn: ob er denn niemals von einer Prophezeiung gehört habe, wie Frankreich durch eine Frau würde in den Abgrund des Elends gestürzt und durch eine Jungfrau wieder gerettet werden. Sie sprach mit so unerschütterlicher Ueberzeugung, mit so festem Vertrauen auf den Erfolg, daß der gute Mann selbst anfieng, daran zu glauben, aber doch für das rathsamste hielt, sich selber vorerst zum Hauptmann aufzumachen, um einmal zu sehen, wie der die Sache aufnehmen würde. So that er auch. Allein der Hauptmann war ein derber, handfester Kriegsmann, der mehr auf ein gutes Schwerdt, als auf hundert gottbegeisterte Jungfrauen hielt. Als Laxart diesem nun mit seiner Geschichte herausrückte, gab er ihm den kurzen Bescheid, den er ihm zum öftern einschärfte, er möge dem Mädchen tüchtige Ohrfeigen geben, und es wieder heim zu ihrem Vater schicken. Denn der Hauptmann dachte nicht anders, als daß dieses eine Narrheit sey, von der man sie auf die besagte Weise heilen müsse.

Sechstes Kapitel.

Wie Johanna die Jungfrau selbst zu dem Hauptmann gieng.

Das war nun freilich eine wenig tröstliche Antwort, allein Johanna ließ sich nicht abschrecken. Sie erklärte ihrem Oheim, sie werde nun einmal durchaus zu dem

Hauptmann geben, davon könne sie nichts abhalten. Was wollte der gute Laxart machen, er entschloß sich in Gottes Namen mitzugeben, und so kamen sie beide um die Zeit des Himmelfahrtstages des Jahre 1428 nach Vaucouleurs. Und es hat hiebei der arme Bauer mit seinem schlichten Glauben, der nicht sogleich alles, was wunderbar und göttlich war, wegwarf, sich edler und weiser gezeigt, als der Edelmann, der Hauptmann Baudricourt. Dieser ließ ihr wieder sagen, er sey nicht Willens sie zum König zu schicken.

Es gelang ihrer Standhaftigkeit indessen doch vor ihn gelassen zu werden und belehrt durch ihre göttliche Stimme erkannte sie ihn auf der Stelle unter seiner Umgebung, obschon sie ihn zuvor nie gesehen. Sie verkündete ihm, wie der Ruf Gottes durch seine Heiligen an sie ergangen, wie sie auf das Geheiß ihres Herrn zu ihm gekommen sey, auf daß er dem König Karl entbôte sich wohl zu halten, vorerst aber keine Schlacht dem Feinde anzubieten, denn bevor die Fastenzeit halb sey, würde ihr Herr ihm Hülfe senden. Zwar gehöre das Königreich nicht ihm, sondern ihrem Herrn; dieser aber wolle, daß der Dauphin Karl König werde, und dieses Reich als ein Leben von ihm empfange. Und das würden seine Feinde nicht zu hindern vermögen, sie selbst aber würde ihn zur Krönung geleiten.

Der Hauptmann fragte darauf, wer denn ihr Herr sey, „der König des Himmels," entgegnete Johanna. Doch sie mochte sagen, was sie wollte, der Hauptmann war eben nicht zu bereden; das Höchste war, daß er über ihre Verheißungen an den König schrieb.

Die Jungfrau schied von ihm mit bekümmertem Herzen, sie blieb aber doch noch in dem Städtchen in Erwartung eines Beßeren, ihren Trost aber suchte sie wieder bei Gott. Sie wohnte bei einem Wagner, dessen Frau eine herzliche Liebe zu dem frommen wunderbaren Mädchen

gefaßt hatte. Beide giengen oft mit einander in die Kirche, Johanna beichtete dort sehr häufig und Einer der Geistlichen bezeugte später, daß er von ihrer Beichte sehr auferbaut worden sey. Ein anderer bezeugte, daß sie oft mit großer Andacht in seine Kirche gekommen sey, dort habe sie die Frühmessen und die Messen gehört und sey noch lange nach beendigtem Gottesdienste in der Kirche geblieben, um zu beten. Mehrmal sah er sie vor der Himmelskönigin knieen, bald mit gesenktem Haupte wie in tiefe Betrachtung versunken, bald das Antlitz und die Augen auf die Mutter des Erlösers gerichtet, mit dem Ausdruck der Liebe, der Hingebung und des Vertrauens.

Zu Hause beschäftigte sie sich mit Spinnen, allein der Gedanke fort zu müßen ehe alles verloren, brannte wie Feuer auf ihrer Seele. Ihre Wirthin bezeugte, weil sie nicht zum König gekonnt, sey ihr die Zeit so unendlich lang geworden, wie einer Frau, die ihre Niederkunft erwartet. Sie bat Jeden, er möge sie doch zum Heile des Königs zu ihm führen. „Ich muß durchaus zu ihm, denn mein Herr will es also. Diese Sendung ist mir von Seiten des Himmelskönigs anvertraut, ich würde hingehen und müßte ich auf meinen Knieen hinrutschen.“ Sie erinnerte ihre Wirthin auch an die damals allbekannte Prophezeihung, wie Frankreich durch eine Jungfrau von den Marken von Lothringen würde gerettet werden. Die Wirthin wurde dadurch und durch ihren auferbaulichen Wandel so betroffen, daß sie und viele Andere nun an ihre Verheißungen glaubten.

Der Hauptmann seiner Seits, der nun wohl gesehen, daß mit Ohrfeigen hier nichts auszurichten sey, konnte sich ihre Hartnäckigkeit nicht anders erklären, als sie müße vielleicht vom Teufel besessen seyn. Und so erschien er denn eines Tages, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit dem Pfarrer in ihrer Wohnung. Als Johanna den Priester feierlich mit der Stole bekleidet

hereintreten sah, kniete sie sogleich nieder, worauf dieser ehe sie sich's versah seine Beschwörung anfieng, sprechend: wenn du vom Bösen bist, dann weiche von hinnen, wenn vom Gutem so trete herzu. Johanna kam auf ihren Knieen herzu, sagte aber später über diesen Verdacht gekränkt: der Priester habe nicht wohl daran gethan, da er ihre Beichte gehört.

Nachdem dem Hauptmann nun auch dieses Mittel nichts geholfen, ließ er die Angelegenheit, wie es Leute seiner Art zu thun pflegen, auf sich beruhen, und die arme Johanna mußte unverrichteter Sache endlich wieder nach Hause zurückkehren.

Aber ihre innere Unruhe ließ sie nicht lange aushalten, denn die Zeit, da die Verheißungen der Heiligen in Erfüllung gehen sollten, nahte immer mehr heran. Schon zu Anfang der Fasten mußte der gute Larart, der durch alle Abweisungen sein Vertrauen nicht verlor, sie wieder nach Vaucouleurs führen. Da sie den Hauptmann aber noch ebenso gesinnt fand wie früher, so ließ sie sich nun nicht mehr länger halten und machte sich selbst zu Fuß auf den Weg, von ihrem Oheim und Jakob Alain, einem Manne, der an ihre Sendung glaubte, begleitet. Als sie eine Strecke gegangen waren und sie nun Zeit hatte die Sache zu überlegen, sagte sie zu ihren Begleitern: es wäre doch nicht wohlanständig, daß sie also zum Könige gienge. Und so kehrten sie wieder nach Vaucouleurs zurück.

Hier wartete sie aufs Neue, daß der Hauptmann, nachdem er sie nun dreimal abgewiesen, ihr endlich seine Einwilligung und anständige Begleitung geben werde, wie die Stimmen ihr Solches verheißen. In dieser Lage traf Johann von Novelompont, zugenannt von Metz, ein angesehener Edelmann des Landes, die Johanna bei ihrer alten Wirthin, der Wagnersfrau von Vaucouleurs. „Nun was macht ihr hier liebe Tochter?" redete er sie an. „Kann es denn anders gehen, als daß der König aus dem Reich

gejagt wird und wir englisch werden?" Voll Kummers erwiederte sie ihm: „ich bin zu des König Obrigkeit gekommen, damit Robert von Baudricourt mich vor den König führe oder führen lasse; aber er kümmert sich nicht um mich, noch um meine Rede. Und doch muß ich, ehe die halbe Fasten verlaufen, bei dem König seyn, und müßte ich mir auch die Füße bis auf die Kniee ablaufen. Denn kein Mensch in der Welt, weder Könige noch Herzoge, noch auch die Königstochter von Schottland, vermögen Frankreich wieder zu gewinnen. Er hat keine andere Hülfe denn mich. Obschon ich lieber daheim mit der Spindel bei meiner armen Mutter säße, denn dergleichen ist nicht meines Thuns. Aber ich muß gehen und es vollbringen, weil mein Herr es will." „Und wer ist Euer Herr?" fragte der Edelmann. „Das ist Gott," erwiederte sie. Und dieß sprach sie mit so fester, tiefer Ueberzeugung, daß das Herz dieses angesehenen Mannes davon bezwungen ward und er ihr bei seiner Treue in ihre Hand versprach, er wolle sie unter Gottes Geleite zum König führen.

Mehr und mehr fand sie nun durch ihr frommes Leben bei allen, die sie sahen, Glauben und so sehr verbreitete sich der Ruf rings im Lande, ihre Sendung sey eine Gnade Gottes und der heilige Geist geleite sie auf ihren Wegen, daß der kranke Herzog Karl von Lothringen, dem keine menschliche Kunst der Aerzte mehr helfen mochte, ihr ein schwarzes Roß übersandte, mit der Bitte, sie möge doch zu ihm kommen, damit er ihres Rathes theilhaftig werde. Sie willfahrte seiner Bitte, erklärte ihm aber, daß sie über seine Krankheit keine Erleuchtung habe, fügte jedoch hinzu, wolle er seine Gesundheit wieder erlangen, dann müsse er Gott besser vor Augen haben, von seinem sündhaften Leben ablaßen, und zu seiner verstoßenen tugendhaften Gemahlin sich eines ziemlicheren Betragens versehen, auch sie wieder in Ehren zu sich aufnehmen. Zuletzt bat sie den Herzog überdem noch, daß er sie

doch unter anständiger Begleitung möge zum König führen lassen, sie wolle dann auch Gott bitten, daß ihm seine Gesundheit wieder gegeben werde. Darauf aber wollte der Herzog nicht eingehen. Beschenkt entließ er sie wieder.

Indessen war der Ruf ihres Unternehmens auch zu ihren Eltern nach Domremy gelangt. Die guten, armen Leute waren anfänglich, als sie hörten, wie ihre Tochter nun wahrhaftig zu den Kriegsleuten nach Vaucouleurs gegangen, fast von Sinnen gekommen. Also machten sie sich in aller Eile auf den Weg, kamen aber, wie es scheint, gerade nach Vaucouleurs, als Johanna bei dem Herzog in Lothringen war. Da sie inzwischen zu Vaucouleurs den allgemeinen Ruf günstig für sie fanden und erfuhren, wie selbst vornehme und angesehene Leute an ihre göttliche Sendung glaubten, so ergaben sie sich in den Willen Gottes und kehrten wieder heim. Johanna ließ ihnen dann einen Brief schreiben, worin sie Vater und Mutter um Vergebung bat, daß sie ohne ihr Wissen und Erlaubniß also gehandelt habe, und die guten Leute verziehen ihr darauf.

Jetzt endlich willigte der Hauptmann, nachdem er ein Schreiben vom König erhalten, in ihre Bitte ein. Es berichtet zwar eine gleichzeitige Chronik, der Hauptmann habe die Jungfrau ziehen laßen, weil sie ihm eine Niederlage des Königs vorausgesagt habe, die auf Tag und Ort eingetroffen. Dadurch sey der Ritter gar nachdenklich geworden und habe nicht mehr gewußt, was er zu dem Allen denken solle, und sey nach reiflicher Ueberlegung Raths geworden, sie zum König zu senden. Allein da die Jungfrau nur einen Tag später Vaucouleurs verließ, als jene Niederlage in einem fernen Theile von Frankreich vorfiel, und der Hauptmann also noch nicht die Erfüllung dieser Vorhersagung wissen konnte, so geht daraus die Unrichtigkeit dieser Erzählung hervor und in der That

geschieht auch in den gerichtlichen Aussagen hievon keine Erwähnung, so daß dieselben ihrerseits selbst durch diese falsche Erzählung an Glaubwürdigkeit gewinnen.

Die Freunde der Johanna in Vaucouleurs schafften ihr Alles, dessen sie zur Reise bedurfte bereitwillig herbei, denn sie glaubten, daß Gott mit ihr sey und viel Gutes dem Reiche durch sie erwachsen würde. Ihr Oheim, der ihr in allen Nöthen so treulich beigestanden, kaufte ihr auch jetzt mit Jacob Alain ein Roß. Sie legte jetzt auch ihre Frauenkleidung ab, und zog männliche Reiterkleidung an, und das geschah, wie sie selbst sagte, auf den Rath ihrer göttlichen Stimmen, damit dadurch in den entarteten Kriegsleuten die sündigen Gedanken minder gereizt würden und sie auch gegen ihre Frechheit gesicherter wäre. Der Hauptmann selbst gab ihr zu ihrer Ausrüstung das Schwerdt.

Und so bestieg dann Sonntag, den dreizehnten Februar des Jahres 1429, Johanna von Ark, die gottgeweihte Heldin, zu Vaucouleurs ihr Roß, um ihrem König die Hilfe Gottes zu bringen. Rings um sie her standen ihre Freunde und viel Volkes und verwunderten sich, wie ein junges Mädchen es wagen möge, einen so langen, gefahrvollen Weg von fast hundert und fünfzig Stunden in schlimmer Jahreszeit durch Wälder und über Flüsse zurück zu legen, da alle Straßen von englischen und burgundischen Schaaren, von Räubern und Freybeutern besetzt waren. „Wie könnet ihr, sprachen sie, nur so fortgehen, das Land ist ja ringsum von Kriegsleuten in Haufen durchstreift.“ „Ich fürchte nicht die Kriegsleute, rief sie ihnen mit fester Stimme zu, ich werde den Weg offen finden; denn wenn Kriegsleute meinen Weg inne haben, so habe ich Gott meinen Herrn, der wird mir meinen Weg bereiten bis zu meinem Herrn dem Dauphin. Dafür bin ich geboren.“

So ritt sie voll hohen Muthes und festen Vertrauens ihren Weg voran, denn die Boten Gottes hatten ihr ge-

sagt: ziehe nur kühn deinen Weg und wenn du vor dem König bist, wird er ein schönes Zeichen vernehmen, auf daß er dich wohl aufnimmt und dir glaubt.

Mit ihr ritten Peter von Ark, ihr dritter Bruder, die beiden Edelleute Johann von Metz und Bertrand von Poulengy, von zwei Knechten begleitet. Endlich ein Bote des Königs und ein Knappe. Robert von Baudricourt aber rief ihr noch zweifelnd beim Abschiede nach: Ziehe hin, mag daraus werden, was da will.

Siebentes Kapitel.

Von der großen Fahrt der Jungfrau nach dem Hofe des Königs.

Zu verwundern wäre es eben nicht gewesen, wenn die Jungfrau auf dieser Fahrt sich bangen Herzens gezeigt hätte, denn die großen Gefahren des Weges und der Räuber und Feinde ungerechnet, so drohte ihr auch selbst von der kleinen Begleitung, die ihr zum Schutze gegen diese Gefahren mitgegeben war, Verderben. Wohl hatte der Hauptmann ihren Begleitern einen Eid abgenommen, daß sie die Jungfrau sicher und wohlbehalten zum König führen würden, auch war von dem edlen Sinne der beyden Edelleute nichts zu fürchten, anders war es aber mit Einigen der Uebrigen. Denn sie haben später bezeugt: sie hätten sie anfänglich für eine Wahnsinnige oder eine Hexe gehalten, und um der vielen Gefahren willen, denen dieselbe sie aussetzen würde, beschloßen, sie in einen festen Gewahrsam zu werfen. Dazu hätte auch ihre Schönheit böse Absichten in ihnen erweckt.

Die Jungfrau aber ritt unverzagt ihren Weg dahin, des festen Glaubens, daß der allmächtige Gott, ihr Geleitsmann, sie auf seiner Bahn schützen werde. In sie

keine Sorglichkeit, ja sie war es, die ihren verzagten
leitern Muth einsprach, und als sie sie ängstlich frag-
ob sie auch gewiß sey, daß sie verrichten werde, was
verheiße, erwiederte sie: „fürchtet nichts, das alles ist
geboten, denn meine Brüder aus dem Paradiese sagen
, was ich thun soll." Es wird auch noch erzählt, wie
nige von ihnen auf dieser Fahrt, um den Muth der Jung-
u zu prüfen, heimlich sich entfernten und dann plötz-
über sie herfielen, als ihre übrigen Begleiter hierauf
stellter Weisesloben, rief sie ihnen zu: fliehet nicht, bei
inem Gott sie werden uns kein Uebel zufügen.

Sie betrug sich auf der ganzen Reise wie eine Heilige
d darum ergriff auch bald ihre Begleiter eine ehrfurchts-
lle Scheue vor ihr, wie vor einem höheren Wesen. In
Frühe, wenn sie erwachte, war ihr erster Gedanke
ttes Schutz anzurufen, indem sie das Kreuz machte.
t sprach sie zu ihren Begleitern: könnte es geschehen,
thäten wir wohl daran die Messe zu hören. Aus Furcht
durch von den Feinden entdeckt zu werden, willigten
te nur zweimal in ihr heißes Verlangen ein und sie
terwarf sich ohne Murren ihrer wohlgemeinten, mensch-
hen Klugheit. Ueberhaupt sahen sie an ihr nur solches,
as den Menschen bessert und auferbaut, und wodurch
sich seiner selbst schämet, aber nicht das Geringste, was
gend zu tadeln gewesen wäre.

So geschah es denn, daß selbst Jene, die anfänglich
Böses gegen sie im Sinne führten, tief ergriffen wur-
en und bekannten, wenn sie ihren sündlichen Absichten
ätten folgen wollen, dann habe eine plötzliche Schaam
re Zunge gebunden und ihre Verwegenheit gelähmt.
leich nach dem Beginne der Reise seien sie in ihrem
Sinne so umgewendet worden, daß sie dem Willen der
ungfrau nicht hätten widerstehen können und nichts zu
un begehrt, als was ihr gefallen. Es hätte sie ein

eben so großes Verlangen ergriffen, sie dem König vorzustellen, als die Jungfrau selbst.

Johann von Metz bezeugte wörtlich, die Jungfrau habe ihm auf dieser Reise eine solche Scheu eingeflößt, daß er nicht gewagt hätte irgend etwas Unehrbares von ihr zu begehren, ja daß ihm nicht einmal der Gedanke daran gekommen sey. Desgleichen bezeugte auch Bertrand von Poulengy, auch er hätte weder den Willen, noch die Lust dazu gehabt, und das, wie er sagte, um der großen Güte willen, die er an ihr wahrgenommen. Beide Edelleute glaubten darum ihren Verheißungen und fühlten sich, wie Johann von Metz ausdrücklich bezeuget, von derselben Liebe zu Gott entflammt, von der sie beseelt war. In dieser Weise legten sie den weiten Weg durch die Champagne, Burgund, das Nivernois, das Berry und die Touraine zurück. Besonders anfänglich war er, so weit die Feinde das Land besetzt, gefährlich, und sie mußten so geheim als möglich ziehen. Fern von den großen Straßen, auf abgelegenen Seitenstegen, schlichen sie sich durch die Wälder, schwammen über die kalten, winterlichen Ströme, und nahmen ihr Nachtlager in kleinen Dörfern, zweimal ritten sie auch die ganze Nacht durch.

In allen diesen Gefahren und Mühen war es Johannas einziger Kummer, daß sie nicht oft genug dem Gottesdienst beiwohnen konnte.

Nach einem Ritte von eilf Tagen kamen sie endlich glücklich und wohlbehalten nach Fierbois, das nur mehr sechs Stunden von Chinon entfernt war, wo König Karl Hof hielt. Hier stand eine vielbesuchte Wallfahrtskirche der heiligen Katharina. Johanna nun am Ziele ihrer Reise, überließ sich ganz der heißen Andacht ihres Herzens und hörte in der Kirche ihrer gnadenvollen Beschirmerin drei Messen an einem Morgen. Dem König aber schickte sie einen Brief des Inhalts, daß sie zu wissen wünsche, ob sie nach Chinon vor ihn kommen dürfe; sie

habe einen Weg von hundert und fünfzig Stunden zurückgelegt, um ihm zu Hülfe zu kommen; sie wiße vielerlei erfreuliche Zeitung für ihn und würde ihn auch unter allen Andern erkennen.

Wir müßen nun die fromme Johanna eine Weile in der Kirche von Fierbois verlaßen. Denn da wir nun die Jungfrau kennen, ist es Zeit, daß wir auch ihren unglücklichen König, zu dem sie gesandt wurde, kennen lernen und sehen, wie so ungeheures Elend über ihn und sein Reich kam, daß es einer wunderbaren Hülfe von Gott bedurfte.

Weil aber kein Reich in einer Nacht zusammenbricht, wie keines an einem Tage erbaut wird, darum müßen wir etwas weiter in der Geschichte zurückgehen, um zu sehen, wie es kam, daß Frankreich nach vieljährigem Kriege niedergetreten wurde unter die Füße seines alten Erbfeindes, des Engländers, und wie es in unheilvollem Wahnsinne in einen so wüthenden Bürgerkrieg gerißen ward, daß allum in seinen Städten und Dörfern die selbstgezündeten Flammen hoch aufloderten, und der Sohn den Vater bei ihrem Scheine ermordete und alles eine Wüste der schauderhaftesten Verbrechen, des Jammers und der Verzweiflung wurde.

Achtes Kapitel.

Von den Kriegen und Zwistigkeiten zwischen den Engländern und Franzosen, und dem furchtbaren Bürgerkrieg, der Frankreich in den Zeiten der Jungfrau verheerte.

Schon seit undenklichen Zeiten sind Frankreich und England in Feindschaft geschieden, und damit hat es folgende Bewandtniß. Zu der Zeit, da die Enkel Karls des Großen auf dem Throne von Frankreich so sehr der Kraft

und Weisheit ihrer Väter vergaßen, daß sie weder des Landes Ordnung im Innern zu handhaben, noch auch es wider seine Feinde von Außen zu schirmen vermochten, da lebte doch eben auf den kalten Küsten des europäischen Nordens ein kühnes, kampflustiges Volk, die Väter der heutigen Schweden, Dänen und Norweger.

Sie waren schön und stark gebaut, in den Waffen wohl geübt und auf Kriege und Raubfahrten stand einzig ihr wilder Sinn, den die Lehre christlicher Liebe noch nicht gemildert hatte. Ihre Häuptlinge fuhren auf vielen hundert Segeln oder Meerrossen, wie sie dieselben nannten, aus, Geld und Ehre mit ihrem scharfen Schwerdte in den lockenden Ländern des Südens zu gewinnen. Und vom Aufgang bis zum Untergang, von den Küsten von England und Frankreich bis zum fernsten Ost, erklang auf allen Küsten des weiten Mittelmeeres ihr gefürchteter Schlachtruf, und Städte und Schlösser, Kirchen und Klöster schlugen in blutrothen Flammen auf. Doch bald waren die mächtigen Seekönige nicht mehr mit der bloßen Beute zufrieden, sie wurden aus Seeräubern Ländereroberer und gründeten allenthalben ihre Reiche. So geschah es denn auch, daß Einer dieser Seehelden, Namens Rollo, im Jahre 911, Karl den Einfältigen König von Frankreich, mit gewappneter Hand zwang, ihm die Nordküste seines Reiches, als ein Lehen, zu übergeben, und von nun an erhielt dies Land von seinen neuen nordischen Herrn den Namen Normandie.

Hundert und fünfzig Jahre blühte das Land unter seinen Herzogen, den Lehnsträgern von Frankreich, und die wilden Söhne des kalten Norden nahmen mit dem christlichen Glauben zugleich auch christliche Bildung, Künste und Wissenschaften an, also daß der Hof dieser Normannenherzoge weit und breit in der Christenheit als der ritterlichste und glänzendste gepriesen ward. Da aber geschah es, daß Eduard, der Bekenner, König von England kinderlos

starb und nun erhob Herzog Wilhelm von der Normandie Ansprüche auf die englische Krone. Mit fünfzigtausend oder mehr seiner Mannen fuhr der Eroberer über die See und auf dem blutigen Schlachtfelde von Hastings gewann er den Sieg und mit ihm die Krone von England. Dadurch aber kam er und seine Nachkommen in die sonderbare Lage, daß sie einerseits als freie unabhängige Könige über England herrschten, andererseits aber als Herzoge der Normandie Unterthanen und Lehensträger der Könige von Frankreich waren. Hatten aber schon früher die stolzen Normannenherzoge nur ungern ihr Knie zur Huldigung vor der schwachen Macht ihrer Oberlehnsherren gebeugt, so thaten die englischen Könige es jetzt noch unwilliger und diese Eifersucht wuchs immer mehr als sie durch Erbschaft und Heirath zu der Normandie, ihrem Stammlande, noch viele andere Provinzen in Frankreich erwarben, also daß sie allein schon durch die Macht und den Reichthum ihrer Stammgüter in Frankreich den Königen von Frankreich bedrohlich gegenüber standen. Es entspann sich dadurch zwischen beiden ein endloser Streit und Krieg, in dem jedoch die Engländer im Anfange meistens den Kürzeren zogen, so daß sie 1303 Frieden schloßen und der englische Kronprinz Eduard II, zur festeren Verbindung nach langer verderblicher Feindschaft, sich mit Isabella, der Tochter König Philipps von Frankreich vermählte.

Aber gerade diese Heirath, die allen Zwist enden sollte, wurde die Veranlassung zu neuem, furchtbarerem Ausbruche des Kriegs, denn als bald darauf in Frankreich Karl der Schöne, der Letzte seines Hauses, ohne männliche Nachkommenschaft gestorben und die Großen des Reiches, dem Philipp, Grafen von Valois, die Krone zugesprochen, nach ihrem alten Reichsgesetze, das die Frauen von der Nachfolge ausschließt; da leiteten die Engländer unrechtmäßiger Weise von jener Heirath Ansprüche für sich auf die Krone ab, und der englische Eduard der Dritte, eben der

Sohn jener französischen Königstochter Isabella, trat mit dem Schwerdt in der Hand als Bewerber um die Krone auf, und es ist dies der Krieg, der sich damals um die Krone von Frankreich erheben, den hundert Jahre später Johanna, die gottgesandte Jungfrau, zu entscheiden die Bestimmung hatte.

Gleich in dem Beginne dieses Krieges traf ein Schlag härter denn der andere das unglückliche Frankreich. 1340 gewannen die Engländer den Franzosen bei dem Seetreffen an der Scheldemündung Sonne und Wind ab, und nach einem Verluste von nahe an dreißig tausend Todten fiel fast die ganze französische Flotte in ihre Hände. 1346 verlor Frankreich durch leichtsinnige Vermessenheit und Mangel an Kriegszucht und Kriegserfahrung den blutigen Tag von Cressy. Mit siebenmal stärkerem Heere stand König Philipp dort dem englischen gegenüber, er focht tapfer und erst bis ihm ein Roß unter dem Leibe erschlagen und sein Bruder gefallen und Alles verloren, mußte er mit Gewalt bei den Zügeln seines Rosses vom Schlachtfeld geführt werden. Eilf fürstliche Häupter, zwölf hundert Ritter und an dreißig tausend Mann lagen, neben achtzig erbeuteten Bannern, erschlagen. Der König, der bei Sonnenaufgang seines Sieges gewiß, an der Spitze von hunderttausend ins Feld gezogen war, floh nach Sonnenuntergang, nur von sechs seiner Barone begleitet, nach dem Schloße Brei und als dort der Kastellan in dunkler Nacht den Flüchtling nicht erkannte, rief der besiegte König: „öffnet, öffnet, dem Schicksale Frankreichs die Thore." Nach langem tapferen Widerstande mußte sich nun Calais ergeben, Eduard III besetzte es mit englischen Einwohnern und machte aus seinem Hafen einen großen, festen Waffenplatz, von wo aus er und seine Nachkommen mit seinem Heere, wenn es ihm beliebte, Frankreich sengend und brennend durchziehen konnte.

Nicht zehn Jahre vergingen nach dem unglücklichen Tage von Cressy und wieder führten die Herzoge und Grafen von Frankreich und viele verbündete Fürsten, unter hundert und zwanzig Bannern, das stolzeste und schönste Heer von mehr als 60,000 Pferden in die Felder von Poitiers. In ihrer Mitte stand der ritterliche König Johann von Frankreich mit seinen vier jungen Söhnen. Ihm gegenüber hielt Eduard von Wales, von der Farbe seiner Waffen der schwarze Prinz genannt, mit einem kleinen ausgehungerten Heere, in fester Stellung, hinter Hecken und Gesträuch, wie ein umgarnter Löwe. Vergeblich bot der englische Prinz um freien Abzug alle seine Gefangenen an, vergeblich ritt der Abgesandte des Pabstes, der Kardinal von Talleyrand Pericord, unermüdet hin und her, den Frieden zu vermitteln. König Johann bei der Uebermacht seines Sieges gewiß, blieb fest bei seinen Forderungen, und die Schlacht wurde geschlagen.

Der Muth der verzweifelnden Engländer, das Geschick ihrer Bogenschützen, und der kühne, große Feldherrngeist des schwarzen Prinzen, der schon in der Schlacht von Poitiers sich die Sporen verdient, machten aus dem Tage des Unterganges einen Tag des glänzendsten Sieges, den je eine kleine wohlgeführte Schaar gegen eine unerfahrne Uebermacht erfochten. Schon waren rings die Sei[illegible]n gefallen und drei seiner Söhne mit Vielen geflohen, und noch immer focht König Johann auf seinem weißen Rosse, die Streitaxt in der Hand, und neben ihm stand allein noch sein jüngster Sohn, der fünfzehnjährige Philipp und wehrte selbst verwundet die Streiche von seinem Vater ab. Ihre Tapferkeit half nichts! Der König, sein Sohn, und mehr als 8000 Edelleute wurden gefangen. Das englische Heer hatte doppelt so viel Gefangene, als es selbst stark war. König Johann mußte mit dem schwarzen Prinzen in London in feierlichem Zuge einreiten. Doch auch in diesem Unglücke vergaß der stolze Muth des jungen Philipps

nicht, daß ihr Sieger, König Eduard III, doch nur der normännische Lebensträger der Krone von Frankreich sey. Als einst ein englischer Mundschenke König Eduard vor seinem Vater bediente, gab er ihm einen Schlag mit den Worten: wer hat dich gelehrt den Vasallen vor dem Herrn zu bedienen? Eduard erwiederte mit ritterlichem Edelmuthe darauf: „mit Recht nennt man Euch Philipp den Kühnen." Diesen Namen hatte der Knabe sich bei der Schlacht von Poitiers gewonnen, und sein Vater, König Johann, war es, der das königliche Wort sprach: wäre alle Treue auf Erden verloren, man müßte sie im Munde der Könige wieder finden. Ein Wort das jeder Fürst in seine Krone oder lieber in sein Herz schreiben sollte.

In Frankreich übernahm während der Gefangenschaft des Königs sein Sohn, Karl V, die Zügel der Regierung. Zwar wurde zum Behufe von Friedensunterhandlungen ein Waffenstillstand mit England geschlossen, aber in seinem eigenen Lande war Karl V auf allen Seiten von Bedrängnissen umringt. Bei der Versammlung der Reichsstände suchten die Gemeinen die Gelegenheit zu benützen, das königliche Ansehen vollends zu zerstören und als Vergeltung des erlittenen Druckes jetzt alle Macht in ihre Hände zu bringen. Ein Prinz des königlichen Hauses, Karl zugenannt der Böse, König von Navarra, trat an die Spitze der Empörung. Er wollte die sinkende Krone von Frankreich auf sein Haupt setzen. Paris, die Hauptstadt, erhob sich im wildesten Aufruhr und trat das Ansehen Karl V mit Füßen, so daß er es belagern mußte. Das Volk ward durch Abgaben und Erpressungen und die ungeheuren Lösgelder an England für die Gefangenen von Poitiers, gedrückt und mißhandelt, das Heer schlecht bezahlt und das Land schlecht bewacht. Die englischen Söldnerschaaren, die nach dem Waffenstillstande des Dienstes entlassen, als Freibeuter auf eigne Faust lebten, plünderten es aus. Da standen auch die Bauern, nach dem Beispiele der Pa-

rifer auf, und wütheten mit Feuer und Schwerdt und den furchtbarsten Gräueln gegen die Schlösser und den Adel. Von Nichts bebte ihre Wildheit zurück, eine Rittersfrau wurde gezwungen von dem gerösteten Fleische ihres Mannes zu essen. In allen diesen Drangsalen stand jedoch Karl V ruhig und fest und bekämpfte sie mit Klugheit und Mäßigung glücklich.

Größer aber ward noch die Gefahr, als sein Vater, König Johann, der langen Gefangenschaft überdrüßig, für seine Freiheit die Entsagung seiner königlichen Oberlehnherrlichkeit über alle jene englischen Besitzungen in Frankreich anbot und den Engländern noch ein unerschwingliches Lösegeld zusagte.

Diesen Frieden, den der Gefangene zu London abschloß, verwarfen Karl und die französischen Stände, besser ihrer Würde eingedenk, und nun landete König Eduard, aufs Neue, mit dem mächtigsten Herre, das je England verlassen, an den Küsten von Frankreich. Bis vor die Mauern von Paris rückten die Eroberer vor. Karl V ließ sich nicht schrecken, klug wich er den Engländern aus, was diese auch ihn zu reizen thun mochten, entschlossen nicht noch einmal das Schicksal des Reiches auf den Ausgang einer Schlacht zu setzen. Bald ergriff Krankheit und Mangel das feindliche Heer in einem Lande, welches es selbst in unbesonnener Wuth ausgeplündert und wüste gelegt. König Eduard mußte zurück und sein eiliger Abzug glich fast einer Flucht, als bei Chartres, unter Blitz und Donner und Hagel, ein so furchtbares Gewitter über sein Heer losbrach, wie irgend eines in den Büchern der Geschichte aufgezeichnet steht. Während die Rosse zu tausenden unter dem Hagel niederfielen und die Leichen die Straßen bedeckten, ward der König in seinem Gewissen von Angst ergriffen, in den Blitzen die strafende Hand Gottes erkennend, die ihm drohe, ob all dem unsäglichen Unglück das sein Ehrgeiz über christliche Länder gebracht. Er sprang von seinem Roße, erhob flehend die Hände gegen die Kirche der heiligen Jungfrau von

Chartres und gelebte einen billigen Frieden. So kam der berühmte Vertrag von Bretigny 1360 zu Stande, und der französische König kehrte wieder aus der Gefangenschaft zu den Seinen zurück.

Nicht lange hierauf starb Johann; er hinterließ aber eine Verfügung, die ein Jahrhundert hindurch entscheidend für das Schicksal Frankreichs war. Einige Jahre vor seinem Tode nämlich erlosch nach dreihundertjähriger Herrschaft der alte Stamm der Herzoge von Burgund und das Herzogthum kam, als ein unmittelbares Stammgut, durch Erbschaft an die Krone von Frankreich. Der treue, kühne Sinn des jungen Philipps aber hatte die ganze Liebe des Vaters gewonnen, von dessen Seite er in der Stunde der Gefahr bei Poitiers nicht gewichen. Als Lehn übertrug er ihm und seinen Nachkommen, zu einer Zeit, wo Einheit dem zerrissenen Reiche so sehr Noth gethan, Burgund mit der Würde des ersten Paires von Frankreich. Mächtig breitete sich von dem an das neue Haus in kurzer Zeit, durch Erbschaft und Schwerdt, über alle Länder zwischen Frankreich und Deutschland aus und der Herzogshut von Burgund war bald mächtiger und gefürchteter denn viele Königskronen, und reicher und prächtiger denn alle.

Wie die alten normännischen Lehnsträger auf dem Throne von England, so standen jetzt auch die neuen von Burgund übermächtig ihrem Oberherrn dem König von Frankreich gegenüber. Artois und Flandern mit den reichen, in Künsten und Gewerben blühenden niederländischen Handelsstädten Gent, Brügge, Ypern, Antwerpen, Mecheln, die Grafschaft Burgund, Hennegau, Holland, Seeland und Friesland: alles fiel ihrer glücklichen Hand zu. Ein Jahrhundert vererbte dieses Geschlecht in vier Herzögen die stolze Herrschaft, und Philipp der Kühne, Johann zugenannt ohne Furcht, Philipp der Gute und Karl der Kühne sind sich einander von Vater auf Sohn gefolgt. In ihnen allen lebte jener kecke, hochaufstrebende, unbeug-

same Geist, worin Philipp der Kühne seine Macht zuerst am Tage bei Poitiers gegründet und worin Karl der Kühne, des Hauses letzter Sproß, sie und sein Leben, hundert zwei und zwanzig Jahre später, auf dem blutigen Felde von Nancy verlor. Manche harte Demüthigung haben sie während dieser Zeit den Königen von Frankreich bereitet und oft mußten diese für ihr eigenes Scepter vor den stolzen Vasallen fürchten und das besonders, wenn England und Burgund, wie wir in den Zeiten der Jungfrau sehen werden, sich die Hand boten, die Macht des gemeinsamen Oberherrn zu vernichten und mit gezücktem Schwerdte vor den Thron traten, vor dem sie, als Lehnsträger, hätten knieen sollen.

So lange indessen Karl V fest und klug das Scepter nach dem Tode seines Vaters führte, stand ihm sein Bruder Philipp der Kühne als ein guter Vasalle, mit der ganzen Macht von Burgund, getreulich bei, wider die Feinde von Innen und Außen. Schnell erhob sich Frankreich unter dem weisen König aus seiner Erniedrigung; nicht durch glänzende Schlachten, aber durch wohlbedachtes Vorrücken nahm er, nachdem der Krieg mit England aufs Neue entbrannt, eine englische Besitzung um die andere weg. Durch die eigene Weisheit, die kluge Wahl seiner Diener und die Tapferkeit seines Feldherrn dü Guesclines, den man darum das Schwerdt Frankreichs nannte, stellte er die alte Ehre und Macht seines Reiches so sehr wieder her, daß Eduard III, der siegreiche Eroberer, als er auf dem Todbette lag, den Preis aller Siege seines mühevollen Lebens verloren sah. Hunderttausende hatten dafür auf dem Schlachtfelde geblutet, blühende Länder waren verwüstet, schreckliche Gräuel verübt worden, sein eigenes Land hatte er mit ungeheuren Abgaben belasten und den guten Willen seiner Unterthanen mit manchem kostbaren Vorrechte der Krone erkaufen müßen und jetzt lag der alte König einsam und verlassen auf dem Todbette, selbst die Stammgüter seines

Hauses in Frankreich waren ihm beinahe alle entrissen. Keiner der Siegesgefährten aus den Tagen seiner glänzenden Jugend war zugegen, ihm die letzte Ehre zu erweisen; wohl aber trat eine falsche Geliebte, die er mit Gunst überhäuft, jetzt zu ihm hin und zog dem Sterbenden den Ring von seinem Finger, während die Diener das Schloß plünderten. Nur ein Priester, der zufällig zugegen, hatte Erbarmen, und sagte ihm, daß die Stunde seines Todes gekommen sey. Der König dankte ihm, küßte weinend sein Kruzifix und verschied, um vor Gott Rechenschaft seiner Thaten zu geben. Drei und zwanzig Jahre später starb sein Enkel, König Richard II. der Sohn des schwarzen Prinzen, durch Bürgerkrieg im Gefängniß und mit ihm wurde die Krone von seinem Hause genommen und dem von Lancaster übertragen.

Doch auch das Glück von Frankreich war von kurzer Dauer, denn nicht durch gewonnene oder verlorne Schlachten und einen guten oder schlechten Fürsten stehen oder fallen die Reiche; wenn inneres Verderben an dem Herzen der Völker nagt, wenn Gottesfurcht, die Heiligkeit vor Recht und Gesetz und der Ernst guter Sitten weicht, dann stürzen sie in einen Abgrund von Elend und keine menschliche Macht noch Klugheit mag sie davor bewahren.

Kaum hatte Karl der Fünfte nach einer segensreichen Regierung, die ihm den Zunamen des Weisen im Andenken des Volkes erworben, die Augen geschlossen, als die Fürsten und großen Barone des Reiches ihr verderbliches Spiel wider einander begannen. Sie stritten sich um die Herrschaft und die Vormundschaft über den zwölfjährigen Thronerben. Es fehlte der Arm, der stark genug war, alle in den Schranken der Gesetze zu halten und so walteten die Leidenschaften der Einzelnen, das arme Volk aber, das unter den gewaltsamen Erpressungen sittenloser Verschwender litt und noch obendrein von den schlecht-

bezahlten Kriegsleuten ausgeplündert wurde, machte seinem Zorn durch Meuterei und Aufruhr Luft.

Anfänglich war indessen der Zustand noch erträglich, war ja doch der junge König freundlich und wohlwollend und hoffnungsreich für die Zukunft. Allein der Blitz von Gottes strafender Gerechtigkeit nahm dem entarteten Lande auch diese Hoffnung hinweg. Bei einem Ritte im Walde von Mans wurde der König durch die plötzliche Erscheinung eines unbekannten Mannes, der aus den Bäumen auf sein Roß lossprang, ihm zurufend: du bist verrathen König! von solchem Schreck ergriffen, daß er in furchtbarem Wahnsinn zu rasen anfieng, und die lange Zeit seiner Regierung hindurch kam sein kranker Geist nur mit Unterbrechungen wieder zu sich, also daß er ganze Monate besinnungslos darnieder lag, wie ein Thier wüthete, und sich nicht einmal mehr seines Namens zu entsinnen wußte. Von dem an brach das Unglück in vollen Fluthen über das sittenlose Land, dessen Edle und Fürsten, Gottes und ihrer Ehre und Pflicht vergessen, nicht im Stande waren selbst ihre Leidenschaften in Schranken zu halten.

Die ganze Zeit von jener unseligen Stunde im Walde von Mans bis zu dem Erscheinen der Jungfrau Johanna, ist eine schwarze Kette des entsetzlichsten Unglückes und der furchtbarsten Gräuel. Traurig ist diese Geschichte, aber lehrreich, weil sie zeigt, wohin innere Verderbniß ein Volk führt, wenn jeder, nur seinen empörten Leidenschaften gehorchend, allen menschlichen und göttlichen Gesetzen hohnspricht. Die beiden Partheien, die sich um die Obergewalt bewarben, war die Philipps des Kühnen, des mächtigen, sittenreinen, hochgesinnten, prachtliebenden Herzogs von Burgund, und die des feingebildeten, freundlichen, ritterlichen, leichtsinnigen, gelehrten und sittenlosen Herzogs von Orleans, der als Bruder des regierenden Königs den Vorrang vor dem Burgunder, dem Onkel desselben, zu haben glaubte. Diesen beiden eifersüchtigen

Häuptern schloßen sich die übrigen Großen mehr oder minder an. Mit der allgemeinen Auflösung, dem Sittenverderbniß, nahm auch die Noth und Verarmung des Volkes immer zu, dem Armen wurde das Stroh seines Lagers genommen und statt mit den hart erpreßten Abgaben das Land gegen seine Feinde zu vertheidigen, wurden sie bei praßenden Festen vergeudet und an Günstlinge und Partheianhänger verschleudert.

Mehrmal standen die erbitterten Partheien mit gezücktem Schwerdte wider einander und erwarteten nur den Befehl um sich zu erwürgen; doch so lange noch Herzog Philipp lebte, wandte seine Klugheit und seine ergebene Liebe zu seinem König und dem Hause seines Bruders dieses Aeußerste ab; als aber sein Herz zu Saint Denis neben den französischen Königen beigesetzt ward und ihm im Jahre 1404 sein Sohn Johann mit dem Zunamen ohne Furcht folgte, da durchbrach sein wilder Geist auch diese Schranke. Auch er war mit den großen Eigenschaften, die sein ganzes Haus ausgezeichnet, mit jenem kühnen hochstrebenden, unerschrockenen Muthe und großer Kraft ausgerüstet, aber in seinem finsteren Gemüthe brannte ein Ehrgeiz, der vor keinem Verbrechen zurückbebte. Der Streit wurde nun immer giftiger und verderblicher, und größer die Verwirrung und Auflösung aller Ordnung; statt ihre Schulden zu bezahlen nahmen die Mächtigen bei den Kaufleuten mit Gewalt noch obenein auf Borrath, was ihnen beliebte. Die Ausgelassenheit, der zuchtlose, unsinnige Kleideraufwand und der Uebermuth der Reichen standen grell der Noth und dem Elende der Armen gegenüber, in der Sittenlosigkeit nur waren alle Stände, geistliche und weltliche, gleich. Selbst dem armen kranken König mußten seine Diener, ohne daß er es wußte, seinen täglichen Unterhalt rauben.

Aber noch war das Schwerdt nicht mit Bürgerblut befleckt; da ließ der Burgunder an einem dunklen Abend des Jahres 1407 seinen Nebenbuhler, den Herzog von Orleans,

in den Straßen von Paris durch Meuchelmörder erschlagen, und so sehr hatte die Partheiwuth alles Gefühl für Recht und Unrecht erstickt, daß er in feierlicher Versammlung vor den Fürsten und Großen des Reiches mit beispielloser Schamlosigkeit, diesen an dem Bruder seines Königs verübten Meuchelmord, als eine große und lobenswerthe That darstellte, wodurch er eine heilige Pflicht an einem Verräther erfüllt, und von seinem König und Herrn, statt Ungnade, Liebe, Ehre und Reichthum verdient habe. Mit diesem Morde war das erste Bürgerblut geflossen, und der Strom schwell höher und höher, bis er zuletzt ganz Frankreich überschwemmte. Aufs furchtbarste wurde das Land durch Feuer und Schwerdt verwüstet, die Verwilderung und Grausamkeit der Kriegsleute wurde mit der Zügellosigkeit ihrer Führer immer schrecklicher und grausenhafter; das Heiligste wurde mit Füßen getreten, kein Alter, kein Geschlecht, kein geweihter Ort wurde von der Wuth der Besessenen geschont; alle Treue, aller Glaube war dahin; wenn die Partheien sich mit den heiligsten Schwüren die Hand zur Versöhnung reichten, so sannen sie schon im Herzen auf Meineid und Verrath und Mord.

Der Herzog von Burgund hatte seine treusten Anhänger an der Metzgerzunft von Paris, an den Schindern und dem Gesindel, was damit zusammenhieng; ihnen wurde die Bewachung der Hauptstadt übergeben und bald war kein rechtlicher Bürger mehr vor dem Uebermuth und der wilden Ausgelassenheit dieses wüthenden Haufens seines Lebens sicher. Wer reich war, oder wen sie sonst haßten, den nannten sie einen Verräther und Anhänger der Gegenparthei und wenn er dann nicht alsogleich todtgeschlagen wurde, so konnte er froh seyn, mit dem Verluste seines Vermögens und dem Gefängniß davon zu kommen. So verfolgte jede Parthei die Anhänger der anderen, siegte sie, dann wurde zerstört, was jene übrig gelassen. Die unglücklichste Rolle spielte dabei der schwache, kranke Kö-

nig: er mußte, wenn er nach langer Krankheit wieder zum Bewußtseyn erwachte, all den Gräuel sehen, den die Partheien unterdessen angerichtet und alle Handlungen der Siegenden, in deren Händen er sich als ein willenloses Werkzeug befand, bestättigen.

Während so das Feuer des inneren Zwistes zerstörend in den Eingeweiden der Nation brannte, erschienen die Engländer aufs Neue mit Heeresmacht in dem zerrissenen Lande. Auch sie hatte innerer Bürger-Zwist bisher gelähmt, jetzt aber kamen 1415 die vereinten Partheien unter den Fahnen ihres jungen, hoffnungsreichen König Heinrichs V, um das Unglück und den Schimpf ihrer Waffen zu den Zeiten Karls V zu rächen und die alte Macht, wie sie unter Eduard III bestanden, wieder herzustellen. Durch große Verluste geschreckt trat ihnen endlich ein mächtiges französisches Heer entgegen, es war an Zahl dem feindlichen dreimal überlegen und Heinrich V schien unvermeidlich verloren. Doch der Uebermuth der siegesgewissen Franzosen und ihr Zwist bereitete ihnen abermal ihr Verderben, und Heinrichs hoher, besonnener Heldenmuth gewann den großen Tag von Azincourt; ein Tag blutig, wie kein früherer in der französischen Geschichte. Frankreich verlor dabei sein edelstes Herzblut durch einen unglücklichen Zufall; denn schon war der Sieg für England entschieden, als plötzlich sich das falsche Gerücht verbreitete, es nahe im Rücken ein neues französisches Heer, da gab Heinrich den schrecklichen Befehl alle Gefangenen ohne Unterschied nieder zu hauen; die tapfersten, muthigsten Ritter fielen, unter den kalten Streichen des Beils, kein Haus war in Frankreich das nicht Einen der Seinen zu betrauern gehabt hätte, der König allein verlor sieben seiner nächsten Verwandten und darunter zwei Brüder des Herzogs von Burgund. Der junge Herzog von Orleans und viele Andere aber mußten dem Sieger als Gefangene nach England folgen. An seine Stelle trat als

Haupt seiner Parthei der Graf von Armagnak, von dem sie auch den Namen die armagnakische erhielt.

Dieses große Nationalunglück, das aber hauptsächlich die orleanische Parthei getroffen, da der Herzog von Burgund seinen Dienstleuten untersagt hatte Theil an dem Kampfe zu nehmen, söhnte so wenig die Gemüther aus, daß vielmehr der Graf von Armagnak alles aufbot Paris, wo seit dem Sturze der Metzger und Schinder seine Parthei herrschte, nicht wider die siegreichen Engländer, sondern gegen den heranrückenden Burgunder zu vertheidigen. Er zog deßhalb selbst die Besatzungen, die die Normandie gegen die fremden Eroberer vertheidigen sollten, nach Paris zusammen, das entblößte Land dem Feinde preisgebend. Doch wodurch der Graf noch mehr die inneren Verhältnisse verschlimmerte, war, daß er die Königin mit Zustimmung ihres Sohnes Karls VII, desselben an den die Sendung der Jungfrau gerichtet war, ihrer Güter beraubte und nach Tours in gefängliche Haft setzte.

Es war dies die leichtfertige Isabelle, eine Tochter Herzog Stephan II aus Oberbayern. Als ein blühendes Kind von bewunderter Schönheit war die Unglückliche in bessren Zeiten nach Frankreich gekommen, unter frohen Festen von unerhörter Pracht hatte sie im Glanze des Glückes und der Jugend ihren Einzug gefeiert. Aber hinabgerissen in den Abgrund des allgemeinen Verderbens, vermählt einem wahnsinnigen König und von allen Lüsten und Leidenschaften umgeben, mußte sie selbst furchtbares Unglück erfahren und ward die Mutter von unsäglichem Elend für Frankreich. Früher auf der Seite von Orleans, wandte sie von jener Stunde an ihr ganzes leidenschaftliches Herz von der Parthei des Grafen von Armagnak und ihres Sohnes ab, und bot dem Burgunder die Hand zur Versöhnung, um sich für die Kränkung zu rächen, die sie als Königin und Mutter erfahren. Von dem Burgunder aus dem Gefängniß befreit, errichtete sie ihr eigenes Parla-

ment und ihre eigene Regierung, alles war nun in Frankreich doppelt und die Verwirrung auf dem höchsten Gipfel.

Die strenge Härte des Grafen und die Wildheit und Ausgelassenheit seiner Leute brachte unterdessen die Pariser zur Verzweiflung; die Stadt wurde durch Verrath in die Hände des Burgunders übergeben und so wüthend war das Volk gegen seine vertriebenen Dränger, daß es bald darauf bei einem Auflauf die Staatsgefängnisse sprengte, und an einem einzigen Tage unter furchtbaren Grausamkeiten fünfzehnhundert Gefangene aus allen Ständen ermordete; das Morden wurde den Wüthenden zuletzt zur Lust und sie trieben einen schrecklichen Spott mit den Leichnamen. Wie gewöhnlich in Zeiten gänzlicher Auflösung trat zu dem Elend, dem Hunger und der gräßlichsten Noth, auch noch die Pest hinzu und es starben allein in Paris in einigen Monaten fünfzigtausend Menschen daran.

Während so Franzosen gegen Franzosen rasten, drang der Engländer immer weiter und weiter vor, und foderte als Preis des Friedens die Königskrone von Frankreich. Rouen hielt mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe eine lange, harte Belagerung aus, jede Noth, jede Gefahr ertrugen seine treuen Bürger, fünfzigtausend fanden ihren Tod, bis zuletzt die furchtbarste Hungersnoth die verzweifelnde Stadt, die vergeblich beide Partheien um Hülfe angefleht, zu Unterhandlungen zwang. Als Heinrich V sich hart und übermüthig gegen ihre Abgeordneten zeigte, beschloßen die heldenmüthigen Bürger ihre Stadt in Brand zu stecken und sich unter Gottes Schutz durch ihre hartherzigen Feinde hindurch zu schlagen. Jetzt erst wurden ihnen ehrenvolle Bedingungen der Uebergabe zugestanden.

Dieser neue Schlag, der den Norden Frankreichs in die Hand der Feinde gab, erregte große Bestürzung unter dem Volke, und der Dauphin Karl VII und der Herzog von Burgund reichten sich endlich die Hand zur Versöhnung. Doch Groll und Mißtrauen schied, nach wie vor,

die erzürnten Partheien, deren jede der anderen so viel Blut und so viele Gräuel vorzuwerfen hatte. Sie konnten es noch nicht über sich bringen ihre vereinte Macht wider den Landesfeind zuführen. Als hierauf zur besseren Verständigung der Dauphin Karl den Burgunder zu einer Zusammenkunft entbot, da fielen auf der Brücke von Montereau die alten Anhänger des ermordeten Herzogs von Orleans im Gefolge des Dauphins, über den Herzog her, und ermordeten ihn verrätherisch, zwölf Jahre nach jener schwarzen That. So wurde immer ein Verbrechen durch ein neues gerochen, und auch dieser Mord sollte wieder die Mutter neuen Unglückes werden, nach dem Gesetze der ewigen Gerechtigkeit, daß aus blutiger Saat blutige Aehren aufsprossen.

Die nächste Folge dieses Mordes war, daß die gekränkte Königin und ihr geistesschwacher Gemahl sich nun ganz von ihrem Sohne abwandten und übertraten auf die Seite des jungen Herzogs von Burgund, Philipps des Guten; dieser aber kannte seinerseits kein anderes Gefühl mehr, als das der Rache für den Mord seines Vaters. Umsonst ermahnte ihn Peter Floure, der Inquisitor bei dem Seelenarzte seines Vaters, in feierlicher Predigt, keine Rache gewaltsam zu nehmen, sondern die Gerechtigkeit walten zu lassen und sich nicht dessen anzumaßen, was allein Gott zustände. Von seinen Leidenschaften hingerissen, wurde er an seinem König und seinem Hause ein Verräther, indem er mit England sich verband und den unseligen Vertrag von Troyes 1420 abschloß. Dieser Vertrag vernichtete die Selbstständigkeit Frankreichs, er übergab mit der Hand der französischen Königstochter Katharina die Verwaltung des Königreichs, bei Lebzeiten des kranken Königs, dem Engländer und erklärte ihn als Nachfolger auf dem französischen Throne; den rechtmäßigen Erben aber, den Dauphin Karl VII, für aller seiner Rechte verlustig. Der wahnsinnige König und die in ihrem unnatürlichen Haße gegen ihr eigenes Kind

noch wahnsinnigere Königin, traten diesem schmählichen Vertrage, der allen getreuen Franzosen ein Gräuel war, bei und der enterbte junge Dauphin mußte, schon am Tage der Hochzeit seiner Schwester mit König Heinrich V, die vereinte Macht von England und Frankreich gegen sich ausziehen sehen, ihn aus den noch getreuen Provinzen zu vertreiben. So wurde der Krieg nur noch verderblicher, und das Elend des Landes und mit ihm, die Wuth und die Wildheit der verzweifelnd kämpfenden Partheien, stieg auf den höchsten Gipfel. Das Land wurde ausgemordet und ausgeplündert und ausgebrannt von Räubern und Mördern aller Gattung: von Franzosen, Engländern und Burgundern, von Kriegsleuten, Freibeutern, Landleuten und Räubern. Die Felder blieben unbebaut liegen, ganze Strecken wanderten aus, nur feste Städte und Burgen gewährten noch einige Sicherheit; selbst die Thiere waren so sehr an diesen Zustand gewöhnt, daß die Heerden, sobald sie den Klang der Sturmglocke vernahmen, sogleich den Stadtthoren zuliefen. Den furchtbarsten Anblick aber gewährte Paris, das Volk litt dort schrecklich und unaufhörlich an Hungersnoth und Kälte in den ungewöhnlich kalten Wintern, die armen Leute aßen, was den Schweinen zu schlecht war, Tag und Nacht liefen Frauen und Kinder in den Straßen herum und schrien: ich sterbe vor Hunger, ich sterbe vor Kälte, zu zehn und zwanzig fand man die hülflosen Kinder verhungert und erfroren auf den Misthaufen. In den harten Wintern kamen die Wölfe bis auf die Kirchhöfe und fraßen selbst die Leichen auf den Straßen der unglücklichen Stadt. Doch noch furchtbarer als dieses Alles sind die entsetzlichen Berichte über die Grausamkeiten der ganz und gar verwilderten Kriegsleute, sie sind so furchtbar, daß man dabei zurückschaudert, wie der Mensch so tief unter Tieger, und Hyänen hinabsinken kann, wenn er einmal die Ketten gelöst, mit denen die Liebe zu Gott und die Furcht vor einem ewigen Richter alle jene grimmigen Bestien, die in

der Menschenbrust schlummern, gefangen hält. An die Stelle der Liebe, der Barmherzigkeit, des Mitleids und der Milde, war eine brennende, höllische Lust an den entsetzlichsten Qualen und Martern Anderer getreten. Selbst die sonst so ruhigen, friedlichen Landleute wurden durch das Unglück dieser Zeit zur Verzweiflung getrieben, sie ließen Haus und Hof stehen, rannten in die Wälder und mordeten wer ihnen unter die Hände fiel. Dieses sind die schrecklichen Früchte eines Bürgerkrieges! Wehe jenen auf deren Haupt seine Schuld fällt und die das Feuer der Hölle geschürt!

Außer diesem Elende hatten die Franzosen auch noch den Verdruß, einmal den Stolz und die Härte eines fremden Herrschers zu fühlen; während dieser sich mit allem Glanz und aller Pracht umgab, saß ihr alter, kranker König, arm und verlassen da, nur noch von einigen treuen Bürgern und alten Dienern an hohen Festtagen geehrt.

Indessen starb König Heinrich 1422 ohne die Eroberung Frankreichs vollendet zu haben, er hinterließ als Erben ein Kind in der Wiege, das er auf seinem Sterbebett seinen Brüdern, den Herzogen von Bedford und Glocester mit der Ermahnung empfahl, ja sich enge mit Burgund verbunden zu halten, sonst würde es um das Glück Englands in Frankreich geschehen seyn. Nur wenige Monate danach berief auch Gott den unglücklichen König Karl aus diesem Elend, das Volk begleitete mit vieler Trauer sein Leichenbegängniß, denn es gab ihm das Unglück nicht schuld und hatte er ja selbst so tief den Kelch der bittersten Leiden leeren müßen.

Nun rief in der Kirche von St. Denys, der alten französischen Königsgruft, der englische Herold den jungen Heinrich VI als König von Frankreich und England aus, alle getreuen Franzosen dagegen nannten von diesem Tage an, als rechtmäßigen Erben den Dauphin Karl, mit dem Namen: König Karl der Siebente. In einer kleinen

samen Kapelle, wo der Vertriebene sich aufhielt, wurde das Banner des Reichs, dessen oberster Führer er nun war, zum erstenmal erhoben.

Aber es bot der Herzog von Bedford Alles auf, um ihn aus den noch übrigen getreuen Landen des Südens zu vertreiben, und vermählte sich daher auch, um der Hülfe Burgunds desto gewißer zu seyn, mit der Schwester des Herzogs. Doch die Ritter Königs Karl stritten muthig, auf vielen Theilen des Reiches wurde ritterlich gefochten, und mit abwechselndem Glücke die Städte und Vesten bald verloren, bald gewonnen. Allzu ungleich waren aber die Kräfte, und die getreuen Franzosen erlagen immer mehr unter der Uebermacht Englands. Besonders war die Schlacht von Verneuil ein harter Tag, an dem Karl VII fast eben so viel verlor, als sein Vater auf dem blutigen Felde von Azincourt.

Das Land wurde immer mehr verheert, wo sonst Dörfer und Städte und Schlößer gestanden von blühenden Feldern und Gärten umgeben, da waren nun Brandstätten und Schutthaufen und wuchs einsames junges Waldgebüsch von wilden Thieren bewohnt. Zu dieser Uebermacht der Feinde kam auch noch das Unglück hinzu, daß der junge König Karl keineswegs einen so thätigen, besonnenen und festen Geist, wie sein Großvater der weise König Karl V besaß, um seiner gefahrvollen und schwierigen Lage gewachsen zu seyn; er war bald verzagt, bald tollkühn und handelte stets ohne eigenen Entschluß nach den Einreden seiner Günstlinge, bald so, bald so. Daher kam es denn, daß er aus der Hand des Einen in die des Anderen gerieth und dieses wurde zuletzt so arg, daß seine Anhänger, denen Einigkeit so Noth gethan hätte, einen offenen Krieg miteinander führten, um sich seiner zu bemächtigen und in seinem Namen nach eigener Willkühr die Zügel der Herrschaft zu führen.

So verzweifelt stand es um das französische Königreich zu jener Zeit, als die fromme Johanna mit beklemmenem Herzen daheim bei Vater und Mutter saß und ängstlich darauf sann, wie sie dem Geheiße Gottes gehorchen und ihrem König die Hülfe des Allmächtigen bringen möchte. Aber noch war der letzte Schlag nicht eingetroffen, den Gott über das unglückliche Land verhängt. Er sollte erst eintreffen zur selbigen Zeit, als die Jungfrau bei dem Hauptmann von Vaucouleurs so flehentlich bat und er sie mit harten Worten zurückwieß. Dieses geschah aber also:

Neuntes Kapitel.

Wie die Engländer sich mit Heeresmacht vor Orleans legten und die getreue Stadt in große Noth brachten.

Das war in dem Sommer, als man zählte nach Christi Geburt vierzehnhundert und acht und zwanzig, da landete auf Geheiß der drei Stände des Reiches, Herr Thomas von Montagu, Graf zu Salisbury, mit einem englischen Heere in Frankreich, um die Eroberung der noch getreuen Länder dieses Reiches, für seinen Herren, den jungen König von England, zu vollenden. Und während die Anhänger König Karls, von ihren bösen Leidenschaften verblendet, sich selbst allen Bedrang anthaten, fielen die französischen Städte und Burgen auf dem rechten Ufer der Loire, eine um die andere, in die Hände des fremden Eroberers.

Der Norden Frankreichs war nun bezwungen, da gedachte der Graf von Salisbury, in seinem kühnen, hochstrebenden Muthe, größere Ehre zu gewinnen. All sein Sinnen gieng darauf hin, wie er die große und mächtige Stadt Orleans gewinnen möge. Seit Paris in die Hände

der Feinde gefallen, war diese Stadt das Haupt der übrigen Getreuen. Sie war das Thor, das nach dem Süden des Reiches führte; war sie gewonnen, dann stand den Feinden der Zugang in das Herz des Landes offen und um die Freiheit von Frankreich war es geschehen. Die Franzosen erkannten wohl, daß ihr Schicksal hier auf die Spitze des Schwerdtes gestellt sey, und darum boten sie bereitwillig die letzten geringen Kräfte, die ihnen nach so vielem Unglück geblieben, auf, um diesem tödtlichen Streiche zu begegnen.

Die Stadt selbst war treu und muthig gesinnt und ihre Bürger bereit Gut und Blut für das gemeine Beste des Vaterlandes und für ihren bedrängten König hinzugeben. Sie rüsteten sich und ihre Stadt darum aufs Beste, sie legten freiwillig sich eine Steuer auf und mancher gute Bürger gab mehr, als ihn sein Theil traf, und darunter zeichneten sich die Herren des Kapitels vom heiligen Kreuz aus, die der Stadt in dieser ihrer harten Noth zwei hundert alte Goldthaler vorschossen.

Auch die anderen guten Städte des Reiches schickten ihnen Geld und Lebensmittel zur Unterstützung, und so sehr erkannte man allgemein die Wichtigkeit dieses Kampfes, den die Bürger von Orleans, für die sterbende Freiheit Frankreichs wider die englische Macht zu bestehen hatten, daß selbst die Stände des Reiches sich deshalb eine Steuer auflegten. Auch schloß König Karl mit seinem alten Bundesgenossen, dem Könige von Schottland, einen engeren Bund, um ein neues Schottenheer von ihm zu erhalten. Zu verwundern war es darum nicht, daß die edelsten und tapfersten französischen Ritter von allen Seiten der bedrohten Stadt zugeritten kamen, um nach ritterlicher Pflicht in gutem Kampfe wider die Feinde des Landes zu streiten und Preis und Ehre zu gewinnen. Aber auch dessen, von dem allein aller Sieg kömmt, wurde unter den großen Zurüstungen nicht vergessen, und weil man wohl wußte,

wie der Krieg, wenn die Zucht auch noch so streng gehandhabt wird, doch den Lastern gottloser Menschen Thor und Thüre öffnet, so verordneten die Herren des Kapitels zum heiligen Kreuz feierliche Prozeßionen, um die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen, damit er nicht die Kränkungen, die sein heiliger Name und seine Reliqien in dem wilden Sturme des Krieges erfahren würde, die gute Stadt Orleans wolle entgelten lassen.

Nun liegt aber Orleans auf der rechten Seite der Loire, auf die linke führt eine Brücke, in eine schöne und reiche Vorstadt. Gerade da, wo diese Brücke jenseits ans Land stieß, stand eine Burg, die Thürmchen genannt, zur Deckung des Brückeneingangs und war diese Burg mit dem Lande durch eine Zug = oder Fall = Brücke verbunden. Weil ihnen nun Kunde kam, daß das englische Heer von dieser Seite heranrücke, so beschloßen die guten Bürger, nach dem Rathe der Kriegskundigen, diese ihre schöne Vorstadt mit eigenen Händen niederzureißen, und ein Bollwerk aus Baumstämmen und Erde vor der Brückenburg aufzurichten.

Sie arbeiteten Tag und Nacht an diesem Werke und waren noch nicht damit ganz zu Stande, als am zwölften Ok er ihre Kundschafter eilig in die Stadt zurückwichen und hinter ihnen her der große Heerführer, der Graf von Salisbury, begleitet von Vielen der edelsten und berühmtesten der englischen Ritterschaft und manchen abtrünnigen Franzosen, an der Spitze seines Heeres, in das Feld vor die Brücke von Orleans geritten kam. Was von ihrer Vorstadt noch übrig war und vorzüglich die schöne Augustiner Kirche, der sie bis dahin geschont, steckten Die von Orleans zur Stunde in Brand und führten hinter diesem hohen Flammenwalle ihr Bollwerk vor der Brücke ruhig auf.

Vier Tage brannte das Feuer der Vorstadt und wehrte den Englischen den Zugang, als aber am fünften die

Flamme zu erlöschen begann, da ließ der Graf auf den Trümmern und Schutthaufen der Augustiner Kirche sein schweres Geschütz aufpflanzen und bot damit an die Stadt Tag und Nacht mit eisernen Kugeln und Steinblöcken zu begrüßen, nach Kriegsgebrauch. Des blieben ihm aber auch Die von Orleans keine Antwort schuldig, denn nicht allein daß ihr Geschütz von den Thürmen und Mauern herab die Englischen hart bedrängte, sie machten auch aus dem Bollwerk vor der Brücke einen Ausfall nach dem andern, und das so unverzagt und muthig, daß der Graf vor Allem die Brücke zu erstürmen beschloß und darum Laufgräben und Sturmzeug in Bereitschaft setzte.

Donnerstag den ein und zwanzigsten Oktober um die zehnte Morgenstunde begann der Sturm; unter dem Feuer des Geschützes setzten die Engländer ihre Sturmleitern an das Bollwerk. Oben auf der Brustwehr aber standen die besten französischen Ritter und die empfiengen die Engländer, wie man Stürmende empfangen soll; sie warfen sie die Leitern hinab und damit sie nicht zum zweitenmal herauf kämen, schleuderten sie ihnen eiserne Sturmreife, Steine, siedendes Oehl, Wasser und Kalk nach. Die muthigen Frauen von Orleans trugen ihnen das Alles selbst hinzu, sie reichten ihnen auch Speise und Trank und frische Tücher sich abzutrocknen. Ja einige von Ihnen trieben selbst mit den Lanzen die Feinde ab. Und es stritten an diesem Tage Die von Orleans so tapfer, daß der Graf nach großem Verluste vom Sturme mußte ablaßen laßen.

Das half den guten Bürgern aber wenig. Denn der Graf ließ nur um so eifriger seine geheimen Gräben und Mienen führen, und als er das Bollwerk ganz damit untergraben hatte, so daß es nur noch auf hölzernen Stützen ruhte, die er wegreißen konnte, wenn er wollte, und als auch sein Geschütz schon ein gutes Theil vom Dache der Brückenburg weggerissen: da sahen Die von Orleans wohl ein, daß sie sich hier nicht mehr länger halten könnten und rißen darum

selbst zwei Bogen aus der Brücke hinter der Burg ab, und errichteten daraus ein neues Bollwerk, auf einer kleinen Insel, das schöne Kreuz genannt, mitten auf der Brücke. Dann steckten sie das alte Bollwerk in Brand und die Engländer bemächtigten sich nach einem letzten Kampfe der Brückenburg und faßten nun ihrerseits hier Fuß, indem sie das Bollwerk gegen die Franzosen wieder in Stand setzten. Diese aber schossen von dem schönen Kreuze aus so gewaltig auf das alte Bollwerk und die Brückenburg, daß die Englischen, wie eine alte Chronik sagt, gar nicht mehr ihre Nase herauszustrecken sich getrauten.

Der Verlust ihrer Burg hatte die Stadt nicht wenig betrübt, dafür aber wurden sie doppelt getröstet, denn einmal ritt an diesem Tage der berühmteste Ritter seiner Zeit, der junge Graf von Dünois, genannt der Bastard von Orleans, von Seiten des Königs als sein Statthalter dahergesandt, mit vielen muthigen Rittern in ihre Mauern, und dann verhängte Gott ein schweres Unglück über die Englischen, wovon ihnen nichts geahndet. Kaum hatte nämlich der tapfere Salisbury sich der Brückenburg bemächtigt, als er mit einigen seiner Kriegshauptleute die Thürmchen hinaufstieg, um die Lage der Stadt von dort aus besser zu erkunden. Eben sprach Wilhelm von Gladesdale, ein kühner Ritter, die stolzen Worte zu ihm: „seht Herr, da liegt eure Stadt vor euren Augen, ihr mögt sie von hier ganz und gar übersehen;" da kam von eben dieser Stadt ein Steinblock durch das Fenster geflogen, riß dem Grafen ein Aug und einen Theil seines Gesichtes weg, und warf noch einen andern Ritter hinter ihm todt zu Boden.

Der todwunde Heerführer vergaß in dieser Stunde seiner Ehre und seiner Pflicht nicht, er hieß seine Hauptleute vor sich kommen und ermahnte sie, wegen seinem Schicksal nicht zu verzagen und nur um so muthiger für

die Ehre ihres Königs gegen Orleans zu kämpfen. Dann ließ er sich in eine nahe Stadt bringen und starb dort so heimlich und verborgen, daß sein Heer den Tod des tapferen Führers erst zwei Tage später erfuhr.

Der Tod dieses großen, aber gegen die Feinde schonungslosen Feldherrn, erfüllte ganz England mit großem Kummer und Zorn. Der königliche Rath schrieb darüber selbst an den Herzog von Bedford in Paris: wie der klägliche Tod eines so wachsamen und eifrigen und seinem Könige und Vaterlande so treu ergebenen Dieners zu schmerzhaft sey, als daß man eine so große Strafe, aus der barmherzigen Hand Gottes, wohl schätzen und würdigen könne. Dieweil es aber nicht weise sey, sich gegen die Hand unseres Herrn aufzulehnen, von der man Alles mit Dank annehmen müsse, sondern besser gethan, wenn man das Unglück, so gut man könne bessere, darum müsse man darauf bedacht seyn, daß die Arbeiten von Orleans einen guten Fortgang hätten.

Also sandte der Herzog den Grafen von Suffolk mit einer Verstärkung von Mannschaft und Geschütz. Dieser war ein gar edler und ritterlicher Held und ein alter Waffengefährte des siegreichen König Heinrichs V; er wußte das Schwerdt eben so wohl zu führen, wie der Graf von Salisbury; war aber dabei geziert mit allen Tugenden eines milden und edelmüthigen Herzens, wie sie einem Ritter wohl anstehen.

Er theilte nun sein Heer in zwei Theile, den einen ließ er unter Glacidas bei der Brückeaburg, um von hier aus die Stadt stets zu beschießen, den anderen führte er an einem ferngelegenen Orte über den Fluß hinüber, um die Stadt alsdann in ihrem Rücken, von Osten, Norden und Westen einzuschließen.

Als die Kunde von diesem Vorhaben in die Stadt kam, beschloßen die guten Bürger aus freien Stücken alle ihre reichen und schönen Vorstädte, auf dieser Seite des

Flußes, die fast so groß waren wie die übrige Stadt selbst und die man für die schönsten in ganz Frankreich hielt, zusammt den hochverehrten Kirchen ihrer lieben Heiligen, niederzureißen und niederzubrennen, damit sie nicht in die Hände der Feinde fielen; denn lieber wollten sie ihre Vorstädte verlieren, als die Stadt und das Vaterland.

Unter diesem wilden Kriegsgetümmel kam die heilige Weihnachtszeit. Da wurden die Streitenden unter einander eins, daß an diesem Tage, an dem der große Friedensfürst als ein armes Kind unter den Menschen war geboren worden, kein blutiges Schwerdt sollte geschwungen und kein tödtliches Geschütz sollte gelöst werden, von Morgen neun Uhr an, bis Mittags um drei. Auch ließ der Glacidas und andere englische Herren den Bastard von Orleans und den Marschall von Saint Severe, der in der Stadt befehligte, bitten, daß man ihnen eine Gesellschaft guter Sänger und Spielleute mit Trompeten und Klarinetten dem Feste zu Ehren schicken möge. Es wurde ihnen gern gewährt und machten sie da eine schöne und lustige Musik.

Sobald aber die Stunde abgelaufen, begann das Geschütz wieder seine Musik, davon Mancher taub wurde und sich in das Grab zum stillen Schlaf niederlegte. Und der Glacidas spielte jetzt viel stärker und gewaltiger auf, als vordem der Salisbury, er warf Steinblöcke von fast zweihundert Pfund auf die Dächer und in die Straßen. Da war es manchmal ein wahres Wunder, wie die Leute gerettet wurden. So melden die Chroniken, daß einmal eine solche Kugel mitten auf einen Tisch fiel, an dem ihrer Fünf saßen, ohne daß Einer wäre verwundet worden: also daß man es einer besonderen Gnade Gottes und der Fürbitte des heiligen Anianus, des Schutzpatronen der Stadt, zuschrieb. Wie denn die Ritter und die Bürger bei solchen Vorfällen, deren noch mehrere erzählt werden, sogleich in die Kirche giengen, um Gott

für ihre Rettung zu danken. Denn man glaubte, daß der, der alles Leben geschaffen, auch Herr über den Tod sey.

Wenige Tage nach diesem Feste erschien der Graf von Suffolk mit seiner Heeresabtheilung wirklich im Rücken der Stadt. Er ließ alle Straßen, die nach Orleans führten durch feste Thürme, Bollwerke und Verschanzungen sperren. Auch auf einer Insel der Loire ließ er ein Bollwerk anlegen, zu seiner Verbindung mit Glacidas. Von dreizehn Bollwerken war in dieser Weise die Stadt zu Wasser und zu Land ringsum eingeschlossen. Suffolk griff sie zu allen Zeiten des Tages an, bald wenn Morgens die Sonne den Feinden blendend in die Augen schien, bald wenn die Wachen in dunkler, stürmischer Mitternacht nichts sahen und nichts hörten; bald kam er herangestürmt wie ein wildes Wetter, mit aller Macht, unter dem Klange seiner Heerhörner und furchtbarem Schlachtruf, bald kam er still wie ein Dieb an die Mauern geschlichen, um die Schlafenden zu überfallen. Aber er führte den Krieg stets in edler, ritterlicher Weise, ohne Haß und ohne Grausamkeit, und ehrte selbst die Tapferkeit seiner Feinde. So sandte er einst dem Grafen von Dünois eine Schaale mit Feigen Trauben und Datteln und ließ ihn bitten, ihm ein Stück schwarzen Pelzes zu schicken, damit er sein Kleid gegen die harte Winterkälte füttern könne.

Auf der andern Seite des Flusses setzte Glacidas der Stadt nicht weniger tapfer als Suffolk zu, aber er war voll Hoffarth und böser Tyrannei, wie die Chronisten melden. Tag und Nacht fielen die Kugeln aus seinem schweren Geschütz auf die Stadt hernieder und ermahnten sie zur Uebergabe. Die in Orleans, die fremden Ritter sowohl, wie die Bürger, von allen Seiten eingeschlossen, beschossen und bestürmt, kämpften als solche, an deren Tapferkeit das Heil des Vaterlandes geknüpft war. Sie trieben Sturm auf Sturm ab und griffen selbst die Feinde in ihren Verschanzungen an. Muthige Ritter führten

auch oft der Stadt troß den vielen Verschanzungen, wodurch die Zugänge gesperrt waren, Lebensmittel und Mannschaft zu. Ihr Geschütz antwortete dem feindlichen so gut, daß dem Glacidas manchmal der Kopf darüber heiß ward und er ihnen von seinen festen Thürmen zornig herabrief, komme er in die Stadt, dann werde er Alles umbringen, Männer und Weiber, Niemand werde er schonen. Desto fleißiger aber schoßen die Bürger, und besonders hatten sie da einen Lothringer, Meister Johann genannt, der sich meisterlich auf das Geschütz verstand. Wo er hinhielt, da schlugen seine Kugeln ein und mußte mancher das Leben vor Orleans lassen. Dabei war er ein kecker und muthiger Gesell, der mit seiner Feldschlange oft in Gefahr kam und durchtrieben war er auch. Weil er wußte, daß ihn die Engländer lieber todt als lebendig sähen, darum that er ihnen manchmal den Gefallen und ließ sich plötzlich auf den Boden fallen und wegtragen, als ob es mit ihm aus sey. Wenn sie dann über seinen Tod jubelten, dann erschien er plötzlich wieder und gab ihnen mit seiner Feldschlange treffende Beweise seiner Auferstehung.

So wenig verzagten die französischen Ritter, daß sie mehrmals die englischen Ritter zum offenen Zweikampfe im Angesichte der beiden Heere forderten, um ihnen zu beweisen, daß wenn Mann gegen Mann fechte, sie ihnen weder an kühnem Muth, noch an Waffengeschick nachstünden. Ein solcher denkwürdiger Kampf hatte den 31. Dez. statt. Zwei gascognische Ritter aus der Schaar des weitberühmten La Hire, thaten den Engländern kund, wo sich unter ihnen zwei Ritter, so edel und ihrem Vaterlande so ergeben fänden, daß sie zu seiner Ehre und Vertheidigung, mit ihnen zwei Lanzen brechen wollten, dann sollten sie auf dem Kampfplatze erscheinen und im ehrlichen Kampfe ihren Muth und ihr Waffengeschick erproben. Es erschienen darauf zwei englische Ritter. Rings um die Kampfbahn wurden Stricke gezogen und Hüter zu Roß und zu Fuß in gleicher Anzahl aufgestellt.

Dann senkten die Ritter ihre Lanzen und ritten mit aller Gewalt aufeinander los. Den Sieg gewannen die französischen, wie ihnen das wohl zu vergönnen war. Einer ihrer Ritter hob im ersten Stoß den Gegner aus dem Sattel, und nun wurden die Kämpfenden geschieden, weil sie nicht aus Haß und um einander zu erschlagen, sondern zur Ehre ihres Landes den Kampf begonnen.

So schwand unter steter Arbeit und Kampf, ohne Ruh bei Tag und Nacht, ein Monat nach dem andern dahin, und die Belagerung wollte immer kein Ende nehmen, und die Noth in der Stadt nahm immer mehr und mehr überhand und immer enger wurden sie eingeschlossen.

Ihre letzte Hoffnung war der Graf von Clermont, der zu Blois ein Heer zum Entsatze sammelte und zu dem der Connetabel von Schottland mit seinen Schotten und viele der angesehensten Grafen und Barone von Frankreich sich gesellt hatten. Nun traf es sich aber, daß gerade zu der Zeit, wo der Graf mit seinem Heere gen Orleans ziehen wollte, ihm die Kunde ward, wie der Herzog von Bedford, von Paris aus, einen Zug von mehr als dreihundert Wagen, mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen, unter dem Befehle Fastolfs, mit einer Bedeckung von ohngefähr fünfzehnhundert Mann, den Engländern vor Orleans zuschicke. Der Graf beschloß also diesen Zug auf dem Wege aufzufangen. Zu dem gleichen Ende brach auch der Bastard von Orleans mit den besten Rittern und einer Schaar von fünfhundert Mann von Orleans auf, den Grafen von Clermont dabei zu unterstützen.

Nun wollte aber Gott, der alle Dinge, die großen, wie die kleinen, nach seiner Weisheit lenket, daß der Dünois zuerst zur Stelle war und, bei Rouvray, ehe er noch zu dem Grafen gestoßen, Kunde erhielt: wie der Zug unter Fastolf in der größten Unordnung, ohne etwas von der Nähe der Feinde zu ahnden, dahergezogen käme. Die Ritter brannten darum vor Verlangen aus einem Hinter-

halte über die Unbesorgten herzufallen. Allein der Graf von Clermont sandte einen Boten über den andern mit dem Befehle, zu warten bis er mit der Hauptmacht auf dem Kampfplatz wäre. Die Ritter gehorchten und mußten mit schwerem Herzen sehen, wie Fastolf, der nun die Gefahr erkannt, seine Wagen in eine lange Reihe aufführen, spitze Pfähle davor einrammeln ließ, und wie er dann, dem Schutze Gottes sich empfehlend, hinter dieser Wagenburg getrost den Angriff erwartete. Als nun gar seine Bogenschützen die Franzosen mit ihren Pfeilen neckten und endlich auch in der Ferne der Graf herangerückt kam, da ließen sich die Ritter nicht länger halten. Aber in diesem Augenblicke entstand eine große Verwirrung unter ihnen. Die Schotten wollten die Palisaden nicht zu Pferd angreifen und stiegen mit vielen französischen Rittern ab, während der andere Theil zu Roß angriff, und den Pferden die spitzen Pfähle in die Brust rannte. In dieser allgemeinen Verwirrung ließ Fastolf einen Ausfall machen und warf die Stürmenden mit einem ungeheuren Verlust auseinander. Die beiden Stuarte, zwei Brüder, starben auf diesem blutigen Felde neben einander, und viele Ritter aus den edelsten Geschlechtern von Frankreich und Schottland lagen ihnen zur Seite. Auch der tapfere Dünois wurde schwer verwundet und nur von zwei treuen Bogenschützen gerettet. Doch La Hire und der muthige Ritter Poton Xaintrailles standen und hielten mit etlichen Sechzig den verfolgenden und Alles niedermetzlenden Feind auf.

In dieser großen Noth kam endlich der Graf heran, er war an diesem Tage, um ritterliche Tapferkeit zu zeigen, zum Ritter geschlagen worden, und hatte ein Heer stark genug um die Schmach zu rächen, aber er zog ohne Schwerdtstreich wieder von dem Kampfplatze, wahrscheinlich weil er nicht des niedrigen Zornes Meister werden konnte, daß man seinen Befehl nicht befolgt.

Und so hatten fünfzehnhundert Engländer im Angesichte eines französischen Heeres von 6000 gesiegt. Dies ist jene Niederlage, welche Johanna dem Hauptmann zu Vaucouleurs soll vorausgesagt haben.

Dieser blutige Tag war der härteste Schlag, der das arme Orleans treffen konnte und als spät am Abend ihre Ritter, die so freudig und siegeslustig ausgezogen, nun trauernd und blutend von dem Kampffelde heimkehrten, auf dem sie so viele der Ihren gelassen, da stieg Angst und Schmerz auf das Höchste. Männer, Frauen und Kinder liefen wehklagend durch die Straßen. Der Untergang der Stadt stand vor ihren Augen und sie priesen jene glücklich, die vor diesem Tage des Jammers gefallen. Doch Dunois, der hochherzige, ritterliche Held, ließ sich nicht beugen, und mit dem Unglück wuchs das Ansehen und die Ehre dessen, der vor keiner Gefahr zurückbebte und Allen noch obendrein Muth und Trost zusprach. Das Schicksal der Stadt wurde indessen immer düsterer. Denn der Graf von Clermont, von dem man so viel gehofft, verließ die Stadt schon nach zwei Tagen wieder und führte die tapfersten Ritter und zweitausend Kriegsleute mit sich davon. Nur Dunois und der Marschall von Saint Severe hielten noch aus. Alle Hoffnung auf Rettung war verschwunden, die Bürger sahen sich nach einer Belagerung von fünf Monaten dem Grimm eines durch so langen Widerstand zornentbrannten, grausamen Feindes preisgegeben und darum schien es Manchen das Gerathenste, die Gnade des Siegers anzuflehen. Nur die Zusprache jener beiden Ritter vermochte es indeß, daß sie zuvor noch ein letztes Mittel versuchten. Am 15ten Februar nämlich schickten sie eine Gesandtschaft an den Herzog von Burgund mit der demüthigen Bitte, dieweil ihr Herr, der Herzog von Orleans, seit der Schlacht von Azincourt, gefangen in England liege und also seine gute Stadt Orleans nicht vertheidigen könne, darum möge er sie so lange in seine Obhut

nehmen, bis der Streit über die französische Krone entschieden sey.

Zwei Monate lang blieben die Gesandten aus, und während dieser Zeit gieng der Kampf immer fort und stieg die Noth und der Mangel der treuen Stadt immer höher und doch verrichteten die Muthigen noch manche schöne Waffenthat. So fuhren in dieser Zeit einmal Mehrere von ihnen in einer stillen Nacht, heimlich über die Loire, und nahmen plötzlich mitten aus den feindlichen Verschanzungen zwanzig Engländer gefangen heraus und schleppten sie mit sich fort.

Um so schmerzlicher aber mußte es ihnen seyn, daß all dieser Heldenmuth doch zuletzt vergeblich seyn sollte, denn ihre Gesandten kehrten unverrichteter Dinge zurück. Wohl hatte der Herzog von Burgund sich ihrem Begehren willfährig bezeigt. Als er aber zu Paris den Herzog von Bedford um seine Beistimmung bat, da glaubte dieser das Spiel sey gewonnen und er habe nun nicht weiter den Herzog von Burgund besonders zu schonen, wie der große König Heinrich V auf seinem Sterbebett es doch so hoch und theuer empfohlen. Stolz und hart wieß er den Burgunder im offenen Rathe mit seinem Gesuch ab, indem er übermüthig sich rühmte: Orleans sey nun in seinen Willen gegeben, und die Bürger sollten ihm die kostbare Belagerung bezahlen. Es wäre schön, sagte er, wenn ich die Netze stellen sollte und ein Anderer mir die Vögel herausnehmen wollte. Einer seiner Räthe fügte in dieser übermüthigen Weise seines Herrn noch hinzu: daß hier nicht der Ort wäre, wo man dem Herzogen die Brocken vorkaute, damit er sie verschlucke.

So sprachen damals die Engländer in der Gewißheit ihres Sieges und dachten nicht daran, daß kein Sperling vom Dache fällt ohne den Willen Gottes und ahndeten nicht, daß die Hand eines Mägdleins die Netze zerreißen

sollte, in denen der Bedford die Vögel so sicher gefangen glaubte.

Der Herzog von Burgund nahm indessen diesen Bescheid sehr übel auf. Er gab den Gesandten von Orleans seine Herolde mit, auf daß sie allen seinen Burgundern in dem englischen Heere in seinem Namen geböten auf der Stelle heimzukehren. Die Burgunder gehorchten fröhlich diesem Befehle. Das aber mochte Denen von Orleans wenig helfen, ihr Untergang schien unvermeidlich.

Geschehen war jezt Alles, was Tapferkeit und Treue vermag. Die entkräftete athemlose Stadt lag gebunden vor ihren Feinden. In diesem Augenblicke wo, wie ein Advokat des König Karl bezeugte, Alles verzweifelte und Orleans und Frankreich keine andere Rettung vor sich sah, als in der Barmherzigkeit Gottes und wo König Karl, den seine Feinde nur spottweise den kleinen König von Bourges nannten, nach dem Zeugniße der Frau seines Schazmeisters, nur noch vier Thaler, die ihm und dem Schazmeister gemeinsam gehörten, in dem Schaze hatte: in diesem Augenblicke griff die unsichtbare Hand von oben sichtbar in den Lauf der Begebenheiten ein. Am 15. Februar hatte die Stadt ihre Abgeordneten zum Herzog von Burgund gesandt, schon am 25. desselben Monats schickte Johanna dem König jenen Brief, worin sie ihm kund that, wie sie einen Weg von hundert fünfzig Stunden geritten sey, um ihm Gottes Hilfe zu bringen.

Zehntes Kapitel.

Von den Heiligen, die in diesen Zeiten gelebt, und den Prophezeihungen, die der Jungfrau vorausgiengen.

Eine so wunderbare Erscheinung, wie die der Jungfrau, war in jener Zeit nichts so Ungewohntes, vor ihr

und nach ihr sehen wir ähnliche Gestalten aus der Stille und Dunkelheit auftreten und Alles mit unwiderstehlicher, wunderbarer Gewalt mit sich fortreißen. Das furchtbare Verderbniß und Unglück der Zeit, wie es das bürgerliche Leben zerrüttete und sich in Aufruhr, Krieg und Mord, in Ueppigkeit und Uebermuth, in Hungersnoth und Pest und Verzweiflung kund that, es war auch in das innerste Heiligthum der Kirche eingedrungen und hatte ihre edelsten Glieder ergriffen. Schon länger als ein Menschenalter war die Christenheit des Abendlandes in unseliger Spaltung zerrissen, während das Kreuz im Osten vor den ungezählten Schaaren der Türken und Tartaren fiel und der Halbmond vom fernsten Indien bis Salzburg wehte und Bajazeds Drohung sich zu erfüllen schien, daß er sein Türkenroß auf den Altären von Rom füttern wolle.

In dieser allgemeinen Erschütterung, wo Viele glaubten das Ende der Tage sey gekommen, schloßen sich die Brunnen der Tiefe des Geistes auf und es stiegen Gestalten auf, wie sie in ruhigen Zeiten nicht gesehen werden. Die Einen von finsterer Verzweiflung ergriffen oder ganz den entfesselten Leidenschaften sich ergebend, warfen ihren Blick hinab in den Abgrund der Finsterniß und beschworen die Mächte der Nacht zu Hilfe und Dienst herauf: daher das Zauberwesen mit seinem Höllendienst und seinen Gräueln, daher jener Schauder, der die Gemüther mit solchem Mißtrauen und Argwohn gegeneinander erfüllte, daß ihnen keine Strafe hart genug bedünkte das Uebel auszurotten und Tausende beim leisesten Verdacht schrecklich auf dem Scheiterhaufen starben. Andere dagegen sahen hinauf nach dem ewigen Lichte und riefen mit doppeltem Verlangen sein Erbarmen über die unglückliche Erde hernieder. Mancher der Betenden wurde erhört und nachdem der Wetterstrahl der Liebe Gottes ihr Herz getroffen, sehen wir, wie sie sich in Leiden und Prüfungen stark ringen, und dann von dem höheren Geiste getrieben ruhig und

fest der zerrissenen Welt entgegen treten, ihr Hilfe im Unglück und Trost und Rath in der Verzweiflung zu bringen. An Alle, an Päpste und Kaiser, an Bettler und Räuber, ergeht im Namen Gottes ihre gewaltige Stimme, bald belehrend, ermahnend, klagend, flehend und warnend, bald drohend, strafend und niederschmetternd und die Strafgerichte des Herrn verkündend.

So hat die heilige Brigitta, entsprossen aus dem Geschlechte der alten Nordlandshelden, den größern Theil des vorigen Jahrhunderts erfüllt, vielfältig sind ihre Offenbarungen an ihre Zeitgenossen gerichtet, sie wurden von dem Conzil von Basel untersucht, mit seiner Bewilligung zur Erbauung der Gläubigen bekannt gemacht und bald in alle europäischen Sprachen übersetzt. An die nordische Seherin und ihre Offenbarungen erinnert daher auch ein Priester von Landau, der im Jahre der Befreiung von Orleans über die Jungfrau Johanna geschrieben: „ihre Offenbarungen zeigen, sagt er, welche Seherin und Prophetin sie gewesen. Was sie vorausgesagt ist theils schon in Erfüllung gegangen, theils wird es mit festem Vertrauen erwartet.“

Eine jener Offenbarungen gehört auch noch näher hieher, sie steht im 6. Buch Kapitel 63. Darin wird ihr nämlich von Gott befohlen den Pabst Clemens als obersten Friedensstifter der Christenheit zu mahnen, das zu thun, was später das Schwerdt der Jungfrau thun mußte, den verderblichen Krieg zwischen Frankreich und England zu enden. Die strengen Worte, die Gott durch sie an den Papst richtet, lauten unter Anderen also: „Der Herr läßt dir sagen, durch mich hast du die höchste Ehre gewonnen, darum erhebe dich und mache Frieden zwischen den Königen von Frankreich und England, die da sind wie schändliche, unvernünftige Thiere, Verräther der Seelen. — Gedenke auch der vorigen Zeiten, in denen du mich durch Trug zum Zorne bewegt hast, wo du gethan, was du gewollt, nicht was du gesollt und ich schwieg und war geduldig, wie einer

der nicht richtend ist. Rechenschaft will ich von dir fordern wie du in Mahnung des Friedens der Könige bist so gar lau gewesen und wie dein Herz an Anderem hieng, hätte dich nicht meine Langmuth ertragen, du wärest jezt erniedrigt unter deine Vorfahrer. Darum so erforsche in dem Buche deines Gewissens und siehe, ob ich die Wahrheit rede.“ Noch in ihrem 69 Jahre wallfahrtete die Unermüdliche nach Jerusalem und starb 1373 zu Rom in den Armen ihrer Tochter, der heiligen Katharina von Schweden.

Ein Zeitgenosse dieser Nordischen Seherin war der berühmte Doktor Johannes Tauler, der zu Straßburg und Cöln predigte. In seiner Lebensbeschreibung wird seine wunderbare Bekehrung erzählt, wodurch sein Wort die Weihe empfangen. Schon habe er fünfzig Jahre seines Alters gezählt und der Ruf seiner Predigten sey bereits so groß gewesen, daß die Leute davon über viele Meilen gesprochen, da sey auf Gottes Eingebung, ein einfältiger Laie, ein gnadenreicher Mann zu ihm gekommen und habe ihm gesagt, daß er in dem Innern seines Herzens doch nur ein Pharisäus sey, wenn gleich nicht von der bösen Art. Anfangs habe ihn die harte, ungewohnte Rede schwer betroffen, aber bald habe er ihre Wahrheit gefühlt und den Fremden gebeten sich seiner zu erbarmen. Auf seinen Rath habe er nun abgelassen Andern zu predigen und Anderen zu rathen und damit angefangen, daß er sich selbst gepredigt und selbst gerathen und zu den Füßen des Gekreuzigten alle seine Begierden überwunden. Hierauf erst begann er aufs Neue jene Predigten zu halten, die seine Zuhörer so tief erschütterten und deren Klang bis auf unsere Tage nicht verklungen.

Dem deutschen Prediger folgt die große Toskanerin, die heilige Katharina von Siena. Kurz war ihr Leben, nur drei und dreißig Jahre wandelte sie auf Erden, aber es war reich an Thaten, als seyen die Tage Jahre gewesen. Bald kniet sie in der Stille ihrer klösterlichen Zelle, in

den Abgrund der Gottheit versenkt, bald zieht sie durch Städte und Dörfer, überall strömt das Volk zu Tausenden herbei und wird hingerissen von ihrem Flammenwort, wieder pflegt sie der Pestkranken oder begleitet die Verbrecher zum Tod und erweckt ihr Herz zur Reue, dann tritt sie unerschrocken in das wilde Getümmel des Krieges und ihre Stimme hält die Streitenden zurück; jetzt wird sie von Florenz nach Avignon zu Gregor XI. gesandt und erwirkt dort, nach vielen Mühen und Gefahren, den Kirchenfrieden, oder sie besteht geduldig und sanftmüthig die Prüfungen der Zweifler und wandelt ihren Unglauben in Bewunderung, oder sie schreibt herzergreifende Briefe an Jene, die ihr Wort nicht erreichen kann. 380 dieser Briefe an den Papst, die Fürsten und Kardinäle sind uns noch erhalten, und werden auch wegen der Reinheit ihrer Sprache als ein Muster neben Dante und Petrarka von ihrem Volke anerkannt. Ueber dies Alles werden ihr noch, wie dem heilgen Franziskus von Assisi Gedichte zugeschrieben, die uns samt ihren Offenbarungen, gleichfalls erhalten sind.

Geboren im Todesjahre der heiligen Katharina und bis in die Zeit der Jungfrau von Orleans hinreichend, treten dann zwei neue Gestalten auf, der heilige Bernardino von Siena und Lidwigis oder Lidwina in den Niederlanden. Auch er pflegte die Pestkranken im Spital zu Siena, gab all sein Gut den Armen hin und durchzog dann predigend vierzehn Jahre die Städte und Länder von Italien, alle Orte wollten ihn hören und baten ihn zu kommen, die Kirchen faßten die Menge nicht, er versöhnte die hadernden Welfen und Gibellinen und ganz Italien ward, wie das römische Martyrerbuch bezeugt, erleuchtet durch seine Lehre und seinen Wandel. Mit Recht stimmten daher, als er starb, die Brüder den Gesang an: „Mein Vater! ich habe deinen Namen der Welt verkündet, jetzt gehe ich zu dir.“ Das Leben Lidwigis voll irdischer Leiden und himmlischer Freuden, hat

Thomas von Kempen beschrieben und daß auch diese stille Jungfrau in ihrer Verborgenheit das Gemüth ihrer Zeitgenoßen tief ergriff, beweisen die Worte desselben Priesters von Landau, der auch auf sie hinweiset, um zu zeigen, daß Gestalten wie die der Johanna nichts Unerhörtes in der Christenheit seyen. „Ein Ruf, sagt er, gieng aus in alle Welt, vor siebzehn Jahren, von einer Jungfrau in Brabant Namens Ludwigis, die in wunderbarer Heiligkeit strahlte und große Wunder wirkte, wie es mir jene erzählt, die sie gesehen und ihre Zeichen mir berichtet haben. Von Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange, von Norden bis zum Meere wird der Name des Herrn in jenen zwei Jungfrauen (der Lidwigis und der Johanna von Orleans) gepriesen in der Kraft seiner Güte, Er, der die Niedrigen erhöhet und die Stolzen erniedert, auf daß wir erkennen, daß der Herr nicht Adel und Macht, Weisheit und Reichthum erwählet, sondern die Schwäche, Er, der dreieinig lebet und regieret in alle Ewigkeit.“

Wer gleichfalls bis in die Zeiten der Jungfrau hinabreicht und dessen Werke einen großen Theil der Christenheit umfaßt, ist der große Völkerprediger und Eroberer im Reiche Gottes, der heilige Vinzens Ferrer. Geboren aus altadlichem Blute unter dem heißen Himmel von Spanien, entsagte er früh den Ehren der Welt und trat in den Dominikaner-Orden. Aber auch hier seiner Heiligkeit und Gelehrsamkeit wegen hochgeehrt und von Benedikt XIII als Beichtvater und Magister des heiligen Palastes nach Avignon berufen, konnte ihn doch kein Bitten, kein Anerbieten von Bisthümern und selbst des Kardinalshutes länger an dem Hofe halten. In dem zwei und vierzigsten Jahre seines Alters ließ er sich den päbstlichen Segen und apostolische Gewalt übergeben und trat so seinen großen christlichen Heldenlauf an, das Evangelium von Stadt zu Stadt, und Reich zu Reich, in Kirchen, auf Märkten oder freiem Felde zu predigen, und die Welt in ihrer Verderb-

uns an den Tag des Gerichtes zu mahnen. Mehrmal hat er so Spanien, sein Vaterland, in allen seinen Provinzen durchzogen, und Valentia, Catalonien, Aragonien, Castilien, Leon, Murcia, Andalusien und Asturien haben abwechselnd sein Wort gehört, seinen Wandel und seine Wunder gesehen. Selbst ein Mahommedaner, der König von Granada, ließ ihn durch Gesandte in sein maurisches Reich zu sich bitten, und er verließ es erst dann, als die Menge seiner Bekehrungen Besorgniß erweckte und die Großen dem König mit einem Aufstande drohten. Zu Toledo und Salamanka wird erzählt, wie er die ganze Synagoge bekehrt und in eine Kirche umgewandelt. Als mit Don Martin das alte Königsgeschlecht der Grafen von Barcelona ausstarb, da traten drei Bewerber um die aragonische Königskrone auf, ein Bürgerkrieg drohte auszubrechen, ihn zu vermeiden, vereinigten sich die Stände der drei Provinzen des Königreiches und erwählten neun Schiedsrichter, die über die streitigen Ansprüche der drei Kronbewerber entscheiden sollten. Valentia wählte Vincenz und seinen Bruder einen Karthäuser. Die glückliche Beendigung des schwierigen Geschäftes wird auch vorzüglich seinem Ansehen und seiner Weisheit zugeschrieben. Ihn erwählten alle Schiedsrichter, den Namen des neuen Königs zuerst dem erwartungsvollen Volke bekannt zu machen, und das Volk rief ihm jubelnd zu: „Glück und Sieg und langes Leben Don Ferdinand unserem neuen König." Auch Frankreich hat er predigend durchzogen, von den Pyrenäen längs dem Meere und dem Rheinstrom, bis hinab nach Lothringen, Burgund, Flandern und der Normandie. Wie einst der h. Bernard das Wermuththal, so soll auch er ein Thal der Verderbniß, von wilden, gottlosen Menschen bewohnt, umgewandelt haben, daß es später das reine Thal hieß. Die Gebirgsthäler der Schweiz, die Schluchten von Savoyen durchirrte er, hinüber schritt er über die Alpen in Winterskälte

nach Piemont und den Städten der Lombardei bis Florenz. Wieder berief ihn König Heinrich IV nach London und er predigte in England, Schottland und Irland. Selbst bis nach den fernen Inseln von Majorka eilte der Mahlose. So hat er fast zwanzig Jahre gewirkt, von dem Kaiser um seinen Rath gefragt, von vielen Königen und Fürsten eingeladen, von dem Pabst und dem Concil mit Gesandten geehrt und um Hilfe gebeten, von dem Volke überall feierlich und ehrfurchtsvoll wie ein Apostel empfangen, bewahrte er doch immer streng die Regel seines Ordens, nicht einmal ein Almosen nahm er an, außer für die tägliche Nothdurft; oft mußte er ob dem Schluchzen seiner Zuhörer die Rede unterbrechen, Reiche gaben ihr Gut den Armen hin, alte Feindschaften wurden versöhnt, Notäre folgten ihm, die die Vergleiche, des Andranges wegen, gerichtlich niedergeschrieben; große Prozessionen reuiger Sünder begleiteten ihn, wenn er einen Ort verließ, und viele Tausende werden aufgezählt, die er zum Christenthum bekehrt. 1417 starb er zu Vannes in der Bretagne unter dem Beten der Bußpsalmen, noch mehrere hundert Jahre wurde der Predigtstuhl auf dem er in der Heimath der Jungfrau gepredigt, ehrfurchtsvoll zu Toul in Lothringen aufbewahrt.

Beinahe mit dem gleichen Ansehen womit St. Vinzenz im europäischen Osten lehrte, predigte der Schüler des h. Bernardino von Siena; der h. Johannes von Capistrano im Westen. Der Sohn eines Edelmannes aus Anjou, geboren in den Abruzzen im Jahre 1385, trat er nach einem bitteren Schicksale in den Franziskaner-Orden. Von vier Päpsten wurde er in den wichtigsten Angelegenheiten gebraucht. Italien, Frankreich, die Länder des deutschen Reiches, Oestreich, Bayern, Thüringen, Franken, Sachsen, Schwaben, Schlesien, Möhren, Böhmen, Polen, Ungarn, die Walachei und selbst Rußland hat er nacheinander besucht. Obwohl er in lateinischer Sprache predigte und

einen Dollmetscher brauchte, so war doch das Zuströmen des Volkes unermeßlich. Sie warteten oft viele Stunden in Kälte und Schnee; hunderttausend Menschen sollen in Erfurt zusammengekommen seyn. Was die Jungfrau in Orleans für Frankreich gethan, den gleichen Dienst hat er der Christenheit in Belgrad geleistet. Denn das Schwerdt des Hunniades, des weißen Ritters der Wallachei, und das Wort dieses Bruders, der mit dem Krucifix in der Hand die streitenden Christen mit Muth und Todesverachtung erfüllte, sie waren es, die jenes große Bollwerk der Christenheit vor Mohammed II retteten und die gesammte türkische Macht in dem Augenblicke zurück schlugen, wo sie das Abendland zu überschwemmen drohte.

Ganz in derselben Zeit, wo die Jungfrau auftrat, gab es mehrere Prediger, die durch Frankreich von Stadt zu Stadt zogen und das Volk ermahnten von seinem sündigen Leben abzulassen, und den Zorn Gottes, der so schwer das Land gezüchtigt, durch Buße und Besserung zu versöhnen. Darunter zeichnete sich vorzüglich ein Schüler des h. Vinzenz aus, Bruder Richard genannt, ein wunderlicher Mann, von dem wir noch später hören werden. Er predigte zu Paris, wie der Antichrist bereits geboren sey, und daß im Jahre 1430 große Wunder geschehen würden. Die leichtfertigen Pariser wurden, ob seinen Strafpredigten, so zerknirscht und von solchem Schreck ergriffen, daß ein Bürger in sein Tagebuch schrieb, eilf Predigten dieses Bruders hätten das Volk mehr erbaut, als alle Prediger, die seit hundert Jahren zu Paris gepredigt. „Als sie aus seiner Predigt kamen, waren sie so auferbaut und zerknirscht, schreibt derselbe, daß man in weniger als drei oder vier Stunden mehr als hundert Feuer sah, worin die Männer ihre Karten und Würfel und Glückspiele warfen, und Alles, worüber man sich erzürnt und flucht und was die Gewinnsucht erweckt.“ Die Frauen verbrannten ihren eitlen Putz, ihre Schlep-

pen und hohen Hörner, die sie auf dem Kopfe trugen, und die oft höher als die Thüren waren. Bruder Richard brachte zuletzt das Volk so in Aufregung, daß es den Engländern angst vor ihm wurde, und sie ihm gerade um dieselbe Zeit, wo Johanna beim König war, befahlen augenblicklich die Stadt zu verlassen. Worüber die Pariser heiße Thränen weinten.

In diesen Zeiten der Jungfrau Johanna geschah es auch, daß zum Ersten das berühmte Büchlein von der Nachfolge Jesu Christi allgemeiner bekannt wurde. Eitel und Eitel und Alles ist eitel, rief es, außer Gott lieben und ihm allein dienen. Es zeigte den Menschen in ihrem Innern eine stille, heilige Freistätte, wo sie vor allem Unglück der Welt eine sichere Zuflucht finden würden; und wie kein anderes Buch, das Menschenhand geschrieben, hat es seitdem in allen Herzen Eingang gefunden und findet ihn noch bis zur heutigen Stunde. Unzählige Mal ist es gedruckt worden. In seiner ursprünglichen, lateinischen Sprache werden allein tausend, in der französischen Uebersetzung zweitausend gedruckte Ausgaben gezählt und so verhältnißmäßig bis hinüber nach dem fernen Asien. Ueber die Ehre seines Verfassers hat man sich gestritten, wie die griechischen Städte über den Sänger von Troja.

Wenn aber unter solchen Erscheinungen das Auftreten der Jungfrau nichts Ungewöhnliches war, so kam sie auch nicht so ganz unerwartet. Denn wie es gewöhnlich in Augenblicken der bangen Erwartung vor großen Ereignissen geschieht, die das Schicksal der Nationen auf Jahrhunderte hin entscheiden, daß dann eine dunkle Ahnung von der Zukunft in dem Gemüthe des Volkes aufsteigt und sich in allerlei Prophezeihungen, bald klarer, bald dunkler kund gibt, so geschah es auch hier. Hatte ja doch die Jungfrau, wie es ihre Wirthin selbst eidlich bezeigt hat, zu Vaucouleurs sie gefragt, ob sie denn nicht von einer Pro-

phezeihung gehört habe, wie Frankreich durch eine Frau (die Königin Isabella) ins Verderben gestürzt, durch eine Jungfrau von den Gränzen Lothringens würde gerettet werden. Die Wirthin war darüber sehr betroffen worden, denn sie erinnerte sich dessen wirklich und glaubte mit vielen Andern seitdem an die Sendung der Jungfrau. Dann war, wie der Doktor Johannes Erault gehört hatte, eine Frau, Namens Maria von Avignon, vor den König gekommen und hatte ihm gesagt: es sey ihr offenbart worden, wie großer Jammer und schwere Drangsale über Frankreich fallen würden; da habe sie auch in ihren vielen wunderbaren Erscheinungen unter Andern eine große Menge von Waffen gesehen, und weil sie gemeint, selbige seyen für sie bestimmt, so sey sie aus der Maßen darüber erschrecken, es sey ihr aber gesagt worden, sie solle nur ruhig seyn, die Waffen seyen mit nichten für sie, sondern für eine Jungfrau, die später kommen und Frankreich von seinen Feinden befreien würde.

Ein anderer Zeuge sagte aus, er habe ebenfalls in einem alten Buche unter dem Namen des Merlins gelesen, daß eine Jungfrau aus dem Eichenholze von den Gegenden von Lothringen her kommen würde. Diese Prophezeihung lief allgemein unter dem Volke und wir kennen sie auch aus anderen Zeugnissen.

In Orleans selbst war schon die Kunde allgemein verbreitet, wie ein junges Hirtenmädchen, das man gemein hin die Jungfrau nenne, begleitet von mehreren Edelleuten ihrer Heimath, den Marken von Lothringen, durch die Stadt Gien geritten sey, sie wolle, so habe sie verkündigt, vor den edeln Dauphin Karl treten, und komme im Namen Gottes, die Belagerung seiner guten Stadt Orleans aufzuheben. Der Graf von Dunois selbst hat es bezeugt, daß dieses Gerücht lange vor ihrer Ankunft in Orleans, dort allgemein bekannt gewesen sey.

Eilftes Kapitel.

Wie der König und seine Räthe die Jungfrau in Chinon empfiengen.

Noch denselben Tag, an dem Johanna den König um Erlaubniß gebeten, traf sie in Chinon ein. Gefahrvolle Straßen durch Feinde und Räuber war sie geritten, tiefe Gewässer hatte sie durchschwommen, kein Hinderniß war ihr begegnet, jetzt am lang ersehnten Ziele ihrer heißen Wünsche sollte sie das erste finden.

Die große Noth hatte allen Muth gebrochen, selbst die Getreuen waren in Verzweiflung, die lachenden Versprechungen der Jungfrau mußten ihnen wie der Hohn einer Verrückten erscheinen. Unglaublich schien es, daß das Schicksal des stolzesten Reiches der Christenheit in so gar verächtliche Hände sollte gelegt seyn, daß der schwache Arm eines unbekannten und unwissenden Mädchens vollbringen würde, wofür die klugsten Rathgeber der Krone keinen Rath wußten, und die besten Ritter in vielen Schlachten vergeblich sich verblutet. So fand Johanna am Hof nicht viel mehr Glauben, als sie beim Hauptmanne zu Vaucouleurs gefunden.

Der König hieß die beiden Edelleute der Jungfrau, Den von Metz und Den von Poulengy vor seinen Rath kommen und sie dort in seiner Gegenwart befragen. Sie erzählten, was sie von der Jungfrau wußten, und wie sie so wunderbar glücklich jene Wege zurückgelegt, die ihrer Gefahr wegen zu meist gefürchtet seyen. Hart wurde hierauf im Rathe gestritten, ob es der Würde des Königs gezieme und erlaubt sey, die unbekannte Prophetin anzuhören. Die Herren kamen endlich überein, die geistlichen Räthe des Königs sollten sie einmal vorläufig über ihr Wesen und den Zweck ihrer Reise befragen, um dann ihren Antworten gemäß ein Weiteres zu beschließen.

Die Prälaten thaten wie ihnen geboten. Die Jungfrau wurde ihnen von den beiden Edelleuten vorgeführt, und sie richteten nun viele Fragen an sie. Johanna gab ihnen aber keine andere Antwort darauf, als sie müsse mit dem König sprechen. Erst als ihr von Seiten des Königs zu sprechen befohlen ward, erklärte Johanna, sie sey auf Befehl des Himmelkönigs daher gekommen, um der Erfüllung zweier Dinge willen: einmal die feste Stadt Orleans ihrer Feinde zu befreien und dann den König in seine gute Stadt Rheims zur heiligen Salbung und Krönung zu geleiten.

Nach dieser Erklärung waren des Königs Räthe nicht minder uneins dann vorher. Die Einen sagten: man dürfe ihr keinen Glauben schenken, die Andern behaupteten: da sie vorgebe, sie sei von Gott gesandt und habe mit dem König zu sprechen, so müsse dieser sie doch zum wenigsten anhören. Karl selbst wußte nicht, was er dazu denken sollte.

So wurde denn beschlossen, sie noch einmal und sorgfältiger nach Allem auszufragen, auch sich in ihrer Heimath nach ihrem Rufe und Lebenswandel zu erkundigen.

Man wieß ihr unterdessen das Schloß von Coudray, unter der Aufsicht des Herren von Gaucourt, Großmeisters des königlichen Hauses, zur Wohnung an. Johanna war über diese lange Verzögerung betrübt und betete fleißig zu Gott. Ein Edelknabe, den man ihr zur Bedienung gegeben, hat darüber bezeugt, er habe sie zum öfteren knieen gesehen, es habe ihm geschienen, als richte sie heiße Gebete zu Gott, manchmal habe sie auch darunter geweint. Alle ihre Reden waren vom Namen Gottes. Die vornehmsten Herren des Hofes kamen, das Wundermädchen zu sehen, und wer ihre tiefe Frömmigkeit, ihre demüthige Freundlichkeit, ihr offenes, kluges, einfältiges Wesen und das feste, unerschütterliche Vertrauen auf ihre

Sendung sah, der wurde davon erschüttert. Darum gewann allgemach der Glaube mehr und mehr Stärke, daß sie von Gott erleuchtet sey, wie sie vorgab.

Besonders merkwürdig ist, daß schon um diese Zeit zwei Edelleute aus dem bedrängten Orleans, Herr von Villars und Jamet de Tilloy, im Auftrage des Bastards von Orleans, Grafen von Dünois, vor dem König zu Chinon erschienen, um zu erfahren, was es für eine Bewandtniß mit jenem Gerüchte von der gottgesendeten Jungfrau habe.

Nachdem man so die Sache zwei Tage lang hin und her besprochen, wurde endlich am dritten beschlossen, die Jungfrau dem König vorzustellen. Als sie eben in das Schloß eintrat, geschah es, wie der Bruder Joh. Pasquerel berichtet, daß ein Mann zu Pferd ihrer ansichtig wurde und über sie unehrbarer Weise spottete. Mit einem gottverläugnenden Fluch bekräftigte er seine freche, unziemliche Rede. „Ha im Namen Gottes, rief die Jungfrau, mehr durch die Gotteslästerung als ihre Beschimpfung gekränkt, du verläugnest Gott und bist deinem Tode so nahe. Keine Stunde vergieng, seit sie das prophetische Wort gesprochen und der Unglückliche stürzte ins Wasser und ertrank.

Mittlerweile war der König durch allerlei Einwürfe wie der unschlüßig geworden, nur der Gedanke an die so wunderbar zurückgelegte Reise, konnte ihn abhalten, sie ungehört vor seiner Thüre abzuweisen.

Es war Abend, als die Jungfrau, geführt von dem Grafen von Vendome, eintrat. Fünfzig Fackeln erleuchteten den Saal. Der ganze Hof, mehr als dreihundert Ritter, Männer aus den edelsten Geschlechtern Frankreichs, die höchsten Würdeträger der Krone standen da umher in reichem Gewande. Der König hatte sich in einfachem Kleide, fern von den Uebrigen, auf Seite gestellt. Denn so wollte er die Jungfrau versuchen, ob sie auch Den kennen würde, an den sie, nach ihrem Vorgeben, eine

Sendung von Gott habe. Auch die beyden Edelleute von Orleans waren zugegen.

Die Jungfrau gieng ruhig und unerschrocken durch alle diese Pracht auf den König zu. Sie hatte ja das leuchtende Antlitz der Himmelsfürsten gesehen und kam jetzt der gedemüthigten und zerbrochenen einer weltlichen Macht Hilfe zu bringen.

Johanna war damals siebenzehn Jahre alt. Ihre Gestalt war schön und wohlgebaut und groß für ihr Geschlecht; ihre Farbe weiß, das Auge dunkel, das Haar nach damaliger Rittersitte kurz und rund geschnitten. Sie war lebhaft und von ausnehmender Leibesstärke, kühn und gewandt in den Waffen, wie der beste Ritter. Einfach und züchtig war sie und von wenigen Worten, aber galt es ihre göttliche Sendung, dann floß ihre Rede reich, begeistert und gewaltig, wie die einer Prophetin. Ihr Gesicht war fein und trug den Ausdruck der Milde und gottergebenen Frömmigkeit. Aus ihrer ganzen Erscheinung aber leuchtete, nach dem wörtlichen Ausdrucke eines Augenzeugen, etwas wahrhaft Göttliches hervor.

So in ritterlicher Kleidung vortretend, grüßte sie demüthig den König, ließ sich vor ihm, dem Gebrauche gemäß, nieder und sprach, seine Kniee umfaßend, mit ihrer sanften, wohlklingenden Stimme: „Gott verleihe Euch ein glückliches Leben edler König!"

König Karl erwiederte: „ich bin nicht der König, dort steht der König," indem er ihr Einen der Umstehenden zeigte.

„Im Namen Gottes, erwiederte die Jungfrau, Ihr seyd es und kein Andrer."

Auf des Königs weitere Frage über Namen und Vorhaben antwortete sie: „Ich heiße Johanna die Jungfrau und bin daher gesandt, von Seiten Gottes, Euch wohlgeborner Herr und dem Reiche Hülfe zu bringen, und der König des Himmels entbietet Euch durch mich,

daß Ihr sollt geweiht und gekrönt werden zu Rheims in der Stadt, und sollt werden ein Statthalter des Königs der Himmel, der da ist der wahre König von Frankreich.

Der König nahm sie hierauf auf Seite und sprach leise mit ihr, viel waren seine Fragen und groß die Freude über ihre Antworten, wie die Umstehenden deutlich aus seinem frohen Antlitze wahrnahmen, ohne jedoch zu verstehen, wovon zwischen beyden die Rede war. Und hier ist in Erfüllung gegangen, was die heiligen Stimmen der Jungfrau vorausgesagt, sie solle nur getrosten Muthes gehen, denn ein schönes Zeichen würde vor dem König geschehen, auf daß er ihren Worten glaube. Mit diesem Zeichen hatte es aber folgende Bewandtniß. Es war zu den Zeiten der Jungfrau allgemein bekannt, und es wird uns von den Zeugen und den Geschichtschreibern berichtet, wie die Jungfrau in jener geheimen Unterredung dem König ein großes Geheimniß offenbart habe, wovon König Karl VII selbst gesagt, nur Gott und Er habe es wissen können. Die Feinde der Jungfrau wandten bei ihrem Prozeße später vergeblich Alles an, um es herauszubringen. Sie selbst sagte dem Almosenier des Königs über jene Unterredung, sie hätte dem König auf viele Fragen geantwortet und dann hinzugefügt: „Ich sage dir von Seiten meines Herrn, daß du der wahre Erbe von Frankreich und der Sohn des Königs bist.“ In diesen wenigen Worten liegt das Geheimniß verborgen, aber die Zeitgenoßen der Jungfrau verstanden ihren geheimen Sinn nicht, wie auch wir ihn nicht verstehen würden, hätte nicht ein wunderbarer Zufall uns ihre Lösung aufbehalten.

Auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindet sich nämlich eine alte Handschrift, die Erzählungen von besonders kühnen Thaten mehrerer Könige und Kaiser enthält. Ihr Verfaßer hieß Sala und lebte kurz nach den Zeiten der Jungfrau. König Karl VIII hatte ihn dem Hofhalte seines Stiefsohnes beigegeben und dort er-

fuhr er jenes Geheimniß, von einem alten Ritter, der in seiner Jugend ein besonderer Günstling König Karls VII gewesen und dem dieser es selbst vertraut hatte. Sala erzählt die Geschichte in treuherziger Weise mit folgenden Worten:

„Als König Karl VII so im Elende war, daß er „keine andere Zuflucht mehr hatte, denn Bourges oder „ein Schloß in der Umgegend, sandte ihm unser Herr„gott eine einfältige Jungfrau, durch deren Rath er „wieder in seine ganze Macht hergestellt ward, und al„leiniger unangefochtener König verblieb. Und weil es „vielleicht einige Leute gibt, die darüber unwillig wären, „daß der König ihren Worten Glauben beimaß, so sollt „ihr wissen, daß sie ihm eine solche Botschaft von Gott „überbrachte, wodurch sie ihm ein Geheimniß eröffnet hat, „das in seiner Brust verschlossen war; dergestalt daß der „König es Zeit seines Lebens keinem Geschöpfe vertraut „hatte, außer Gott in seinem Gebete. Als ihm daher sel„bige Jungfrau diese Dinge erzählte, die sie nur durch „göttliche Eingebung wissen konnte, da gab er all sein „Beginnen und all seine Macht in ihre Hand. — Was „ich da sage, habe ich auf folgende Weise vernommen.“ —

„Zu Plessis les Tours wurde der Stiefsohn „des edlen König Karls VIII auferzogen, unter der Auf„sicht eines überaus edlen alten Ritters, Namens Wil„helm Gouffier, Herr von Boissis. Als einem treuen „und klugen Manne hatte der König ihm seinen Sohn „anvertraut. — Ich folgte dem Ritter gern wenn er sich „im Walde erlustigte und hatte ihn so lieb, daß ich nie „von ihm gehen konnte. Denn man hörte aus seinem „Munde nur schöne Geschichten, woraus ich viele heil„same Lehre schöpfte. Er war zu Jerusalem gewesen und „bei Sankt Katharinen auf dem Berge Sinai, wovon er „mir mancherlei wunderbare Dinge erzählte; wie ich ihm „denn auch meinerseits von meiner Reise nach der

„barei erzählte, wo ich manches außerordentliche Ding „gesehen. Unter anderen erzählte er mir auch das Ge„heimniß das zwischen dem König und der Jungfrau „bestanden: und er konnte es auch wohl wissen; denn in „seiner Jugend hatte dieser König ihn besonders lieb ge„habt, so daß er Niemand anders neben sich schlafen ließ, „als eben diesen. In dieser großen Vertrautheit nun, „wie ich Euch sage, offenbarte ihm der König die Worte, „die die Jungfrau zu ihm gesprochen, wie ihr sie unten „hören werdet. Es ist wahr, daß es diesem guten König „Karl zur Zeit seines Unglückes, so elendiglicher gieng, daß „er nicht mehr wußte, was er anfangen sollte, und nur „daran dachte, wie er seines Lebens möchte erlöst werden. „Denn, wie ich Euch schon erzählt habe, er war so recht „rings um von seinen Feinden eingeschlossen. Wie er „nun so daran dachte, daß es bald mit ihm aus seyn „würde, trat er eines Morgens ganz allein in seine Bet„stube; und da richtete er in seinem Herzen ein Gebet „an unsern Herrn, ohne daß er es mit den Lippen aus„gesprochen hätte; er bat ihn darin demüthig, daß wenn „er wirklich der wahre Erbe, entsproßen aus dem edlen „Hause von Frankreich, wäre und das Reich von Rechts„wegen ihm zugehörte, daß Gott es ihm dann bewahren „und beschirmen möge, oder ihm doch im schlimmsten „Falle die Gnade angedeihen lassen wolle, daß er nicht „im Gefängniß stürbe, sondern glücklich nach Spanien „oder Schottland entkäme, wo die alten Waffenbrüder „und Verbündete der Könige von Frankreich wohnten und „die er sich darum auch zur Zuflucht auserseben hatte."

Auf dieses geheime Gebet also, auf diesen im Inneren seines Herzens geäußerten Zweifel über die Rechtmäßigkeit seiner Geburt waren jene Worte eine Antwort, die die Jungfrau selbst dem Almosenier mitgetheilt und die dieser später vor Gericht bezeugte: „Ich sage dir von Seiten meines Herren, daß du der wahre Erbe von

Frankreich und der Sohn des Königs bist. Und weil sie dieselben nur durch göttliche Eingebung wissen konnte, darum wurde der König so sehr darüber betroffen. Ebenso natürlich aber ist es auch, daß Johanna dieses große ihr von Gott verliehene Zeichen so standhaft verschwieg, denn hätten die Engländer erfahren, daß der König selbst, bei seiner leichtsinnigen Mutter, an der Rechtmäßigkeit seiner Geburt und seinem Erbrecht zweifelte, sie würden es gewiß benutzt haben um sein geringes Ansehen in den Augen der Franzosen vollends zu vernichten. Nicht minder merkwürdig aber als das Geheimniß ist die Weise, wie es der Versehung gefallen, es uns aufzubehalten und wie so wunderbar die schlichte Erzählung von Sala, einem Bäcker an dem Hofe des Enkels von König Karl und jene Aussage der Jungfrau sich gegenseitig bestättigen und erklären.

Im Uebrigen betrug sie sich bei dieser ganzen Unterredung so anständig und züchtig, daß die Einen sagten, es sey gewesen, als ob sie ihr ganzes Leben lang in den feinen Sitten des Hofes sey erzogen worden, während doch die Andern wieder nichts in ihr sahen, als ein armes, demüthiges, junges Hirtenmädchen.

Der König war nun zwar darüber im Reinen, daß in einer Jungfrau, die die Zukunft vorausschaue und die geheimsten Gedanken des Herzens wisse, ein besonderer Geist walte, nur das wußte er nicht, ob dieser Geist von oben sey oder ob er vom Bösen komme, mit dem sie vielleicht im verbotnen Bunde stünde. Deßhalb beschloß er, ehe er ihr, wie sie verlangte, ein Heer anvertraute, die Sache noch genauer untersuchen zu lassen, und sich darüber bei den angesehensten und gelehrtesten Männern seines Reiches Rathes zu erholen.

Er selber unterhielt sich noch zum öftern mit ihr und immer weiter verbreitete sich der Ruf von der Gottgesandten in dem Lande allum. Der Herzog von Alençon, dessen

Vater in der Schlacht von Azincourt von dem Helme König Heinrichs die goldene Krone herabgeschlagen und diese Heldenthat mit dem Tode hatte bezahlen müssen, belustigte sich eben mit der Wachteljagd, als sein Amtmann gelaufen kam und ihm die neue Kunde, die von Mund zu Mund lief, hinterbrachte.

Der Herzog begab sich sogleich nach Chinon, wo er die Jungfrau bei dem Könige fand und als der König ihr sagte, da komme der Herzog von Alençon, erwiederte sie: „seid mir willkommen, je mehr Prinzen von dem königlichen Blute von Frankreich, um so besser.“

Am folgenden Morgen hörte der Herzog, wie die Jungfrau unter anderen vom König begehrte; er möge sein Reich in die Hand des Himmelsköniges opfern; der Himmelskönig würde ihm nach dieser Schenkung thun, wie er seinen Vorfahrern gethan, und ihn wieder in seine alte Herrlichkeit herstellen.

Am Mittag lustwandelte der König und der Herzog, nach aufgehobener Tafel, in den Wiesen vor der Burg, da sprengte Johanna zu Roß, eine Lanze in der Hand, so gewandt und leicht, wie ein geübter Ritter vor ihnen her. Der Herzog gab ihr vor Freude und Erstaunen ein schönes Roß zum Geschenk.

Die beyden Abgeordneten von Orleans kehrten, erfreut über all die wunderbaren Dinge, die sie sahen und hörten, voll guter Hoffnung und ganz begeistert zurück in ihre bedrängte Stadt. Der gute Dunois ließ so fort alles Volk zusammen berufen und nun erzählten die Heimgekehrten, was sie von der Jungfrau am Hofe des Königs gesehen und gehöret, und daß sie kommen wolle, die Belagerung der Stadt aufzuheben und den König zur Krönung zu führen.

Zwölftes Kapitel.

Von den langen Verhören, die die Jungfrau zu Poitiers zu bestehen hatte.

Auf Befehl des Königs wurde nun die Jungfrau aufs Neue von einer ehrwürdigen Versammlung, der unter andern vier Bischöfe und auch der Herzog von Alençon beiwohnten, über ihr Vorhaben gefragt. Sie antwortete ihnen wieder, wie sie von Seiten Gottes käme, und himmlische Stimmen ihr offenbarten, was sie zu thun hätte, um den Befehl Gottes zu erfüllen.

Es scheint, daß alle diese Männer sich keine Entscheidung in einer so wichtigen Sache zutrauten, sie fürchteten den Spott der Feinde, und besonders wollte der Erzbischof von Rheims ihren Verheißungen nicht glauben. Es wurde also der Beschluß gefaßt, die Jungfrau nach Poitiers zu bringen. Dort hatte, seit Paris in Feindes Hand war, ein Parlament und eine berühmte Universität mit vielen Gelehrten, Doctoren und Meistern ihren Sitz. Von diesen sollte sie abermals geprüft und ausgefragt werden.

Daß man die Sache scharf untersuchte, das war in aller Ordnung, denn es wäre sträflicher, unverantwortlicher Leichtsinn gewesen, hätte man das Schicksal des Königreichs einem unbekannten Mädchen auf sein bloßes Wort anvertraut; nur hat alles und so auch die Vorsicht seine Gränzen und die Gelehrtesten sind nicht immer die, welche da mit klaren Augen in das Leben hinein schauen, denn sie wissen oft nicht mehr Sonne und Mond zu unterscheiden. Darum war auch der Jungfrau vor ihren hunderttausend gelehrten Bedenklichkeiten von Herzen bange. „In Gottes Namen, sagte sie auf dem Wege, ich weiß wohl, daß ich schwere Arbeit zu Poitiers, wo man mich hinführt,

bekomme. Aber mein Herr wird mir helfen, darum mit Gott laßt uns hinziehen." Auch der König begab sich mit dahin.

Also wurde zu Poitiers unter dem Vorsitze des Erzbischofen von Rheims, als Kanzler des Reiches, auf Geheiß des königlichen Rathes, eine große und feierliche Versammlung von Doktoren, Professoren und Baccalaureen, kundig der heiligen Schrift, und des weltlichen und geistlichen Rechts, zusammenberufen, um zu untersuchen, wie die Lehren und der Glaube dieses Mädchens beschaffen sey, das vorgebe von Gott gesandt zu seyn, um dem König wieder zu seinem Reiche zu verhelfen. Sie sollten ihrem Herrn, dem König rathen, ob ihre Worte Wahrheit seyen und er ihre Hülfe als ein guter Christ annehmen dürfe.

Demgemäß verfügte sich die Versammlung in die Wohnung der Jungfrau, die man unter die Aufsicht der Frau eines königlichen Advokaten, die des besten Rufes genoß, gestellt hatte.

Als die Herren sich dort im Saale niedergelassen, nahm Johanna am untersten Ende der Bank ihren Sitz und fragte sie, was ihres Begehrens sey.

Da fieng einer im Namen der Uebrigen an und erklärte ihr, wie sie daher gekommen seyen, weil ihnen kund geworden, sie habe bei dem König vorgegeben, eine Sendung von Gott an ihn zu haben. Und nun fingen die Professoren, Doctoren und Baccalaureen, Einer nach dem Andern an, der Jungfrau mit allerlei schönen und gelehrten Gründen klar und deutlich zu beweisen, wie man ihr in diesem Stücke durchaus nicht glauben dürfe.

Die Jungfrau ließ sich hiedurch nicht irre machen, sie gab ihnen auf alle ihre Gründen, Fragen und Spitzfindigkeiten so gute und schöne Antworten, daß die Professoren und Doktoren den Kopf schüttelten und meinten, ein gelehrter Doktor könne nicht besser antworten. Und wenn sie dann auf ihre göttliche Sendung zu reden

kam, und ihnen erzählte, wie die Engel und die Heiligen ihr daheim bei den Heerden erschienen und ihr von der großen Barmherzigkeit Gottes mit Frankreich gesprochen; wie sie darüber hätte weinen müßen und die Heiligen ihr dann geboten nach Vaucouleurs zum Hauptmanne zu geben, und ihr versprechen, sie glücklich den gefahrvollen Weg zum König zu geleiten; wenn sie von dem Allen sprach, dann geschah es mit solcher Begeisterung und in so erhabner, würdiger Weise, daß die Gelehrten sehr erstaunten, wie doch ein sonst gar unwissendes, einfältiges Hirtenmädchen, so wunderbare, so große und schöne Dinge zu verkünden wisse, und so klug und weise alle Fragen und Zweifel zu beantworten verstünde.

Wenn sie ihr dann aber wieder von Neuem aus allen möglichen Büchern und Schriften zu beweisen suchten, wie man ihr doch nicht glauben dürfe, dann hörte sie ihre langen Reden ruhig, vom Anfang bis zu Ende, an und sprach: „in den Büchern Gottes, meines Herrn, da steht mehr darinnen, als in den Euern.“

Sie sagte ihnen auch bei dieser Untersuchung vier Dinge voraus: des ersten, daß die Macht der Engländer würde zerbrochen und Orleans befreit werden, um dieses aber zu vollführen, müße der König ihr gewappnete Leute mitgeben, doch müße sie vorher die Engländer auffordern, gutwillig abzuziehen. Zum zweiten sagte sie ihnen voraus, wie der König zu Rheims würde gesalbt werden, und drittens, daß Paris wieder würde unter seine Botmäßigkeit kommen und viertens endlich, daß der Herzog von Orleans wieder aus seiner Gefangenschaft in England heimkehren würde.

Obschon nun diese vier merkwürdigen Voraussagungen, wie die Jungfrau sie damals zu Poitiers verkündet, eingetroffen sind, so kamen selbe doch den Professoren und Doktoren, ehe sie eingetroffen waren, überaus unwahrscheinlich vor, besonders, wenn sie bedachten, wie rück-

sichtlich der Krönung des Königs alle Wege und Orte, von Orleans bis nach Rhemis der Krönungsstadt, in den Händen der Feinde seyen. Sie machten ihr daher allerlei Einwendungen: „Johanna, fieng z. B. Einer an, Ihr verlangt gewappnete Kriegsleute vom König und sagt doch selbst, es wäre Gottes Wille, daß die Engländer aus diesem Lande abzögen. Wenn dem aber also ist, dann bedarf es ja keiner gewappneten Kriegsleute, denn der Wille Gottes allein kann ja ihre Macht vernichten und sie zum Abzuge zwingen.“

„Bei meinem Gott, erwiederte, Johanna, die Kriegsleute werden kämpfen, und Gott ihnen den Sieg verleihen, wenn es ihrer auch noch so wenige sind.“

Mit dieser Antwort war Der nun zufrieden, alsbald fieng ein Anderer, der Bruder Seguin, dessen eigene gerichtliche Aussagen wir über diese Verhöre besitzen, also an: „Gott will nicht haben, daß man Euren Worten glaubet, wenn ihr kein Zeichen verrichtet, wodurch es offenbar wird, daß man Euch glauben soll, und darum werden wir auch dem König nicht rathen, seine Kriegsleute Euch, auf Euer bloses Wort, anzuvertrauen, auf daß ihr sie hintennach in Gefahr brächtet; ihr müßtet uns denn eines Andern berichten.“

Das war einmal eine Einwendung, die auch manchem Andern sehr einleuchtete; denn hätte die Jungfrau vor ihren Augen Wasser in Wein verwandelt oder einen Todten ins Leben gerufen, so wäre das freilich die kürzeste Weise gewesen, ihre Bedenklichkeiten zu lösen. Sie baten darum inständig mit dem Bruder Seguin, Johanna möge ihre Sendung durch Wunder beglaubigen.

„Bei meinem Gott, erwiederte ihnen aber die Jungfrau, ich bin nicht nach Poitiers gekommen, um Zeichen zu verrichten und Gott zu versuchen; geleitet mich nach Orleans, dort will ich Euch Zeichen verrichten, um derentwillen ich gesandt bin. Der König gebe mir nur

Kriegsleute, so viel oder so wenig er will, und ich gebe dahin.

Die Untersuchungen und Fragen wollten gar kein Ende nehmen, denn nicht allein, daß sie in den feierlichen Versammlungen, deren die erste länger als zwei Stunden dauerte, von allen insgemein ausgefragt wurde, so hatte auch noch jeder Einzelne das Recht, wenn es ihm beliebte, sie zu besuchen und für seinen Theil insbesondere auszufragen. Und damit nicht genug, es strömten auch, wie es zu geschehen pflegt, viele andere Leute aus allen Ständen, Hohe und Niedere, Männer und Frauen herbei, um das Wunder selbst in Augenschein zu nehmen. „Ehe diese Leute aber zu ihr kamen, meldet eine alte Chronik, glaubten sie nicht an die Verheißungen der Jungfrau, sie meinten, solches könne gar nicht in Erfüllung gehen und sagten, es wären Träumereien und lauter Einbildungen; wenn sie aber wieder von ihr kamen, dann war auch nicht Einer, der nicht gesagt hätte, sie sey ein Kind Gottes, ja Einige von ihnen weinten heiße Thränen, wenn sie zurückkehrten. Desgleichen waren auch Damen, Fräulein und Bürgerfrauen bei ihr und sprachen mit der Jungfrau; auch diese mußten darüber weinen, so lieblich und anmuthig antwortete sie ihnen. Unter anderen Dingen fragten sie auch danach, warum sie denn nicht Frauenkleider anlege. Ich glaube wohl, erwiederte sie ihnen, daß Euch dieß wunderlich vorkömmt, und habt ihr dessen wohl Ursache; aber weil ich mich wappnen und dem hochgebornen Dauphin mit den Waffen dienen soll, darum muß ich auch die Kleidung führen, die dazu tauglich und erforderlich ist. Auch deswegen, weil ich unter Männern leben muß, denn trage ich Männerkleidung, so erwecke ich keine unziemlichen Begierden in ihnen und scheint mir, daß ich so besser die Keuschheit in Gedanken und Werken bewahren könne.“

Es waren auch Einige, die sie fragten, warum sie den König einen Dauphin, das heißt Kronprinz, und nicht König nenne. Ich werde ihn nicht eher König nennen, erwiederte sie, als bis er die heilige Salbung und Krönung zu Rheims empfangen, wohin ich ihn zuzuführen gedenke. In dieser Antwort zeigt sich ganz der kirchliche Geist, der die Jungfrau belebte, denn nach der alten, christlichen und katholischen Ansicht war ihr das Königthum eine heilige, göttliche Würde; die Kirche mußte über den König ihre Weihe und ihren Segen sprechen, auf daß er dann im Namen Gottes, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden zusteht, Recht und Gerechtigkeit handhabe, und das Reich Gottes unter den ihm anvertrauten Menschen schirme und fördere, durch den weltlichen Arm, wie die Kirche durch den geistlichen.

Selbst die kleinsten Handlungen und Worte der Jungfrau, ließen Die denen von Seiten des Königs die Untersuchung war übertragen worden, durch Frauen, die man ihr beigab, heimlich beobachten und sich hinterbringen. Alle ihre Aussagen gereichten aber nur zu ihrem Lobe, sie wußten nichts von ihr zu berichten, als daß sie eine gute Christin sey, in Allem ein katholisches Leben führe und niemals müßig gehe. Auch ihre gute Hausfrau rühmte von ihr, wie sie jeden Tag nach dem Essen sich niedergekniet, und so einen Theil des Tages, ja selbst der Nacht zugebracht habe. Auch hätte sie sich oft in eine kleine Kammer, die an ihre Wohnung anstieß, zurückgezogen, und dort lange gebetet.

Bei diesen langen und gründlichen Untersuchungen hatte die Jungfrau eine rechte Gelegenheit, sich in der Geduld zu üben, denn es ist ihr wahrscheinlich ein Leichteres gewesen, die Stadt Orleans von den Engländern, als die Professoren und Doktoren von ihren vielen Bedenklichkeiten zu befreien. Niemand darf sich darum wundern, daß ihr, wenn sie daran dachte, w[illegible] während

diesen endlosen, ewig wiederholten Fragen, Orleans letzter Tag durch Schwerdt und Hunger immer näher rücke, dann manchmal die Geduld riß, besonders da sie das sehr bestimmte Vorgefühl hatte, daß die Zeit, die Gott ihrem wunderbaren Wirken auf Erden bestimmt, nur sehr kurz gemessen sey, und es von den Menschen abhange, diese Gnade wohl oder schlecht zu nützen, je nachdem sie einen festen oder schwachen Glauben an die Macht und Barmherzigkeit des ewigen Gottes hätten. So erwiederte sie, als einst zwei Professoren wieder mit der ewigen Frage anfingen, warum sie gekommen und wer sie gesandt: „Hört ich weiß weder A noch B.; ich komme von Seiten des Königs der Himmel, um die Belagerung von Orleans aufzuheben, und den König zur Salbung und Krönung nach Rheims zu führen: vorher aber muß ich den Engländern schreiben und sie zum Abzuge auffordern; denn das ist der Wille Gottes. Habt ihr Tinte und Papier?" und als Jene es brachten, fing sie an, ihnen einen Brief an die Engländer vorzusagen. Als ein andermal der Bruder Seguin, von dem die Chronick sagt, er sey ein bißiger, ärgerlicher Mensch gewesen, sie in schlechtem Limousiner Französisch fragte: in was für einer Sprache denn die göttliche Stimme zu ihr spräche, erwiederte sie: „in einem bessern als das Eure"; und als derselbe gar die Frage an sie that, ob sie auch an Gott glaube, antwortete die Jungfrau, über einen solchen Zweifel unwillig: „ja mehr als Ihr." Sie wiederholte stets, daß es hohe Zeit zum Handeln sey.

Der Bischof von Castres, Christoph von Harcourt, erklärte, wie er glaube, daß sie von Gott gesandt sey, und daß sie es sey, von der die Prophezeihung spräche. So statteten denn endlich die gelehrten Untersucher ihr Gutachten ab. Sie bestättigten darin, wie ein Augenzeuge berichtet, daß sie an dieser Jungfrau nichts gesehen, gehört und erkannt, was nicht einer guten

Christin und wahren Katholikin zustände, und daß sie dieselbe für eine solche hielten und daß sie nach ihrem Ermessen ein überaus gutes Mädchen wäre. Es gebe darum auch ihre Meinung dahin, daß in Betracht ihrer guten Sitten, ihrer Einfalt, ihres unbefleckten Rufes, ihres heiligen Lebens und ihrer Antworten, die so weise wären, daß man sie für göttliche Eingebungen halten müße; in Betracht ferner der so großen Noth des Königs und des Reiches, dessen getreue Unterthanen an aller menschlichen Hülfe verzweifelten und einzig von Gott noch ihre Rettung erwarteten; in Betracht endlich der großen Gefahr, worin die gute Stadt Orleans sich befinde, wenn ihr nicht augenblicklich geholfen würde: in Betrachtung aller dieser Dinge also, gebe ihre Meinung dahin, der König dürfe die Dienste dieses jungen Mädchens annehmen, und sie der Stadt Orleans zu Hülfe senden.

Wie vorsichtig aber und bedenklich König Karl in dieser Sache zu Werke gieng, und wie wenig leicht man den Aussagen der Jungfrau über ihre göttliche Sendung glaubte, ist daraus abzunehmen, daß ihm die langen Untersuchungen der Gelehrten und berühmten Doktoren zu Poitiers nicht einmal genügten, sondern er noch andere angesehene Männer und Prälaten in Frankreich zu Rathe zog. Davon ist das Gutachten des Jakob Gelu, der zuerst auf dem erzbischöflichen Stuhle von Tours saß und später als Erzbischof von Embrün, im gleichen Jahre mit der Jungfrau starb, auf uns gekommen.

Auf die erste Frage, die man an ihn gerichtet, ob es nämlich der Majestät Gottes gezieme, sich um die Handlungen eines Einzelnen oder um die Leitung eines Reiches zu kümmern: erwiedert der Erzbischof, die ewige Weisheit habe gesagt: durch mich herrschen die Könige und verkünden die Gesetzgeber das Rechte; Gott der Schöpfer und Erhalter eines jeden Wesens, liebe und führe sie alle mit gleicher Liebe.

Auf die zweite Frage, ob es dem allmächtigen Gott nicht mehr gezieme seine Wunder durch Engel, als durch Menschen zu wirken: erwiedert Jakob Gelu der Erzbischof, es käme dieses der Gottheit allerdings eher zu, aber sie habe sich auch zu den größten Wundern der Menschen bedient. Habe Gott ja sogar einen Raben gesandt, den Elias damit in der Wüste zu nähren.

Ob es der Versehung gezieme, einer Jungfrau aufzutragen, was den Männern zu verrichten zukäme, darüber erklärte er, allerdings habe das alte Gesetz, um die Geschlechter zu scheiden, den Frauen verboten, die Kleidung der Männer zu führen, allein Gott habe auch Manches den Jungfrauen geoffenbart, was den Männern verborgen geblieben sey; darum glaube er wohl, daß eine Jungfrau ein Heer führen könne. Ob die Sache aber ein Blendwerk und ein Betrug des Feindes des menschlichen Heiles sey, das könne man aus dem Wandel der Jungfrau und aus dem Guten, das daraus hervorgehe, abnehmen. Endlich ist er der Meinung, man solle die Geister prüfen, und da der Verstand eine Gabe Gottes sey, so solle und müße man ihn in Dingen anwenden, die auf Befehl und Anordnung der göttlichen Versehung geschähen.

Man sieht aus diesem Gutachten, daß die Leute damaliger Zeit, wenn sie gleich keine so große Einbildung von sich selbst hatten, doch nicht gar so abergläubisch waren, als manch Einer in seiner unwissenden Hoffarth gegenwärtig wähnt und daß sie scharf zuschauten, wo es darauf ankam, und daß sie nicht wie gegenwärtig vor allem Wunderbaren und Göttlichen die Augen verschloßen und darüber spotteten, ohne es einmal einer Untersuchung zu würdigen, wenn es der ewigen Weisheit anders zu handeln gefällt, als es ihrem Hochmuth und ihrem engen, verkehrten Verstande einleuchtet.

Nachdem nun noch zuletzt König Karl die Jungfrau seiner Schwiegermutter, der Königin von Sizilien, und anderen Damen zur Untersuchung übergeben, ob sie auch jenes Gelübde, das sie Gott gelobt, eine reine Jungfrau zu bleiben, gehalten, und auch dieses Urtheil günstig ausfiel, da endlich erst beschloß der König, obwohl immer noch zagend, in seinem Rathe, daß er von jetzt an sich ihrer bedienen, und sie nach Orleans senden wolle, weil Gott sie ihm dazu gesendet habe.

Der berühmte Aeneas Sylvius, der nicht dreißig Jahre nach dem Tode der Jungfrau, 1458, den päbstlichen Stuhl unter dem Namen Pius II bestieg, giebt der Jungfrau, wo er in seiner Zeitgeschichte von ihren Verhören spricht, folgendes ehrenvolle Zeugniß: „der Dauphin, da er Betrug fürchtete, übergab Johanna dem Bischof von Castres, seinem Beichtvater, einem Manne durch seine Wissenschaft vor den übrigen Gottesgelehrten ausgezeichnet, damit er die Jungfrau prüfe; edelen Frauen gab er sie, damit sie dieselbe bewachten. Als sie nun über ihren Glauben befragt wurde, gab sie solche Antworten, wie sie der christlichen Religion angemessen sind; als man ihre Sitten erforschte, erkannte man an ihr jungfräuliche Züchtigkeit und die strengste Ehrbarkeit. Mehrere Tage währte die Prüfung, man fand an ihr nichts Erheucheltes, nichts Trügerisches, nichts durch böse List Ersonnenes.“

So viele und harte Proben mußte die Jungfrau bestehen, bis sie von ihrem König nur einmal die Erlaubniß erhielt, vor dem Feinde mit dem Schwerdte in der Hand, an der Spitze der französischen Ritterschaft, zu erscheinen, um den Willen Gottes zu vollstrecken.

Dreizehntes Kapitel.

Wie die Jungfrau zur Heerfahrt sich rüstete und ihren Herold zu den Englischen sandte.

Jezt erhielt der Herzog von Alençon von dem König den Auftrag, vor der Jungfrau voraus nach Blois aufzubrechen, und dort einen Zug mit Lebensmitteln für Orleans und die nöthige Kriegsmannschaft zur Bedeckung desselben aufzubringen. Diesen Zug sollte dann die Jungfrau nach Orleans führen, denn hätte der König auch ein ganz vollkommenes Vertrauen auf sie gehabt, er hätte doch für jezt nichts Größeres unternehmen können, da selbst hiezu das nöthige Geld nur mit Mühe konnte beigebracht werden.

Während diesen Vorbereitungen wurde auch die Jungfrau ausgerüstet, ihre Rüstung und ihren Hofstaat, wie er in damaliger Zeit einem Heerführer zukam, erhielt sie von ihrem König, von Gott aber erhielt sie ihr Schwerdt und ihr Banner.

Das waren nämlich ihre Heiligen, die ihr verkündigten, wie in der Kirche der heiligen Katharina von Fierbois ein Schwerdt für sie bei dem Altare vergraben liege. Sie ließ daher an die Priester dieser Kirche einen Brief schreiben, worin sie um dieses Schwerdt bat. Ein Waffenschmidt von Tours erhielt den Auftrag, bei dem Altare nachzugraben, und man fand in geringer Tiefe ein mit fünf Kreuzen bezeichnetes Schwerdt. Die Priester säuberten es mit leichter Mühe von dem Roste, der es ganz bedeckte, und ließen eine kostbare Scheide von rothem Sammet, mit Lilien übersät, dazu fertigen. Die Bürger von Tours wollten es ihnen noch zuvorthun, indem sie eine noch kostbarere Scheide von Goldstoff der Jungfrau überreichten. Die demüthige Johanna ließ sich eine ganz

gemeine, aber starke und dauerhafte von Leder dazu machen, die sie im Streite zu führen pflegte.

Daß ihr dieses Schwerdt durch ihre göttlichen Stimmen sey geoffenbart worden, gestand sie erst nach vielen Bitten ungern dem König als ein Geheimniß, wie sie denn nie ihre Gnaden zur Schau trug. Sie ließ sich nun noch ein Banner dazu machen, das ihr die heilige Katharina und Margaretha mit folgenden Worten gezeigt hatten: „nimm dieses Banner im Namen des Himmelsköniges und führe es unverzagten Muthes.“ Nach dem Befehle der Heiligen war es gemacht aus weißem Linnen, mit Lilien übersät. Der Erlöser der Menschen war darauf abgebildet, wie er in den Wolken des Himmels, über einem Regenbogen auf seinem Richterstuhle zu Gericht sitzet, die Weltkugel in den Händen haltend. Zu seinen Füßen, zur Rechten und Linken, knieten anbetend zwei Engel. Der eine hielt eine Lilie, das Wappen Frankreichs, in der Hand, und Gott sprach seinen heiligen Segen darüber; als Wahlspruch standen auf der Seite die Namen: **Jhesus Maria.** Sonst hatte das Banner die Gestalt von dem eines gemeinen Edelmannes, und auf dem Fahnenschweif, der diesen niedern Bannern eigen war, sah man die Verkündigung Mariä abgebildet, ein Engel stand vor der heiligen Jungfrau und reichte ihr eine Lilie dar.

Zu ihrem Dienste erhielt sie von dem König den Ritter Johann von Aulon, den der edle Düncis den besten Ritter seines Hofes nannte, ferner zwei Edelknaben, einen Haushofmeister, zwei Wappenherolde und zwei Diener. Auch eine vollständige Rüstung vom Scheitel bis zur Sohle ließ ihr der König nach ihrer Gestalt machen. Als sie sich nun noch für jenes Amt, das ihr gewiß am meisten am Herzen lag, nämlich nach einem Beichtvater, oder Almosengeber, wie man ihn damals nannte, umsah, da kam ihr Bruder Peter von Ark und Einer von ihren

Begleitern, die sie an den Hof geleitet hatten, und brachten ihr den Bruder Johann Pasquerel, Lesemeister in dem Augustiner Eremiten Kloster von Tours. Von seiner großen Frömmigkeit erbaut, hatten sie ihn beredet mit zu gehen und führten ihn mit den Worten ein: „wir bringen dir Johanna! diesen guten Vater, du wirst ihn gewiß recht lieb haben, wenn du ihn einmal näher kennst.“ Sie erwiederte ihnen, wie sie schon früher von dem Bruder gehört habe, daß sie wohl damit zufrieden sey und am folgenden Morgen bei ihm beichten wolle. Der Bruder las ihr da zuerst die Messe und wurde von ihrer Beichte, wie er selbst vor Gericht bezeugt hat, außerordentlich erbaut. Sie bat ihn, er möge sie nie verlassen und stäts als Beichtvater bei ihr bleiben, er versprach es ihr und hat sein Versprechen gehalten.

Noch ehe sie Urlaub zur Heerfahrt bei König Karl nahm, bewährte sie ihre göttliche Sendung auf eine sehr wunderbare Weise. Sie sagte dem König, wie die heilige Margaretha und Katharina ihr offenbart hätten, daß sie bei der Befreyung von Orleans würde verwundet werden, doch würde diese Wunde sie nicht hindern ihr Werk zu vollenden. Und diese Prophezeihung, die sie zu Orleans noch einmal an dem Morgen des Tages, an dem sie in Erfüllung gieng, wiederholt hat, meldet merkwürdiger Weise ein flamändischer Edelman in einem Briefe, den er von Loen aus zu einer Zeit schrieb, wo sie noch nicht in Erfüllung gegangen war, als eine Neuigkeit; so daß über ihre Wahrheit nicht der leiseste Zweifel obwalten kann. Hier, wie bei dem Geheimniß das die Jungfrau dem König offenbarte und in der ganzen Geschichte der Johanna, ist es, als ob die Vorsehung selbst die unwidersprechlichsten Beweiße habe erhalten wollen, um den Unglauben Jener zu beschämen, die an ihre wunderbare Leitung nicht glauben wollen.

Jener Edelmann, genannt Herr von Rotslaer, schreibt in diesem Brief an seinen Hof in Brabant: wie er von einem Rathsherrn und Hausmeister des Herrn Karl von Bourbon vernommen habe, so befinde sich ein gewisses Mädchen aus Lothringen bei dem König Karl. Sie hätte ihm gesagt, sie würde Orleans befreien und selbst in einem Kampfe vor Orleans durch einen Pfeil verwundet werden, doch so daß sie nicht davon sterben würde. Der König, sage sie ferner, würde im folgenden Sommer in Rheims gekrönt werden, und noch mehrere andere Dinge habe sie vorausgesagt, die halte aber der König geheim. Die Jungfrau, schreibt er ferner, steigt jeden Tag zu Roß, ganz bewaffnet, die Lanze in der Hand, wie andere gewappnete Leute, die bei dem König sind, und der König und seine Getreuen vertrauen auf sie. Dieser merkwürdige Brief ist datirt Lyon den 22. April und am 29. erst hielt die Jungfrau ihren Einzug in Orleans, am siebenten May wurde sie verwundet und am 11. Juli des folgenden Sommers wurde der König zu Rheims gekrönt.

Nachdem die Rüstungen des Herzogs von Alençon beinahe fertig waren, und mancher tapfere Ritter sich um ihn gesammelt, erhob die Jungfrau ihr Banner und brach am 21. April von Tours nach Blois auf, begleitet von dem Erzbischof von Rheims und dem Großmeister des königlichen Hauses, und einer kleinen Schaar von Bewaffneten.

Die Kriegsleute aber hatten anfänglich gar wenig Vertrauen auf sie, und wenn sie von der frommen Jungfrau hörten, wie sie ihre ganze Hoffnung nicht auf ein scharfes Schwert, sondern den Segen [illegible] setze, so mochte das die [illegible] Gemüther nicht eben zu großem Glauben bewegen. Wie denn auch der Johanna das geistliche Leben ganz in allen Beziehungen entschiedner Krieger

aufgewachsenen Seelen ein Gräuel war, dem sie vor Allem ein Ende zu machen suchte.

Während der zwei Tage, wo sie zu Blois verweilte, versammelten sich auf ihre Bitten zweimal des Tages, des Morgens und des Abends, die Priester der Stadt unter einer Fahne, die sie sich durch ihren Beichtvater eigens dazu hatte machen lassen. Das Bild des gekreuzigten Heilandes war darauf abgebildet. Die Priester sangen zu Ehren der Himmelskönigin die heiligen Lieder und Hymnen und mitten unter ihnen kniete betend die Jungfrau. Sie ließ nur jene von den Kriegsleuten dieser Feier beiwohnen, die an demselben Tage gebeichtet hatten. Ihre Priester waren zu jeder Stunde des Tages zu diesem Dienste bereit. Und sie selbst ermahnte sie inständigst dazu, denn zu dem Werke das ihr Gott aufgetragen, wollte sie auch nur reine, gottgefällige Hände. Auf ihr Verlangen begleitete auch ein Theil der Priester den heiligen Kriegszug nach Orleans, der hart bedrängten Heldenstadt.

Doch bevor sie von Blois aufbrach, sandte sie den Englischen, nach dem Geheiße der Heiligen, ihre Aufforderung im Namen Gottes aus Frankreich abzuziehen. Der Brief führte die Ueberschrift: „Vernehmt die Botschaft von Gott und der Jungfrau! dem Herzogen von Bedford, der sich einen Reichsverweser von Frankreich nennet für den König von England. Er lautete also:

† Jhesus Maria †

„König von England, und Ihr, Herzog zu Bedford, „die Ihr Euch nennet Verweser des französischen Königreiches, Ihr Wilhelm de la Poule, Graf zu Suffolk, „Ihr Johann Herr zu Talbot und Ihr Thomas Herr von „Scales, die Ihr Euch nennet einen Statthalter des Herzogen von Bedford: gebet sein Recht dem himmlischen „Könige und stellet zurück an die Jungfrau, die vom Son„nen des himmlischen Königes hieher gesandt ist, die

„Schlüssel aller der guten Städte, die Ihr in Frankreich
„genommen und geschädiget habet. Sie ist daher ge-
„kommen von Gotteswegen den königlichen Stamm Frank-
„reichs zurückzufordern.

„Zum Frieden ist sie ganz bereit, wenn ihr von Euch
„die Gerechtigkeit zu Theil wird, daß Ihr von Frankreich
„absiehet und Entschädigung dafür gewährt, daß Ihr es
„inne gehabt habet.

„Und von Euch allesammt, Ihr Bogenschützen,
„Kriegsgesellen, Edle und Gemeine, die Ihr vor der
„Stadt Orleans lieget, ziehet ab hinweg in Gottes Na-
„men in Eure Heimath; und thuet ihr das nicht, so ge-
„wärtiget Euch neuer Zeitung von der Jungfrau, die da
„kommen wird Euch heimzusuchen in kurzer Stunde, zu
„Eurem großen Schaden.

„König von England! thuet Ihr dem nicht also, so
„bin Ich ein Haupt des Krieges und an welchem Ende
„von Frankreich ich Eure Leute finde, da will ich sie
„hinweggehen machen, es sey ihnen lieb oder leid. Und
„wollen sie nicht gehorsam seyn, so will ich sie Alle
„sterben machen.

„Ich bin geschickt hieher von Gotteswegen, des Kö-
„nigs des Himmels, Euch Alle Leib gegen Leib aus ganz
„Frankreich zu verjagen. Und wollen sie gehorchen, so will
„Ich sie zu Gnaden aufnehmen. Und seid nicht des Glaubens,
„daß Gott, der König des Himmels, der Sohn der reinen
„Magd Maria, Euch das Königreich bewahren werde; denn
„allein König Karl, der wahre Erbe, der soll es behalten;
„dieweil Gott der König des Himmels es also will, und
„es ihm auch durch die Jungfrau verkündigt hat, und er
„wird einziehen, der König, in Paris mit guter Beglei-
„tung."

„Wollt Ihr die Botschaft von Gott und der Jung-
„frau nicht glauben, an welchem Ende wir Euch finden,
„da wollen wir Euch mit der Schärfe des Schwerdtes

„treffen, und daselbst soll sich ein so großes Jagdgeschrei „erheben, als in tausend Jahren nie ein also großes in „Frankreich gehört ward, wenn ihr Euch nicht zum Rechte „verstehet. Und glaubet sicherlichen, daß der König vom „Himmel der Jungfrau mehr Macht senden wird, als Ihr „von allen Stätten, die Ihr berennet, gegen sie werdet „führen können, gegen sie und gegen ihre guten Schwerdt„genossen; und wenn die gewaltigen Schwerdtesschläge „fallen, denn soll man sehen, wessen das bessere Recht ist „von Gott vom Himmel.“

„Euch Herzog zu Bedford, Euch bittet die Jungfrau „und begehrt von Euch, daß Ihr Euch nicht wollet ver„derben lassen. Wollet Ihr der Jungfrau Recht wider„fahren lassen, so mögt Ihr noch wohl in ihre Gesell„schaft kommen, wo die Französischen dann die schönste „Waffenthat verrichten werden, die je für die Christen„heit verrichtet ward. Wollet Ihr Frieden machen, so „antwortet der Jungfrau in der Stadt Orleans. Und „thuet Ihr dem nicht also, so seid eingedenk Eures gro„ßen Schadens in kurzer Frist.“

„Geschrieben des Samstags in der heiligen Woche, „da man zählte nach Christi Geburt tausend vierhundert „und XXIX Jahre.*)“

Vierzehntes Kapitel.

Wie die Jungfrau gen Orleans zog, und von ihrem fröhlichen Empfange.

Am sieben und zwanzigsten April brach der Zug von Blois gen Orleans auf, und zwar gebot die Jungfrau,

*) Es ist unbekannt, was auf dem Originale dieses Briefes geantwortet worden; er steht hier nach der Abschrift, die sich bei den Akten des Prozesses findet und wie man ihn der Jungfrau zur Ansicht vorlegte, als sie ihn als den ihrigen anerkannte. Johanna erkannte ihn bis auf drei Stellen, die man vielleicht in dieser Absicht verfälscht

als die, der im Namen des Königs der oberste Befehl über das Heer zustand, man solle so ziehen, daß sie auf der rechten Seite der Loire vor die Stadt kämen. Gerade auf dieser Seite stand der Graf von Suffolk mit der englischen Hauptmacht und hier sperrten die festesten Thürme und die stärksten Bollwerke allen Zugang. Die Ritter waren darum in Sorgen, vergeblich stellten sie ihr die große Gefahr dieses Weges vor und daß der kriegskundige Bastard von Orleans gerathen habe, auf der linken Seite des Flusses zu ziehen, und von dort zu Schiff hineinzufahren. Die Jungfrau aber kannte keine Furcht vor dem Suffolk und seinen Schaaren und Thurmvesten und Bollwerken. Mitten durch die Macht der Engländer wollte sie hindurchziehen, also hätten ihre Stimmen es ihr befohlen, und die Ritter mußten ihr versprechen zu gehorchen.

Voran dem Zuge giengen die Priester mit dem heiligen Banner des Gekreuzigten, hinter ihnen folgte die Jungfrau mit den Marschällen von Sainte Severe und Rayz, dem Admiral von Culan, dem Obristhofmeister von Gaucourt, dem tapferen La Hire, und vielen anderen muthigen Rittern, die um der Jungfrau willen nach Blois geeilt; dann kam das Heer, eine Schaar von 4 bis 5 tausend Mann, zur Deckung der Viehheerden und der Wagen und Vorräthe.

Die Priester an der Spitze des Zuges sangen mit lauter Stimme im Chore die heiligen alten Kirchenlieder, und vor andern erscholl das hohe Lied: „Veni Creator Spiritus“ hinauf zu dem flammenden Lichtgeiste der ewigen Weisheit und flehte seine Gnade auf das Heer hernieder.

Es war eben die liebliche Maienzeit, wo in Feld und Wald die Vögel singen, und auf Bäumen und Wiesen die Blumen blühen, und alles was Leben hat sich der

hatte, für richtig an. Die [illegible] Statt: stellet die Schlüssel an die Jungfrau zurück, habe im Brief gestanden: „stellet sie an den König zurück“, ferner seien die Worte: „ich bin ein Haupt des Krieges“ und der Ausdruck: „Leib gegen Leib“ zugefügt, im Uebrigen erkenne sie ihn als den ihrigen an.

milden Sonne erfreuet. Zwei Tage gieng so der feierliche Zug durch die lachenden Gefilde der Loire, die man ihrer blühenden Auen wegen den Garten Frankreichs nennt.

Das Heer mit den singenden Priestern glich mehr einer friedlichen Pilgerfahrt, denn einem Kriegszuge und mehr und mehr stieg bei den wilden Kriegsleuten die Ehrfurcht vor ihrer heiligen Führerin. Sie ermahnte sie unablässig zur Buße und zum Vertrauen auf Gott und seine unergründliche Barmherzigkeit, er würde ihnen gewiß den Sieg verleihen, wenn sie im Stande der Gnade seyen. Sie selbst empfieng in ihrer Mitte unter freiem Himmel mit großer Feierlichkeit das Abendmahl und so entzündete der Geist der in ihrem Herzen brannte, auch bald die Uebrigen. Die Meisten von ihnen giengen zur Beichte, alle schlechten Weiber mußten auf Befehl der Jungfrau das Heer verlassen, und sie selbst beobachtete die Zucht so streng, daß sie in der ersten Nacht in voller Rüstung schlief, wovon ihr aber unwohl ward.

Am dritten Tage kamen sie vor Orleans die treugesinnte Stadt, nach der die Jungfrau sich schon so lange gesehnt; aber wie sehr ward ihre Freude ihr verbittert, als sie von der Höhe herab gewahrte, wie die Ritter trotz ihres Versprechens, sie hintergangen, und das Heer nun der Stadt gegenüber auf dem linken Ufer des Flusses stand.

Es zeigten sich auch alsobald die schlimmen Folgen, daß man, der augenscheinlichen Gefahr wegen, in dem Vertrauen auf die Jungfrau gewankt hatte, und lieber menschlicher Klugheit gefolgt war. Der ganze Zug befand sich in der aller mißlichsten Lage, weit und breit war keine Brücke und der Fluß bei der Stadt so seicht, daß man nur an einer einzigen Stelle die Wagen mit den Vorräthen in die Schiffe hätte abladen können. An dieser Stelle aber stand eine englische Veste und jeden Augenblick war von der gesammten englischen Macht ein Angriff zu befürchten.

Die Feldherren, die es früher besser wissen wollten, als die Jungfrau, standen jetzt rathlos da, und

wußten nicht was anfangen, sie aber in der Kraft Gottes stäts unerschrocken, rieth ihnen jene Veste mit Sturm anzugreifen. Doch dazu dünkte den sorglicheren Rittern ihre Macht viel zu gering.

In dieser großen Noth kam der Graf von Dúnois mit vielen Bürgern über die Loire herzugefahren. „Seid Ihr der Bastard von Orleans?“ rief ihm die Jungfrau entgegen. „Ja, erwiederte er, und ich bin Eurer Ankunft froh.“ „Seid Ihr es, fuhr sie unwillig fort, der den Rath gegeben, mich auf dieser Seite des Flusses zu führen und nicht auf der Seite, wo Talbot und seine Engländer stehen. Die Lebensmittel wären in die Stadt gekommen, ohne daß man nöthig gehabt hätte sie über den Fluß zu bringen.“ Als der Dúnois sich damit entschuldigte, wie er und noch erfahrenere Feldherren denn er, dieser Meinung gewesen seyen, weil sie diesen Weg für klüger und sicherer gehalten, entgegnete sie: „im Namen Gottes, der Rath Gottes, unseres Herren ist sicherer und klüger als der Euere. Ihr habt gewähnt mich zu betrügen, und habt Euch selbst mehr als mich betrogen. Denn ich bringe Euch die beste Hülfe, die je ein Ritter oder eine Stadt gewann, denn es ist die des Königs der Himmel: sie kommt Euch nicht um meinetwillen, sondern von Gott selbst, der auf die Fürbitte des heiligen Ludwigs und des heiligen Karls des Großen, sich der Stadt Orleans erbarmt hat und nicht will, daß die Feinde des Herzogs von Orleans seinen Leib und seine Stadt zugleich inne haben.“

Zuletzt wurde beschlossen mit den Schiffen und dem Heere zwei Stunden den Fluß aufwärts zurück zu gehen nach dem Schlosse Chezy, wo eine französische Besatzung lag, und die Ueberfahrt leichter war. Aber nicht einmal dieses schien möglich, das Wetter war stürmisch, der Regen floß in Strömen herab, der Tag war schon weit vorgerückt, die Schiffe konnten nicht von der Stelle gebracht werden, wegen dem widrigsten Winde. Doch die Jung-

frau sagte voraus, der Wind würde sich ändern. „Wartet nur ein weniges, sprach sie, denn mit meinem Gott wird Alles hinüber kommen. Kaum hatte sie es gesagt, so geschah es auch, ja nach der Aussage eines Augenzeugen, des Bruder Pasquerel, schien das Wasser augenscheinlich zu wachsen. Dünois selbst wurde durch das wunderbare Ereigniß so sehr betroffen, daß er darüber folgendes wörtliche Zeugniß gab: „es scheint mir daß die Jungfrau und ihre Thaten im Kriegsheere ehe von Gott denn vom Menschen sind, wenn ich den Wechsel bedenke der plötzlich geschah, als sie von der Hoffnung auf Hilfe sprach und von der Einführung der Lebensmittel, trotz der Engländer, die doch viel stärker waren."

Die Schiffe fuhren mit vollen Segeln dicht an den Kanonen der Engländer vorüber, ohne daß diese sie mit ihren Kugeln begrüßt hätten, was gar sehr zu verwundern war. Immer mehr aber wuchs nun bei den Franzosen der Muth und das Vertrauen zu ihrer wunderbaren Führerin. An der verabredeten Stelle wurden die Lebensmittel ohne Hinderniß ans jenseitige Ufer gebracht. Für das Heer aber reichten die Schiffe nicht hin, es wurde darum beschlossen, daß es wieder zurück nach Blois, dort über die Brücke gehen und mit neuen Verstärkungen auf dem jenseitigen Ufer, wie die Jungfrau es anfänglich gewollt, nach Orleans zurückkehren sollte. Die Jungfrau aber wurde gebeten zur Stunde in die Stadt einzuziehen, deren Bürger sie so sehnlich erwarteten. Anfänglich war sie gar nicht zu bewegen sich von ihrem Heere zu trennen. „Meine Leute, sprach sie, haben ihre Sünden bereut, sie haben gebeichtet, sie sind guten Willens und es ist Noth, daß man sie so vor den Feind führe." Nur auf die inständigsten Bitten der Feldherren und ihr Versprechen mit verstärkter Macht zurückzukehren, bestieg sie endlich das Schiff von Dünois und fuhr, ein Banner in der Hand, mit dem tapferen La Hire, dem Marschall von Boussac und anderen Männern hinüber.

Vorher jedoch gebot sie noch ihrem Beichtvater Johann Pasquerel bei dem Heere zu bleiben und mit den Priestern ihm die heilige Kreuzfahne voranzutragen, wie bisher.

Während Die von Orleans einen muthigen Ausfall auf eine englische Veste machten, die den Weg sperrte und eine Fahne im Kampfe gewannen, wurden die Lebensmittel glücklich in die ausgehungerte Stadt eingeführt und also gieng in Erfüllung, was die Jungfrau vorausgesagt, der Zug würde ohne Hinderniß der Engländer in die Stadt kommen.

Sie selbst aber, die Jungfrau, wartete mit ihrem Gefolg, um den großen Zusammenlauf des Volkes zu vermeiden, an der Stelle, wo sie gelandet, bis zum Abend. Es war halb sieben Uhr als sie mit zwei hundert Lanzen, die als Begleitung von dem Heere bei ihr geblieben, von dort aufbrach. Obschon der Zug auf Bogenschußnähe an den Engländern vorüber zog, so zuckten doch diese kein Schwerdt gegen die Gottgesandte, und rührten sich nicht, als ob ein Schlag von Gott ihren tapferen Arm gelähmt hätte.

Um acht Uhr ritt sie in die treue Stadt ein, vom Haupt bis zur Sohle ganz gewappnet in Stahl, saß sie auf einem weißen, reich gezierten Ehrenroße. Vor ihr her wurde ihr heiliges Banner mit dem Bilde des Erlösers und den Engeln mit der Lilie getragen. Zu ihrer Linken ritt auf reichgezäumtem Roße, in prachtvollem Waffenschmucke, der edle Dunois, gefolgt von vielen muthigen Rittern, Schildknappen und Kriegsknechten. Die Bürger, die Frauen und die Kinder der Stadt, sammt den Rittern und Kriegsleuten aus der Besatzung, kamen ihr unter dem Scheine vieler Fackeln entgegen. „Sie hatten so große Freude ob ihrer Ankunft, schrieb ein Bürger von Orleans damals in sein Tagbuch, das uns noch erhalten ist, als ob Gott selbst vom Himmel zu ihnen herabgekommen wäre; und

das nicht ohne Ursache, denn sie hatten sieben Monate lang von dem Geschütz und Sturmzeug der Englischen, ihren sechzig Thürmen und Vesten, vielen Jammer, Angst und Mühe ausgestanden, und was das Schlimmste war, sie hegten großen Zweifel, ob ihnen je Hülfe würde zu Theil werden und sie nicht mit Leib und Gut zu Grunde gehen müßten. Und da war es ihnen denn jetzt, als sey ihnen schon geholfen und sie von ihren Feinden befreit, durch die göttliche Tugend dieser demüthigen Jungfrau, von der man ihnen erzählt und die sie mit so inniger Liebe anschauten, alle insgesammt Männer und Frauen und kleine Kinder. Und war da ein erstaunliches Gedräng und ein Jeder wollte sie und ihr Pferd, auf dem sie ritt, berühren, dergestalt, daß Einer von denen, die die Fackeln trugen, ihrer Fahne so nahe kam, daß sie Feuer fieng. Da trieb sie ihr Roß so gewandt und anmuthig mit den Spornen zu der Fahne hin und löschte das Feuer, als ob sie von Kindheit an den Kriegen beigewohnt hätte, was die Kriegsleute überaus Wunder nahm und die Bürger von Orleans desgleichen. Sie begleiteten sie auch mit großer Freude und Lust durch die Stadt."

Obschon die Jungfrau von Morgen bis zum Abend nichts gegessen und nichts getrunken, und auch nicht aus der schweren Rüstung vom Rosse gekommen war und wohl der Ruhe bedürfen mochte, so ritt sie doch vor allem Uebrigen gerade in die Domkirche, um Gott seiner Gnaden zu danken. Das Volk aber folgte ihr stets mit großer Ehrfurcht, wie einem heiligen Engel, und wenn es in der Freude seines Herzens sie mit frohem Rufe begrüßte, dann sprach sie freundlich und milde ihm zu und ermahnte Alle auf Gott zu vertrauen und verhieß ihm, wenn es einen rechten Glauben und eine wahre Hoffnung auf ihn hätte, dann würden sie sicherlich ihren Leiden entrinnen.

Aus dem Dome wurde sie in festlichem Zuge nach dem Hause eines der angesehensten Bürger der Stadt,

der eine gar ehrsame und tugendhafte Frau hatte, geführt, und jetzt erst legte sie ihre Waffen ab. Man hatte ihr hier ein herrliches Mahl zubereitet, allein sie hieß in eine silberne Schaale etwas Wein und Wasser gießen, damit befeuchtete sie fünf Schnittlein Brod, und weiter aß und trank sie an diesem Abend nichts.

Die Nacht brachte sie dann in dem Zimmer ihrer Hauswirthin neben der Tochter des Hauses zu. Auch ihr Bruder Peter und der gute Johann von Metz und Bertrand von Poulengy und ihr Knappe, der Ritter von Aulon, wohnten mit ihr in dem gleichen Hause.

Ein Brief in dem Königsberger Archive in Preussen, von dem man vermuthet, er sey an Franz Sforza, Herzog von Mailand, gerichtet und für den deutschen Orden übersetzt worden, giebt uns folgende Beschreibung der Jungfrau: „Sie ist einer angenehmen Gestalt, übet männliche Werke, redet wenig, wunderbare Klugheit sie zeiget, in der Sprache und Gesprächen hat sie eine feine Stimme nach Art eines Weibes. Sie ißt wenig, sehr mäßig genießt sie den Wein, in der Pracht der Pferde und der Waffen ist sie....., die gewappnete Manne und Edlen sie gröslich liebet, vieler Reden sie ist verdrossen, das Wort ihr überflüssig fleußt, ein fröhliches Angesicht liebet sie, sie erduldet unerhörte Arbeit und ist im Tragen der Waffen und Enthaltung so beständig, daß sie sechs Tage lang Tag und Nacht vollkommen gewappnet bleibt."

Fünfzehntes Kapitel.

Wie die Jungfrau den Englischen gebot abzuziehen.

Am folgenden Morgen wurde bei dem Grafen von Dünois Kriegsrath von den Feldherren und Obersten gehalten, die Jungfrau drang darauf unverzüglich mit den neuermuthigten Rittern und Bürgern die festen Thürme des Feindes zu berennen. Der tapfere La Hire, und der Ritter Florentin d'Illiers stimmten ihr bei, andere dagegen, menschlicher Klugheit folgend, waren darwider. Die Jungfrau verlangte, als die vom König bestellte oberste Führerin des Krieges, Gehorsam, der Streit wurde immer heftiger. Ein Jägermeister des Königs, Herr Johann von Gamache, gerieth in solchen Zorn, als die Andern der begeisterten Beredsamkeit der Jungfrau nachgaben, daß er sich nicht mehr zu halten wußte, und voll inneren Grimmes sprach: „Weil dem denn also ist, ihr Ritter, daß ihr lieber auf den Rath einer naseweisen Dirne von gemeinem Herkommen, denn auf den, eines Mannes, wie Ich bin höret: so will ich kein Wort mehr darüber verlieren; am rechten Ort und zur rechten Zeit soll meine Klinge sprechen, mag seyn, daß ich dabei mein Leben verliere, aber so muß es seyn für den König und meine Ehre, und von diesem Augenblick an, falte ich mein Banner zusammen und bin nichts mehr, als ein gemeiner Schildknappe: denn lieber will ich einen Edelmann zum Herrn und Meister haben, als eine Frau, von der man vielleicht gar nicht weiß, wer sie ist;" hiermit faltete er sein Banner zusammen und überreichte es dem Dünois, zum Zeichen, daß er sich in seine Dienste begebe. Dieser hatte nun seine liebe Noth, einen so verderblichen Zwie-

zu versöhnen; doch gelang es ihm endlich und zum Zeichen des Friedens küßte der Ritter die Jungfrau auf die Wange, was aber beide, wie die Chronik berichtet, mit Widerwillen thaten. Die Frage selbst aber wegen dem Sturme wurde durch Stimmenmehrheit verworfen und nur beschloßen, vorerst dem von Blois zurückkehrenden französischen Heere eine Schaar zur Hülfe entgegen zu senden.

Die Jungfrau war über diese Hintansetzung ihres Rathes gar sehr aufgebracht, und der ungestümme La Hire und Florentin d'Illiers machten deßhalb auf ihre eigene Faust einen Ausfall und trafen hart mit den Englischen zusammen.

Zum zweitenmal sandte jetzt die Jungfrau durch ihre beiden Herolde an Talbot ihren Mahnbrief zum friedlichen Abzuge. Die Engländer geriethen aber darüber in einen grimmigen Zorn, sie schmähten entsetzlich auf die Jungfrau, nannten sie eine feile Dirne, eine Kuhmagd und drohten sie zu verbrennen. Dabei spotteten sie über Alles, was sie ihnen geschrieben. Was aber das Aergste war, sie vergaßen in ihrer Wuth so sehr ihrer Ehre und des Rechtes, daß sie den einen Herolden zurückbehielten, und guten Willens waren, ihn zu verbrennen. Doch hielten sie es für gerathener, vorher an die Universität von Paris zu schreiben, um von dort aus die Erlaubniß dazu zu erhalten.

Den anderen Herolden sandten sie mit dieser schmählichen Botschaft an die Jungfrau zurück. „Was spricht Talbot?“ rief dem Rückkehrenden Johanna entgegen. „Er und alle die andern Englischen, erwiederte der Herold, sprechen Alles nur erdenkliche Böse von Euch, sie würden Euch verbrennen, wenn sie Eurer habhaft würden.“ So kehre zurück, erwiederte die Jungfrau, und habe nicht den geringsten Zweifel, daß du deinen Amtsbruder wieder wirst mit dir zurückbringen. Sage auch dem Talbot, daß er sich wappne, auch Ich werde mich wappnen; und wenn er mich dann im Kampfe überwinden könne, dann möge er

mich verbrennen. Besiege Ich ihn aber; dann soll er die Belagerung aufheben, und mit den Seinen hinziehen in sein Land."

Der Herold hatte aber, wie es scheint, nicht den Muth, sogleich zu den ergrimmten Engländern zurückzukehren. Johanna selbst dagegen war gar nicht in Sorgen wegen des Schicksales ihres Herolden, sie sprach: „mit Gott es wird ihm kein Leid geschehen;" und so war es auch, die Engländer ließen ihn später wieder ledig.

Noch am selbigen Samstag, um die Abendzeit, gieng die Jungfrau eben auf das Bollwerk bei dem schönen Kreuz auf der Brücke. Mit lauter Stimme gebot sie ihnen von dort aus aufs Neue, gutwillig abzuziehen, damit sie nicht gezwungen würde, sie abzutreiben mit Waffengewalt, zu ihrem großen Schaden. Darauf antwortete der Glacidas und seine Genoßen mit ihren gewohnten Schimpfworten und Drohungen. Und da war Einer, der hieß der Bastard von Granville, der that es darin allen Uebrigen zuvor. „Meinst du denn, so sprach er, Ritter würden vor einem Weibe fliehen!" Zauberer und Ketzer nannte er die Franzosen, weil sie einer solchen Hexe folgten.

Johanna wurde durch die unehrbaren, frechen Reden der Englischen so sehr in ihrem Herzen gekränkt, daß sie sich nicht mehr halten konnte und dem Glacidas hinüber rief: er lüge; sie möchten machen, was sie wollten, sie würden doch in kurzer Stunde abziehen, er aber würde es nimmer sehen und auch viele von seiner Dienstmannschaft würden sterben.

Nach diesem drohenden Worte kehrte sie eilig in die Stadt zurück; denn bey einem solchen Zwiste mit einem so rohen Gesellen, wie der Glacidas, war keine sonderliche Ehre für sie zu gewinnen.

Am Sonntag zog der Graf Dünois, wie verabredet, mit seiner Schaar gen Blois, den Franzosen entgegen.

Die Jungfrau ritt gerüstet mit hinaus und stellte ihre Schaar zwischen die Mauern der Stadt und die feindlichen Schanzen auf, um den Grafen bei dem Ausrücken vor den Feinden zu decken. Es rührte und regte sich auch keiner der Englischen, troß ihrer großen Macht, erst als sie den Dünois gänzlich aus dem Gesichte verloren, kehrte Johanna zurück. Vorher rief sie den Engländern zum letzten Male auch auf dieser Seite zu: „um Gottes willen kehret heim oder ich werde Euch zornig machen.“ Da schimpften wieder die Engländer sehr unehrbar, also daß sie sich hastig davon wandte.

Aber bei all ihren grimmigen Reden war es den Englischen doch gar nicht wohl zu Muthe; ihre Zuversicht hatte sie verlassen; denn wie der Graf Dünois selbst bezeugte, hatten sie vorher zu zweihundert fünfhundert Franzosen in die Flucht gejagt, so jagten seit dem Erscheinen der Jungfrau zweihundert Franzosen vierhundert der Englischen. Ja ihre ganze Kriegsmacht wurde tagtäglich von vier bis fünfhundert Franzosen angegriffen und in ihre Verschanzungen zurückgetrieben.

Immer größer wurde daher in Orleans der freudige Muth der Bürger und höher und höher stieg ihr Vertrauen zu der gottgesandten Jungfrau. Im Rathe der Feldherrn that sie es an Muth, an Erfahrung und raschem Blicke den besten Rittern zuvor und lebte im Uebrigen so demüthig, so fromm und mäßig und züchtig, wie eine Heilige, die der Welt entsagt. Vor ihrer Hoheit, wenn sie Gottes Güte und Herrlichkeit pries, vor ihrer Demuth, wenn sie von sich selbst sprach, mußten sich Alle beugen, und ihre Milde und Freundlichkeit bezwang selbst die wildesten Herzen. Die Worte die sie stäts wiederholte: „Gott hat mich hieher gesandt, habt nur festes Vertrauen auf ihn, so wird er Euch sicher befreien;“ drangen bald durch alle Herzen. Mit Staunen und Rührung sah das Volk ihre glühende Andacht, wie bei der Messe, wenn der Prie-

ster das Opfer zur Anbetung erhob, ihr die heißen Thränen aus den Augen strömten, wie sie immer nur von Gott und der heiligen Jungfrau sprach und Alle zu einer rechten und wahren Buße ermahnte.

Großen Kummer machte der frommen Jungfrau das wilde Leben der Kriegsleute, bald ermahnte sie sie in Milde, bald mit einem unerbittlichen Ernst, der Staunen an einem so jungen Mädchen erregte, ihr sündiges, ausgelassenes Leben zu bessern und des Heiles ihrer unsterblichen Seele vor Gott eingedenk zu seyn. Sie redete mit so strengem, strafenden Ernste, daß manches ersterbene Herz wieder zum Leben erwachte.

Vor anderen machte ihr der gute Ritter La Hire große Sorgen, das war ein kühner, kecker Gesell, der einen festen, ehrlichen Glauben zu Gott hatte und seinem König mit Leib und Seele ergeben war, im Uebrigen es aber nicht so genau nehmen mochte, nach der Weise damaliger Kriegsleute, und so hatte er auch die böse Gewohnheit, daß er ganz entsetzlich fluchte. Da gab sich denn die Jungfrau alle erdenkliche Mühe dem ehrlichen Ritter dies abzugewöhnen. La Hire hatte auch den besten Willen, er gieng auf ihre Mahnung zur Beichte, aber mit dem Fluchen wollte es gar nicht gehen. Da rieth ihm zuletzt die Jungfrau, weil er denn doch einmal schwören müsse, so möge er lieber nun Gott zu verläugnen und den Teufel anzurufen, bei seinem Stocke schwören und das that auch der Ritter, wenigstens so oft sie zugegen war.

Was die Leute vor Allem wunderte, war, wo sie nur für ihre so außerordentliche Arbeit und Anstrengung ihre Kräfte hernähme, denn von Morgen bis zum Abend auf dem Rosse und in den Waffen, aß sie manchmal den ganzen Tag nichts, als ein Stück Brod und trank auch nichts, als ein wenig Wein mit Wasser vermischt.

Die guten Leute von Orleans wußten sich, nach so langer harter Noth, über all die neuen Wunder gar nicht

in ihrer Freude zu fassen, das Volk rannte fast die Thüren ihres Hauses ein, und als Johanna an diesem Sonntag in die Mauern zurückkehrte, baten sie sie so lange, bis sie durch die ganze Stadt ritt. Die Straßen waren so gedrängt voll, daß man kaum durch konnte. Die armen Leute konnten sich gar nicht satt an ihrer Retterin sehen und wunderten sich höchlich, wie sie so gewandt und schön zu Roße saß. „Ja wahrlich, schrieb jener Bürger von Orleans in sein Tagbuch, die Jungfrau saß so stattlich zu Roße, daß man hätte meinen sollen, sie hätte von Kindheit an verstanden einen Kriegsmann vorzustellen.“

Sechzehntes Kapitel

Wie die Jungfrau die erste feindliche Veste mit Sturm gewann.

Des folgenden Montags ritt die Jungfrau vor die Stadt hinaus, die feindlichen Werke in Augenschein zu nehmen. Viel Volkes folgte ihr und sie ritt an den Thürmen und Bollwerken vorüber, von einem Ende der Stadt bis zum anderen, und die Engländer schoßen keinen Pfeil gegen sie ab und erhoben kein Schwerdt. Ruhig kehrte sie dann wieder zurück und hörte in der Kirche zum heiligen Kreuz die Vesper.

Aber ein Tag nach dem anderen verging, und weder der Dúnois noch das Heer wollte zurückkehren. Die in der Stadt geriethen darüber in Sorgen und fürchteten auch für den Marschall von Sainte Severe, der gleichfalls dem Heere entgegen geritten war. Johanna aber sprach: „der Marschall kömmt, ich weiß gewiß, es wird ihm kein Leid geschehen.“ Bald darauf wurde auch wirklich das Nahen des Heeres angekündigt. Zur Stunde ritt die Jungfrau mit La Hire, d'Illiers und vielen Rittern ihm entgegen.

um Beistand zu leisten wider die Engländer bei seinem Einzuge. Allein diese standen auf ihren Bollwerken und Thürmen in unzählbarer Menge und sahen schweigend und unbeweglich, als wären sie vom Donner gerührt, zu, wie der Dúnois mit dem Heere in feierlicher Weise herangezogen kam. Der Bruder Pasquerel, gefolgt von den Priestern, trug das heilige Banner voran und so zogen sie unter heiligen Gesängen ohne Schwertdstreich in die Stadt ein.

Aber auch hier hatte es sich wieder gezeigt, wie die Jungfrau deß wohl Ursache gehabt hatte, als sie sich am Tage ihrer Ankunft so standhaft geweigert, sich von ihrem Heere zu trennen: denn in Blois hatten die Heerführer wieder Rath gehalten und es war nahe daran gewesen, daß sie auseinander gegangen, wäre nicht der Dúnois noch zur rechten Stunde gekommen. Nachdem jetzt Alle in Orleans vereint waren, meldete Dúnois der Jungfrau, ihm sey sichere Kunde geworden, daß der englische Feldoberst Fastolf in Kurzem mit Verstärkung und Vorräthen für die Feinde heranrücke. Johanna war darüber sehr erfreut. Weil sie aber schon einmal war hintergangen worden, und man ihren Rath zum großen Schaden ihres Unternehmens schon mehrmal nicht also geachtet, wie es doch nach dem Befehle des Königs sich geziemt hätte, darum sprach sie diesmal in drohender Weise zu dem tapferen Grafen: „Bastard! Bastard! ich gebiete dir, daß du mir die Ankunft des Fastolfs augenblicklich kund thust, wie du sie erfahren; denn zieht er vorbei ohne mein Wissen, wahrhaftig dann gelob ich's, daß ich dir den Kopf herunterschlagen lasse.“ Dúnois über eine so ungewohnte Rede von einem jungen Mägdlein betroffen, erwiederte ganz ehrfurchtsvoll: sie möge darum nicht in Zweifel stehen, er würde thun wie sie geboten.

Da geschah, nachdem der Dúnois von ihr gegangen, ein wunderbares Ereigniß, das uns die Augenzeugen selbst berichten. D'Aulon, der Schildknappe der Jungfrau,

hatte sich müde und abgemattet in der Mittagsstunde auf ein Bett gelegt um auszuruhen, und Johanna mit ihrer Hauswirthin desgleichen. Kaum war der Ritter in Schlaf versunken, als plötzlich die Jungfrau von ihrem Lager auffuhr und ihn mit lautem Rufe weckte. „Im Namen Gottes, rief sie, mein Rath hat mir gesagt, ich sollte mich aufmachen wider die Englischen; aber ich weiß nicht, ob ich ihre Schanzen oder den Fastolf angreifen soll.“ Während sie dieses sagte, trat Bruder Pasquerel und noch mehrere Priester ein und hörten sie rufen: „wo sind meine Wappner? Das Blut der Unseren fließt auf der Erde. Bei meinem Gott das ist übel gethan, warum hat man mich nicht früher aufgeweckt? Unsere Leute sind in großer Noth vor einem Thurme, es sind Ihrer schon verwundet. Meine Waffen! so bringt mir doch meine Waffen und führt mein Roß vor!“

Man sieht offenbar, daß sie dieses in einem Augenblicke der Verzückung sprach, der Thurm, der Kampf und das Blut der Ihrigen, Alles stand vor den Augen ihres Geistes, der auch bei leiblichem Schlafe wachte über die, die ihr von Gott anvertraut waren.

D'Aulon wußte nicht, was das Alles bedeuten sollte, denn ringsum in den Straßen herrschte die tiefste Ruhe und Stille, ehe er ihr noch die Rüstung reichen konnte, war sie schon unten. Dort stand ihr Edelknabe Louis de Contes und schwatzte ganz sorglos an der Hausthüre. „Ha blutiger Knabe, rief sie ihm entgegen, du sagtest mir nicht, daß französisches Blut floß.“ Nun verlangte sie nach ihrem Roß, sprang wieder hinauf, ließ sich rüsten und d'Aulon war noch nicht damit fertig, als es schon in den Straßen unruhig ward und man Lärm hörte. Der Knappe wollte auch seine Waffen anlegen, allein ehe er sichs versah, war sie schon unten und saß auf ihrem Roß: da fiel ihr erst ein, daß sie ihr Banner vergessen. Der Edelknabe lief hinauf es zu holen, sie war aber so eilig,

daß sie ihm rief, er möge es ihr schnell zum Fenster herunterreichen. Und nun spornte sie ihr Roß und sprengte, das Banner in der Hand, rasch durch die Straßen, daß die Funken aus den Steinen aufsprangen, geraden Weges dem Burgunderthore zu. Es wunderten sich die Leute sehr darüber, wie sie nur so den geraden Weg fand, weil sie noch nie da gewesen.

Der Edelknabe war in Bestürzung zurückgeblieben, die Hausfrau sagte ihm, er müsse seiner Herrin folgen und so ritt er ihr mit dem Ritter d'Aulon nach. Erst bei dem Thore erreichten sie die Jungfrau, denn hier war der Weg schon durch den Andrang der flüchtigen Franzosen gesperrt.

Es hatte nämlich am Morgen eine Schaar französischer Kriegsleute, ohne den Dunois oder die Jungfrau zu fragen, einen Sturm auf die englische Verschanzung bei der Sankt Lupuskirche unternommen. Anfangs gelang ihnen der Streich, dann aber wurden sie in die Flucht geworfen. Als die Jungfrau einen der Verwundeten sah, sprach sie: „Noch nie sah ich französisches Blut fließen, ohne daß sich meine Haare sträubten;“ und damit trieb sie immer eifriger ihr Roß vorwärts durch die Flüchtigen hindurch, gerade auf die Verschanzung los, nur von einigen Rittern begleitet. Mit freudigem Rufe begrüßten die Ihren die Kommende, und wandten ihr Gesicht wieder dem Feinde zu. Sie aber, ihres Sieges gewiß, begann damit, daß sie vor Allem verkünden ließ, kein Kriegsmann solle wagen, irgend etwas aus der Kirche des heiligen Lupus, die mitten in den feindlichen Schanzen stand, zu entwenden; jetzt erst gab sie den Befehl zum Sturme. Auch Talbot ließ aus mehreren andern Werken seine Schaaren ausrücken, das angegriffene Werk zu verstärken, aber von Orleans kamen gleichfalls mit dem Marschall Boussac und dem Baron Coulonges, sechshundert Ritter und Kriegsleute und versperrten Jenen den Weg,

während die siegreiche Jungfrau die Schanze nach dreistündigem Kampfe erstürmte. Wer sich nicht ergab, den ließen die Franzosen sterben, 114 Engländer blieben todt, 40 wurden gefangen und 200 retteten sich durch die Flucht. Einige von ihnen hatten in der Sankt Lupuskirche die heiligen Meßgewänder angelegt. Sie wurden aber von den Franzosen ergriffen und da wollten die Einen sie niedermachen, die Anderen aber sprachen, man müße sie verschonen, der heiligen Kleidung halber. Der Streit kam vor die Jungfrau, die milde Johanna behandelte sie als ob sie Geistliche seyen, sie gebot ihnen kein Leid zuzufügen, sie litt nicht einmal, daß man sie ausplünderte und zu ihrer größeren Sicherheit ließ sie sie stets unter ihren Augen in ihre eigene Wohnung führen. Denn Die von Orleans hatten in ihrem Grimme über all die erlittene Noth, die anderen Gefangenen hinter ihrem Rücken ermordet. Die Jungfrau dagegen weinte mit bekümmertem Herzen, daß so viele der Feinde auf dem blutigen Felde gestorben, und milderte das Unglück des Krieges so viel sie konnte. Sie selbst wollte augenblicklich beichten, denn es war stets ihre Gewohnheit, nur mit reinem Herzen vor Gott den Kampf für ihren König zu streiten, diesesmal aber war sie aus dem Schlafe aufgesprungen und hatte noch nicht die Zeit gehabt. Darum wollte sie es jetzt thun, und gebot allen denen, die an dem Kampfe Theil genommen, das Gleiche zu thun und Gott für ihren Sieg zu danken: „denn er würde sonst nicht mehr mit ihnen seyn im Kampfe, sondern die Undankbaren verlassen.“

Es wurde hierauf die erstürmte Schanze in Brand gesteckt und der Erde gleichgemacht. Und als nun die Jungfrau mit den Herren und Rittern in die Stadt einzog, da verkündeten alle Glocken ihren ersten Sieg und mit Singen und Beten wurde in den Kirchen Gott seiner Gnade gedankt, die er der guten Stadt Orleans in ihrer großen Noth erwiesen. Den Engländern aber war das

ein böser Klang, denn sie hatten an diesem Tage viel an Macht und Muth verloren.

Am Abend erklärte die Jungfrau, sie würde Morgen als am Himmelfahrtstage nicht in den Kampf ziehen, ja sie würde um der Heiligkeit des hohen Festes willen, keine Waffe anlegen, sie wolle an diesem, zur Ehre Gottes bestimmten Tage, beichten und zum Abendmahle gehen.

Siebenzehntes Kapitel.

Der zweite Sieg der Jungfrau.

Die Ritter und Kriegsobersten hielten am Himmelfahrtstage in Abwesenheit der Jungfrau einen großen Kriegsrath. Darin wurden sie einig zum Scheine einen Angriff auf die englischen Verschanzungen diesseits des Flußes zu machen; wenn die von jenseits dann herbeigeeilt kämen, dann wollten sie schnell mit der Hauptmacht über den Fluß setzen und die Zurückgebliebenen überfallen. Der Jungfrau aber wollten sie nur von dem Angriffe diesseits etwas sagen, die List ihr aber verheimlichen.

Es wurde sofort die Jungfrau herbeigerufen. Als aber der Kanzler von Orleans, der im Rathe den Vorsitz führte, der Uebereinkunft gemäß, ihr dieß mitgetheilt, sprach sie unwillig: „sagt mir was ihr beschloßen und festgesetzt habt, ich kann wohl eine größere Sache geheim halten, als diese da ist.“ „Erzürnt Euch nicht, erwiederte darauf der Bastard von Orleans, wenn wir Euch nicht Alles auf einmal gesagt haben.“ Er erzählte ihr dann den ganzen Anschlag und fügte hinzu, wie er ihm gut bedünke. Auch die Jungfrau war damit zufrieden, setzte aber zweifelnd hinzu, wenn er auch nur so ausgeführt würde. Und sie hatte Recht, denn noch am

selben Abend wurde der Anschlag geändert und beschlossen, die Veste Sankt Johann le Blanc auf dem jenseitigen Ufer anzugreifen.

Hierauf ließ Johanna verkünden, „es solle keiner, am Tage der Schlacht es wagen, aus der Stadt zu gehen zum Angriff auf die Veste, wenn er sich vorher nicht durch die Beichte dazu vorbereitet hätte, sie sollten auch alle schlechten Weiber wegschicken, und vor Allem sich hüten daß dieselben nicht der Jungfrau nahe kämen, denn Gott lasse oft um der Sünden der Menschen willen die Schlachten verloren gehen."

Noch einmal band sie ihren Mahnbrief an einen Pfeil und ließ ihn durch einen Bogenschützen den Engländern zuschießen, unter dem Rufe: Hier ist Bothschaft. Unten hatte sie noch die Worte beigefügt: „Das ist zum dritten und letzten Male daß ich Euch schreibe und werde ich „Euch nun nicht mehr schreiben. Jesus, Maria, Johanna „die Jungfrau." Noch weiter unten stand: „ich würde „Euch meinen Brief auf eine ehrenvollere Weise übersandt „haben, allein ihr nehmt meine Herolde fest, habt ihr „ja noch meinen Herolden Guienne. Sendet mir ihn zu„rück und ich will Euch Einige von denen senden, die „bei der Veste von Sankt Lup gefangen wurden, denn „sie sind nicht alle umgekommen."

Die Engländer antworteten wieder mit Schmähreden: „Da ist Bothschaft, schrieen sie aus vollem Halse, von der feilen Dirne der Armagnaken. Johanna seufzte darüber und weinte bitterlich; sie rief ihren Herrn, den König des Himmels zum Zeugen ihrer Unschuld an, sie fühlte sich aber alsbald von oben getröstet und sagte zu denen, die sie umgaben: wie sie so eben Botschaft von ihrem Herrn erhalten hätte.

Dünois seiner Seits ließ den Engländern entbieten, gäben sie nicht den Herolden der Jungfrau los, so würde er alle Gefangene elendiglich sterben lassen und ihre Herolde, die des Lösegeldes der Gefangenen wegen, bei ihm

wären, desgleichen. Dieser Botschaft wollte sich anfänglich keiner unterziehen, bis es endlich der andere Herold der Jungfrau that, auf ihren Zuspruch und ihre Verheißung, daß er sicher mit seinem Genoßen zurückkehren würde, wie es denn auch geschah.

Mit dem ersten Anbruch des folgenden Tages las der Bruder Pasquerel ihr und ihren Leuten eine heil. Messe, dann beichtete sie, und ritt um die neunte Morgenstunde von den angesehensten Rittern und ungefähr vier tausend Kriegsleuten begleitet zur Stadt hinaus. Dort fuhren sie über den Fluß auf eine kleine Insel, die ganz dicht vor der Veste St. Johann le Blanc lag.

Von hier wurde aus zwei Schiffen eine Brücke gemacht gegen die Veste hin. Glacidas ließ aber mitler Weile die Veste St. Johann le Blanc in Brand stecken und zog die Besatzung in die größte und stärkste Verschanzung bei der Augustinerkirche zurück. Diese starke Veste anzugreifen, hielten sich die französischen Feldherrn für zu schwach und waren darum Willens, wieder zurückzukehren. Johanna aber, nur von wenigen begleitet, drang gerade vorwärts und pflanzte ihr Panner vor der gefürchteten Augustiner Veste auf. Da erscholl plötzlich der Ruf, es kämen die Engländer von jenseits mit großer Macht über den Fluß. Erschrocken wichen die Franzosen zurück und Johanna mußte wider Willen dem Strome der Flüchtigen folgen. Die Engländer aus der Veste setzten ihr mit großem Geschrei und Schmähreden nach. Sie war schon wieder sicher auf der Insel angekommen, da aber mochte sie den Schimpf der Flucht nicht länger dulden, sie zog ihr Roß in einen Kahn und hieß den Ruderer sie wieder ans feindliche Ufer fahren. Der tapfere La Hire folgte ihr. „Im Namen Gottes," rief sie, als sie am Ufer ihr Roß wieder bestiegen, „nun kühn auf die Englischen los!" damit legten beide, der Ritter und die Jungfrau, ihre Lanzen ein und sprengten mit aller Macht so kühn auf die Feinde an,

daß diese zurück nach ihren Schanzen wichen, die Franzosen hinter ihnen her.

Zum zweitenmal pflanzte jetzt die Jungfrau ihr Banner vor dem Graben des Augustiner Bollwerkes auf und immer dichter sammelten sich die Schaaren um sie her. Es hob da ein harter und heißer Kampf an; denn Glacidas war ein grimmiger Kriegsfürst und das Fliehen nicht seine Sache. Vor allem aber zeichnete sich die Jungfrau durch kühnen Muth und Kriegsgeschick aus. Von beyden Seiten, von den Franzosen und den Englischen wurde manche schöne Waffenthat verrichtet.

Nun war unter den Franzosen ein spanischer Ritter, der war stark und gewaltig und hatte den Auftrag mit d' Aulon und mehreren Andern bei der Brücke, des freien Rückzuges wegen, Wache zu halten. Wie die nun da stehen, kömmt ein großer stattlicher Kriegsmann aus ihrer Genossenschaft an ihnen vorüber. D' Aulon rief ihm zu, bei ihm zu halten, als jener sich aber weigerte, wurde der Spanier zornig und sprach: „Ihr könnt eben so wohl hier bleiben wie andere, es sind ihrer da, die euch an Tapferkeit nichts nachgeben und doch hier stehen." So geriethen beide hart hinter einander, bis sie zuletzt eins wurden, sie wollten beide zusammen auf den Feind losrennen, damit offenkundig würde, wer von ihnen der Tapferste sey. Also gaben sich beide die Hand, rannten wider die Veste an und jeder wollte zuerst in die Palisaden eindringen. Aber es stand oben ein gewaltiger Engländer, mit guten und scharfen Waffen, der hieb so mächtig herunter, daß Niemand hinauf konnte. Als d'Aulon aus der Ferne dieses wahrnahm, gab er dem Meister Johann Befehl und dieser zielte mit seiner Feldschlange und der Engländer stürzte auf den ersten Schuß todt nieder. Da brachen die beiden Ritter durch die Palisaden, und ein großer Haufe ihnen nach.

So wurde zur Zeit, da die Kirchen von Orleans zur Vesper läuteten, die Augustiner Veste, die beste und stärkste auf dieser Seite des Flußes, mit vielen französischen Gefangenen und Kriegsvorräthen gewonnen. Nur wenige Engländer retteten sich nach der Brückenburg, die übrigen wurden niedergehauen, alle Beute ließ die Jungfrau, der Unordnung beim Plündern wegen, in Brand stecken.

Noch denselben Abend legten sich die Franzosen vor die Brückenburg; die Jungfrau kehrte die Nacht über nur sehr ungern in die Stadt zurück. Sie war aber im Kampfe verwundet worden, und die Feldherrn baten sie inständigst darum. So streng war sie im Fasten, daß sie nur mit Mühe nach diesem heißen Tage vor der festgesetzten Stunde etwas zu sich nahm. Unter dem Essen kam einer der vornehmsten Ritter und kündigte ihr an, wie die Heeresfürsten und Kriegsobersten in gemeinsamer Berathung darüber eins geworden, daß die Siege, die sie mit so geringen Kräften gegen die Uebermacht errungen, eine große Gnade Gottes seyen. Sie seyen aber nicht der Meinung, daß das Kriegsvolk in der Stadt Morgen auszöge zu neuem Kampfe, indem sie das nun nicht nöthig hätten, da die Stadt mit Lebensmitteln wohlversehen sey, und neue Hülfe vom König zu erwarten stünde. Die Jungfrau aber in der Kraft ihrer höheren Sendung erwiederte dem Ritter also: „Ihr seid in Eurem Rathe gewesen, und ich in dem meinen: aber seid deß versichert, daß der Rath meines Herren Stand halten und sich erfüllen wird, der Rath des Menschen aber zu nichte werden wird." Dann wandte sie sich zu ihrem Beichtvater und gebot ihm, Morgen noch früher als Heute, auf zu seyn: „denn ich werde Morgen viel zu thun haben, und mehr als ich bis jetzt gethan; Morgen wird Blut aus meinem Leibe fließen, oberhalb meiner Brust; vor der Brückenburg werde ich verwundet werden."

Achtzehntes Kapitel.

Wie die Franzosen die Brückenveste erstürmen.

Die Nacht war nicht minder unruhig wie der Tag gewesen, die Engländer brannten noch einen Thurm jenseits ab, und zogen ihre Besatzung daraus im Dunkel der Nacht über den Fluß zur Hauptmacht. Die Sorge, es möchten die Ihren überfallen werden, ließ darum Johanna die Nacht über gar keine Ruhe, denn sie wußte nicht was jene geheimen Bewegungen der Feinde zu bedeuten hätten.

Früh vor Tages Anbruch feierte sie den Gottesdienst und legte ihre Rüstung an. Als sie eben aus dem Hause treten wollte, kam ein Mann mit einem frisch gefangenen Fische. Sie hatte noch nichts gegessen und die Hausfrau sagte: „Johanna, laßt uns diesen Fisch, bevor ihr gebet, essen.“ „Verwahrt ihn, erwiederte die Jungfrau, bis zum Abend, denn ich werde Euch diesen Abend einen Englischen zu Gast bringen, der wird über die Brücke kommen, wenn wir die Burg genommen, und seinen Theil davon essen.“ Alle, die dies hörten, nahm die Verheißung großes Wunder, denn sie wußten wohl, daß Niemand über die Brücke kommen könne, waren ja einige Bogen davon gesprengt.

Begleitet von vielem Volke und vielen Kriegsleuten kam sie vor das Burgunderthor geritten. Hier hatte des Königs Haushofmeister, der Herr von Gaucourt, ein fester, unbeugsamer Mann, die Wache, und der erklärte, daß er Niemand durchlassen würde, wie es gestern im Kriegsrath sey beschloßen worden.

Das erbitterte Volk schrie und drohte, Johanna ritt gerade vorwärts und nachdem sie Schweigen geboten, rief sie dem Herrn von Gaucourt: „Ihr seyd ein elender

Mensch; aber Ihr mögt wollen oder nicht: die Kriegsleute werden kommen und siegen, wie sie gestern gesiegt haben." Das Volk wollte dann das Thor sprengen, als es auf ihren Befehl von den Leuten des Gaucourts geöffnet wurde. Gaucourt selbst erzählte später, er habe an diesem Tage von dem das Thor stürmenden Volk in Sorgen um sein Leben gestanden.

Eben gieng die Sonne auf, als Johanna über den Fluß fuhr; die Feldherrn versammelten sich und beschlossen nun, ihre ganze Macht zum Sturme zu vereinen. Denn die Brückenburg war ringsum von Bollwerken und tiefen Wassergräben umgeben und so wohl verschanzt, daß man sie kaum sehen konnte. Dazu war sie eben mit furchtbarem Geschütz gekrönt und von dem Schmuck und der Kraft der englischen Ritterschaft besetzt.

Das war um die zehnte Morgenstunde, da bliesen die Trompeten der Jungfrau Johanna zum Sturme auf, es begann ein wilder Geschützdonner von beiden Seiten und ringsum drangen die Franzosen vor, und an ihrer Spitze der edle Dünois, der Stolz von Frankreich, d'Aulon, La Hire, die beiden weitberühmten Ritter von Xaintrailles, Florentin d'Illiers und alle die anderen schwertgewaltigen Ritter und Helden König Karls des Siebenten. Aber tapfer und ehrenvoll standen die Engländer. „Und wiewohl die Französischen, so schrieb der Bürger von Orleans in sein Tagebuch, an mehreren Enden Leitern anlegten, und mit solcher Tapferkeit und so großem Heldenmuth auf die höchsten Befestigungen losstürmten, als ob sie glaubten, sie seyen unsterblich, so trieben die Englischen sie doch auf allerlei Art zurück und schleuderten sie von Oben herunter, sowohl vermittelst ihrer Kanonen und ihres feurigen Geschützes, wie mit ihren Aexten, Streithämmern und Kolben, ja mit ihren bloßen Händen."

Johanna auf die vor allen Anderen das feindliche Geschütz gerichtet war, führte unerschrocken die Ihren mit wunderbarer Einsicht an, sie ermuthigte die Weichenden, entflammte Alle mit ihrem festen Vertrauen auf Gott und seine Verheißungen: „habe Jeder nur guten Muth und eine gerechte Hoffnung auf Gott, so rief sie den Streitenden, heute ist der Tag, wo die Macht der Engländer zu nichte wird, und Alles zu gutem Ende geht.“

Doch ihren kühnen Thaten und Worten zum Trotze, mußte sie sehen, wie den Ihren der Muth allmählig sank, schon war es Ein Uhr Mittags, schon lagen Viele in den Gräben erschlagen, die Andern waren müde und hoffnungslos, da sprang sie selbst in den Graben, hob eine Leiter auf und setzte sie an dem Bollwerke an. In diesem Augenblick aber kam der Pfeil, von dem sie vorausgesagt, ihr zwischen Hals und Nacken geflogen und sie sank beinahe besinnungslos nieder. Die Engländer drangen auf sie ein und nur mit Mühe wehrte sie sich noch mit dem Schwerdt. Da hieb sich Johann von Gamache, derselbe, mit dem sie einige Tage zuvor den Streit in dem Kriegsrathe gehabt, mit seiner Art rechts und links einen Weg zu ihr durch die Feinde, und bot ihr sein Pferd mit den Worten an: „nehmt diese Gabe, tapfere Ritterin. Kein Groll mehr, ich sehe nun mein Unrecht ein, als ich schlimm von Euch dachte.“ Johanna erwiederte: „Großes Unrecht hätte ich, wollt ich Euch Groll nachtragen, denn nie sah ich einen besseren Ritter.“

Sie wollte aber durchaus im Graben bleiben, man mußte sie beinahe mit Gewalt hinwegtragen, fern vom Kampfe setzte man sie ins Gras und entkleidete sie ihrer Waffen. Um sie her standen ihr Beichtvater, Dunois und die andern Feldherrn. Der Pfeil war ihr beinahe einen Schuh lang durch den Hals gefahren. Anfänglich weinte sie, dann aber, durch ihre himmlischen Erschei-

nungen ermuthigt, sagte sie, sie sey getröstet und zog sich selbst den Pfeil aus der Wunde. Mehrere Kriegsleute traten hinzu, die Wunde, aus der das Blut gewaltsam empor schoß, mit allerlei Zauberworten zu besprechen. Johanna wieß sie unwillig zurück. Ich will lieber sterben, als etwas Sündhaftes wider Gottes Willen thun. Auf die Frage, ob sie an der Wunde sterben würde, gab sie zur Antwort: „Ich weiß wohl, daß ich eines Tages sterben muß, aber ich weiß nicht wo, noch wann, noch wie, noch zu welcher Stunde; wenn ihr darum ohne Sünde ein Heilmittel für die Wunde zu bereiten versteht, so möchte ich wohl geheilt werden.“ Nachdem man ihr hierauf einen Verband angelegt, hieß sie die Umstehenden bei Seite gehen, und beichtete unter strömenden Thränen dem Bruder Pasquerel.

Das Unglück der Jungfrau hatte dem entmuthigten Heere die letzte Hoffnung genommen, vergeblich suchte sie, das verwundete Mägdlein, die kleinmüthigen Männer durch hohe, kühne Worte ihres unerschrockenen Herzens wieder aufzurichten, sie mußte hören, wie Dünois den Befehl ertheilte, zum Rückzuge zu blasen und wie die Stürmenden von den Schanzen zurückwichen.

In dieser Stunde, wo wohl Niemand mehr an die Worte, die sie so zuversichtlich am Morgen beim Auszuge von dem großen Siege gesprochen, glauben mochte, wo Alle verzweifelten, sprach sie neugestärkt zum Dünois: „Bei meinem Gott in ganz kurzer Frist werdet ihr einrücken, habet deß keinen Zweifel. Wenn ihr mein Banner nach der Seite der Brückenburg hin wehen seht, dann greift wieder zu Euern Waffen und sie wird Euer seyn. Deßwegen ruhet Euch ein wenig aus und stärkt Euch durch Speise und Trank.“ Nach diesen Worten gab sie einem ihrer Leute das Banner zu halten, schwang sich so leicht auf ihr Roß, als wenn sie, weder müde noch verwundet wäre, und ritt, begleitet von einem Edelmann, nach einem Weinberge.

der ein wenig von dem wilden Getümmel des Kampfes entfernt lag. Dort stieg sie vom Roße nieder, befahl dem Edelmanne stehen zu bleiben und auf das Banner Acht zu haben, ob die Spitze nach der Burg hinwehe und ging noch einige Schritte weiter. Dort fieng sie an, allein zu beten. Es währte nicht lange, so rief ihr der Edelmann zu, wie die Fahne nach der Burg hinwehe. Mit den Worten: „Alles ist Euer, zieht nur hinein!“ schwang sie sich wieder auf's Roß, nahm ihr Banner und sprengte auf die Veste los.

In diesem Augenblicke befiel Furcht und Schrecken die Englischen, der Sturm begann von Neuem. Die größten Ritter und Feldherrn der Franzosen erzählten später, nachdem die Jungfrau jene Worte gesprochen, seyen sie das Bollwerk so leicht hinaufgestiegen, als ob es über eine Treppe gienge, sie wußten sich es nicht anders zu erklären, als daß es ein Wunder und Werk Gottes gewesen.

Doch wurde noch hart und heiß gestritten und als Die von der Stadt den neuen Kampf sahen, liefen die Alten und die Schwachen, die Frauen und die Kinder in die Kirchen und beteten vor den Altären um Sieg; die Jungen und die Rüstigen aber und die Kriegsleute eilten auf die Brücke, wo das Bollwerk bei dem schönen Kreuze stand. Sie schleppten Balken herbei, und legten sie hinüber nach der Brückenburg und es war Nikolaus von Giresme, Comthur der Kreuzesritter von Sankt Johann von Jerusalem, der in seinem Ordenskleide, eine Axt in der Rechten, das leuchtende Schild in der Linken, der Erste über die zitternden Balken, durch die feindlichen Waffen hindurch, auf das Bollwerk sprang, von Vielen der Seinen gefolgt. Zu gleicher Zeit hatte Johanna von der anderen Seite das Bollwerk erstiegen, und ließ ihr siegreiches Banner oben wehen.

Die enlischen Gefangenen erzählten später, es sey ihnen damals gewesen, als ob Alles und Alles mit Volk

rings bedeckt sey, ja in der Luft hätten sie Jünglinge von strahlender Schönheit auf weißen Rossen gesehen. Es war ihnen, als ob der Erzengel Michael die Französischen über die Brücke hinüberführe.

Von der Höhe des Bollwerkes rief die Jungfrau mit ihrem siegreichen Banner: „Glacidas! Glacidas! ergieb dich, ergieb dich dem König des Himmels; du hast mich eine feile Dirne genannt, ich habe großes Mitleiden mit dir und deiner Seele.“ Schrecken ergriff da auch das wilde Herz des Trotzigen, er wollte sich mit den Seinen in die Burg retten, aber die Brücke von einer Bombe zerrissen, brach unter dem Drange ein und mit lautem Schreckensruf stürzte er und die Anderen in den Strom, der sie unter der Last der schweren Rüstung verschlang, auf daß erfüllt würde, was die Jungfrau am ersten Tage ihm und den Seinen warnend zugerufen, die Englischen müßten abziehen, Er aber und Viele seiner Dienerschaft, würden es nimmer sehen.

Johanna, die früher über seine Schmähreden geweint, weinte jetzt über sein trauriges Geschick, denn sie dachte, daß die Seelen der Umgekommenen nun vor dem Gerichte Gottes stünden und Rechenschaft zu geben hätten, für all das Böse und die Grausamkeiten, die sie verübt. Später wurde der Leichnam des Glacidas im Wasser gefunden und den Seinen zur Bestattung übergeben. Von fünfhundert Rittern und Schildknappen, den besten und kühnsten des Königs von England, die da unter Glacidas mit den andern abtrünnigen Franzosen gekämpft in der Brückenburg, blieben nur 200 als Gefangene am Leben.

So fiel Glacidas, der gefürchtete Held, Er, der die Jungfrau so verächtlich geschmäht und einst zornig gedroht, komme er in die Stadt, dann welle er Alles niedermachen, Männer, Frauen und Kinder. Erfüllt war jetzt was die Jungfrau am Morgen verkündet, siegreich zog die Verwundete, gefolgt von ihrem tapferen Kampfgenossen

Dünois und begrüßt ringsum von dem Freudenrufe des Volkes über die gesprengte Brücke in die Stadt. Und wieder verkündeten alle Glocken und Freudenfeuer nahe und fern den herrlichen Sieg des Königs und Johannas der Jungfrau. Das Volk und die Siegerin dankten dafür Gott und seinen Heiligen in den Kirchen und die Priester sangen das Te Deum. Das Jubellied der Franzosen war ein Grabgesang für den Stolz Englands; unbeweglich hatten die Erschreckenen dem Brückenkampfe jenseits zugesehen, weder Hülfe zu bringen noch die Stadt unterdessen anzugreifen, hatten sie gewagt. Nach allen Mühen einer siebenmonatlichen Belagerung, sahen sie jezt ihre beste Burg, ihre kühnsten Ritter und ihre Ehre verloren und mußten sich zum Abzuge entschließen.

Von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang hatte die Jungfrau die schweren Waffen, ohne etwas gegessen oder getrunken zu haben, geführt, unermüdet gekämpft und zum Kampfe die Ihren angeführt und doch nahm sie, nach dem Zeugnisse des Grafen Dünois, auch jezt nichts zu sich als ein wenig Brod und Wein mit vielem Wasser gemischt.

Neunzehntes Kapitel.

Von dem Abzuge der Engländer.

Noch in der Nacht hielten die Engländer in großer Bestürzung Kriegsrath und beschloßen die Belagerung aufzuheben. Vor Sonnenaufgang, es war der siebente Mai und der Sonntag, an dem die Kirche das Fest der Erscheinung des heiligen Michael auf dem Berge Gargan in Sizilien feiert, stellte das englische Heer sich in zwei Abtheilungen vor den Schanzen und dem Lager, zum Abzuge bereit, in Schlachtordnung auf. Die französischen Ritter, in der Meinung, die Stadt sollte angegriffen werden, eil-

ten hinaus. Johanna sprang von ihrem Lager und stellte sie in geringer Entfernung von dem Feinde in Schlachtordnung auf. Sie trug an diesem Tage wegen ihrer Wunde nur ein leichtes Panzerhemd von Eisenringen. Sie verbot Allen, um der Ehre und Liebe des heiligen Sonntags willen, die Feinde ja nicht zuerst anzugreifen, noch irgend etwas von ihnen zu verlangen: „denn, sprach sie, das ist der Wille Gottes, daß man sie ziehen läßt, wenn sie ziehen wollen. Wenn sie Euch aber angreifen, dann wehrt Euch tapfer und männlich und seyd unverzagt; denn ihr werdet siegen."

Auf freiem Felde ließ sie sodann einen Altar erbauen, und sie und das ganze Heer und die Bürger von Orleans fielen auf ihre Knie nieder und es wurden vor dem Angesichte der Feinde in der tiefsten Stille zwei Messen gefeiert, und selbst die Engländer wagten es nicht, die heilige Ruhe des Gottesdienstes zu stören. Als die zweite Messe zu Ende war, gebot die Jungfrau, immer noch auf ihren Knieen liegend, man solle Acht haben, ob die Feinde mit ihrem Gesichte gegen die Franzosen gekehrt stünden. Als man ihr berichtete, sie stünden gegen Meun gekehrt, rief sie: „Bei meinem Gott sie ziehen ab, laßt sie ziehen, und uns Gott dafür danken. Wir wollen sie nicht weiter verfolgen, denn es ist heute Sonntag."

Manchem ruhmbegierigen und beutelustigen Kriegsmanne that es gar weh, daß sie die Feinde so mußten in schönster Ordnung, mit offnen Bannern, ruhig abziehen sehen und es rannten ihnen auch Einige nach und nahmen ihnen von ihrem Geschütz. Johanna aber blieb dabey: „laßt die Engländer ziehen, tödtet sie nicht! sie ziehen hinweg; ihr Abzug reicht mir hin."

An diesem frohen Tage geschah noch ein lustiges Abentheuer, was den Franzosen große Kurzweil machte. Unter den Gefangenen, die die Engländer in ihren Vesten vor Orleans bewahrten, so erzählen die Chroniken,

war auch ein französischer Hauptmann, von ausnehmender Tapferkeit, der hieß L. Bourg de Bar. Sie hatten ihm die Füße in schwere Eisen gelegt, so daß er nicht gehen konnte. Talbot hoffte ein großes Lösgeld zu erhalten und hatte ihn darum seinem Beichtvater, einem Augustiner, in Pflege und Gewahrsam übergeben. Als dieser Bruder nun inne ward, daß die Engländer in großer Eile abzögen, nahm er den geschloßenen Gefangenen auf die Arme und trug ihn einen Bogenschuß weit mit hinweg. Der Hauptmann aber, sobald er merkte, daß die Engländer abzögen, um nicht wiederzukommen, faßte mit seinen starken Fäusten den Augustiner und sagte ihm, daß er nun keinen Schritt mehr weiter gehen sollte, und würde er ihn nicht auf der Stelle wieder zurück nach Orleans tragen, so wolle er ihm also mitspielen, daß es ihm nicht sonderlich gefallen sollte. Das geschah auch zur großen Lustbarkeit des französischen Heeres, der gute Augustiner mußte den Gefangenen, den ihm Tallbot anvertraut, auf dem Rücken zu den Seinen tragen und noch obendrein ihnen Manches von dem feindlichen Heere berichten, dieweil er mit dem Talbot sehr vertraut gewesen.

So zogen die Engländer nach einem Verluste von sechs bis acht tausend ihrer Kämpfer ab, die Verschanzungen mit vielen Kriegsvorräthen und schwerem Geschütze fielen in die Hände der Franzosen und wurden niedergebrannt und zerstört.

Die Jungfrau und die Herren und Ritter zogen nun wieder in die Stadt zurück und überbrachten mit den Priestern und dem Volke Gott ihren Dank dar. Die Priester sprachen christliche Ermahnungen zu dem Volke von den Predigtstühlen und zogen dann in feierlicher Procession durch die Straßen und über die Wällen der befreiten Stadt und ein schöner und feierlicher Gottesdienst für die Seelen der Umgekommenen wurde gehalten. Diese Procession, der Gottesdienst und die Predigt, die am

achten Mai des Jahres 1429 zum erstenmal von der Jungfrau, den edelsten Rittern Frankreichs, den Priestern und Bürgern von Orleans begangen wurde, ward noch alljährig an demselben Tage bis zum Jahre 1830 in Orleans abgehalten, zum feierlichen Gedächtniß, daß an diesem Tage die Stadt in ihrer größten Noth, durch ein achtzehnjähriges Mädchen, in sieben Tagen, von einer siebenmonatlichen Belagerung, befreit worden, nachdem Alle an jeder menschlichen Hilfe verzweifelt.

Es war das Wunder dieser Rettung aus der tiefsten Noth so augenscheinlich gewes, daß nicht allein alle die guten Bürger der Stadt, sondern auch die größten Helden und Ritter, die muthig an der Seite der Jungfrau mitgestritten fest daran glaubten und der tapfere Dünois es noch in seinem hohen Alter vor Gericht bezeugt hat.

D'Aulon, der Schildknappe der Jungfrau, beschließt seine Erzählung, die er von dem wunderbaren Kampfe eidlich gegeben, mit folgenden, einfachen Worten: „die Engländer zogen hinweg, wie ganz bestürzt und besiegt und war so durch die Hülfe unseres Herrn und die Jungfrau Johanna die Stadt Orleans von ihren Feinden befreit."

Was bisher von der Jungfrau erzählt worden, ist meist aus französischen Nachrichten, wie es die Zeugen vor Gericht ausgesagt oder wie es die Zeitgenoßen in ihren Tagbüchern und Chroniken aufgezeichnet. Es wird darum Manchem lieb seyn, auch zu hören, was man in Deutschland von der Jungfrau sich erzählte. Nun lebte gerade um diese Zeit, an dem Hofe Kaiser Siegmunds, Eberhard von Windecken, sein Schatzmeister. Dieser wurde von dem Kaiser in manchen Angelegenheiten und besonders in seinen häufigen Geldnöthen gebraucht. Und so hatte er denn auf weiten Reisen und an dem kaiserlichen Hoflager gute Gelegenheit, gar Mancherlei zu erfahren. Das alles zusammen hat er in eine Chronik zusammengetragen, worin er bald die Geschichte des Reiches und

seines Herrn, des Kaisers, bald seine eigenen Abentheuer und was sich sonst Merkwürdiges in der Christenheit zugetragen, wunderlich neben einander in treuherziger Weise erzählt. Da berichtet er denn auch, unter dem Jahre 1429, was über die Jungfrau von Orleans ihm zu Ohren gekommen. Es soll hier im Auszuge folgen, weil es zeigt, was man von ihren wunderbaren Thaten am kaiserlichen Hof wußte, und weil es die französischen Nachrichten in allen Hauptpunkten bestätigt und auch Einiges noch ausführlicher berichtet. Der Auszug selbst ist aus einer Handschrift des Eberhard von Windecken genommen, da die gedruckte Ausgabe in der Sammlung von Menken sehr unvollständig ist und ihr gerade dieses Kapitel von der Jungfrau, so wie vieles Andere fehlt. Er beginnt mit folgender Ueberschrift:

Kapitel CCLII.

Hie schicket der kunig von Frankenrich sin trefflich Botschaft zu der Jungfrewen, die do gar viel wunders treib in Frankenrich.

Die Erzählung lautet ihrem Hauptinhalte nach also: „Als in denselben Zeiten der König von Frankreich und die Englischen im Krieg waren, stund eine Jungfrau auf in Lothringen, die verrichtete Wunder in Frankreich; davon die Englischen sehr geschwächt wurden und dem König von Frankreich sehr geholfen wurde, wieder zu seinem Lande zu kommen. Wie du hören wirst.

„Zu dem Ersten, als die Magd zu dem vorgenannten König kam, da mußte er ihr drei Dinge verheißen zu thun: das Erste, daß er sich seines Reiches begebe, und darauf verzichte und es Gott wieder gebe, dieweil er es von ihm hätte; das Andere, daß er allen den Seinen verzeihe, die wider ihn gewesen waren und ihm je Leid gethan; das Dritte, daß er sich so viel demüthige, daß Alle, die zu ihm kämen, arm oder reich, und Gnade begehren, daß er die zu Gnaden nähme, es sey Freund oder Feind.

„Folgendes haben Jene abgegeben, die der König gesandt hatte, die Jungfrau zu prüfen, ob man ihr glauben sollte oder nicht, und das waren Meister der heiligen Schrift und Andere, die man dazu für gut hielt: „der König soll in Betracht seiner eigenen Noth und der seines Reiches, sowie auch der fleißigen Buße und des Gebetes seines Volkes zu Gott, die Magd nicht verstoßen noch verwerfen, sondern er soll sie hören, wenn gleich ihre Versprechen menschlich sind. Auch soll er ihr nicht zu bald noch zu leichtlich glauben, sondern nach der Vorschrift der heiligen Schrift, wo der Apostel Sankt Paulus spricht, prüfet die Geister, ob sie von Gott sind. Ihre Sitten und Werke soll man untersuchen und mit andächtigem Gebete Zeichen von Gott erbitten, daß man erkennen könne, was von Gott kommt.“

„So hat es auch der König in Ansehung der Jungfrau gehalten. Zum Ersten hat er die Magd prüfen lassen über ihr Leben und ihre Geburt, ihre Sitten und ihr Wesen und Wollen, und hat sie bei sich behalten wohl sechs Wochen. Er hat sie untersuchen lassen von alten, erfahrnen Leuten, von Gelehrten, Geistlichen und Weltlichen, von Frauen und Mannen, öffentlich und heimlich. Und man hat an der vorgenannten Magd kein Uebel funden, denn Alles gute Demüthigkeit, Jungfräulichkeit, Geistlichkeit, Ehrbarkeit, Enthaltsamkeit, und von ihrem Leben und ihrer Geburt sind viele Dinge gesagt, die man für wahr hielt. Es begehrte auch der König Zeichen der Dinge, deren sie sich ausgäbe. Da antwortete die Jungfrau dem König und sprach: vor der Stadt Orleans, da wollte sie Zeichen geben und nicht eher, weil es Gott also geordnet hätte. Da nun der König die Untersuchungen vernommen hatte, so viel es denn möglich war, da man kein Uebel an ihr fand, und auch hörte, daß sie Zeichen wollte geben vor Orleans, und da man ihre Beständigkeit sah und sie ohne Unterlaß bat, daß man sie möge ziehen

lassen vor Orleans, dort würde man Zeichen sehen der göttlichen Hülfe; da ward dem König gerathen, daß er sie nicht hindern sollte zu ziehen vor Orleans mit ihrem Volke und sollte sie würdiglich geleiten, in Hoffnung zu Gott. Denn wenn man sie vertreibe oder ohne Uebel verstieße, so wäre das Widerstand gegen den heiligen Geist und möchte man sich unwürdig machen der Gotteshülfe."

Eberhard von Windecken giebt hierauf eine Uebersetzung des Briefes, den die Jungfrau den Engländern sandte die genau mit dem französischen übereinstimmt. Er fährt dann weiter fort:

„Da dieß alles geschehen war, da ritt die Jungfrau von Chinon von dem König und ritt gen Blois und wartete auf die Vorräthe und die Kriegsmacht, die sie führen wollte vor Orleans bis auf Donnerstag den 28ten des Aprils. Die Magd zog mit dem Banner, das von weißer Seide gemacht war, und steht darin gemalt unser Herr Gott, wie er sitzet auf dem Regenbogen und zeiget seine Wunden und auf jeglicher Seiten ein Engel, der hatte eine Lilie in der Hand.

Und also zog die Magd mit dem Banner und führte mit sich den Marschall von Boussak, den Herrn von Gaucourt, den Herrn von Fois und viele andere Herren und Hauptleute, dabei allerlei Leute zu Pferd und auch zu Fuß, wohl dreitausend. Sie führte auch alle ihre Vorräthe, sechzig Wagen und vierhundert Stück Viehes. Und von Orleans kamen Leute auf dem Wasser und holten die Vorräthe in Schiffen und wie sie sonst konnten, weil die Englischen, die davor lagen mehr waren als sie, die ihnen entgegentraten.

„Und als die Magd sah, daß man sie längst des Wassers und nicht an die Englischen heranführte, die vor der Stadt lagen, da ward sie zumal betrübt und traurig über ihre Führer und begann sehr zu weinen. Doch schickte sie zurück gen Blois, dort die Vorräthe zu neh-

men und diese auch nach Orleans zu bringen. Sie ritt daselbst ein in kleiner Gesellschaft und sagte zu denen, die mit ihr ritten, sie sollten sich nicht fürchten, denn es würde ihnen kein Leid geschehen. Wie es auch geschah.

„Als sie die Vorräthe von Orleans brachten, da sammelten sich die Englischen, wohl an vierzehnhundert. Aber sie wagten sich nicht zu zeigen. Da sie nun mit den Vorräthen gekommen waren, da nahm die Magd ihr Banner in ihre Hand und stürmte das Bollwerk, da die Englischen inne waren. Sie gewannen es rasch, und es blieben todt hundert und siebenzig Englische und wurden dreizehn hundert gefangen und viele Büchsen und Vorräthe und Anderes, was man dazu bedurfte. Man meint auch, daß die Jungfrau nicht mehr verlor, als zwei Mann von ihrem Volke.

„Danach an einem Freitage, da nahm die Magd das Banner in die Hand und that als ob sie ein Bollwerk stürmen wollte. Als sie sah, daß sich die Englischen zur Wehr stellen wollten, da wich sie zurück, und die Englischen ihr nach, und kamen frisch auf ihre Leute. Da das die Magd sah und ihre Herren, die doch wenig Leute bei sich hatten, da wandten sie sich hart wider die Englischen und jagten sie so sehr, daß sie nicht wieder kamen. Da blieben der Englischen wohl dreißig todt und es ward da gewonnen ein starkes Bollwerk bei den Augustinern, sammt vielen Vorräthen. Als die Englischen sahen, daß die Jungfrau drei Bollwerke gewonnen hatte, flohen sie alle an das Bollwerk vor der Brücken. Da blieb die Jungfrau mit ihren Freunden des Nachts auf dem Feld auf derselben Seite.

„Des Samstags danach, des achten Tages des Morgens, da stellte sich die Magd mit ihren Leuten das Bollwerk zu stürmen, wo die Englischen des Nachts hineingeflohen waren. Das Bollwerk war stark und ungewinnlich, und waren darin viele Englische, die sich wohl zur

Wache vorgesehen hatten, also daß sie wohl meinten das Bollwerk zu behalten. Weil sie auch viel gutes Geschütz darinnen hatten. Sie wehrten sich hart. Die Jungfrau stürmte den ganzen Tag mit ihrem Volke bis Vesperzeit, da ward sie ein wenig unter der rechten Brust durch den Leib geschossen. Sie gab aber nicht viel darum, that ein wenig Baumöhl darauf und wappnete sich wieder und sprach zu ihrem Volke: „die Englischen haben keine Macht mehr.“ Denn sie hatte vorhergesagt, sie würde vor Orleans wund werden. Da trat sie auf eine Seite, lehnte sich auf ihre Kniee und rief den himmlischen Vater an. Danach kehrte sie sich zu ihrem Volke und wieß ihnen, wo sie stürmen sollten. Ihr Volk war ihr gehorsam mit ganzen Treuen und gutem Willen und also gewannen sie das Bollwerk zur Stunde. Darin wurden gefangen und erschlagen wohl fünfhundert. Da blieb todt Klassidas, ein mächtiger Hauptmann und also ritt die Magd am Abend spät, fröhlich mit ihrem Volk ein, in Orleans, und lobte Gott und blieb von dem Volke der Magd nicht mehr todt, denn fünf Männer und wenige wurden wund. Etliche wollten sagen, daß man zwei weiße Vögel auf ihren Achseln sehe, dieweil derselbe Sturm währte. Die Englischen, die da gefangen wurden, haben sicher gesagt, es habe sie gedäucht, wie der Magd Volk viel stärker und mehr wäre, als das ihre und so konnten sie keinen Widerstand wider sie thun. Der Englischen waren geflohen wohl dreißig auf eine Brücke, wo sie meinten wohl sicher zu seyn, da geschah ein Zeichen von Gott, denn die Brücke zerbrach, und sie fielen Alle in das Wasser und ertranken.

Des Sonntages frühe, an dem andern Tage, zogen die anderen Englischen, die jenseits waren, hinweg, und übergaben das Bollwerk, da sie sahen, daß sie so wunderbar überwunden wurden. Derselben waren dreitausend streitbarer Männer. Da wollten die Leute denselben nachgezogen seyn, und sie niederwerfen, das wollte die Jung-

frau nicht gestatten, weil es Sonntag war und sie auch so gütlich hinwegzogen. Also ward Orleans entsetzt, und das Heer aufgehoben, und alle Bollwerke gewonnen, mit großem Vorrath, und also zogen die Englischen nach der Normandie und ließen ihres Volkes liegen zu Melun, zu Beaugency und Jargeau."

Zwanzigstes Kapitel.

Wie die Jungfrau zum König zurückkehrte, und ihn zum Krönungszuge aufmahnte.

Orleans war nun frei, und die Ritter, die zu seiner Vertheidigung gekämpft, giengen nun auseinander. Mit traurigem Herzen nahmen die Bürger von Orleans von ihnen Abschied, denn sie hatten treulich Freud und Leid mit ihnen getheilt. Der tapfere Florent d' Illiers brach schon mit seinen Leuten am selben Sonntage auf; denn er befürchtete von den vorüberziehenden englischen Schaaren einen Ueberfall für Chateaudün, das der König seiner Hut anvertraut hatte. Von seinen tapferen Thaten, die er zu Orleans verrichtet, brachte der Ritter großen Ruhm und Ehre zurück und die dankbaren Bürger von Orleans nannten eine ihrer Straßen nach seinem Namen, zum ewigen Andenken, daß er es gewesen, der nach Orleans die erste Kunde von dem Eintreffen der Jungfrau gebracht. Diese Straße führt bis auf den heutigen Tag noch seinen Namen. Der edle Ritter kam gerade zur rechten Zeit in seine Stadt, er fand die Bürger in großen Sorgen wegen der verüberstreifenden Banden. Seine Siegesbotbschaft aber erweckte so große Freude, daß sie den Beschluß faßten: alle Jahre das Andenken an die Rückkehr ihres guten Ritters und den wunderbaren Sieg der Jungfrau durch öffentliche Feste und Lustbarkeiten zu feiern und noch länger als

zweihundert Jahre später wurde dieser Tag von den Mädchen von Chateaudün unter dem Namen „das Fest der Jungfrau“ gefeiert.

Auch die Jungfrau ritt schon am folgenden Tage, von dem Marschall von Rayz und vielen andern Rittern und Knappen begleitet aus Orleans, um dem König die frohe Kunde zu bringen und ihn zur Krönung nach Rheims zu begleiten, wie ihr solches von Gott war geboten worden. Immer trieb sie der Gedanke zur Eile, daß ihre Sendung nur von kurzer Dauer sey und schon viel Zeit mit unnützer Zaghaftigkeit verloren gegangen. Die guten Bürger von Orleans dankten ihr gar demüthig beym Abschiede und sprachen unter Freudenthränen, sie möge mit ihnen und ihrem Gute schalten, wie sie wolle. Johanna dankte ihnen für ihr freundliches Anerbieten und ritt ihren gottgewiesenen Weg weiter.

Vor ihr her aber lief der frohe Ruf ihres großen Sieges und weit und breit, von Volk zu Volk verbreitete sich die wunderbare Kunde, wie Gott sich Frankreichs nach langer und schwerer Züchtigung für seine Sünden, erbarmt habe, und wie das Ende seiner Erniedrigung und der Tag neuen Sieges gekommen. Nicht vor Wenigen und im Verborgenen, sondern vor den Augen des ganzen Volkes war das Wunder geschehen. Selbst die Engländer gaben davon Zeugniß; denn sie wußten dafür keine andere Erklärung, als daß sie in einem verbotenen Bunde mit dem Teufel stünde.

Weil die Augen aller christlichen Völker auf den Ausgang des alten Kampfes zwischen Frankreich und England gerichtet waren, so war das Erstaunen über die wunderbaren Ereignisse um so allgemeiner und allerwärts ward damals diese Frage besprochen, durch wessen Kraft sie jene Wunder wirke.

Noch sind uns mehrere Denkschriften erhalten, die um diese Zeit hierüber geschrieben wurden, Eine davon verdient, wie der Bericht des Eberhard von Windeck, in

ihren Nachrichten von der Jungfrau, um so mehr Glauben, weil sie fern von den französischen Partheien, in Deutschland geschrieben ward. Ihr Verfaßer ist der schon einmal erwähnte Priester von Landau, der sie auf Verlangen des Meisters Peter von Grumbach, Generalvikars des Bischofs Rabanus von Speier und Kaplans der Kirche von St. Germanus vor Speier, schrieb. Er beendete den lezten Theil dieser Schrift, laut dem Datum, am 17 September 1429, noch ehe er etwas von der Krönung Karls VII durch die Jungfrau erfahren hatte.

Obwohl diese Schrift voll wunderlicher Gelehrsamkeit und allerlei unnützer Abschweifungen über das ganze Zauberwesen und die alten Sibyllen ist, so enthält sie doch auch manche gute Nachrichten, wovon wir hier Einiges mittheilen wollen. „Es ist ein Gerücht ausgegangen, so beginnt er, in dem Lande Frankreich, von einer Seherin die unter glänzendem Rufe aufgestanden ist zu prophezeihen; sie ist vom besten Leumunde bei Allen, ausgezeichnet in Sitten, Wandel und Aufführung; es sagt das Volk von ihr, sie stehe im Glanze der Heiligkeit, sie sey kundig der Kriegsführung und sehe den Ausgang der Schlachten voraus. Da kömmt nun der gemeine Mann sich über dieses Wunder Raths zu erholen zu der Geistlichkeit und fragt in verblümter Weise, was er davon zu halten habe. Wie das mir neulich, es sind noch nicht vier Tage, geschah, als das Kriegsheer des Herrn N. N. von der Belagerung der Stadt N. N. heimfuhr und mich einer mit diesen Fragen bedrängte."

Der gute Mann kam dadurch nicht wenig in Verlegenheit, er erzählt, wie er mit zweideutigen Antworten, so gut er gekonnt, den Fragern den Mund gestopft und dann die Sache genauer in seinem Herzen erwogen und erforscht habe. Und nun legt er seine Gründe dar, warum er an ihre göttliche Sendung glaube. Auch er sagt: Frankreich sey durch eine Frau zu Grunde gerichtet worden und daher billig,

daß es durch eine Jungfrau errettet werde. Das weibliche Geschlecht sey demüthig in seinem Wandel und gottergeben, sanftmüthig und mitleidig gegen die Bedrängten, darum habe es Gott in dieser Zeit zu großen Gnaden ausersehen, damit wir nicht durch den Schreck vor seinen Strafgerichten, sondern durch den Eifer seiner Liebe vom Bösen ab, dem Guten zugewandt würden. „Frankreich, sagt er, hat sich in der Aufgeblasenheit seines Stolzes durch seine Macht und seine Waffen über alle christlichen Reiche erheben, und wie ein Löwe seine Nachbarn zur Ruhe geschreckt und wenn es brüllte, dann hat es die Länder überfallen und verheert, seiner Weisheit und seiner Schätze allzusehr vertrauend, hat es sich zu den Sternen erhoben. Nun aber liegt es niedergestreckt in seinem eigenen Lande und vermag sich nicht fürder durch die Gewalt und die Tapferkeit seiner Waffen zu erheben. Auf daß es also Gott fürchte aus allen Kräften einer vernünftigen Kreatur und Den erkenne, der den Frieden säet, darum hat Gott beschloßen, das wieder aufzurichten, was aus eigener Kraft sich nicht wieder erheben konnte; da es bis zum tiefsten Grunde niedergestürzt und zusammengesunken war. Es mag seyn, daß die Jungfrau bei dem Volke nicht völlig das Ansehen und den Glauben einer Gottesbotin findet, obwohl sie in Wahrheit eine Seherin ist, wie davon ihr Leben und ihre Thaten ein Zeugniß geben. Denn oft läutert und reinigt sie ihr Gewissen durch eine lautere Beicht und wird durch den Empfang des heiligen Leibes unseres Herrn in dem Geiste der Weisheit gestärkt; sie ist demüthig in ihrem Betragen und bescheiden, und mit wohlgesinnten Leuten Einer Meinung, verabscheut die Beraubung der Armen und Wittwen, und die Bedrückung der Waisen. Die französische Nation ist aber besonders schlau, die deutsche tapferer. Ich fürchte daher sehr, hat die Seherin das Maß ihrer Weissagungen und Versprechen erfüllt, dann werden sie in ihrer aufbrausenden Hitze das Joch Gottes abwerfen,

die Prophetin nicht hören und sie in die Verbannung schicken. Sie ist eine Tochter Gottes und denkt, was Gott wohlgefällig ist, damit sie keusch sey in ihrem Geiste und unbefleckt an Leib und Seele."

In dem zweiten Theile seiner Abhandlung erzählt er dann weiter: „Wie neulich Einer aus England gekommen sey, der habe ihm auf einem Schloße beym Feuerherd erzählt, daß man dort die Jungfrau verfluche, weil sie nicht von Gottes Geist geleitet solche Thaten vollführe, sondern durch Zauberkünste und teuflische Eingebung." Er sucht nun alle die Einwürfe gegen die Jungfrau zu widerlegen, vorbehaltlich daß die Kirche nichts Anderes darüber beschließe. „Sie bedient sich, fährt er fort, keiner Zaubermittel, nie hat ein Gerücht sie dessen als verdächtig und strafbar bezüchtigt. Sie wird in Frankreich von Allen als eine Bekennerin des katholischen Glaubens gepriesen, und als wohlgegründet in der Ausübung seiner Gebräuche. Sie hat große Ehrfurcht vor den kirchlichen Sakramenten, führt ein lebenswürdiges Leben, ist gottergeben in ihren Worten und Entschlüßen. Sie unternimmt jedes noch so schwierige Beginnen im Namen der heiligsten Dreieinigkeit, befestigt den Frieden, erleichtert der Armen Noth, liebt es die Gerechtigkeit zu üben und begehrt nicht nach der Eitelkeit der Welt, nicht nach ihrem Lobe und ihrem Reichthum." So weit der Priester von Landau.

Auch noch eine andere Abhandlung besitzen wir über dieselbe Frage aus der gleichen Zeit. Ihre Unterschrift lautet also: „Dies wurde verhandelt von dem Herren Kanzler zu Lyon am vierzehnten Tage des Maien, am Vorabend der Pfingsten, nach dem Zeichen, das zu Orleans geschah, durch die Aufhebung der Englischen Belagerung." Sind diese Worte ächt, so wäre sie, wie man glaubt, von dem berühmten Theologen, dem Kanzler der Pariser Universität, Johannes Gerson verfaßt. Er war es, der nach der Ermordung des Herzogs von Orleans, obschon der

Burgunder ihn mit seiner Gunst beehrt, unbekümmert und unerschrocken zu Paris in seiner Kirche eine Leichenrede gegen den Mörder hielt und sich gegen jene Rechtfertigung des Mordes erhob, die beinahe schändlicher, als die That selber war. Sein Haus wurde von den Gegnern geplündert, er mußte versteckt leben und zuletzt im Pilgergewande vor dem Zorne des Herzogs und seiner Parthei nach Deutschland fliehen. In dem Gebirge von Bayern schrieb er sein Werk vom Troste der Gottesweisheit, gastlich nahm ihn dann der Herzog von Oestreich auf und noch heute werden mehrere Schriften in dem Kloster Mölk an der Donau aufbewahrt, die er damals schrieb. Erst nach einigen Jahren kehrte er nach Frankreich zurück, in die Stille des Klosters der Cölestiner von Lyon, wo sein Bruder Prior war. Und er, der berühmte Kanzler der Universität von Paris, der Abgesandte von Königen und Päbsten, der bewunderte Sprecher des Conzils, Einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, trat hier in Demuth und um Gottes Willen das Amt eines Schulmeisters an, und unterrichtete die Kinder im Worte Gottes. Täglich ließ er sie in der Kirche von Sankt Paul zu Lyon die Worte sprechen: „Gott erbarme dich deines armen Dieners Gerson." Sie beteten sie bis zum Vorabend vor seinem Tode. Es war der einzige Lohn, den er auf der Erde von ihnen begehrte, bis er kurze Zeit nach der Befreiung von Orleans und dem Siege seines Königs den 12ten Juli 1429 starb, seinen ewigen Lohn im Himmel zu empfangen. Auf sein Grab ließ er schreiben: „Thuet Buße und glaubet an das Evangelium."

Wenn nun jene Abhandlung von diesem Manne verfaßt ward, so ist sein Zeugniß für die Jungfrau sehr ehrenvoll. „Ihr Beginnen, sagt er darin, ist das gerechteste von der Welt, es ist die Einsetzung ihres Königs in sein Reich und die Verjagung und Bezwingung seiner Feinde. Sie gebrauchet sich in ihren Unternehmungen keiner von der Kirche verbotenen Mitteln, noch verdammter, aberglau-

bischer Künste, keiner trügerischen List der Menschen, keines verdächtigen Kunstgriffes zu ihrem eigenen Vortheil; denn sie setzt zum Zeugniß ihres Glaubens ihren Leib den größten Gefahren aus. Und selbst wenn sie verborgen ist, gerathen ihre Feinde, die schwachen, wie die starken, in mancherlei Angst und sind zerschlagen, wie Frauen in der Niederkunft. Man bedenke ferner, daß sie es zu Wege brachte, daß der König und seine Kriegsleute ihrem Rufe folgten und willigen Herzens sich mit ihr den Gefahren des Krieges aussetzen, unbekümmert um die Schande, die sie treffen würde, wenn sie unter der Anführung eines Weibes geschlagen würden. Auch bedenke man, daß diese fromme Begeisterung zur Ehre Gottes und Beschämung der Feinde dient. Und dabei handeln ihre Anhänger nicht unbesonnen, sie folgen nicht minder den Lehren der Klugheit und der Kriegskunst: ein Beweiß, daß Johanna in ihrem Rathe, den sie ertheilt, nicht hartnäckig und eigensinnig ist, obschon sie sich von Gott selbst geführt und berathen glaubt. Es könnten noch viele andere Umstände ihres Lebens von Kindheit an beygefügt werden, wovon wir hier nichts sagen. Der Verfasser schließt mit der christlichen Ermahnung: „Daß diese Gnade Gottes in der Jungfrau erschien, das nehme man nicht zum Vorwande eitelen Vorwitzes, weltlichen Gewinnes, des Partheihaßes und der Rache über vergangene Dinge, noch eiteler Hoffarth: sondern es bewege zur Milde, zu Gebet und Danksagung, und Jeder sey bemüht, daß der Friede in sein Gemach einkehre und wir Gott in Heiligkeit und Gerechtigkeit dienen. Durch Gott ist dieses geschehen."

Es schien auch, als ob mit der Jungfrau der Sieg aus Orleans geschieden sey, denn die zurückgebliebenen Ritter unternahmen nach ihrem Abzuge einen Zug gegen das nahe Jargeau, mußten aber vergeblich wieder heimziehen. Auch Dünois war dabei gewesen, und eilte nun

der siegreichen Johanna nach, mit der er am gleichen Tage beim König im Schloße zu Loches eintraf.

Der König empfieng sie gar ehrenvoll und herrlich und desgleichen thaten alle die Anderen am Hofe, aus Ehrfurcht vor ihrem frommen Lebenswandel und ihren wunderbaren Waffenthaten, durch die sie ihre Verheißungen bewährt hatte. Doch als sie von dem König verlangte, daß er ungesäumt aufbreche zur Krönung nach Rheims, da trat wieder der Zweifel, die Unentschlossenheit und die Verzagtheit menschlicher Klugheit bei dem Könige und seinem Rathe ein. Statt auf der Bahn der Siege rasch weiter vorzudringen, wurde wieder hin und her und lang und breit berathschlagt, obschon die Jungfrau oft jammernd zum Könige sprach: „ich werde nur ein Jahr dauern und darüber nicht, darum muß man darauf bedacht seyn, dieses Jahr wohl anzuwenden.“ Dagegen erwiederten die klugen Rathgeber: allzu gefährlich sey dieser Zug mitten durch die Feinde, über drei große Flüße hinüber, dem fernen Rheims zu, man solle lieber mit dem Anfang anfangen und die nahe gelegenen Länder erst bezwingen. Sie aber beharrte darauf; denn nicht in menschlicher Weisheit hatte sie die arme Hütte ihres Vaters verlassen, und ihr Banner zu Orleans vor den englischen Vesten aufgepflanzt, und darum erwiederte sie auch jetzt, dieser Zug sey ihr also von Gott befohlen, und hätte der König zu Rheims die Krone und die heilige Salbung empfangen, dann werde die Macht seiner Gegner fort und fort schwinden, sie würden weder ihr noch dem König dabei einigen Schaden zuzufügen vermögen.

Da ihre Worte aber immer nichts vermochten, so geschah es eines Tages, daß der König mit seinem Beichtvater, dem Bischof von Castres und mit seinem ehemaligen Kanzler, in einem besonderen Gemache allein waren, da klopfte plötzlich Johanna an die Thüre. Der König befahl ihr einzutreten, sie gieng ganz demüthig zu ihm

hin, kniete vor ihm nieder und seine Kniee umfassend, sprach sie: „Hochgeborner Dauphin! haltet fürder nicht so oft und so lange Rath, sondern ziehet alsobald nach Rheims, eure ehrenreiche Krone zu empfangen.“ Als hierauf der Bischof sie fragte, ob sie dieses auf göttliche Eingebung gesprochen, erwiederte sie, daß sie vielfältig und häufig dazu angetrieben würde. „Wollt Ihr uns denn nicht, fuhr darauf der Bischof fort, hier in Gegenwart des Königs die Weise erzählen, wie Euch dieser Rath zu Theil wird. „Ich verstehe wohl, erwiederte Johanna, was ihr zu wissen begehrt und gern will ich Euch es sagen.“ Der König unterbrach sie hier, ob sie es auch gern in Gegenwart der Anwesenden thäte, sie bejahte es, und fuhr dann fort: „Wenn es Mir Verdruß macht, daß man an die Dinge nicht glauben will, die Ich von Seiten Gottes verkünde, so gehe Ich an einen einsamen Ort, rufe Gott an und klage es ihm und frage Ihn, warum man mir nicht, was ich sage, glaube. Wenn ich dann mein Gebet verrichtet habe, dann höre ich eine Stimme, die zu mir spricht: Kind Gottes gehe! gehe! gehe! ich werde mit dir seyn, gehe! Und wenn ich diese Stimme vernehme, dann fühle ich eine große Freude und ich wünsche es möchte mir immer so seyn.“ Der Jungfrau Rede war so voll fester Ueberzeugung und als sie die Worte! „gehe! gehe! gehe! wiederholte, schien sie wie in höherer Verzückung zu leuchten, so daß ihr Bild den Hörern noch bis ins späte Alter, mit ihren verklärten gegen Himmel gerichteten Augen, vor der Seele stand.

Endlich verstand sich der König zum Zuge nach Rheims, unter der Bedingung jedoch, wenn vorher die Vesten an der Loire, ober- und unterhalb Orleans den Engländern wieder abgewonnen seyen. Er erließ zu dieser Heerfahrt ein Aufgebot durch seine Länder ergehen. Da wurde mancher Helm aufgebunden und manches Roß gezäumt von seinen Getreuen und führten die Edlen von Frankreich ihre

Dienstleute dem König von allen Seiten zu, um unter dem heiligen Banner der Jungfrau wider die alten Feinde des Reiches zu streiten. Die Ehrfurcht des Volkes vor Johanna war auch schon so groß, daß sich das demüthige Mägdlein kaum mehr vor seinem ungestümmen Zudrang zu erhalten wußte. Alte, ehrwürdige Frauen warfen sich vor ihr nieder, Viele baten sie, sie möge ihnen doch ihre Hände und Füße zeigen, ob sie auch wirklich von Fleisch und Blut seyen, sie küßten ihre Kleider, ja selbst die Füße ihres Roßes. Johanna hatte großen Kummer hierüber und es schien ihr eine sträfliche Götzendienerei. Sie wurde auch mehrmal böse darüber, fürchtete aber durch harte Worte den guten Leuten wehe zu thun, so daß Meister Peter von Versailles, ihr eines Tages selbst darüber Vorwürfe machte und sagte, sie thäte Unrecht solche Ehren, die ihr nicht zukämen zu dulden, sie müsse sich davor in Acht nehmen, denn das mache die Leute zu Götzendienern. „Wahrhaftig, erwiederte sie darauf, ich weiß mich nicht davor zu bewahren, wenn mich nicht der gütige Gott selbst davor bewahren will.“ Sie wußte damals noch nicht welchen bitteren Kelch ihr Gott bereitet hatte, und daß derselbe Mund des unbeständigen Menschen, der jetzt den Fuß ihres Roßes küßte einst die Flammen ihres Scheiterhaufens anblasen würde.

Zu Loches kam noch ein zweiter Bruder aus ihrer stillen Heimath zu ihr, er erzählte ihr unter Anderen, wie daheim das Volk sage, sie habe ihre wunderbare Kraft bei dem Feenbaume empfangen. Sie entgegnete ihm, wie das Volk sich sehr darüber irre und daß sie alle Zauberei von Grund ihres Herzens verabscheue.

Nachdem endlich alles zum Zuge bereitet war, wollte der König den Oberbefehl des Heeres unter der Leitung der Jungfrau dem Herzogen von Alençon übergeben, Johanna war damit zufrieden, allein die Herzogin wollte ihren Gemahl nicht ziehen lassen: denn lange hatte er in

England gefangen gelegen, erst kürzlich war sein ungeheures Lösegeld bezahlt worden, und sein Vater war von dem blutigen Felde von Azincourt nicht mehr heimgekehrt. Johanna dagegen hieß die Herzogin gutes Muthes seyn und sagte: „fürchtet nichts gnädige Frau, ich werde ihn Euch gesund und unversehrt und in gleichem Wohlseyn oder in noch besserem, als er sich jetzt befindet, zurückführen.“ Die Herzogin vertraute diesen Worten der Jungfrau und Johanna selbst hat, wie wir hören werden, in der Stunde der Gefahr dieses Versprechens nicht vergessen. Sie bat auch den König, daß er ihr möge erlauben diesesmal Gefangene zu machen, denn sie sagte voraus, daß der Herzog von Orleans trotz der Warnung, die König Heinrich auf seinem Todenbette seinen Brüdern gegeben, ihn nie auszulösen, doch einst würde freygegeben werden. Die Gefangenen sollten ihr daher zum Lösegeld dienen.

Doch ehe wir die Jungfrau auf ihrem neuen Kriegszuge begleiten, wollen wir hier einen Auszug aus einem Briefe hinsetzen, den gerade in diesem Augenblicke ein edler französischer Ritter geschrieben, der an den Hof des Königs gekommen, um ihm sein Gut und sein Blut anzubieten. Es mag dieser Brief in seiner schlichten Einfalt zu uns herübertönen, als ein lebendiger Ruf aus jener fernen Zeit. Sein Verfasser hatte die Jungfrau am Abend zuvor, ehe er diesen Brief schrieb, gesehen, er hieß Guy von Laval und war einer der mächtigsten Herren von Frankreich und er schrieb ihn an seine Mutter und Großmutter und sagt darin unter Anderem Folgendes:

„Am Montag bin ich mit dem König abgereist, um gen Selles in Berry zu gehen und ließ der König die Jungfrau, die schon vorher in Selles war, vor sich kommen: Einige sagten es sey dieses mir zu Liebe geschehen, damit ich sie sähe. Und nahm die besagte Jungfrau mich und meinen Bruder sehr wohl auf, sie war in

vollständiger Rüstung, den Kopf ausgenommen, und führte eine Lanze in der Hand.

„Und nachdem wir nach Selles hinabgekommen waren, gieng ich in ihre Wohnung sie zu besuchen, und ließ sie da Wein kommen und sagte mir: sie würde mich bald davon in Paris trinken machen. Und es scheint wahrhaft etwas Göttliches aus ihrem ganzen Wesen hervorzuleuchten, wenn man sie so sieht und hört. An diesem Montag ist sie von Selles um Vesperzeit wieder abgereist und hat sich gen Romorantin um drei Stunden genähert und mit ihr sind gegangen: der Marschall von Boussac und ein großer Haufe von adelichen Kriegsleuten und gemeinem Kriegsvolke. Und habe ich gesehen, wie sie zu Roße stieg. Sie war da ganz gewappnet, außer am Kopfe, hatte eine kleine Streitart in der Hand und ein großes schwarzes Roß, das an der Hausthüre gewaltig unruhig war und sie gar nicht aufsitzen lassen wollte und da sagte sie: führt es dort zu dem Kreuze hin, das vor der Kirche stand am Weg, und da stieg sie auf, ohne daß es sich gerührt hätte, gerade als ob es gebunden gewesen wäre. Und dann wandte sie sich mit dem Gesicht gegen die Thüre der Kirche hin, die ganz nahe war und sagte mit einer rechten Frauenstimme: Ihr Priester und Geistlichen stellet Prozessionen und Gebete zu Gott an. Dann kehrte sie sich wieder um nach ihrem Weg, indem sie sprach: zieht vorwärts, zieht vorwärts. Und so ritt sie von dannen mit offenem Banner, das ein anmuthiger Edelknabe trug und hatte sie ihre kleine Streitart in der Hand; und Einer ihrer Brüder, der seit acht Tagen gekommen ist, ritt auch mit ihr in voller Rüstung. . . . .

„Die Jungfrau hat mir in ihrer Wohnung, als ich sie besuchte, gesagt, sie hätte Euch meine Großmutter vor drei Tagen einen kleinen Goldring geschickt, es wäre das aber eine gar geringe Sache und sie hätte Euch in Betracht eures Ansehens gern etwas Besseres geschickt. Heute

werden der Herr von Alençon, der Bastard von Orleans und Gaucourt von Selles aufbrechen und zur Jungfrau gehen. . . Alle Tage treffen Leute von allen Seiten ein. Alle haben so gutes Vertrauen auf Gott, daß ich glaube er wird uns helfen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Erstürmung von Jargeau und der große Sieg von Patay.

Nachdem nun Johanna bei dem versammelten Heere eingetroffen war, da erhob sich unter den Führern wieder ein Zwist, denn es sprachen Einige: man sollte noch warten, sie seyen noch nicht stark genug die feste Stadt Jargeau anzugreifen, die Graf Suffolk, einer der besten Heerführer seiner Zeit, mit einer ausgesuchten Schaar besetzt hielt. Die Jungfrau dagegen sprach voll fester Zuversicht in ihre Sendung: „fürchtet keine Uebermacht und säumet Euch nicht auf diese Englischen los zu brechen. Denn seid versichert, wäre ich deß nicht gewiß, daß Gott selbst dieses große Werk leitet, ich würde wahrlich lieber meine Schaafe hüten, als so vielen Widerspruch und Gefahr ausstehen." Auch diesesmal drang ihre Zuversicht durch und das kleine Heer von vier oder fünf tausend Mann rückte vor Jargeau.

Als sie vor die Stadt kamen und sich schon ungestört der Vorstädte zu bemeistern gedachten, da fanden sie den muthigen, kriegserfahrenen Suffolk vor den Mauern in Schlachtordnung aufgestellt und bereit sie mit dem Schwerdte zu begrüßen. Und so mächtig war der erste Stoß der Englischen, daß die Franzosen davor zurückwichen, und es war wieder Johanna, die begeisterte

Heldenjungfrau, die das Banner aus den Händen des Führers riß und damit Frankreichs Rittern voran, in die andrängenden Feinde sprengte. Die beschämten folgten der jungfräulichen Führerin und die Englischen mußten nun zurück in die Stadt.

Schon am folgenden Morgen begann das Belagerungsgeschütz gegen die Stadt zu spielen und unter der Leitung der Jungfrau waren in kurzer Stunde ihre Mauern und Thürme beinahe niedergeschossen, also daß sich alle darüber wunderten, wie Johanna so gar geschickt das Geschütz zu leiten verstünde. Aber was billig noch mehr zu verwundern war, das war, was dem Herzogen von Alençon dabei begegnete und was er selbst gerichtlich bezeugt hat. Während nämlich die in der Stadt mit ihren Mörsern und Kanonen dem Feuer der Jungfrau antworteten, stand der Herzog eine Weile stille, um die Umgebung des Platzes genau in Augenschein zu nehmen, da rief ihm plötzlich die Jungfrau zu: „geht auf die Seite oder drüben die Maschine wird losgehen und Euch tödten." Kaum hatte der Herzog ihre Warnung befolgt, als der Schuß aus derselben Maschine einem Edelmann, gerade an der Stelle, wo der Herzog gestanden, den Kopf wegriß. Noch viele Jahre später sagte der Herzog: es habe ihn damals ein Schauder ergriffen und er sich hoch verwundert über die Voraussicht der Jungfrau.

Mitten unter dem Feuer des Geschützes wollten wieder Einige der Feldherren abziehen und dazu verbreitete sich noch das Gerücht, Fastolf, der gefürchtete Sieger von Rouvray St. Denys, rücke zum Entsatze der Stadt heran. Die Jungfrau mußte wieder den Rittern Muth einsprechen und ihnen die Schande des Abzuges vorstellen. So wurde denn diesen Tag, die Nacht hindurch und fort den folgenden Tag die Stadt ohne Unterlaß beschossen und viele blutige Angriffe und Ausfälle gemacht. Am Morgen des dritten Tages bat der Graf von Suffolk um eine Waffen-

ruhe von 15 Tagen, allein die Jungfrau erwiederte: „sind es die Englischen zufrieden, so mögen sie mit ihrem Leben und ihrem Rocke abziehen, wo nicht, so werden sie mit stürmender Hand bezwungen.“

Alsobald bliesen die Trompeten zum Stürmen auf, die Jungfrau setzte ihren Helm aufs Haupt und rief dem Herzogen von Alençon „vorwärts edler Herzog, zum Sturme.“ Als dieser aber zögerte sprach sie: „so zweifelt doch nicht, die Stunde ist da wenn es Gott gefällt; wenn Gott will und wenn er selbst handelt, dann ist es Zeit zum handeln.“ Als jener immer noch zauderte fuhr sie fort: „Ach fürchtest du dich edler Herzog? weißt du nicht, was ich deiner Gemahlin versprochen habe, ich würde dich wohl und unversehrt ihr wieder zu führen!“ Mit diesen Worten eilte sie zum Sturme. Da wurde länger denn vier Stunden hart und blutig gestritten und die Englischen kämpften wie zornige Löwen. Ihre Fahne in der Hand sprang die Jungfrau selbst in den Graben vor der Veste, eben stieg sie eine Leiter hinan, wo der Kampf am furchtbarsten war, da schleuderte Einer von den Feinden im Grimme der Verzweiflung, einen gewaltigen Stein auf sie hinab und der Stein traf ihr Banner und sprang auf ihrem Helme in Stücke. Sie selbst aber stürzte die Leiter hinab auf ihre Kniee. Sogleich erscholl ein Ruf der Freude oben auf der Veste und ein Ruf des Schreckens unten, sie aber die Gottgesandte erhob sich aufs Neue: „hinauf! hinauf! ihr Genossen: seid frohen Muthes, unser Herr hat die Englischen verlassen; zu dieser Stunde sind sie unser.“

So rief die Jungfrau, und die Franzosen drangen vor und Jargeau, das feste, wohlverwahrte, wurde genommen, am sieben und dreyßigsten Tage nach der Befreiung von Orleans. Als der tapfere Suffolk Alles verloren sah und die Franzosen von allen Seiten auf ihn einstürmten, weil Jeden nach der Ehre eines so edlen Gefangenen gelüstete:

da rief der Graf, der sich nur in ritterliche Hände ergeben wollte, einem jungen Krieger entgegen: „bist du ein Edelmann? Als jener es mit edler Freimüthigkeit verneinte, frug er zum zweiten: bist du ein Ritter? Jener verneinte wieder, Suffolk aber hieß ihn näher treten und gab ihm mit dem flachen Schwerdte den Ritterschlag und übergab es dann in die Hände des neuen Ritters, zum Zeichen seiner Ergebung.

Bei diesem Kampfe fielen eilf hundert Engländer und auch noch manchen Gefangenen erschlugen die Franzosen aus schändlicher Habsucht, indem sie sich um die Gefangenen des Lösgeldes wegen stritten und weil keiner sie dem anderen gönnen wollte, so erschlugen sie sie nicht selten; also daß die Jungfrau und der Herzog von Alençon für den Suffolk und mehrere andere englische Herren dadurch sorgen mußten, daß sie sie zu Wasser nach dem nahen Orleans in Sicherheit brachten. Mit großer Freude wurde dort der Herzog und die Jungfrau nach dieser neuen Waffenthat empfangen.

Unterdessen wurde der Herzog von Bedford in Paris mehr und mehr um den Ausgang des Krieges besorgt, er schrieb einen Brief um den anderen deshalb nach England, wo die Großen miteinander haderten. In einem derselben, der noch gegenwärtig in London aufbewahrt wird, schrieb er unter Anderen also: „Alles stand hier gut für Euch, bis zur Zeit der Belagerung von Orleans, die Gott weiß auf wessen Rath unternommen ward. Seit das Geschick meinen Vetter Salisbury, dem Gott gnädig seyn wolle, ereilt hat, seitdem hat ein furchtbarer Schlag von der Hand Gottes eure Leute vor Orleans betroffen, und das zwar größtentheils von wegen dem verderblichen Glauben und der eitlen Furcht, die sie vor einem Lehrling und Hetzhunde des bösen Feindes der Menschen, die Jungfrau genannt, hegen, welche sich verbotener Beschwörungen und Zauberkünste bedienet. Nicht allein die Zahl Eurer

Leute haben diese Schläge und Niederlagen sehr vermindert, sie haben auch den Muth der Uebrigen erstaunlich gebeugt und Euer Widerpart und Eure Feinde neu ermuthigt in großer Anzahl sich zu sammeln."

Der Herzog hatte Recht, denn immer mehr schwoll das königliche Heer der Getreuen zu Orleans bis auf sechs oder sieben tausend Streiter an; und weiter zog es vorwärts, nahm die Brücke von Meun mit Sturm, und rückte in Baugency ein, das Talbot verlassen hatte, um sich bei Jenville mit Fastolf zu vereinigen. Die englische Besatzung von Baugency vertheidigte sich nur noch in der festen Burg. Während diese beschoßen wurde, erschien der Graf Artus, Herzog von Richemont und ehemaliger Connetable von Frankreich, an der Spitze seiner Grafen und Edlen mit zwölfhundert Gewappneten und achthundert Bogenschützen. Durch Abgesandte ließ er bei dem Herzogen von Alençon um die Erlaubniß bitten, seine Macht mit der königlichen vereinigen zu dürfen. Die Jungfrau und die Feldherrn geriethen durch dieses Gesuch in eine große Verlegenheit, denn wohl wäre ihnen eine so stattliche Hülfe sehr gelegen gewesen, allein der Graf stand in Feindschaft mit dem mächtigsten Günstlinge König Karls. Er hatte durch seinen stolzen Uebermuth sich die Ungnade des Königs zugezogen, und dieser hatte dem vermessenen Vasallen, der früher seine Würde so geringe geachtet, entbieten lassen, er solle heimkehren, und wage er es vorzurücken, so werde er ihn mit Gewalt der Waffen angreifen. Darauf hatte der Graf stolz erwiedert, was er thäte, geschehe zu des Reiches und des Königs Bestem, und er wolle Den sehen, der ihn angreifen würde. So war er weiter gezogen und erschien jetzt vor Baugency und verlangte unter den Fahnen des Königs wider die Engländer streiten zu dürfen.

Darüber erhob sich unter den Feldherren, wie gewöhnlich, ein Zwist, die Einen wollten dem Befehle des

Königs gehorchen, die Andern hocherfreut über des Grafen Ankunft erklärten, man dürfe solche Hülfe nicht abweisen. Es kam so weit, daß der Herzog von Alençon drohte, er werde das Heer verlassen, wenn man den Grafen aufnähme und damit war auch Johanna einverstanden.

Die Andern dagegen erwiederten, wolle sie den Grafen bestreiten, so würde sie wohl Einen finden, der mit ihr zu reden verstünde, und sie würde leicht erfahren, daß es Leute gäbe, denen der Graf mit seiner Dienstmannschaft lieber sey, als alle Jungfrauen des Königreiches.

Während sie sich noch so stritten, kam die Kunde, daß unter Talbot ein englisches Heer herannahe, allenthalben hörte man Kriegsgeschrei, und der Graf Artus, Herzog von Richemont rückte immer näher heran. Die Jungfrau sprach, jetzt der Noth nachgebend, zu dem Herzog von Alençon, wie es nöthig sey, daß man sich wechselseitig Hülfe leiste und ertheilte dem Grafen Artus die begehrte Erlaubniß, unter der Bedingung jedoch, daß er vor ihr und den andern Herren schwöre, dem König immer als ein getreuer Unterthane zu dienen, und nie etwas zu sagen oder zu thun, was ihm zuwider sey. Diesen Vertrag ließ sie von den andern Herren besiegeln, daß auch sie an diesem Schwure treu halten wollten, im Falle, daß ihn der Graf bräche.

Als darauf der Graf Artus mit ihr zusammenkam, sagte er zu ihr: „Johanna man hat mir gesagt, Ihr hättet gegen mich kämpfen wollen. Ich weiß nicht, ob Ihr von Gott seyd oder nicht; seyd Ihr von Gott so fürchte ich Euch nicht, denn Gott kennt meinen guten Willen: seyd Ihr vom Teufel, so fürchte ich Euch noch weniger."

Am folgenden Tage schon übergab die Besatzung die Burg, unter der Bedingung freien Abzuges. Kaum hatten die Engländer die Burg verlassen, als aufs Neue

ein Bote die Kunde brachte, wie neue Feinde mit starker Macht heranrückten und ihre Vorhut allein an die Tausende stark sey. „Ob lieber Connetable, rief da die Jungfrau dem Grafen Artus zu, Ihr seyd zwar nicht um meinetwillen gekommen, weil Ihr aber doch einmal hier seyd, so seyd uns willkommen." Nachdem das Heer sich in Schlachtordnung aufgestellt hatte, fragte der Herzog von Alençon die Jungfrau, was nun weiter zu thun sey. „Habt ihr gute Sporen?" antwortete sie mit lauter Stimme, daß es alle Umstehenden hören konnten. „Was! sprachen diese darauf, wir sollen vor dem Feinde fliehen!" „Nein, erwiederte sie, die Engländer sinds, die sich nicht vertheidigen werden; sie werden den Sieg Euch lassen, und Ihr wohl der Sporen bedürfen, um ihnen nachzujagen." Weiter sagte sie noch voraus, daß dieser Sieg den König fast gar kein Blut kosten würde, es würde von den Franzosen nur Einer, um nicht zu sagen Keiner bluten. Eine merkwürdige Prophezeihung, die der gegenwärtige Ritter Thibaut d'Armagnak gerichtlich bezeugt hat.

Als nach diesem die englischen Feldherrn Talbot und Scales und Fastolf in dem Felde vor Baugency in guter Ordnung vorrückten, rief sie den Ihren zu: „Haut kühn auf sie ein, sie werden nicht lange Stand halten und die Flucht ergreifen." Doch ehe noch die Franzosen angreifen konnten, zogen die Engländer sich schon in großer Eile zurück, an Meun vorbei, woraus sie die Besatzung aufnahmen, gen Jenville zu. Die Franzosen hatten anfänglich nicht sonderlich Lust, ihnen zu folgen und sie auf offenem Felde anzugreifen, die Furcht der früheren blutigen Niederlagen stand noch schreckend in allzu frischem Andenken. Die Jungfrau aber trieb sie stets an, im Namen Gottes vorzurücken, ihnen gewissen Sieg verkündend. „Streitet nur kühn, sprach sie unerschrocken, ihr werdet einen guten Geleitsmann haben. Bei meinem Gott,

hiengen sie in den Wolken, wir würden sie herunterbekommen; denn Gott hat uns daher gesandt sie zu strafen. Der edle König wird heute den größten Sieg gewinnen, der ihm seit lange geworden ist. Mein Rath hat mir gesagt, daß sie Alle unser sind."

Ihren Worten gemäß wurde beschloßen dem Feind auf dem Fuße zu folgen, allein troz ihrer kühnen Zuversicht wollte die vorsichtige Jungfrau doch nicht, daß die Hauptmasse des Heeres ohne festen geordneten Schritt nachrennen sollte. Es wurden die bestberittenen darum vorausgesandt, um die Englischen zu necken, sie aufzuhalten und zu verhüten, daß sie sich nicht verschanzten. Es waren dieses die muthigsten Ritter, eine Schaar von 1500 Mann, der kecke La Hire an ihrer Spize. Die Jungfrau hätte gern selbst den Befehl über diese fliegende Ritterschaar geführt, und war über die Verweigerung sehr ungehalten, denn mit Gott ihrem Helfer wollte sie stäts den Ihren voran eilen, und die Siegesbahn brechen.

Die Ritter sprengten flüchtig voraus, ganz vorn ritten sechzig bis achtzig, der aller verwegensten auf den schnellsten Rossen, um den Feind, der unterdessen schon weit weg war, aufzuspüren. Fünf Stunden waren sie schon durch die waldbewachsene Ebene einen weiten Weg gesprengt und immer noch konnten sie der Flüchtigen nicht gewahr werden. Mismuthig fürchteten sie schon eine falsche Richtung eingeschlagen zu haben, da sprang plözlich ein Hirsch aus einem jungen Schlage auf und rannte von Nordost durch das Holz. Es dauerte nicht lange, so hörten sie in dieser Richtung ein großes Geschrei und merkten daraus, daß sie nahe bei der Nachhut der Englischen seyen, die über den flüchtigen Hirsch geschrieen hatte. Sie gaben also zur Stelle ihrer übrigen Schaar Kunde davon, sich zum Kampfe gefaßt zu machen, und diese sprengte sogleich, in guter Ordnung, hart an den Feind heran. Die Engländer dieses gewahrend wichen

wärts zurück, bis sie bei einem Orte Namens Patay, am Saume eines Waldes und hinter einem befestigten Kloster, eine feste Stellung zu nehmen beschloßen. Der stürmische La Hire aber ließ ihnen keine Zeit sich zu verpalisadiren, er sprengte mit seinen Reitern in solchem Ungestümm auf sie ein, daß sie von allen Seiten zurückgeworfen wurden und als gar das Hauptheer unter der Jungfrau auf dem Schlachtfeld ankam, da wurden sie gänzlich auseinander gesprengt und es begann ein entsetzliches Gemetzel unter den Fliehenden. Fastelf und viele seiner Begleiter flohen auf ihren schnellen Rossen in raschem Laufe davon und erfuhren wohl, daß die Sporen das beste Eisen sind. Das Fußvolk aber und die, welche vor dem Kampfe von ihren Rossen abgestiegen, zerstreuten sich in die Wälder. Zwei bis drei tausend Todte deckten das Kampffeld. Talbot, von den Seinen verlassen, stritt wie ein ritterlicher Held, bis er endlich, da Alles verloren, sich einem Bogenschützen des Xaintrailles ergab, und mit ihm wurde auch der Herr von Scales und viele andere tapfere Hauptleute und Barone gefangen. Die Franzosen verloren bei diesem großen Sieg, wie Johanna vorausgesagt, nur einen einzigen Edelmann. Viele von ihnen wurden an diesem ruhmreichen Tage zum Ritter geschlagen. Die englischen Flüchtlinge wollten sich nach Jenville retten, die Bürger aber schloßen ihnen die Thore und nahmen die nachfolgenden Sieger freudig auf.

„Nicht wahr Herr Talbot,“ sagte nach dem Sieg der Herzog von Alençon zu dem gefangenen Ritter, „heute Morgen dachtet Ihr an Nichts dergleichen.“ „Das ist das Geschick des Krieges,“ erwiederte jener kalt. Man zeigte Ihm und dem Suffolk nun auch jene Prophezeihungen, die unter dem Namen des alten Merlins bekannt waren, und die Rettung Frankreichs durch die Hand einer Jungfrau verkündeten.

Nachmittags um die zweite Stunde traten die Feldherren auf dem Schlachtfelde zusammen, und dankten demüthig, wie uns die Chronik berichtet, und andächtig dem allmächtigen Gott und hatten da große Freude mit einander wegen ihres herrlichen Sieges, den er ihnen verliehen.

Das war die blutige Jagd bei Patay, die Jagd, die die Jungfrau den Engländern warnend in ihrem Mahnbriefe voraus verkündet hatte; Jene, die die Botschaft des frommen Mägdleins stolz verachtet oder mit Schmähreden sie beantwortet: Suffolk, Scales, Talbot, Glacidas waren jezt in ihrer Gewalt oder lagen erschlagen auf den Feldern ihres Sieges. Und weit und breit in allen Ländern war kein Held so berühmt und gefürchtet, als Johanna die Hirtenjungfrau.

Sie selbst aber, die große Siegerin, sie weinte wieder auf dem Schlachtfelde heiße Thränen über den Tod so vieler gefallener Brüder und hatte großes Mitleid mit den Leiden der armen Gefangenen, die von den übermüthigen, habsüchtigen Franzosen mißhandelt wurden, wenn ihre Armuth der Geldgier der Sieger kein glänzendes Lösegeld versprach. Als auf diese Weise ein Franzose seinen Gefangenen im Aerger auf den Kopf schlug, und der Unglückliche sterbend zu Boden stürzte, stieg die Siegerin des Tages von ihrem Roße nieder, nahm den Sterbenden, wie eine barmherzige Schwester, in ihre Arme, und als kein Mittel gegen die tödliche Wunde helfen mochte, ermahnte sie ihn mit weinenden Augen zur Reue seiner Sünden, tröstete ihn liebreich, und hielt seinen Kopf aufrecht, damit er vor dem Priester seinen Frieden mit Gott mache und seine Seele rein hinübergebe, dorthin, wo es keine Schlachten und keine Wunden und Thränen giebt, und der ewige Friede wohnt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie der König mit der Jungfrau gen Rheims aufbrach und sie ihm die Thore von Troyes öffnete.

Die Kunde von dem unglücklichen Tage bei Patay erfüllte die Herzen der Engländer und ihrer Anhänger in Frankreich mit Schrecken und Bestürzung. Der jammervolle Untergang so vieler ihrer Ritter und der Schimpf ihrer ehedem so siegreichen Waffen war ihnen so ungewohnt und schmerzlich, daß bei der ersten Nachricht davon, sie zu Paris in dem offenen königlichen Rathe sich nicht der Thränen erwehren konnten. Bedford nahm im ersten Zorne dem geschlagenen Fastolf seinen Orden des Hosenbandes selbst ab, ohne seiner sonstigen guten Dienste und seiner Tapferkeit am Tage von Rouvray zu gedenken. Später jedoch erhielt er ihn wieder zurück. Die Pariser Bürger, damals mit Leib und Seele den Engländern ergeben, glaubten in der ersten Angst, die Armagnaken hielten schon vor den Thoren ihrer Stadt, und setzten darum Alles zur Vertheidigung in Bereitschaft. Eine neue Stadtobrigkeit wurde eingesetzt und verstärkte Wachen durchzogen Tag und Nacht die Stadt. Auch der Herzog von Bedford bot Alles auf, um der so wunderbarer Weise wieder erstandenen Macht des verachteten und verspotteten Gegners, des kleinen Königs von Bourges, wie sie ihn weiland genannt, die Spitze bieten zu können. Durch eine feierliche Gesandtschaft ließ er den beleidigten Herzogen von Burgund wieder zu sich nach Paris einladen; er erwies ihm hier alle Ehre, und bat ihn um seinen Rath und seine Hülfe in der großen Gefahr des Reiches. Damit bei den Parisern und dem Burgunder der alte Haß gegen ihren rechtmäßigen König und

seinen Anhang wieder aufs Neue angefacht würde, und die alte Blutrache, die den Engländern so große Macht über das zerrißene Land gegeben, ja nicht erkalte, berief der Bedford die angesehensten Bürger zusammen in dem Hofe des Pallastes, dort erschien er in ihrer Mitte, von dem Parlamente und den Großen der Krone und Philipp dem Burgunder begleitet, und nun wurde die alte Geschichte von der verrätherischen Ermordung Herzog Johanns von Burgund, auf der Brücke von Montereau, in grellen Farben den Versammelten wieder vorgelesen. Der Sohn des ermordeten Herzogs trat hierauf klagend über den gebrochenen Frieden und den Mord seines Vaters auf, und alles Volk erhob die Hand und gelobte, daß sie treu und hold seyn wollten dem englischen Statthalter und von Burgund Philipp dem Herzogen. Dagegen gelobten die Herren bei ihrer Treue die gute Stadt Paris wider ihre Feinde zu beschützen. Auch nach England schrieb der Herzog dringend um Hülfe an den Rath des Königs, dieser wußte aber für den Augenblick kein anderes Mittel, als daß er einen schmählichen Vertrag mit dem Großenkel des Königs, dem Kardinal von Winchester schloß, wonach dieser um eine Summe Geldes das Kreuzheer, das er in England gegen die Hussiten gesammelt, schändlicher Weise zur Verfügung für den französischen Krieg überließ.

Während sich so die Englischen aus allen Kräften rüsteten, blieb auch Johanna nicht müßig; sie und die obersten Heerführer begaben sich nach Sully zum König. Dieser hatte in seiner trägen Unschlüßigkeit bis dahin immer fern vom Kampfplatze geweilt, ja er war nicht einmal in das treue Orleans nach seiner Befreiung gekommen, wo man schon die Straßen mit Teppichen zu seinem Empfange ausgeschmückt hatte. Wie er aber sich übrigens mild und freundlich bewieß, so gestand er auch jetzt dem edlen Xaintrailles die Erlaubniß zu, den tapferen Talbot ohne Lösegeld freizulassen. Als später Xaintrailles

selbst in Gefangenschaft gerieth, unterließ der dankbare Talbot nicht, ihm diesen ritterlichen Edelmuth durch den gleichen Dienst zu vergelten. Doch die Aussöhnung des Königs mit dem Grafen Artus vermochte die Jungfrau nicht zu bewirken, obschon sie dem König den guten Willen des Grafen vorstellte. Der König verzieh ihm zwar, der Jungfrau zu Liebe, allein seine Hülfe verbat er sich ganz und gar, indem er sagte, er wolle lieber gar nicht gekrönt seyn, als in seiner Gegenwart. Und so mußte der Connetable mit seiner tapferen Schaar, die man bei den gefahrvollen Kriegszügen wohl hätte brauchen können, wieder abziehen, und der Graf de la Marche mit der seinigen ebenfalls. Der schwache König war jetzt wie früher, in der Hand seiner Günstlinge, die Niemand neben sich duldeten.

Es war zu verwundern, mit welchem Eifer die Jungfrau in dieser Zeit, bald zu Orleans, bald zu Sully bei dem König, die Rüstungen zu der Rheimser Krönungsfahrt betrieb. Sie gieng den herbeiziehenden Kriegsleuten entgegen, beschleunigte ihr Aufgebot, sorgte für ihre Bedürfnisse und scheute keine Mühe. Der leichter gesinnte König, der sich seine Krone lange nicht so viel Mühe kosten ließ, erzählte später öfters, wie er sie eines Tages von ihren übergroßen Anstrengungen so ermüdet gesehen habe, daß es ihn erbarmt, und er ihr auszuruhen befohlen. Die Jungfrau weinte hierauf, und sprach zu ihm, der wie es scheint, immer noch an ihrer göttlichen Sendung zweifelte, er möge nur keinen Zweifel hegen, er würde sein ganzes Reich wieder gewinnen und in kurzer Frist gekrönt werden. Sie sagte ihm auch, er würde Leute genug bekommen, eine große Menge würde ihm folgen, er solle darum nur guten Muthes seyn. „Streitet kühn, ermahnte sie die Ihren, ihr werdet ein gutes Geleit haben.“

Als in dieser Zeit auf dem Markte zu Orleans ein sehr vornehmer Herr in ihrer Gegenwart einen Fluch ausstieß, indem er nach damaligem Brauch den Namen Gottes

verläugnete, trat sie zu ihm hin und sprach mit Heftigkeit: „Ach Meister! Ihr wagts, unsern Herrn und Meister abzuläugnen? Bei meinem Gott! Ihr werdets widerrufen, ehe ich von hinnen gehe" und in der That widerrief Jener, von ihrer ernsten Mahnung betroffen.

Zum großen Kummer der Jungfrau wurde wieder in Gien, dem allgemeinen Sammelplatze des Heeres, von den Feldherren Rath gehalten, ob man nicht vor Antritt des Zuges noch einige Städte erobern sollte, nur mit Mühe gelang es ihr, sie davon abzubringen, und es bis nach der Rückkunft des Königs von Rheims zu verschieben.

Von allen Seiten strömten indessen die Edelleute unter das Banner der wunderbaren Jungfrau, einige, die zu arm waren in standesmäßigen Waffen zu erscheinen, kamen als gemeine Bogenschützen oder mit leichten Waffen und auf kleinem Roße; es strömten ihrer so viele herzu, daß es zuletzt den Günstlingen des Königs ganz angst wurde, und sie hätten, wie eine alte Chronik sagt, das ganze Reich wiedergewinnen können, hätten sie nur Alle, die kamen, annehmen wollen: „aber in derselbigen Zeit wagte man es nicht, gegen den Herrn de la Tremouille zu sprechen." Gewiß hätte es ihnen aber auch an Geld gefehlt den Sold und die Kosten zu bestreiten. Johanna trieb stets zur Eile, „fürchtet Nichts, sprach sie, denn Ihr werdet Niemand finden, der im Stande wäre, Euch etwas anzuhaben. Fast gar keinen Widerstand werdet Ihr treffen."

Mittwoch den 23ten Juli endlich brach die Jungfrau mit ihren beiden Brüdern und einer eigenen Schaar auf, dem übrigen Heere voraus. Es lag bis Rheims ein weiter Weg von fast achtzig Meilen vor ihr, alle festen Plätze alle Brücken, Straßen und Städte hielt der Feind besetzt, das Heer hatte keine Lebensmittel, eine einzige Stadt konnte vor ihren Thoren den ganzen Zug aufhalten, ein einziges Unglück konnte ihm den Rückzug abschneiden, und es vernichten. Aber die Jungfrau zog voran auf die

Hülfe dessen vertrauend, der sie schon einmal mitten durch die Feinde geleitet und sie seitdem in keiner Noth verlassen hatte. Am folgendem Tage folgte ihr der König mit den Helden von Orleans, mit vielen Herzogen, Marschällen, Grafen und Edlen und einem Heere von ohngefähr zwölf tausend Mann, alles tapfere, kühne, starke und muthige Männer, wie sie es vorher und jetzt und nachher durch ihre Thaten bewiesen.

Die erste große und feste Stadt, vor die sie kamen, war Auxerre. Die Stadt stand ganz auf Englischer und Burgundischer Seite und schloß dem Heere ihre Thore. Johanna und mehrere Andere riethen darum, sie zu bestürmen und standen für einen glücklichen Erfolg gut. Der König dagegen und seine Räthe zogen vor, mit der empörten Stadt zu unterhandeln und wurden mit ihr eins, an ihren Mauern vorüberzuziehen, unter der Bedingung, daß sie dem Heere Lebensmittel gewähre und dem König gleichen Gehorsam verspräche, den die übrigen Städte dieses Weges, Troyes, Chalons und Rheims leisten würden. Johanna und mehrere andere sprachen über diesen unrühmlichen Vergleich ihren Unwillen aus. Man erzählt sich, la Tremouille, der Günstling, habe 2000 Thaler von der Stadt für diesen schonenden Vergleich empfangen, da es sich doch geziemt hätte, daß sie entweder ihrem rechtmäßigen König ihre Thore geöffnet oder der König sie mit stürmender Hand gesprengt hätte.

Weiter ging nun der Zug und immer mehr wuchsen die Schaaren, denn wo die Siegerin von Orleans ihr Banner wehen ließ, da schloßen Alle sich an, die die Waffen tragen konnten; die Stadt Saint Florentin unterwarf sich freiwillig, Troyes dagegen schloß wieder seine Thore und wieß den Herolden des Königs ab. Die Bürger machten sogleich einen Ausfall auf die Vorhut des Heeres und erst nach einem harten Kampfe, wichen sie in ihre wohlbefestigte Stadt zurück.

Gerade dieses Troyes, in dem vor acht Jahren der englische Eroberer seine Vermählung, mit König Karls Schwester Katharina von Frankreich, gefeiert und worin jener schmähliche Vertrag war geschlossen worden, der die Freiheit Frankreichs vernichtete und seinen angestammten König für erb= und rechtlos erklärte, es schien auch jetzt dazu bestimmt, den Zug für die Wiedergewinnung seiner Krone zu nichte zu machen.

Die feste, mit allen Vorräthen wohl versehene Stadt, gab keiner Aufforderung Gehör, dem Heere fehlte es an Belagerungsgeschütz, und bald wurde die Noth so groß, daß fünf bis sechstausend Menschen während acht Tagen kein Stück Brod zu essen bekamen, nur die reichen Barone konnten mit Mühe sich Weniges um hohen Preis kaufen, die Armen mußten ihren bitteren Hunger mit grünen, zerriebenen Aehren von den Feldern stillen. Zwar entdeckte man zum großen Glücke plötzlich eine ungeheure Bohnenflur, die die Bürger auf eine verwunderliche Weise gesäet hatten.

Jener Bruder Richard nämlich, durch dessen Predigten die Leute von Paris so ausnehmend waren erbaut worden, daß sie ihre Würfel und Karten und ihren eitlen Putz ins Feuer geworfen hatten, war, als die Engländer ihm das Predigen zu Paris untersagt und ihn von dort weg gewiesen, nach Burgund gegangen, und nach Troyes gekommen. Auch hier hörte das Volk ihn mit großer Andacht. Da hatte er einst in seiner Predigt bildlicher Weise gesprochen: säet ihr guten Leute! säet mächtig viele Bohnen: denn der, der kommen soll, wird in kurzer Frist kommen. Die guten Leute von Troyes nun hatten, wie eine Chronik berichtet, das ganz wörtlich genommen, und waren hinaus auf ihre Flur gegangen, und hatten mächtig viele Bohnen gesät und das wären die Bohnen gewesen, die jetzt dem Heere des Königs so sehr zu Statten kamen.

Aber nicht lange, so waren auch sie aufgezehrt, das Heer begann in der steigenden Noth muthlos und misvergnügt zu werden. Die Besatzung und die Bürger der Stadt hörten auf keine Aufforderung des Königs und um mit ihnen nach Kriegsweise zu sprechen, fehlte es ihm an Geschütz. Also berief König Karl wieder nach seiner Gewohnheit die Herzogen, Grafen und Herren und alle seine Räthe zum Rathen zusammen. Aber der gute Rath war vor Troyes so theuer, wie das Brod, obschon es an vielen und langen Reden gar nicht fehlte. Zum Ersten fieng da der Erzbischof von Rheims, als Kanzler des Reiches, eine ausführliche Rede vor den Versammelten an und darin that er ihnen dar, wie der König und sein Heer sich hier nicht mehr länger halten könnten, und zwar aus mehreren Gründen, die er des Weiteren in seiner wohlgesetzten Rede angab, nämlich vorzüglich wegen der überaus großen Hungersnoth im Lager, da keine Lebensmittel zugeführt werden könnten, und Niemand mehr bei Gelde wäre. Und außerdem sey es auch, sagte er, ein gar schweres Beginnen die Stadt und Veste von Troyes zu nehmen, die da mit starken Gräben, mit guten Mauern, und Lebensmitteln und Kriegsleuten wohlversehen sey, und deren Bürgerschaft gar nicht geneigt schiene, dem Könige zu gehorsamen, sondern des festen Willens sey, ihm guten Widerstand zu leisten; item sey auch wohl zu bedenken, daß man keine Mörser, keine Kanonen, noch sonstiges Geschütz, noch auch Belagerungszeug habe, um die Mauern zusammen zu schießen, oder zu brechen, und mit Gewalt zu stürmen. Desgleichen sey auch keine französische Veste, von der man Hülfe und Beistand erhalten könne, näher als Gien an der Loire, das mehr denn dreißig Meilen fern sey.

Aus diesen und noch vielen anderen guten Gründen, die er beibrachte, schloß der Kanzler des Reiches zuletzt, wie großer Schaden daraus erwachsen könnte, wenn sie

länger hier verharrten. Also befahl ihm der König hierüber die Stimmen aller Gegenwärtigen zu sammeln, auf daß er wisse, was er zu thun habe. Da fieng denn der Kanzler an die Stimmen zu sammeln, mit der Ermahnung, daß ein Jeder dem König in dieser Sache treuen und aufrichtigen Rath ertheile. Und es waren fast alle Gegenwärtigen einhellig in der Meinung: daß in Betracht der oben angeführten Gründe und ferner in Erwägung, daß schon die Stadt Auxerre dem König den Einzug verweigert habe, die doch gar nicht so fest wie die Stadt Troyes sey; in Erwägung dieser und anderer Gründe also, die jeder nach seinem Verstande oder Unverstande vorbrachte, sey es das Gerathenste, daß der König und sein Heer wieder umwende, dieweil nichts Anderes vorauszusehen sey, als dessen gänzliches Verderben, wenn es länger vor Troyes bleiben, oder noch weiter die Straße gen Rheims die Krönungsstadt ziehen würde.

So stand nun wieder das große Werk der Jungfrau trotz aller Zeichen, die sie verrichtet im Begriffe an der Kleingläubigkeit und der Verzagtheit klüger sich dünkender Menschen zu scheiteren: denn es waren nur Wenige, die jetzt noch so viel Muth behalten, als sie vor Auxerre bewiesen, und zum weiteren Zuge gen Rheims riethen: da ja das Land auf dem Wege dorthin reich war, und sie Lebensmittel genug gefunden hätten. Von Gott und seinem Beistande, den die Jungfrau verheißen, war wenig mehr die Rede. Denn Wunder lassen sich die Menschen wohl gefallen, wenn sie Nichts dabei zu thun haben, als den Wein zu trinken, den er aus Wasser verwandelt, wenn sie aber selbst dabei durch ihren Glauben mit helfen, und ihre Hand in das brennende Feuer legen sollen, dann fürchten die Meisten sich zu verbrennen, und ziehen zurück.

Aber Gott wollte, daß es doch anders kommen sollte, als die weisen Rathgeber es in der großen Versammlung vor Troyes zu halten gedachten, denn als der Kanzler bei der

Abstimmung zu **Robert le Maßon, Herren von Treves** kam, einem alten, einsichtsvollen Manne, der vordem Kanzler des Reiches gewesen und seit lange als ein weiser und getreuer Rathgeber dem Könige diente, da sprach dieser, wie es seine Meinung sey, daß man Johanna die Jungfrau herbeirufe: denn als der König aufgebrochen und zum Ersten diese Heerfahrt unternommen, da habe er es nicht gethan im Vertrauen auf seine große Heeresmacht, deren er damals keine gehabt, er habe es auch nicht gethan, um seiner Schätze willen, deren er keine zum Unterhalte seines Heeres besessen, noch auch darum weil ihm dieser Zug irgend möglich gewesen oder so geschienen hätte; sondern einzig und allein auf die Ermahnung dieser Jungfrau habe er die Fahrt unternommen, die ihm stets zugerufen: er möge vorwärts gehen zu seiner Krönung nach Rheims, wenig Widerstand werde er da finden, denn das sey der Beschluß und der Wille Gottes. Diese Jungfrau also sey es, von der man Rathes begehren müsse und die allein aus dieser Noth würde zu helfen wissen. Wäre das aber nicht der Fall und würde auch sie nichts anders vorbringen, als was schon in diesem Rathe sey gesagt worden, dann werde auch er der gemeinen Meinung beistimmen, daß nämlich der König und sein Heer dahin zurückkehre, woher sie gekommen.

Während man in dieser Weise hin und her stritt, siehe da klopfte Jemand sehr vernehmlich an die Thüre des Saales und als man öffnete, da war es Johanna, die Jungfrau, die hereintrat.

Nachdem sie ehrfurchtsvoll den König gegrüßt, wandte der Kanzler sich an sie und sprach also: „Johanna, der König und sein Rath befinden sich in großer Verlegenheit und wissen nicht, was nun thun.“ Dann setzte er ihr ausführlich die ganze Berathschlagung auseinander und forderte sie auf, was sie davon dächte, dem König kund zu thun. Die Jungfrau wandte sich an den König mit der

Frage, ob er ihren Worten glauben würde. Der König erwiederte: daß er das nicht voraus wissen könne; wenn sie Dinge vorbrächte, die vernünftig und nützlich seyen, so würde er ihr gern glauben. Sie aber fragte zum zweitenmal: „wird man meinen Worten glauben?“ und der König wiederholte: „je nachdem Eure Rede ist.“ „Edler Herr, hob darauf die Jungfrau an, gebietet Eurem Heere vorzurücken um Troyes die Stadt zu belagern und haltet ferner nicht mehr so lange Berathungen. Denn im Namen Gottes, ehe drei Tage vergangen, werde ich Euch hineinführen in die Stadt Troyes, seys durch Güte, seys durch Gewalt, und groß wird die Bestürzung des falschen Burgunds seyn, deß habt keinen Zweifel.“ „Johanna, erwiederte darauf der zweifelnde Kanzler, wären wir gewiß, daß die Stadt in sechs Tagen unser wäre, wir wollten gern warten, aber ich weiß nicht, ob ihr Wahrheit gesprochen.“ „Darüber hegt keinen Zweifel, entgegnete ihm unwillig die Jungfrau, Morgen werdet Ihr Herr der Stadt seyn.“

Diese Prophezeihung, gesprochen in so großer Noth, mußte ihre Wahrheit oder Falschheit so bald bewähren, daß man der Jungfrau nicht vorwerfen konnte, sie hätte sich kluger Weise Zeit genug genommen, daß die verheißene Sache auch natürlicher Weise in Erfüllung gehen konnte; daß Johanna sie aber wirklich vor den versammelten Feldherren gethan hat, das wird nicht allein von den Chroniken erzählt, sondern auch von den gerichtlichen Zeugen bezeugt.

Die Jungfrau bestieg nach geendigter Berathung ihr Roß, nahm ihr Banner in die Hand und führte das Heer zu den Gräben der empörten Stadt. Die Ritter, die Knappen und Bogenschützen, die Hohen wie die Niedern, Alle mußten Reisbündel, Balken, Thüren, Fenster und was sie sonst irgend im Lager und der Umgegend auffinden konnten, herbeischleppen, um die Gräben zu füllen und die Schutzdächer und Schanzen zum Sturme aufzu-

richten. Die ganze Nacht durch betrieb sie diese Zurüstungen so unermüdet, so klug und gewandt, daß selbst der kriegserfahrene Dünois ihr später das Zeugniß gab: zwei oder drei der kriegsgeübtesten Männer hätten solches zu thun nicht vermocht. So war alles im Verlaufe der Nacht zum Sturme gerüstet.

Als der Morgen, wo ihre Verheißung sich erfüllen sollte, gekommen, ließ sie zur Berennung aufblasen, sie selbst führte das Heer zu den Gräben und gebot sie zu füllen. Da aber, als die ungetreuen Bürger von Troyes die gottgesandte Jungfrau mit dem heiligen Banner in der Kraft ihres Gottes vor ihren Mauern erblickten, da fiel ihnen schwer ihre Treulosigkeit gegen ihren rechtmäßigen König aufs Herz, angstvoll bedachten sie, wie so wunderbar die Jungfrau Orleans das treue befreit, und wie hart ihr Schwerdt die Feinde und abtrünnigen Franzosen getroffen. Aller Muth zum Kampfe entsank ihnen, sie konnten ihren Anblick nicht ertragen, und das Volk schrie nach Frieden. Die Bürger von Troyes erzählten später selbst, schon in jenem Augenblicke, wo Johanna den König zum Sturme aufgefordert, habe eine unbegreifliche Angst sie ergriffen, schaarenweise hätte das Volk sich die ganze Nacht hindurch in die Kirchen gedrängt, und auf seinen Knieen Gottes Barmherzigkeit angefleht. Es war ihnen auch am Morgen, wo der Sturm angehen sollte, als sähen sie eine Menge weißer Schmetterlinge ihr Banner umfliegen, und das hielten sie in ihrer Angst für ein neues wunderbares Zeichen.

Es begaben sich demgemäß der Bischof der Stadt, mehrere ihrer Kriegsobersten und die angesehensten Bürger, in großer Furcht, in das Lager vor ihren so schwer gekränkten König. „Denn es war, sagt eine alte Chronik, als ob ihnen Gott plötzlich ihr Herz bewegt, und ihnen einen guten Willen eingegeben hätte.“ Der König nahm die Reumüthigen überaus gütig auf, und es wurde zwischen

ihnen beiden ein Vertrag geschloßen, worin die Stadt Troyes mit aller Ehrerbietung unter die Botmäßigkeit ihres rechtmäßigen Herren und Königs zurückkehrte, und die Bürger ihm angelobten ferner seine getreuen und guten Unterthanen zu seyn, der König dagegen ihren Bitten Vergessen und Vergeben alles Geschehenen zusicherte, und den Engländern und Burgundern die Erlaubniß ertheilte, sammt ihrem Gute frei abzuziehen.

Die Bürger stellten wegen dieser unerwarteten Milde ein großes Fest zum Empfange ihres Königs an. Sie hatten große Freude und sandten den ausgehungerten Kriegsleuten Lebensmittel, so viel sie begehrten. Als darauf die Engländer den Franzosen die Stadt räumten, erhob sich wegen der Gefangenen ein Zwist. Weil nichts über sie im Vertrage bestimmt war, so wollten die Engländer sie mit sich hinweg führen, gleichsam als ihr Haab und Gut, dessen freier Abzug ihnen zugesichert sey. Das wollte aber die Jungfrau nicht dulden, sie stellte sich vor das Stadtthor bei dem Abzuge und rief: „Bei meinem Gott sie sollen sie nicht mit sich führen," und gebot ihnen stille zu halten. Die armen Gefangenen fielen vor ihr auf die Kniee nieder und flehten sie an, die Engländer und Burgunder dagegen sprachen: das sey ein treuloser Bruch des geschloßenen Vertrages, sie verlangten Gerechtigkeit. Beide giengen nun vor den König, der sich sehr an dem Zwiste belustigte, dieweil er wegen der Uebergabe der Stadt in der besten Laune war. Großmüthig entschied er den Handel dahin, daß er selbst für jeden Gefangenen das Lösegeld bezahlte. Damit waren die Engländer sehr zu frieden, und priesen ihn als einen wortgetreuen, gerechten Fürsten, von den Franzosen murrten aber Einige und sagten: die Schelmen von Engländer hätten mehr erlangt als ihnen zugekommen, sie hätten für sich unangetastet abziehen mögen, und wenn sie damit nicht zufrieden gewesen, so hätte der König sie hängen oder ersäufen sollen.

Nun betrat die Jungfrau zuerst die Stadt, um die Bogenschützen die Straßen entlang, von dem Thore bis zur Kirche, zum festlichen Einzuge des Königs aufzustellen. Die Bürger der Stadt sandten ihr den Bruder Richard entgegen und dieser noch nicht recht mit sich einig, ob sie nicht von Gott, sondern vielleicht von dem Bösen besessen sey, machte behutsam vor ihr das Zeichen des h. Kreuzes und besprengte sie mit Weihwasser. „Tretet nur ohne Scheu heran, sprach lächelnd die Jungfrau, ich werde Euch nicht wie eine Hexe davon fliegen.“ Und der Bruder trat zu ihr heran und folgte ihr seit dem im Heereszuge mit großer Anhänglichkeit nach, allenthalben das Volk zur Treue unter seinen König zu mahnen. Die Pariser aber, als sie hievon Kunde bekamen, wurden über den Bruder so erzürnt, daß sie ihm zum Trotze wieder zu ihrer Liederlichkeit, ihren Karten und Würfeln und ihrem eitlen Putze griffen, von denen er sie durch seine erbaulichen Predigten abgebracht hatte.

Nachdem Alles zum Empfange bereitet, kehrte Johanna wieder zum König zurück. Dieser ritt nun, in feierlichem Zuge, durch die Stadt in die Kirche und neben ihm ritt die Jungfrau mit ihrem Banner, dann folgten die Fürsten, die Marschälle und Heerführer, alle in reichen Gewanden, auf stolzen Roßen, herrlich zu schauen. Nach gehaltenem Gottesdienst empfieng der König in der Kirche den Huldigungs-Eid und ließ alsdann in den Straßen verkünden: „Niemand solle es wagen, sey er noch so vornehm oder gering, seine treuen Bürger von Troyes wegen des Geschehenen mit schimpflichen Reden zu kränken.“

Also war in Erfüllung gegangen, was die Jungfrau im Rathe der entmuthigten Feldherrn am Tage zuvor ihrem König und seinem Kanzler vorausgesagt: „Morgen werdet ihr Herr der Stadt seyn.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die Krönung König Karls in Rheims.

Schon am folgenden Tage zog das Heer unter Trompetenschall und dem Freudenrufe des Volkes die Rheimser Straße in schöner Ordnung weiter. Denn beständig lag die Jungfrau dem König an, daß er seinen Zug um Gottes Willen beschleunigen möge. Sie selbst ritt dem Heere voraus in voller Rüstung. Trotz dieser großen Eile hielt sie doch noch ein Kind in Troyes über die Taufe, denn zum Dienste Gottes fand sie immer noch Zeit.

Chalons war die nächste Stadt, der Bischof kam mit vielem Volke dem König ehrfurchtsvoll entgegen. Sie überreichten die Thorschlüßel und führten ihn in die Stadt ein. Hier ihrer eigenen Heimath nicht mehr so fern, traf die Jungfrau vier Landsleute, die gekommen waren, das wunderbare Kind, das in ihrem abgelegenen Thale unter der Liebe Aller still aufgewachsen war, in dem Glanze seiner Siege zu sehen. Als sie von ihnen unter andern gefragt wurde, ob sie sich denn gar nicht vor den großen Gefahren und den Schlachten fürchte, erwiederte sie: „ich fürchte nichts als den Verrath." Sie beschenkte auch Einen von ihnen, den sie später nie wieder sah, mit ihrem rothen Kleide.

Und vorwärts gieng wieder der Zug, immer näher gen Rheims, die alte Krönungsstadt. Aber König Karl that es mit zögerndem Herzen, denn er fürchtete den Widerstand der Stadt und die gleiche Noth, die er vor Troyes ausgestanden; und wieder sprach die Jungfrau ermuthigend und prophetischen Geistes zu ihm: „Seyd ohne Furcht, denn die Bürger von Rheims werden vor Euch kommen. Sie werden sich schon ergeben bevor Ihr noch vor ihre Stadt gelangt seyd. Darum rücket unverzagt und ohne Sorgen vor. Denn wollt Ihr handeln nach

Mannes Weise, dann werdet Ihr Euer ganzes Reich wieder gewinnen."

Auch diese merkwürdige Prophezeihung der gütlichen Uebergabe der Stadt Rheims ist eidlich vor Gericht bezeugt worden.

Vier Stunden hielt noch der König mit seinem Heere von Rheims entfernt, da ließen der englische und burgundische Hauptmann der Stadt die Bürger vor sich kommen und fragten, ob sie guten Willen hätten, sich zu halten und gegen das anrückende Heer zur Wehr zu setzen. Die Bürger erwiederten, ob Sie, die Hauptleute, stark genug seyen, ihnen dabei zu helfen und sie zu schirmen. Da antworteten die Hauptleute, daß sie es gegenwärtig nicht seyen, wollten aber die Bürger sechs Wochen Stand halten, so könnten sie ihnen große Hülfe versprechen, sowohl vom Bedford, wie vom Burgunder. Dazu aber wollten sich die Bürger nicht verstehen und es kam zu harten Reden von beiden Seiten, bis endlich die Hauptleute die Stadt zu räumen versprachen. Sobald sie mit ihrer Besatzung die Stadt verlaßen, erhoben Jene von den Bürgern, die zu ihrem König und ihrem Erzbischof, dem Kanzler hielten, ihre Stimme und riethen zur Unterwerfung; das Volk war mit ihnen einverstanden, und so wurde aus den angesehensten Weltlichen und Geistlichen eine Gesandtschaft dem König entgegengeschickt, wie es die Jungfrau ihm vorausgesagt. Sie legten die Schlüßel der heiligen Krönungsstadt vor ihm nieder, er verhieß ihnen dafür Vergeben und Vergeßen und noch an demselben Tage betrat der Kanzler, vor dem Könige voraus, zum erstenmal seinen erzbischöflichen Sitz und hatte er das der Jungfrau zu verdanken, in die er doch selbst nach der Befreiung von Orleans und dem Siege bei Patay, im Kriegsrathe vor Troyes, so wenig Vertrauen gesetzt hatte.

Am Abend hielt auch der König im Geleite der Jungfrau mit seiner Ritterschaft und dem ganzem Heere

seinen feierlichen Einzug. Aber unter allen den mächtigen Herren und berühmten Helden, die mit ihm eintritten, suchten doch Aller Augen nur die große Heldenjungfrau, die den König in seine Krönungsstadt geführt, wie sie es daheim als ein unbekanntes Hirtenmägdlein vorausgesagt hatte. Noch bis zu den Zeiten der Alles zerstörenden französischen Revolution wurde in der hohen Domkirche von Rheims eine uralte Stickerei aufbewahrt, worauf dieser große Einzug König Karls VII und der Jungfrau in seine Stadt Rheims abgebildet war.

Nach dem alten Herkommen von Frankreich, wurde hierauf, wie die Chroniken berichten, die Krönung und Salbung vollzogen. Dies alte Herkommen war aber also beschaffen.

Am Vorabende vor seiner Krönungsfeier, bestieg der König, mit den Großen des Reiches, ein Gerüst in der Kirche, damit die Fürsten des Reichs ihn dem versammelten Volke zeigten. Sie sprachen dabei die herkömmlichen Worte: „Sehet da Euren König, den wir die Paire von Frankreich, zum König und obersten Herren krönen. Und wo Jemand dagegen Einspruch zu erheben hat, so sind wir hier ihm sein Recht zu gewähren. Und an dem morgigen Tage wird er geweiht werden, durch die Gnade des heiligen Geistes, wo ihr dagegen keinen Einspruch zu erheben habt." Das Volk rief dann den Freuderuf Noel! Noel! das heißt: Weihnacht! Weihnacht! zum Zeichen daß ihm der Tag ein großer Festtag sey.

Während Alle die Nacht über mit den Zubereitungen zur Krönungsfeier beschäftigt waren, und man neue Kroninsignien in der Stadt zusammen suchen mußte, weil die alten zu Saint Denys in den Händen der Engländer sich befanden, war auch Johanna nicht müßig und schrieb, um ihr großes Werk mit der Aussöhnung des verderblichen alten Zwistes zu vollenden, einen zweiten Mahnbrief an

den abtrünnigen Burgunder. Dieser Brief, geschrieben Morgens in der Frühe, am Tage der Krönungsfeier, wird noch heutiges Tages zu Lille in Frankreich aufbewahrt, und lautet wörtlich also: „Dem Herzogen von Burgund.“

Jhesus † Maria

„Hoher und gefürchteter Fürst, Herzog von Burgund,
„Euch entbietet Johanna die Jungfrau durch den König
„des Himmels, meinen rechtmäßigen obersten Herrn, daß
„der König von Frankreich und Ihr einen guten und
„festen Frieden machen sollet auf lange hin. Verzeihet
„Einer dem Anderen aus Grund seines Herzens, wie es
„guten Christen geziemet, und wenn Euer Sinn nach
„Krieg stehet, wohlan so ziehet gegen die Sarrazenen.
„Fürst von Burgund, ich gebiete Euch, ich fordere, ich
„bitte, ich flehe, so demüthig als ich nur immer etwas
„von Euch zu erflehen vermag, daß Ihr nicht ferner wi-
„der Frankreich das heilige Königsland im Streite stehet,
„heißet Eure Leute zur Stelle und unverzüglich aus den
„Städten und Burgen des besagten heiligen Reiches heim-
„kehren. Was den edlen König von Frankreich betrifft,
„so ist er zum Frieden mit Euch bereit, unbeschadet sei-
„ner Ehre, so daß es nur einzig und allein an Euch
„liegt; und ich thue Euch kund, durch den König des
„Himmels, meinen rechtmäßigen obersten Herren, zu Eue-
„rem Besten und um Eurer Ehre und Eueres Lebens
„willen, daß Ihr gegen die getreuen Franzosen keine
„Schlacht gewinnen werdet, und daß Alle, die da Krieg
„führen, wider das benannte heilige Königreich Frankreich,
„Krieg führen wider den König Jesus, den König des
„Himmels und der ganzen Welt, meinen rechtmäßigen
„und obersten Herren. Darum gebiete ich und flehe ich
„Euch an, mit gefalteten Händen, daß Ihr keine Schlacht
„wider uns schlaget, und keinen Krieg wider uns füh-
„ret, Ihr, Euere Dienstleute und Unterthanen. Und

„seyd deß versichert, wie groß auch die Zahl Euerer Dienst„mannen sey, die ihr wider uns führet, sie werden Nichts „ausrichten, und es wird ein großer Jammer seyn, um „die große Schlacht und das Blut, das von denen ver„goßen wird, die wider uns ausziehen. Drei Wochen „sind es, seit ich Euch ein Schreiben gesandt, und gute „Botschaft durch meinen Herolden, damit ihr bei des „Königs heiliger Salbung zugegen wäret, die heute „Sonntag den siebenzehnten Tag des Monats Julius, „in der Stadt zu Rheims vor sich geht, ich habe aber „keine Antwort darauf erhalten, und auch keine Kunde „von dem besagten Herolden vernommen.“

„Ich empfehle Euch Gott, möge er über Euch wa„chen, wenn es ihm gefällt, und bitte Gott, er wolle „uns guten Frieden verleihen. Geschrieben in dem be„sagten Orte Rheims, an dem siebenzehnten Tage des „Julius.“

Am Morgen vor der Krönung begaben sich dem alten Herkommen gemäß, vier Paire zu der Altei von Sankt Remigius und baten um die Lampe mit dem heiligen Krönungsöhl. Nachdem sie den gewöhnlichen Eid geleistet, daß sie über dieselbe wachen wollten, nahm der Abt mit großer Ehrerbietung das heilige Gefäß und trug es, von seinen Mönchen umgeben, unter einem reichen Himmel, bis zur Kirche des heiligen Dionysius, wo dem alten Brauche gemäß der Erzbischof an der Spitze seiner Geistlichkeit wartete, und es aus den Händen des Abtes empfieng. Er trug es dann feierlichst in die Domkirche zu unserer lieben Frauen, und setzte es da auf dem Hochaltare nieder, in Gegenwart, der Prelaten, Fürsten, Grafen und Rittern, die den König dahin geleitet hatten. Die Jungfrau stand neben dem Altare, ihr Banner in der Hand.

Nachdem hierauf der Herold die Paire des Reiches alle namentlich aufgerufen und die abwesenden durch an-

dere, als Stellvertreter, ersetzt, gieng der König zum Altare und kniete nieder. An der Spitze der Geistlichkeit trat der Bischof vor ihn hin und sprach der alten Ordnung gemäß:

„Wir fordern dich auf, zu geloben, daß du uns und den uns anvertrauten Kirchen ihr kanonisches Vorrecht, das schuldige Recht und Gerechtigkeit bewahren wollest und uns schirmen und vertheidigen, wie es die Pflicht eines Königes in seinem Reiche gegen jeden Bischof und die ihm anvertraute Kirche erheischet."

Der König erwiederte hierauf die vorgeschriebenen Worte: „Im Begriffe, durch Gottes Gnade zu einem „Könige von Frankreich gesetzt zu werden, gelobe ich an „dem Tage meiner Weihe, vor Gott und seinen Heiligen, „daß ich das kanonische Vorrecht, Recht und Gerechtig„keit gegen einen Jeden von euch Prälaten bewahren „werde und euch beschirmen nach meiner Macht, mit „Gotteshülfe, wie von Rechtswegen ein König in seinem „Reiche jeden Bischof und die ihm anvertraute Kirche be„schirmen soll."

„Ich verspreche in Jesu Christi Namen dem mir un„tergebenen christlichen Volke folgende Dinge: erstens, „daß ich alles christliche Volk der Kirche bewahren werde „und den wahren Frieden, alle Zeit, nach Euerem Rath. „Deßgleichen, daß ich es schützen werde vor allem Raube „und vor Ungerechtigkeit jeder Art. Desgleichen, daß ich „bei allen Urtheilen Billigkeit und Barmherzigkeit empfeh„len werde, damit der milde und barmherzige Gott mir „und Euch seine Barmherzigkeit gewähre. Desgleichen, „daß ich nach rechter Treue, nach meinem Vermögen „mich bestreben will, alle von der Kirche erklärten Irr„gläubigen aus meinem Lande und meiner Gerichtsbarkeit „zu verbannen. Alle diese Dinge gelobe Ich eidlich."

Nachdem er also vor Gott sich zu seinen königlichen Pflichten verlobt, schlug der Herzog von Alençon ihn zum

Ritter; denn so hoch galt damals noch die Ritterwürde, daß sie einem König nicht fehlen durfte. Nun erst hielten zwei der anwesenden Paire zum Zeichen der Krönung die Krone über sein Haupt, und hoben den Sitz auf dem er saß in die Höhe, um den neuen König seinem Volke zu zeigen.

Nachdem ihn also die weltlichen Großen mit weltlicher Macht bekleidet, trat der Erzbischof hinzu, diese Macht durch den göttlichen Segen der Kirche zu weihen, und ihn mit dem heiligen Oehle zu salben, das ihm in den Augen seiner christlichen Unterthanen die Würde eines von Gott gesetzten, geheiligten Fürsten ertheilte, der sie nicht in seinem Namen und um seiner Ehre willen, sondern im Namen und zur Ehre Gottes regieret.

Wie nun die schönen Feierlichkeiten dem guten, alten Gebrauche gemäß, vollendet waren, da trat auch Jene auf, deren Hand den König mitten durch seine Feinde vor diesen Altar geführt, und die keine Gefahr, keine Schmach, und keine Noth zurückgeschreckt, den Willen Gottes zu erfüllen. Sie kniete vor ihrem König nieder und sprach unter heißen Thränen: „Edler König, nun ist der Wille Gottes erfüllt, der gewollt, daß ich Orleans befreite und Euch in die Stadt Rheims führte, die heilige Weihe zu empfangen, damit offenbar würde, daß Ihr der wahre König seyd und der, dem die Krone Frankreichs von Rechtswegen gebühret.“

So sprach die demüthige, weinende Jungfrau und Alle, die sie hörten und sahen wurden von ihren einfältigen Worten erschüttert, mußten mit ihr weinen und priesen Gott um seiner wunderbaren Gnade.

Auch ihr Vater und ihr ältester Bruder wohnte diesem Feste bei und die Stadt Rheims bewirthete ihn auf ihre Kosten.

Ritterschläge, königliche Geschenke, Gelage und Lustbarkeiten beschloßen den festlichen Tag. Die Jungfrau

von Allen bewundert blieb sich in ihrer Demuth immer gleich: „was ich gethan habe, sagte sie, war nur ein Dieneramt;“ und wenn man ihr entgegnete: man habe dergleichen noch Nichts in irgend einem Buche gelesen, dann erwiederte sie: „mein Herr hat ein Buch, in dem kein Gelehrter liest und wäre er auch noch so gelehrt.“

Zum Beschluße der ganzen Feierlichkeit verrichtete der König am dritten Tage die herkömmliche Wallfahrt nach dem Schloße Corbeny, zu dem Grabe Sankt Marculfs, eines heiligen Einsiedlers, der aus dem Geschlechte der Könige von Frankreich entsproßen seyn soll und dem sie die Gnade zuschreiben, daß sie mit ihren geweihten Königs-Händen im Namen Gottes die Skrofelen heilen können. An dem Grabe des Heiligen wurden dem König die Schlüssel der Stadt Laon überbracht.

Um dieselbe Zeit, wo die Franzosen die Krönung ihres Königs feierten, schrieb der Herzog von Bedford verzweifelnd nach England, nur allein der Treue des Herzogen von Burgund verdanke man es, daß nicht Paris und ganz Frankreich für England verloren sey. „Man wird Euch melden, schreibt er in diesem Brief, wie der Dauphin in eigner Person mit großer Heeresmacht zu Felde gezogen ist, mehrere gute Städte, Schlößer und Burgen haben sich ohne Belagerung unterworfen. Heute den 16ten Juli muß er nach Rheims kommen; Morgen wird man ihm die Thore öffnen, Montag wird er sich weihen lassen, und Unverzugs nach seiner Salbung, ist er Willens, gen Paris aufzubrechen und in die Stadt einzuziehen.“ So lautete jetzt die Sprache der Engländer.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Jungfrau mit dem König weiter ziehen mußte und ihr Schwerdt in Stücke brach.

Mit der Krönung König Karls war die Sendung der Jungfrau vollbracht, es bedurfte der Wunder nicht mehr, menschliche Klugheit und Tapferkeit konnte das Uebrige vollenden, sie selbst fühlte es, daß jetzt die Zeit gekommen sey, ihr Schwerdt und ihr Banner vor dem Altare in Rheims aufzuhangen, und ihre Rüstung nieder zu legen. Sie bat darum den König, daß er sie wieder nach Haus zu ihren Eltern lassen möge, um dort ihr Leben still, wie es begonnen, zu schließen. Allein der König und seine Räthe wollten nicht einwilligen, die menschliche Weisheit, die anfänglich ihr begeistertes Wort, als es sie zum Kampfe aufrief, mit Hohn zurück gewiesen, und ihm nur zagend gefolgt war, dieselbe menschliche Weisheit wollte sie jetzt nicht ziehen lassen, wo doch sie selbst ihre Sendung für vollbracht erklärte. Es dachten die Herren kluger Weise, noch so viel wie möglich Vortheil zu ziehen, von dem großen Ansehen, worin die wunderbaren Ereigniße sie gesetzt. Sie lagen ihr darum so lange an, bis sie sich von den Befehlen des Königs und den Bitten der Großen überreden ließ, über ihren Ruf hinaus noch länger zu bleiben. Aber die Lage des armen Mägdleins ist von dem an eine andere, als sie früher gewesen. Die Macht Gottes war von ihr gewichen, wohl konnte sie noch treu und muthig kämpfen, und ihr Blut in den Schlachten für ihren König opfern und den Scheiterhaufen für die Wahrheit ihrer früheren göttlichen Sendung besteigen, allein den gewißen Sieg konnte sie nicht mehr gewinnen. Die Thore der Zukunft sind ihr nicht mehr geöffnet, sie setzt darum auch nicht mehr, wie früher, ih-

ren Rath, als den unfehlbaren Willen Gottes, dem trüglichen Rathe der Menschen entgegen, blinden Gehorsam von diesen verlangend. Es ist ein schmerzlicher und wehmüthiger Anblick, die Jungfrau, die sich nach ihrer ruhigen Heimath aus dem Getümmel des Krieges sehnte, in dem Heere nachschleppen zu sehen, wie sie ihr Blut in einem Kampfe vergießt, zu dem sie nicht ferner berufen ist. Aber gerade diese Verschiedenheit mag zum Beweise dienen, daß sie früher eine Sendung von Oben gehabt, und ist darum nicht minder merkwürdig.

Von Rheims aus näherte sich der König mit seinem Heere allmählig Paris, und wie er vorrückte, so öffneten allenthalben die Städte und Burgen freudig ihre Thore oder ließen durch Abgeordnete ihre Unterwerfung entbieten. Als Chateau Thierry um seine Uebergabe unterhandelte, die nicht wenig durch das Gerücht beschleunigt wurde, als gewahre man Schmetterlinge, wie zu Troyes, um das Banner der Jungfrau, verbreitete sich plötzlich die Nachricht, daß die Engländer heranahen. Das Heer gerieth darüber in Unordnung, die Jungfrau furchtlos wie immer, ermuthigte es und sagte, es sey das eine falsche Nachricht, wie es auch in der That war. Und nun ergab sich die Stadt und die starke englische Besatzung zog daraus ab.

Wie sehr die Jungfrau in den Tagen ihres Glückes noch an der alten Heimath hieng, zeigte sie eben hier, denn es war hier in Chateau Thierry, wo Sie, die für sich selbst nichts begehrte, bei dem König für das arme Domremy und Greux volle Abgabenfreiheit erbat. Der Inhalt dieser Urkunde, wie er noch gegenwärtig zu Greux aufbewahrt wird, lautet im Auszuge also:

„Karl, von Gottes Gnaden, König von Frankreich, dem Amtmann von Chaumont, den Verwaltern der Abgaben, Steuern und Hülfsgelder und allen unseren Beamten und Dienstleuten unsern Gruß! Wir thuen Euch kund: zu Gunsten und auf Begehren unserer sehr geliebten Jo-

hanna, der Jungfrau, wegen des großen, hohen, ausgezeichneten und nützlichen Dienstes, den sie Uns zur Wiedergewinnung unserer Herrschaft geleistet und noch täglich leistet, haben Wir durch Gegenwärtiges verliehen und verleihen den Insassen und Einwohnern der Dörfer Greux und Domremy, im Amte Chaumont in Baßigny, wo die genannte Johanna gebürtigt ist, daß sie hinfüro gefreit seyen entbunden und ledig aller Abgaben, Steuern und Hülfsgeldern ihres Amtes, den gegenwärtigen wie den zukünftigen; darum befehlen und tragen Wir Euch auf, die genannten Insassen und Einwohner ungestört und vollkommen dieser Freiheiten genießen zu laßen, Nichts ihnen aufzulegen noch auflegen zu laßen, weder jetzt noch künftig, und sollten sie in etwas besteuert werden, so soll ein Jeder von Euch das Recht haben, sie frei davon und unbeschwert zu lassen, denn also ist es unser Wohlgefallen und so wollen Wir es gehalten haben, ohne Rücksicht anderwärtiger Verordnungen und Beschränkungen."

„Gegeben zu Chateau Thierry, am letzten Tage des Julius, im Jahre der Gnade ein tausend vierhundert zwanzig und neun, unserer Regierung im siebenten."

Man muß es zur Ehre der französischen Könige rühmen, daß diese Gnade, die der dankbare König Karl VII in dem Schloße von Thierry durch feierliche Urkunde in den letzten Tagen des Julius 1429 ausgestellt, von allen seinen Nachfolgern bis zum Jahre 1610 beobachtet wurde, in welchem Jahre Ludwig XIII sie den 23ten Juni ganz aufs Neue bestätigte, und so währte der schöne, alte Gebrauch fort und fort, bis zu den Zeiten der heillosen französischen Revolution, die mit so vielem Andern auch diese heilige Erinnerung an eine große und wunderbare That der französischen Geschichte vernichtete. Bis zu dieser Zerstörungszeit findet man in den französischen Steuerbüchern die Blätter, welche Domremy und Greux betreffen, offen gelassen, und an der Stelle der Zahlung stehen zur

Erinnerung die Worte geschrieben: „Nichts: die Jungfrau." Und wahrlich, die Jungfrau hat hinlänglich dafür mit ihrem Blute bezahlt; daß dieses aber während beinahe vierhundert Jahren dankbar anerkannt wurde und ihren armen Landsleuten zu Gute kam, ist sehr zu rühmen und kann sich Jeder, der auch kein König ist, zum Beispiel nehmen.

Je näher unterdeßen der König heranrückte, um so größer wurde die Bestürzung in der treulosen Hauptstadt, die Umwohner mähten die Frucht, ehe sie reif war und flohen mit Hab und Gut in ihre Mauern. Der Herzog von Bedford vereinigte sein Heer mit dem des Kardinals von Winchester und rückte nun 12000 Mann stark dem König entgegen. Von Montereau sandte er einen Fehdebrief, worin er ihm in stolzem hochmüthigem Tone Friede oder Schlacht gebot und sich in niedrige Schmähreden gegen die Jungfrau ergoß. Der König sagte zu dem englischen Herolden, der ihm diesen Brief überbrachte spottend: „Dein Heer wird wenig Mühe haben mich zu finden, ich bin es ja gerade, der ihn sucht." Er wartete auf den Herzog mit seinem Heere einen ganzen Tag auf dem Schlachtfelde, der Bedford aber erschien nicht, denn er hielt es für gerathener zurück zu kehren, dem bedrohten Paris zu Hülfe. Da erhob sich in dem Kriegsrath des Königs ein Zwist, die Einen riethen rasch auf der geöffneten Siegesbahn gegen Paris vorzurücken, der König seiner Seits folgte der anderen Parthei, und trat den Rückzug an. Zur Freude aller muthigen Ritter versperrten aber die Engländer plötzlich durch eine Kriegslist den einzigen Uebergang über die Seine, und so mußte König Karl, gegen seinen Willen, vorrücken, auf der Straße von Paris.

Weit und breit unterwarf sich das Land und die Städte, auf allen Wegen empfieng ihn das freudige Volk und rief: Weihnacht! Weihnacht! die Ortschaften zogen ihm mit Kreuz und Fahne entgegen, wo sie seine Herolde

oder ihn sahen, wurde er mit dem Rufe begrüßt: hoch lebe Karl, König von Frankreich; laut priesen sie Gott, daß er dem Lande seinen rechtmäßigen Herren zurückgegeben, und sangen „Herr Gott dich loben wir". Vor allen anderen aber waren ihre Augen stets auf die Jungfrau gerichtet, und es war herrlich zu sehen, wie sie so still und demüthig, und doch so kühn und schön daher ritt, gleich einem schützenden Engel des Reiches. Als sie die große Freude des Volkes sah, brach sie in heiße Thränen aus und weinend sagte sie zu dem Bischof von Rheims, der ihr zur Seite ritt: „das ist ein gutes Volk, ich habe noch nie ein Volk gesehen, das sich so sehr über die Ankunft eines so edlen Königs gefreut hätte. Möge es Gottes Wille seyn, daß ich so glücklich wäre, daß ich in dieser Erde ruhen könnte, wenn meine Tage zu Ende sind." „O Johanna, erwiederte darauf der Bischof, an welchem Orte hofft Ihr zu sterben? „Wo es Gott gefallen wird, war ihre Antwort, denn ich kenne weder Zeit noch Ort besser als Ihr. Möchte es doch Gott meinem Schöpfer gefallen, daß ich gegenwärtig die Waffen nieder legen könnte, und es mir freistünde, meinem Vater und meiner Mutter zu dienen, und die Schaafe mit meinen Brüdern und meiner Schwester zu hüten, die sich sehr freuen würden, mich wieder zusehen." Als sie dieses sprach, hob sie die Augen zum Himmel, und wie der tapfere Dünois bezeugte, erkannten die Ritter, die zugegen waren und sie sahen, und jene Worte hörten, nie so wohl und klar, daß sie von Gott gesandt sey, und nichts mit dem Bösen gemein habe, wie die Englischen vorgaben.

Von drei Seiten her hatte sich schon das Land rund um Paris dem König unterworfen, und er dachte jetzt nach der vierten Seite sich zu wenden, gegen die Normandie und die Picardie, als ihm der Herzog von Bedford bei Senlis mit seinem Heere den Weg verlegte. Das französische Heer zog in Schlachtordnung wider ihn

auf. Der Bedford aber, wohl erkennend, daß der Muth der Seinen allzu sehr durch den Schrecken vor der Jungfrau gebrochen sey, verschanzte sich während der Nacht hinter Gräben und Palisaden und als am Morgen der König mit den Seinen zur Schlacht aufrückte, da standen die furchtbaren englischen Schützen, seines Angriffes erwartend, in unzugänglicher Stellung, und das ganze vereinigte Heer der Engländer und abtrünnigen Franzosen und Burgunder hielt hinter seinen Gräben mit vorgestreckter Lanze, eine weite, dichte, eiserne Mauer. Der König ritt hart an diesem Speerspitzensaum vorüber, stellte sein Heer nur zwei Bogenschüße weit davor auf, und forderte durch seine Herolde den Herzogen von Bedford zum Angriffe und zur Schlacht auf. Als der aber unbeweglich in seiner unangreifbaren Stellung blieb, ritten spottend und höhnend die besten und muthigsten französischen Ritter die lange enge Bahn zwischen beiden Heeren auf und nieder, und forderten die Ritter zum Kampfe heraus. Das ließ sich die englische Ritterschaft nicht zweimal bieten, sie sprengten zornig in großer Anzahl zum Kampfe vor, und so wurde von Morgen bis zum Abend, bald Mann gegen Mann, bald Hause gegen Hausen, wie in einem Turniere gestritten, und mit dem größten Grimme fuhren sie auf einander los, keines Lebens wurde geschont, und der Tag vom Berge Pilon, so hieß der Kampfplatz, lebte noch lange, mit seinen kühnen, gewaltigen Waffenthaten, als ein ritterlicher Ehrentag, in dem Andenken der beiden Völker. Obwohl jeder immer den weichenden Seinen zu Hülfe kam, und so die Haufen sich hin und hertrieben, so ließ es der vorsichtige Bedford doch nicht zur Schlacht kommen, und nach Sonnenuntergang riefen die Trompeten beider Theile, zu gleicher Zeit, ihre Kämpfer ab. Auch an diesem Tage zeichnete die Jungfrau sich durch ihre Unerschrockenheit aus, sie ermuthigte die Ihrigen, wenn sie wichen, und trieb mit ihrer Lanze die angrei-

tenden Feinde zurück. Der König selbst scheute gleichfalls keine Gefahr und ritt mehrmal die enge Kampfbahn auf und ab.

Mittlerer Weile standen in allen Theilen des Landes die französischen Edlen auf und griffen mit ihren Dienstleuten die Burgen und Städte der Engländer an, und eine fiel um die andere und darunter auch das feste Estrepagny, das la Hire erstieg und darin er den berühmten Ritter Barbazan nach neunjähriger Gefangenschaft befreite. Durch diese reißenden Fortschritte der französischen Waffen war jetzt die Normandie, das alte englische Stammland, von zweien Seiten bedroht und darum eilte Bedford schon am folgenden Tage, mit dem größeren Theile seines Heeres, aus dem Lager beim Berge Pilov, zu ihrem Schutze herbei. Der König seiner Seits rückte gegen Paris vor. Auch dem Herzogen von Burgund schickte er auf Anrathen der Jungfrau Gesandte, ihm die Hand zur Versöhnung darzureichen, konnte aber fürs Erste nichts als Versprechungen erhalten.

Der englische Kanzler zu Paris, durch des Königs Vorrücken besorgt, ließ die Bürger aufs Neue den Eid der Treue für England ablegen. Um sie von jeder Aussöhnung abzuschrecken wurde ferner verkündet: wie Herr Karl von Valois, so nannten sie den König, die Stadt Paris, so Männer als Frauen, Vornehme und Geringe, seinen Kriegsleuten preis zu geben versprochen.

Zu Saint Denys, der uralten Ruhestätte der französischen Könige schon seit dem ersten Aufkommen der Monarchie, sagte König Karl Gott und den Schutzheiligen seines Reiches für die ihm erwiesene Gnade Dank und brachte auf dem Grabe seiner Väter, wie es seines Hauses Gebrauch seit undenklichen Zeiten war, reiche Weihgeschenke dar. Johanna hob hier zwei Kinder aus der Taufe, die Leute drängten sich auch hier um sie her und küßten ihr

Ringe und Gewand. Aber daß ihre Sendung zu Ende sey, zeigte sich auch hier und auf eine besondere Weise.

Mild und freundlich und mitleidevoll gegen Alle, die ihr nahten, hatte sie einen unwiderstehlichen Abscheu vor schaamlosen Frauen, die mit den zuchtlosen Kriegsleuten ihr Wesen trieben und das Heer verpesteten. Sie ermahnte sie mit guten und bösen Worten von ihrem sündigen Leben zu lassen, zum öfteren hatte sie ihnen verboten, dem Heere zu folgen, wenn die Kriegsleute sie nicht auf der Stelle zur Ehe nehmen wollten. Strenge hatte sie ihnen untersagt, ja nicht ihr vor die Augen zu kommen, denn sie konnte ihren Anblick nicht ertragen. Da geschah es um eben diese Zeit, daß sie wieder eine solche mitten unter den Kriegsleuten sah, von heftigem Zorn überwältigt, schlug sie mit dem flachen Schwerdte nach ihr, und siehe, das Schwerdt, das vor Orleans, vor Jargeau und Patay so gut getroffen, brach jetzt in Stücke. Und es war, wie die Chroniken berichten, kein Waffenschmidt so geschickt, der es wieder hätte zusammenschmieden können. Der König war darüber sehr mißmuthig und man sagte ihr, sie hätte sich wohl eines Stockes dazu bedienen können. Aber hätten die Herren die Jungfrau von Rheims heimkehren laßen, das Schwerdt wäre nicht gebrochen. Johanna selbst war die Erinnerung an diesen Verlust und die Weise wie die Waffe, die ihr die Heiligen gezeigt, durch die Schuld ihres aufwallenden Zornes gebrochen, so schmerzlich, daß sie niemals ihren Richtern erzählen wollte, was daraus geworden.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Bestürmung von Paris.

Zu Saint Denys beschloßen die Herren die Stadt Paris anzugreifen. Sie wollten einmal versuchen, ob das Volk, wenn es die Macht des Königs vor der Stadt sähe, sich nicht zu seinen Gunsten wider die Engländer erheben würde. Der Johanna befahlen ihre Stimmen, die ihr früher den Kampf geboten, weder gegen Paris zu ziehen noch zu bleiben, und hatte sie früher dem König feierlich die Befreiung Orleans im Namen Gottes vorausgesagt, so konnte sie ihm jetzt kein solches Versprechen mehr geben.

Am achten September, es war das Fest Mariä Geburt und die Pariser waren gerade im Hochamt, stellten um die eilfte Morgenstunde, die Feldherren, und darunter viele der Helden von Orleans, das Heer vor die Mauern von Paris, nach der Abendseite der Stadt auf. Der sorglose König selbst war in Saint Denys zurückgeblieben. Zugegen waren der Herzog von Alençon, die Grafen von Clermont, von Vendome und Laval und die Marschälle von Saint Severe und Rayz. Unterstützt von dem Feuer ihres Geschützes fiengen die Franzosen an, die Gräben zu füllen und wider die Bollwerke mit aller Macht, unter zornigen Schimpfreden gegen die treulose Stadt, zu stürmen. Sie wurden von den Engländern und Burgundern und den Bürgern der Stadt hart empfangen. Auf das muthigste kämpfte die Jungfrau, sie rang einem Engländer das Schwerdt aus der Hand und überstieg um zwei Uhr Mittags, von dem Marschall von Rayz und einem großen Kriegshaufen begleitet, den ersten feindlichen Graben. Als sie aber an den zweiten kam, fand sie ihn tief und voll Wasser, so daß sie an mehreren Stellen hin und hergehend, mit der Lanze seine Tiefe zum Uebergeben prüfte, während ihre Leute Reisig und Balken hinein=

warfen. In diesem Augenblicke erhob auch die königliche Parthei in der Stadt verabredeter Weise in allen Straßen ein großes Geschrei, als seyen die Franzosen schon in die Stadt eingedrungen und die Englischen besiegt. Alle Leute die in der Kirche Trost gesucht hatten, liefen darüber erschrocken in ihre Häuser und schloßen sie hinter sich zu. Aber es half den Franzosen diese List nichts. Es erhob sich kein Aufstand in der Stadt gegen die Engländer, denn die Einen blieben ruhig in ihren Häusern, die Andern fochten auf den Wällen. Noch immer stand Johanna vor dem zweiten Graben, vor ihr wehte ihr Banner und um sie her regnete es Pfeile, Kugeln und Steine aus dem feindlichen Geschütze. „Uebergebt die Stadt dem Könige von Frankreich", rief sie unerschrocken den abtrünnigen Bürgern zu. Diese antworteten mit schrecklichen Schmähworten, als plötzlich ein Pfeil aus einer Armbrust ihr tief den Schenkel verwundete. Ein anderer Pfeil durchbohrte ihrem Bannerführer den Fuß. Er öffnete das Visier, um den Pfeil aus der Wunde zu ziehen, als ein neuer Pfeil die entblößte Stirne zwischen den Augen spaltete und ihn auf den Tod verwundete. So währte bis vier Uhr Nachmittag der Kampf unentschieden, mit großer Wuth. Auch verwundet trieb sie die Ihren noch stärker zum Kampfe an, um so muthiger aber kämpften Die von der Stadt und warfen die Stürmenden zurück.

Von der Wunde erschöpft, und um den Ausgang des Kampfes bekümmert, legte Johanna sich hinter einen Graben nieder und wollte nicht mehr von der Stelle weichen. Und als schon der Befehl zum Rückzuge gegeben und die Andern ihm gefolgt, lag sie noch immer dort bis Mitternacht, wo der Herzog von Alençon sie suchen und fast mit Gewalt zurückbringen ließ, weil alle Bitten nichts halfen.

Also zog das Heer nach einem großen und blutigen Verluste wieder zurück. Dieweil nun vor Aller Augen kund geworden, daß Johanna ferner nicht mehr mit

der Macht Gottes bekleidet sey, so kniete sie in der Kirche zu Saint Denys vor dem Altare des Schutzheiligen ihres Landes nieder, dankte Gott, der heiligen Jungfrau und den heiligen Martyrern für die Gnaden, die sie ihr erwiesen und hieng dann ihre Rüstung mit dem gewonnenen Schwerte an der Säule vor dem Grabe des heiligen Dionysius auf, entschloßen, wie es scheint, nun heimzukehren in das Thal ihrer Heimath, wo sie als Kind die Heerden gehütet. Sie ließ sich aber doch wieder durch Bitten und Zuspruch bereden, bei dem König zu bleiben. Dieser ließ, da der Winter herannahte, einen Theil seines Heeres in den wiedergewonnenen Städten und Plätzen als Besatzung und kehrte dann mit dem größeren Theile desselben, der aus unbesoldeten Freiwilligen bestand, die nach Hause begehrten, nach Gien zurück, von wo aus er vor drei Monaten seinen Krönungszug angetreten hatte.

Als Johanna später in ihrem Verhör gefragt wurde, ob sie auf den Rath ihrer Stimmen vor Paris gezogen sey, erwiederte sie: „Nein, sondern auf das Begehren der Edelleute, die ein Geplänkel oder einen Handstreich gegen die Stadt ausführen wollten, ich hatte wohl die Absicht weiter über die Stadtgräben hinaus vorzudringen.“ Auf die fernere Frage, ob sie die Waffen in St. Denys aufgehangen habe, damit man ihnen heilige Ehre erweise, antwortete sie: „Nein, sondern aus Andacht, wie das bei den Kriegsleuten so herkömmlich ist, wenn sie verwundet sind und weil ich vor Paris verwundet war. Und ich weihte sie zu St. Denys weil St. Dionys der Feldruf der Franzosen ist. — Meine Stimmen sagten mir, ich sollte in St. Denys, oder wo ich sonst wollte bleiben, aber die Herren wollten mich nicht da lassen, weil ich verwundet war, und ohne dies wäre ich auch nicht gegangen; in fünf Tagen wurde ich wieder geheilt.“

Wir wollen hier einen Brief aus dem Königsberger Archiv, dessen schon im vierzehnten Kapitel Erwäh-

nung geschehen, vollständig mittheilen, weil auch er ein lebendiges Zeugniß von den Thaten der Jungfrau gibt. Er wurde nur drei Tage nach ihrem großen Siege von Patay von einem Kämmerer und Ritter Karls VII an den Herzog von Mailand geschrieben. Er erzählt kurz ihr ganzes Leben von ihrer Geburt an bis zu jenem Tage. Wenn man nun das, was wir aus den eidlichen Aussagen der Augenzeugen über die Jugend der Jungfrau wissen, mit dem vergleicht, was dieser Ritter davon berichtet, so sieht man, wie die Volkssage, nach ihrer Weise, schon mancherlei Wunderbares zur Verklärung der geliebten Heldin, ihrem Leben angedichtet, wovon die Geschichte nichts weiß. So hören wir hier zum ersten Mal, wie selbst die Hahnen die Geburt der wunderbaren Befreierin Frankreichs verkündet, was glauben kann, wer Lust hat. Ist aber auch einiges von dem, was der gute Ritter von ihrer früheren Jugend berichtet, ziemlich sagenhaft, so verdient um so größeren Glauben, was er von ihren späteren Thaten und namentlich von der Schlacht von Patay erzählt, da der Brief ja kurz danach geschrieben ward, und er ohne Zweifel bei Karl VII war, und seine Nachrichten auch genau mit den anderen übereinstimmen.

Der Brief selber ist nur in einer Uebersetzung aus dem 15. Jahrhundert vorhanden. Der Uebersetzer war des Deutschen nicht recht mächtig und übersetzte das Lateinische oder Französische Wort für Wort und Satz für Satz, so daß er an manchen Stellen ziemlich schwer zu verstehen ist. Auch sind einige Worte am Rande weggerissen, die sich aber leicht aus dem Sinne ergänzen ließen. Er folgt hier, mit möglichster Treue, zum besseren Verständniß, in die heutige Sprache übersetzt.

*) Dem allerdurchlauchtigsten und großmächtigen Fürsten, Herzogen Mdi (von Mailand) und meinem allerehrwürdigsten Herrn.

Allerdurchlauchtigster, großmächtiger Fürst und mein ehrwürdigster Herr! Ihre thätige Sorge und Ihr wißbegieriger Geist, der neue Dinge, die kein Anderer früher gesehen, zu sehen begehrt und dem das Veraltete, als längst abgenutzt widerstebet, dieses ist Großmächtiger! der Grund, warum ich, in Betracht, daß Euer Durchlaucht wunderbare Dinge loben und sie mühsam zu durchforschen begehren, es wage, Euch Nachricht zu geben, was für Wunder und wie große neulich unserem König und seinem Reich widerfahren sind. Weil, wie ich wähne, Ihnen das Gerücht von einer gewißen Jungfrau zu Ohren gekommen, die uns Gott mildiglich gesandt: so will ich den Anbeginn ihrer Geburt erzählen, damit ich die Thaten, das Wesen und die Sitten ihres Lebens kürzlich berichten kann.

Sie ward geboren in einem kleinen Dörflein, genannt Domremi, in der Valley von Baßigny, innerhalb und an den Marken des französischen Reiches, an dem Fluße Maas bei Lothringen. Man weiß daß sie von gerechten, einfältigen Eltern geboren ward. In der Geburtsnacht des Herren, wo die Völker der Werke Christi in größerer Wonne zu gedenken pflegen, ist sie eingegangen in das Licht der Sterblichen. Und wunderbar ward alles Volk deßelben Ortes von einer überschwenglichen Freude bewegt; unbekannt mit der Geburt der Jungfrau lief es hin und her und fragte: was Neues geschehen wäre. Etlichen ward das Herz von der neuen Freude ganz erschüttert. Ja was noch mehr, die Hahnen,

*) Das Original hat der Direktor des Archivs, Professor Voigt in der Leipziger Literatur-Zeitung 1820 Nro. 135 und 136 bekannt gemacht.

gleichsam als die Verkündiger der neuen Freude, ließen sich mit ungewöhnlichem und sonst noch nie gehörtem Schreye vernehmen. Man sah wie sie länger denn zwei Stunden mit ihren Flügeln an den Leib schlagend dieses neuen Dinges Geschichte weissagten.

Das Kind wuchs heran, und da es sieben Jahre zählte, ward ihm nach Sitten der Ackersleute die Hütung der Schaafe aufgetragen. Dabei ist ihm, wie man weiß, kein Schäflein verloren gegangen, kein einziges ward ihm von den Thieren gefressen, und so lange sie in ihres Vaters Haus war, beschützte sie alles Gesinde mit solcher Sicherheit, daß weder der Feinde Bedrängen, noch der Barbaren Bosheit ihnen das Geringste anhaben konnte.

Danach, da ihres Alters zwölf Jahre verflossen waren, geschah ihr die erste Offenbarung in folgender Weise; sie hütete mit den Jungfrauen ihrer Gesellschaft die Schaafe ihrer Eltern, gieng in einer Wiese umher und ward von ihnen gefragt, ob sie für eine handvoll Blumen oder etwas dergleichen springen wolle. Sie vollführte es und da sie es verheißen hatte, ward sie zum anderen und zum dritten Male im Laufe mit solcher Schnelligkeit beweget, daß die allerwenigsten glaubten, sie berühre die Erde, dergestalt, daß eine der Jungfrauen rief: „Johanna (das ist der Name der Jungfrau) ich sehe dich über der Erde durch die Lüfte fliegen.

Als sie den Lauf vollbracht hatte und am Ende der Wiese gleichsam verzückt und den Sinnen entfremdet ihren Geist sammelte, und ihren ermüdeten Leib ausruhte, stand eine Jungfrau bei ihr, die sie also anredete: „Johanna! eile nach Hause, denn die Mutter hat gesprochen, sie bedürfe deiner Hülfe.“ Und glaubend, daß es der Bruder oder eines der Nachbarkinder sey, kam sie eilends nach Hause, begegnete ihrer Mutter, die sie um die Ursache ihres Kommens und warum sie die Schaafe verlassen, fragte und ausschalt. Da antwortete die un-

schuldige Jungfrau und sprach: hast du nicht nach mir geboten? Woräuf die Mutter nein sagte. Da glaubte sie sich zuerst betrogen und wie sie zu ihrer Gesellschaft zurückkehren wollte, da fiel plötzlich eine überaus glänzende Wolke vor ihre Augen und aus der Wolke geschah eine Stimme an sie, die sprach: „Johanna dir geziemt einen anderen Weg zu gehen und wunderbare Thaten zu verrichten, dieweil du Die bist, die der König des Himmels erwählt hat zur Wiedererhebung des Königs von Frankreich und zum Schutze und Schirm für Karl den König, der aus seiner Herrschaft vertrieben ist. Mannkleidung sollst du anziehen, Waffen nehmen und ein Haupt des Krieges wirst du seyn. Alle sollen nach deinem Rathe regiert werden." Als die Stimme aufgehört, da verschwand die Wolke und die Jungfrau erschrack über ein solches Wunder, legte den Worten selbst keinen Glauben bei und war gleichsam ganz verwirrt. Die Unschuldige wußte nicht ob sie jezund glauben sollte oder nicht und da dergleichen Offenbarungen Tag und Nacht an die vorgenannte Jungfrau geschahen, und manchmal anderwärts erneuert wurden, so schwieg sie doch und offenbarte Niemanden ihr Herz, außer allein dem Pfarrer. Und so blieb sie in dieser Ungewißheit so eine Zeit von fünf Jahren verharren.

Danach als der Graf von Salisbury von England herüber nach Frankreich berufen ward und der vorgenannten Jungfrau die erwähnten Gesichte und Offenbarungen nur ungewöhnlich erneuerten und vervielfältigten, ward ihr Herz erschüttert, ihr Geist entbrannte in Angst, bis eines Tages, da sie auf dem Felde wie gewöhnlich, die Erscheinung schaute, sie eine größere und klarere, denn sie zuvor gesehen, wahrnahm, und eine Stimme an sie ergieng, sprechend: „Wie lange säumst du! war-

um eilest du nicht? warum gehst du nicht raschen Schrittes, wohin dich der König des Himmels gesandt hat; denn Frankreich wird durch deine Abwesenheit zerrißen, Städte werden gebrochen, die Gerechten sterben, die Edelen werden getödtet, das achtbare Blut wird vergossen." So einiger Maßen durch die Ermahnung bestärket, sagte sie zu ihrem Pfarrer: „was werde ich thun oder wie soll ichs anfangen? ich will gehen, der Weg ist mir unbekannt, ich kenne das Volk nicht und kenne den König nicht. Sie werden mir nicht glauben; ich werde ihnen zum Gelächter seyn und das wie billig, denn was ist thörichter, als den Mächtigsten zu sagen, daß eine Hirtenjungfrau Frankreich herstellen und die Heeresfahrt anführen wird, daß von ihrem Arme der Sieg wieder gebracht wird. Was muß mehr zum Spotte seyn, als wenn die Jungfrau Mannskleider anlegen wird?"

Und nachdem sie dieses und vieles Andere geredet hatte, ward ihr folgende Antwort: „der König des Himmels schickt dieses und will es; frage nicht weiter, wie es geschehen wird, denn also wie der Wille Gottes im Himmel geschieht, so wird er auch auf Erden geschehen. Gehe hier in das nahegelegene Dorf, das genannt ist Vaucouleurs und das allein in dem Lande Champagne dem König die Treue hält. Des Dorfes Hüter wird dich ohne alles Hinderniß führen, so wie du es von ihm begehrst. Also that sie, und da sie ihm viel Wunderbares vorher erwiesen hatte, da hieß er sie in Gesellschaft von Edelmännern zum König geleiten. Sie giengen kühn mitten durch die Feinde hindurch, ohne gehindert oder vertrieben zu werden.

Und da sie zur Burg von Chinon im Lande Touraine kamen, wo der König sich befestigte, da ward mit dem Rathe des Königes beschloßen, daß sie das Angesicht des Königs nicht sehen sollte und auch ihm nicht sollte vorgestellt werden, bis an den dritten Tag. Aber schnell wurden Aller Herzen umgewandelt, die Jungfrau ward aufgenommen, und sie stieg zur Hand vom Pferde nieder. Sie ward durch Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und beider Rechte Lehrer sehr fleißig gehört über ihren Glauben und ihre Sitten. Danach führte der König sie mit sich in seinen versammelten Rath, auf daß sie strenger und wachsamer befragt würde. Und sie ward in dem Allem erfunden als getreugläubig, und rechtdenkend im Glauben, in den Sakramenten und Gesetzen der Kirche. Weiter ward sie von verständigen Frauen und erfahrnen, kundigen Jungfrauen, Wittwen und Verehlichten auf das allerfleißigste geprüft, die nichts anders als eine ehrliche Magd an ihr erkannten. Und dennoch ward sie eine Zeit von sechs Wochen bewacht, beschaut und beobachtet, ob irgend eine Minderung oder ein Wandel in dem Begonnenen an ihr wahrzunehmen wäre. Davon geschah aber wenig. Sie diente unverändert Gott, hörte die Messe, empfieng den heiligen Leib, folgte ihrem ersten Vorsatze, bat den König alle Tage mit Weinen und Seufzen, daß er ihr Urlaub geben möge wider die Feinde zu ziehen oder in das väterliche Haus heimzukehren. Und nachdem sie mit Mühe Urlaub erworben, zog sie hinein in Orleans, um Verräthe dahin zu geleiten. Sie berannte bald darauf die Vesten der belagernden Feinde und obwohl diese für unüberwindlich galten, so überwand sie doch die Feinde in einer Zeit von drei Tagen. Es wurden nicht Wenige getödtet, Viele wurden gefangen, der übrige Theil in die Flucht gejagt und die Stadt von der Belagerung befreit.

Als dies vollbracht war, kehrte sie wieder zum König zurück. Der König neigte sich ihr entgegen, nahm sie

freudig auf und sie blieb eine Weile bei dem König. Sie eilt und sorgt, daß er eine Heerfahrt läßt verkünden, um den anderen Theil der Feinde zu überwinden. Und da das Heer wieder gerüstet war, belagerte sie das Dorf Jargeau. Sie that den Morgen darauf einen Kampf und gewann es mit Macht. Sechshundert guter Reiter wurden da überwunden, darunter wurden der Graf von Suffolk, ein Englischer und sein Bruder gefangen. Doch der andere Bruder ward getödtet. Aber nach einer Zeit von drei Tagen greift sie die starken, befestigten Städte, Meun an der Loire und Beaugency an und bekämpft und überwindet dieselben. Und ohne Säumen eilt sie am Sonntag, der da war der 18te Tag des Monats Juni denen entgegen, die dem Heere der Englischen zu Hülfe kamen. Die Feinde wurden angegriffen, die Unseren trugen den Sieg davon, tausend fünfhundert Männer wurden zu todt geschlagen, tausend gefangen, worunter etliche Hauptleute, als die Herren von Talbot, Fastolf und der Sohn des Herrn von Hendefort und noch viele Andere. Dagegen wurden von den Unseren nicht drey todt gefunden. Was wir alles als durch ein göttliches Wunder geschehen glauben.

Dieses und vieles Andere hat die Jungfrau verrichtet und Gott gebe, daß sie noch Größeres verrichten möge. Sie ist von anmuthiger Schönheit, übet männliche Werke, redet wenig, zeigt wunderbare Klugheit. Im Reden und in ihren Gesprächen hat sie eine feine Stimme nach Art eines Weibes. Sie ißt wenig, genießt mäßig den Wein, in der Schönheit der Waffen und Pferde ist sie*) .... gewappnete Mannen und Edle liebt sie sehr, vieler Reden ist sie verdrossen, liebt ein fröhliches Gesicht, erträgt unerhörte Arbeit, in der Führung der Waffen und der Enthaltsamkeit vermag sie dieses so sehr, daß sie sechs Tage,

*) Hier ist eine Lücke in der Handschrift.

bei Tag und Nacht ohne Unterlaß vollkommen gewappnet bleibt. Sie sagt, die Englischen hätten kein Recht an Frankreich. Darum hat sie sich als von Gott gesandt erklärt, um dieselben auszutreiben und zu überwinden, jedoch erst nach vorhergegangener Mahnung. Dem König erbietet sie hohe Ehre, sie sagt, er sey von Gott geliebt und in besonderem Schutze, darum er auch würde bewahrt werden. Von den Herzogen von Orleans, Euerem Neffen,*) hat sie gesagt, er würde wunderbar befreit werden, aber nachdem vorher Mahnung an die Englischen, die ihn gefangen halten, zu seiner Befreiung ergangen.

Erlauchter Fürst! damit ich ein End mache, es sind mehr Wunder geschehen, als ich Euch schreiben kann. Jetzt ist sie nach der Gegend der Stadt Rheims gegen die Champagne hin gezogen, wo der König gedenkt eilends hin zu gehen zu seiner Krönung und Salbung. Erlauchtester, Großmächtigster Fürst und mein hochzuverehrendster Herr! ich empfehle mich sehr demüthiglich, indem ich den Allerhöchsten bitte, daß er Euch behüte und seliglich Eure Wünsche erfülle. Geschrieben Biteremis am XXI Tage des Monats Junius.

Euer demüthiger Diener Parzifal Herr Boulainvilli, einer des Rathes und Kämmerer des Königs der Franzosen, des Herzogs von Orleans Seneschal und Ritter des Königs.

*) Man sieht hieraus, daß der Brief an den Herzog Philipp Maria gerichtet war, der als Herzog von Mailand vom Jahre 1412 bis 1447 regierte. Seine Schwester Valentina war an den Vater des gefangenen Herzog's Karl von Orleans, den ermordeten Herzog Ludwig verheirathet gewesen. Herzog Karl war also der Neffe des Herzogs Philipp Maria und machte als solcher nach seinem Tode auch Ansprüche auf die Erbschaft. Franz Sforza wurde erst 1450 Herzog von Mailand; die Vermuthung, daß an ihn der Brief gerichtet sey, ist darum unrichtig.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Ruhme der Jungfrau und ihrem frommen Leben.

Der Ruhm der Jungfrau, ihr heiliges Leben und ihre wunderbaren Siege verbreiteten sich unterdessen mehr und mehr in allen Ländern der Christenheit, und selbst unter ihren Feinden wurde der Name der Befreierin von Orleans mit Ehrfurcht genannt. Noch besitzen wir eine Abhandlung, die um diese Zeit ein Unterthan des Herzogs von Burgund, der in jener Zeit bekannte holländische Theolog Heinrich von Gorckheim schrieb. Er stellt sehr behutsam in damals üblicher Schulform die Gründe für und wider die göttliche Sendung der Jungfrau einander gegenüber, und obwohl er zuletzt die Frage unentschieden läßt und sagt, er habe nur zur künftigen tieferen Erforschung der Sache beitragen wollen, so sind doch die Zeugnisse, die er ihr nach dem allgemeinen Ruf und der Erzählung mehrerer glaubwürdiger Personen giebt, sehr ehrenvoll für die Jungfrau, besonders da sie aus dem Lande ihrer Feinde kommen. Sie bewährt ihre göttliche Sendung, sagt unter Andern dieser Holländer, durch übernatürliche Zeichen, als da sind: Offenbarung im Herzen verschloßener Geheimniße und Vorhersagung künftiger Dinge. Sitzt sie zu Roße, ihr Banner in der Hand, dann ist sie wunderbar rüstig und geschäftig, und wie ein Feldherr kundig der kunstgerechten Heerführung; dann werden auch die Ihren muthig und furchtsam ihre Gegner, als sey ihnen alle Kraft benommen. Steigt sie aber vom Roße nieder und legt wieder ihr gewohntes Frauenkleid an, dann ist sie in allen weltlichen Geschäften gar einfältig und unerfahren, wie ein schuldloses Lamm. Auch wird erzählt, wie sie in Keuschheit und Enthaltsamkeit ein Gott geweihtes Leben geführt hat, und allen Denen, die ihr gehorsamen wollen,

Mord und Raub und jegliche Gewaltthat verbietet. Und dieser und ähnlicher Ursachen wegen unterwerfen sich die Länder, Gemeinden und Schlößer dem königlichen Sohne und geloben ihm Treue. Sie ermahnt auch die Menschen zur Tugend und zu den Werken der Gerechtigkeit, durch die Gottes Preis verherrlicht wird. Sie sucht keinen Gewinn und arbeitet mit ihrer ganzen Andacht für das Kleinod des Friedens. Hiezu aber hat sie des bösen Geistes nicht Noth, der ja der Vater der Zwietracht ist." So weit Heinrich von Gorckheim.

Nach der einstimmigen Aussage von mehr als fünfzig Augenzeugen hat die Jungfrau auch dieses Lob wohl verdient, denn auf dem blutigen Schlachtfelde, vor dem König in dem Glanze seines Hofes, vor den Armen und Bedrängten, in den Tagen ihres Glückes wie ihres Unglückes, war sie stets das fromme, demüthige Hirtenmädchen. Die Gnaden, die Gott über sie ausgegoßen, machten sie, wie die Zeugen berichten, nur um so eifriger in seinem Dienste und dem Gebrauche der Sakramente. Für sich selbst begehrte sie nichts, als daß Gott Barmherzigkeit mit ihrer armen Seele haben möchte. So fromm und heilig sie auch lebte, und wenn gleich Niemand an ihr einen Fehler zu entdecken wußte, so beichtete sie doch niemal, ohne über ihre Sünden zu weinen.

Sie hat keinen Feind in der Schlacht erschlagen, sie wollte kein Blut vergießen, es war ihr genug ihr Banner allen Uebrigen vorauszutragen. Darum bediente sie sich des Schwerdtes weniger und wehrte sich meistens gegen die Angreifenden mit der Lanze oder einer kleinen Streitaxt, die sie am Gürtel trug.

Jeden Tag, so lange sie mit dem Heere zu Felde lag, gieng sie, wenn der Morgen zum Ersten dämmerte, in die nächste Kirche, durch den Klang der Glocken ließ sie dann eine halbe Stunde lang alle geistlichen Brüder, die dem Heere folgten, zum Gottesdienst rufen. Sie

kniete mitten unter ihnen nieder, während die Brüder einen Lobgesang auf die heilige Jungfrau absangen. Wenn der Priester den Leib des Herrn zur Anbetung emporhielt, zerfloß sie in heiße Thränen. Ihr Beichtvater mußte ihr alle Klöster seines Ordens angeben, an denen sie der Weg vorüber führte und eines Tages hatte sie in einem selben die besondere Freude mit armen Kindern zum Abendmahl zu gehen.

Vom König verlangte sie nichts, als was sie zum Unterhalt ihrer Pferde, ihrer Rüstungen und Leute bedurfte, was ihr davon übrig blieb, gab sie mit freigebiger Hand den Armen und wenn man sie zur Sparsamkeit ermahnte, gab sie zur Antwort: „Ich bin ja zum Troste der Armen und Hülflosen gesandt." Streng verbot sie ihren Kriegsleuten das Plündern und sie selbst litt lieber Hunger, als daß sie etwas aß, wovon sie argwohnte, es möchte mit Gewalt geraubt worden seyn. Als einst ein Schotte, der des Französischen nicht kundig war, sie einlud, von einem geraubten Kalbe zu essen, wurde sie so unwillig, daß sie in der ersten Hitze mit dem Degen nach ihm schlagen wollte. In allen ihren Reden war sie so rein, so von Liebe zu Gott und Abscheu vor dem Bösen durchdrungen, daß Alle, die ihr nahe kamen, eine heilige Scheu vor ihr ergriff.

Noch wird in der königlichen Bibliothek von Paris ein Gebet in lateinischer Sprache aufbewahrt, das nach der Ueberschrift zu urtheilen, in den Kirchen während des Krieges der Jungfrau gebetet ward, um die gnadenreiche Hülfe Gottes über Frankreich herabzurufen. Es lautet also:

Antiph. Unsere Feinde stehen geschaaret und brüsten sich ihrer Stärke. Vernichte ihre Tapferkeit, o Herr, und zerstreue sie, auf daß sie erkennen, daß kein Anderer für uns streite, denn Du, unser Gott

Respon. Gib ihnen Furcht ein und mache sie erblaßen, mögen sie erschüttert werden durch ihre Vernichtung.

Herr erhöre das Gebet u. s. w.

Der Herr sey mit Euch. Laßt uns beten.

Gebet.

Gott, du Urheber des Friedens, der du ohne Bogen und Pfeil die Feinde Derer, die auf dich vertrauen, vertilgest, komme uns zu Hülfe, wir bitten Dich, o Herr, damit Du gnädig auf unser Unglück blickest, und wie Du dein Volk durch die Hand eines Weibes befreit hast, so erhebe Karl unserem König den Arm zum Siege, auf daß er die Feinde, die dermalen auf ihre Menge vertrauen und sich ihrer Pfeile und Lanzen rühmen, jetzund könne besiegen, und einstens mit dem ihm anvertrauten Volke bei Dir in Herrlichkeit verbleiben möge, der Du der Weg, die Wahrheit und das Leben bist, durch unseren Herrn Jesum Christum.

Ihrer göttlichen Sendung willen lag ihr Alles daran, daß auch nicht der leiseste Verdacht, der manche Gemüther hätte zweifelhaft machen können, ihren guten Ruf befleckte. Sie sprach darum nie nach Sonnenuntergang mehr mit einem Manne, sie schlief stets von Frauen oder Jungfrauen umgeben, war ihr dieses unmöglich oder mußte sie unter freiem Himmel im Felde übernachten, so schlief sie in ihrer vollen Kriegskleidung. Als sie zu Bourges war, und gern jeden Morgen der Frühmette beigewohnt hätte, aber zu einer so frühen Stunde nicht unbegleitet gehen wollte, bat sie ihre Hausfrau inständigst sie zu begleiten. Johann d'Aulon, der seines Amtes wegen, stets um sie war, erzählte darum auch häufig, er glaube nicht, daß es eine züchtigere Frau auf der Welt gäbe. Oft in der Nacht, wenn sie die Anderen schlafend glaubte, stand sie heimlich auf und betete knieend für die Wohlfahrt des Königs und des Reiches.

Und wie mußte da der Muth des Heeres aufflammen, wenn dann die stille, heilige Jungfrau auf hohem Roße den kühnsten Rittern voran, durch das Feuer des Geschützes hindurch sprengte und unermüdet, muthig und gottbegeistert den Angriff leitete.

In der Ahnung ihres nahen Todes sprach sie zum öfteren zu ihrem Beichtvater: „wenn es mein Loos ist, bald zu sterben, so sagt dem König, unserem Herrn, von meiner Seite, er möge doch Kapellen errichten, damit darin der Allerhöchste angerufen werde, für das Seelenheil Jener, die in diesem Kriege für die Vertheidigung des Reiches gefallen sind.“

König Karl aber dachte seinerseits, er müße aus schuldiger Dankbarkeit die Hand, durch die ihm von Gott eine so große Gnade geworden, mit aller menschlichen Ehre schmücken, und darum umgab er sie mit königlichem Glanze und einer sehr vornehmen Bedienung, wie sie nur den angesehensten Herren eigen war. Sie mußte auf seinen Befehl eine reiche Kriegskleidung führen, es war das ein durchbrochener Wappenrock aus Goldstoff, den sie über ihrer Rüstung trug. Sie führte ein umgekrämptes Baret, purpurne Beinkleider mit vielen Spangen und ein Unterkleid. An der Hand trug sie Ringe, von denen sie einen besonders liebte, es standen drei Kreuze mit dem Namen: „Jesus Maria“ darauf eingegraben, sie hatte mit ihm einst die h. Katharina, als sie ihr erschienen, berührt und er war ihr ein theueres Andenken an ihre Eltern. Zum Dienste erhielt sie vom König adeliche Fräulein, einen Haushofmeister, einen Stallmeister, mehrere Edelknaben und Kammerdiener.

Aber außer diesem Glanze, mit dem der König ihre Person umgab, wollte er sie auch noch mit einem anderen Glanze umgeben, der nicht mit ihr sterben sollte, sondern der, so lange ein Abkomme aus ihrem Hause lebe, fort und fort die große Gnade vor aller Welt bezeugen sollte,

die ihm durch die Jungfrau zu Theil geworden. Dieses nämlich war der Grund, wie er selbst in der darüber ausgestellten Urkunde sich ausspricht, weßwegen er sie und ihr ganzes Haus in männlicher und weiblicher Nachkommenschaft in den Adel erhob. Der Inhalt dieser Urkunde ist noch gegenwärtig uns erhalten. Er möge darum, als ein Beispiel der Demüthigung und Huldigung menschlicher Hoheit unter die Allmacht Gottes, im Auszuge hier stehen, denn leider sind die Beispiele des menschlichen Uebermuthes und der Undankbarkeit viel häufiger.

„Karl von Gottes Gnaden, König der Franzosen, zu „einem ewigen Gedächtniß. Entschlossen die göttliche Allmacht um der vielen und herrlichen Gnaden zu „preisen, die sie uns durch den ruhmreichen Dienst unserer „theueren und lieben, der Jungfrau Johanna von Ark „aus Domremy, im Amte Chaumont, bis jetzt hat „zu Theile werden lassen, von denen Wir hoffen, daß sie „sich mit der Hülfe der göttlichen Barmherzigkeit noch „mehren werden: halten Wir für geziemend und halten für „schicklich, die Jungfrau selbst und ihr ganzes Geschlecht, „so wohl um der Verdienste willen, die sie sich um Uns „erworben, als auch zur Verkündigung des göttlichen „Lobes, mit solchen Ehren zu schmücken und auszuzeichnen, wie sie der Würde unserer königlichen Majestät „geziemen, auf daß die Jungfrau, die von dem göttlichen „Lichte beschienen worden, auch ihrem Geschlechte ein „Geschenk unserer königlichen Milde hinterlasse, wodurch „das Lob Gottes und das ruhmvolle Andenken so großer „Gnaden wachse und fortlebe zu ewigen Zeiten.

„Wir thuen also allen Gegenwärtigen und Zukünftigen „kund, daß Wir aus allen diesen Gründen, sowie in Betracht „der ruhmwurdigen, schönen und wichtigen Dienste, die Uns „durch die vorgenannte Jungfrau Johanna bis jetzt so „reichlich zu Theil geworden sind, und die Uns, wie wir „verhoffen, auch künftig zu Gute kommen werden, daß

„wir ferner durch andere bestimmte Gründe hiezu be„wegen, die vorgenannte Jungfrau Johanna, ihren Vater „Jakob von Ark aus Domremy, Isabelle, seine Ehefrau „ihre Mutter, und Jacquemin und Johann von Ark und „Peter Pierolo ihre Brüder, sammt ihrer ganzen Ver„wandtschaft, so wie auch zu Gunsten und aus Rücksicht „der Jungfrau, ihre gesammte in männlicher und weiblicher „Linie rechtmäßig erzeugte Nachkommenschaft, die jetzt leben„de sowohl, wie die künftige, daß Wir diese alle in den „Adelstand erhoben haben und durch Gegenwärtiges aus un„serer besonderen Gnade, mit unserem guten Fürwissen und „Kraft unserer Machtvollkommenheit in den Adelstand er„heben und adeln; indem Wir ausdrücklich zugestehen, „daß alle Vorbenannten und ihre Nachkommenschaft, in „ihren Handlungen, vor Gericht sowie außer Gericht, von „Allen für adelich gehalten und geachtet werden und daß „sie der Vorrechte, Freiheiten, Vorzügen, Ehren und „anderen Rechte, die den übrigen Edelen unseres genann„ten Reiches dem Herkommen gemäß, zugestanden haben „und zugestehen, sich unangefochten erfreuen und genießen, „u. s. w. Damit Gegenwärtiges immerwährende Gültig„keit erhalte, so haben Wir in Abwesenheit des großen „und gewöhnlichen dieses unser Siegel beifügen lassen, „Alles jedoch unserer und Anderer Rechte unbeschadet „und vorbehaltlich."

„Gegeben zu Meun am Yevre Fluße im Monat De„zember des Jahres des Herrn 1429, unserer Regierung „im achten."

Auf der Rückseite stand: „durch den König, in Gegengenwart des Bischofs von Seez, der Herren de la Tremeille und de Termes und Anderer. Gezeichnet Mallière. Ausgefertigt in des Königs Rechnungskammer, den 16ten des Monats Januar, im Jahre des Herrn 1429, und eingetragen in das Urkundenbuch dieser Kammer auf Seite 121. Gezeichnet Agreelle und gesiegelt

mit dem großen Siegel von grünem Wachs mit doppelter Schleife mit Schnüren von rother und grüner Seide.

Ueberdieß gestand der König ihren Brüdern auch die Ehre zu, aus dem Wappen Frankreichs zwei goldene Lilien in einem azurnen Helme, nebst einem nakten aufrechtstehenden Schwerdte, auf dessen Spitze eine Krone stand, als Wappen führen zu dürfen. Es war dieses ein ewiges Andenken für das ganze Geschlecht, daß aus ihrem Hause die Tochter entsprossen sey, die die Krone mit den Lilien durch ... Schwerdt dem alten Feinde des Reiches wieder abgewonnen. Und es haben in der That ihre Nachkommen dieses Wappen und den Namen Dü-Lys oder Dalys, d. h. von der Lilien stets geführt und waren lange Zeit ein angesehenes Geschlecht in Frankreich. Erst im Jahr 1633 wurde durch einen Parlamentsbeschluß der Adel auf die mänaliche Nachkommenschaft beschränkt.

So gab König Karl durch Brief und Siegel Urkunde, wie er seinen Thron der göttlichen Gnade verdanke, die ihn durch die schwache Hand einer Jungfrau wieder aus dem Staube erhoben habe und das geschah im Jahr 1430, in unseren Tagen dagegen, vierhundert Jahre später, d. h. im Jahre 1830 haben die Franzosen so sehr dieser gerichtlich ausgestellten Urkunde ihrer Vorfahren vergessen, daß Jener, den sie gegenwärtig ihren König nennen, seit dem 7ten August 1830, nicht mehr den ehrenvollen Titel eines Königs von Gottes Gnaden führen darf und das um des armseligen Hochmuths einer gottvergessenen Parthei willen, einer Parthei, die auch das alte Wappen der Lilien, das Ludwig der heilige und Johanna die Jungfrau geführt, das auf den Thürmen von Jerusalem und hundert siegreichen Schlachtfeldern geglänzt, aus dem Banner gerissen, wähnend, jedes Andenken vergangener Zeiten zu vertilgen. Möge es nicht geschehen, daß dieses Geschlecht, das in seinem Bettelstolze ungleich den Vorfahren, kein Zeugniß geben will von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes, wie

vor vierhundert Jahren Karl VII und die kühnsten und edelsten Helden der französischen Ritterschaft, dazu bestimmt sey, von seiner strafenden Gerechtigkeit Brief und Siegel zu geben, die dann unsere Nachkommen in andern vierhundert Jahren mit gleich großem Erstaunen lesen werden, wie wir das Adelsdiplom der Jungfrau.

Auch eine Denkmünze ließ König Karl zu Ehren der Jungfrau schlagen, auf einer Seite stand ihr Bild, auf der andern eine Hand mit einem Schwerdte und ringsherum die Worte: **consiliis confirmata Dei**, das ist: **Bekräftigt durch Gottes Rathschlüsse.**

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Jungfrau die Veste Saint Pierre le Moutieres gewann und die Heiligen ihr die Gefangenschaft verkündeten.

Der Herzog von Burgund zögerte unterdessen immer noch mit der Aussöhnung, er hielt es und unterhandelte mit beiden Theilen, bemüht so viel wie möglich Vortheil aus ihrem Zwiste zu ziehen.

König Karl hatte ihm die ehrenvollsten Bedingungen angeboten; er war zu der Erklärung bereit, daß die Ermordung seines Vaters eine verdammenswerthe That sey, durch bösen Rath vollführt und die er von ganzem Herzen verabscheue und auch verhindert hätte, wäre er damals nicht zu jung und unerfahren gewesen. Er wolle die Thäter strafen oder verbannen und zu Montereau, an der Stelle der That ein Kloster für die Seelenruhe des verstorbenen Herzogs und der in diesen Kriegen Gefallenen erbauen. Der Herzog solle darum allen Groll von seinem Herzen abthun, Alles solle vergeben und vergessen seyn und Friede und Liebe zwischen ihnen walten. Ueberdieß bot er ihm

an, ihn als unabhängigen Herrn seiner Länder anzusehen, jedoch nur auf Lebenszeit, seine Nachfolger seyen wieder Lehnsträger von Frankreich. Auch Pabst Martin V hatte als Vater und oberster Hirt der Christenheit schon seit lange sich vielfältig bemüht, diesen unseligen Zwist zu versöhnen, er hatte darum schon einige Jahre früher flehend und mahnend an den Herzog geschrieben. Der Brief mag hier stehen, weil er in dem wahren Geiste eines allgemeinen Vaters und Friedensstifters der Christenheit geschrieben ist: er lautete also:

„Seit dem Tage unserer Erhebung sind Wir mit unablässigem Eifer bemüht gewesen, durch mehrere Legaten und Gesandten des apostolischen Stuhles, den Frieden zwischen England und Frankreich zu vermitteln, wie Solches die Pflicht unsers obersten Apostelates gebietet und wie es der heiße Wunsch unsers Herzens ist. Und haben Wir auch bis dahin Keinen gefunden, der die Worte des Friedens angenommen und unsere Bitten erhört und sich durch unser Mitleiden zum Mitleiden hätte bewegen lassen, so vermochte doch Nichts unser Verlangen nach diesem Frieden zu schwächen, weder die Hoffnungslosigkeit noch auch die vielen Hindernisse, die sich Uns entgegenstellten. Im Gegentheile, je mehr Wir von Tag zu Tag vernahmen, wie das Unglück der Gläubigen zunehme, wie die Länder in trostlosem Elende darniederliegen, wie das Vergießen christlichen Blutes während der Dauer dieses unseligen Krieges immer schrecklicher werde, um so mehr entbrannte unser Verlangen danach. Wir können es nicht ohne Thränen erwägen, wie vieles und wie entsetzliches Unglück bis dahin schon eingetroffen und in Zukunft noch eintreffen wird, wenn man dem Strom nicht mit der Barmherzigkeit Christi Einhalt thut.

Von diesem heißen Verlangen nach einem heilsamen Frieden also bewogen und mit dem Wunsche, daß lieber spät, als gar nicht, diesem Elende ein Ziel gesetzt werde,

haben wir neuerdings unsere Bitten an dich, geliebter Sohn, gerichtet, an dich, den wir schon zum Oefteren in dieser Sache gebeten, und von dem Wir wissen, daß er viel hierin vermöge.

„Neulich nämlich ist Uns von glaubwürdigen Männern berichtet worden, daß deine Gegner durch Gottes Eingebung, zu einem billigen und ehrenvollen Frieden geneigt sind, der ohne den schwersten Vorwurf nicht kann abgewiesen werden. Aber deine Bundesgenossen werden vielleicht, wie Einige besorgen, sich dessen weigeren. Darum ermahnen Wir deinen Edelmuth mit herzlicher und väterlicher Liebe, Wir begehren und bitten, daß Du im Namen Jesu Christi, der zu seinen Jüngern sagte, als er zum Vater gieng: meinen Frieden gebe ich Euch, meinen Frieden laße ich Euch; daß auch Du dein Herz dem Frieden zuwendest und dich bemühest deine Bundesgenossen mit dir zur gleichen Gesinnung und zum Willen des Friedens zu bewegen, der um so beßer und heilsamer und uns so angenehmer wäre, je mehrere er umschlöße und je allgemeiner er würde.

„Aber würden sie allzu hartnäckig in der Begierde dieses Krieges verharren, woraus die furchtbare Verwüstung so vieler Länder und die äußerste Trostlosigkeit der Völker, mit einer fluchwürdigen Beleidigung Gottes und unersetzlichem Schaden gemeiner Christenheit, nothwendig erfolgen muß, dann bedenke, was Dir zu thun gezieme, auf daß du dein Gewissen und deine Ehre zufrieden stellest, damit du nicht in den Augen Gottes und der Menschen als der einzige Grund so vieler Leiden erscheinst. Wir einmal, Wir sehen keinen Grund, der so wichtig seyn könnte, daß man ihm ein so großes und allgemeines Gut verzöge, vorab da Wir es dem Heile deiner Seele anheimstellen, die der ewigen Verdammniß Gefahr läuft,

wenn du so vielen unglücklichen Gläubigen den Frieden nicht gibst, im Falle du ihn geben konntest.

„Doch es wird vielleicht Jemand einwenden, man müsse seine Gelöbnisse und Bündnisse halten. Auch Wir sagen und glauben dieses, vorausgesetzt, sie sind von der Art, daß sie nicht Gott beleidigen, dessen Beleidigung viel mehr zu fürchten ist, als die der Menschen; denn obwohl die Liebe zum Vaterlande, die Herstellung des väterlichen Reiches, und die Bande der Verwandtschaft hier von gar großem Gewicht seyn sollen, so soll die Furcht Gottes doch noch von größerem seyn, als alle irdischen Bande; und sein Gericht ist mehr zu fürchten, denn das Zuflüstern und Gerede der Menschen, deren Tadel meistens nicht aus der Wahrheit der Sache, sondern aus der Neigung und den Leidenschaften der Sprechenden hervorgeht. Der Nutzen dieses begehrten Friedens ist aber für das christliche Volk so groß und so allgemein, daß wenn du ihn zuwege bringst, kein Flecken deßhalb deinen Namen trifft, sondern an jedem angesehenen Orte und von allen Fürsten wird er mit verdientem Lobe gepriesen werden."

Doch Herzog Philipp hatte damals nicht diese Mahnung befolgt und auch jetzt konnte er sich nicht zum vollkommenen Frieden entschließen. So tief war der Riß und so schrecklich die Folgen jener unseligen That auf der Brücke von Montereau. Mit Recht sagte daher hundert Jahre später ein Karthäuser Mönch von Dijon, als er dem König Franz I das Grab des ermordeten Herzogs Johann wies und ihm den Schädel mit der klaffenden Wunde zeigte: „das ist die Oeffnung, wodurch „die Engländer in Frankreich eingedrungen „sind." Doch nicht diese That allein war Schuld daran, sie war ja selbst nur die Rache für einen früheren Mord und ein einzelnes Glied aus der großen, schwarzen Kette gegenseitiger Verbrechen.

Während Philipp den König zu einem Waffenstillstand bis auf Ostern beredete und diesen dazu benutzte, sich sicheres Geleite durch die königlichen Länder geben zu lassen, zog er ruhig nach Paris und ließ sich dort von Bedford den Befehl über diese Hauptstadt des Reiches übertragen, mit dem Versprechen, daß sie beide mit vereinter Macht nach Ostern die unter des Königs Gehorsam zurückgekehrten Länder wieder gewinnen wollten.

Bedford seiner Seits verließ Paris, um die Normandie zu vertheidigen und so dauerte den Herbst und den Winter über der kleine Krieg der einzelnen Ritter und Kriegsbanden ununterbrochen fort. Mancher heiße blutige Kampf wurde da gestritten und manche Stadt und manche Veste mit Gewalt oder List gewonnen und wieder verloren. Doch meistens waren dabei die Franzosen Sieger; denn allenthalben war ihnen durch die Jungfrau der Muth aufs Neue erwacht, siegreich im Angriff und unerschrocken in der Vertheidigung, behaupteten sie kühn die Länder und Städte, die auf dem Rheimser Krönungszuge ihre Thore geöffnet und gewannen noch manche schöne Veste dazu. Doch Saint Denys, das so nahe an Paris lag, mußten sie wieder aufgeben, die unglückliche Stadt wurde sogleich von den Engländern besetzt und die alten Königsgräber, auf denen die lange Reihe französischer Könige gebetet und ihre Weihgeschenke aufgehangen und dann sich zur Ruhe dort niedergelegt, wurden zerstört und geplündert und selbst der goldene Sarg mit den Gebeinen Ludwigs des Heiligen entging mit vielen andern unschätzbaren Kostbarkeiten den gottesräuberischen Händen nicht.

Vierhundert Jahre später hat die französische Revolution in ihrem wuthenden Haße gegen alles Alte und Heilige zum zweitenmale, nicht allein die Gräber ihrer eigenen Könige dort zu Saint Denys aufs Neue aufgewühlt, sondern auch die Ruhestätte unserer alten Kaiser

im Dome von Speier mit frecher Hand entweiht und ihre Asche in die Winde gestreut.

Das arme Land wurde nach wie vor aufs schrecklichste niedergetreten; was die Fremden zurückließen, das nahmen die Einheimischen wegen Mangel an Geld und selbst bis vor die Mauern von Paris streiften die Leute des Königs, so daß kein Bürger dieser abtrünnigen Stadt sich vor die Thore getraute.

Auch der Burgunder verließ die Stadt in ihrer Bedrängniß und kehrte in seine Länder nach Flandern zurück, wo er mit unerhörter Pracht seine Vermählung mit Isabelle von Portugal zu Brügge feierte, und dabei den berühmten Orden des goldenen Vließes stiftete.

Wegen des großen Stoßes, den das Ansehen der Engländer durch die feierliche Krönung König Karls erlitten, wurde in England für gut befunden, den jungen König Heinrich VI zuerst in London mit der englischen Krone zu krönen und dann ihn unter Begleitung seiner Großen nach Frankreich hinüber zu senden, dort die französische Krone zu empfangen. Und in Wahrheit, wie sehr der Muth des stolzen Englands gesunken, kann man auch daraus abnehmen, daß der Herzog von Glocester, des jungen Königs Stellvertreter, am dritten Mai 1430 ein Manifest erließ, worin er mit Gefängniß und Verlust der Pferde und Rüstungen allen Hauptmännern und Kriegsleuten drohte, die statt dem König schuldiger Maßen nach Frankreich zu folgen, aus Schreck vor den Zauberkünsten der Jungfrau, zu Hause gehalten würden.

Es mochte auch um diese Zeit seyn, als ein Ereigniß geschah, welches zeigte, daß die Jungfrau bei ihrer großen Frömmigkeit und ihren wunderbaren Erscheinungen, doch keineswegs alle Wunder, die man ihr aufreden wollte, blindlings glaubte. Sie befand sich nämlich, wie sie selbst erzählte, zu Montfaucon im Herzogthume Berry, als eine Frau Namens Katharina von la Rochelle

zu ihr kam. Diese Frau stand unter der Leitung des Bruder Richard, sie führte äußerlich ein heiligmäßiges Leben und sie und der Bruder verbreiteten das Gerücht von allerlei Offenbarungen, die ihr zu Theile würden. Diese vergebliche Prophetin nun erzählte der Jungfrau, wie eine weiße Frau in einem Goldgewande ihr nächtlich erscheine und den Befehl gebe, von dem Könige Herolde und Trompeter zu begehren, und damit durch die Städte des Reiches zu ziehen und auszurufen: „Wer Gold habe oder Silber oder einen verborgenen Schatz, der solle selben unverzüglich herbeibringen; wo Einer aber das nicht thue und ihn verberge, da würde ihr selbiger Schatz nicht verborgen bleiben und würde sie ihn zu finden wissen. Das Geld aber sollte dazu dienen, die Kriegsleute der Jungfrau zu bezahlen."

Dies Vorgeben war, bei dem großen Mangel an Geld um die Kriegsleute zu bezahlen, sehr einladend. Mancher andere hätte wohl einen so lockenden Vorschlag angenommen, ohne sich sonderlich um die Wahrheit der weißen Erscheinung mit dem Goldgewande zu kümmern.

Die Jungfrau dagegen erkundigte sich sorgfältig bei ihr, ob denn die weiße Frau ihr alle Nacht erscheine und als jene es bejahte, legte sie sich mit ihr in eine Kammer schlafen. Sie blieb in der ersten Nacht bis Mitternacht wach, sah aber nichts und schlief dann ein. Am Morgen erzählte ihr Frau Katharina, die weiße Gestalt sey ihr erschienen, die Jungfrau hätte aber so fest geschlafen, daß sie nicht zu wecken gewesen wäre. Als die Jungfrau hierauf fragte, ob sie denn nicht auch in der folgenden Nacht erscheinen würde und jene wieder: „ja freilich," antwortete, so schlief sie diesmal am Tag sich aus, um desto besser wachen zu können. Während der Nacht fragte sie oftmals: „wird sie denn nicht erscheinen?" die Katharina erwiederte jedesmal: „ja wohl, gleich," allein sie wachte bis an den hellen Morgen und es erschien Nichts.

Johanna fragte überdieß auch ihre heiligen Stimmen darüber und sie sagten ihr: das Vorgeben dieser Frau sey nichts als Einbildung und Betrug. Worauf sie dann dem König schreiben ließ, was er in dieser Sache thun solle und der Prophetin befahl, zu ihrem Manne heimzukehren, sich ihres Hauswesens anzunehmen und für ihre Kinder zu sorgen, statt sich mit solchen Betrügereien abzugeben. Der Bruder Richard ward hierüber sehr ungehalten. Es war dieses aber nicht der einzige Fall, wo die Jungfrau gezeigt hat, wie sie über allen Aberglauben, alle Eitelkeit und Unlauterkeit erhaben sey. Sie selbst war es ja auch, die jede übertriebene abergläubische Meinung, die das Volk von ihr hegte, zurückwieß. Als man ihr mehrmals sagte, sie sey unverwundbar, gab sie zur Antwort: sie sey so wenig vor Wunden sicher, wie jeder Andere, und als zu Bourges mehrere Frauen mit Rosenkränzen und Kerzen kamen, um sie an ihr anzurühren, wandte sich die Jungfrau lächelnd zu ihrer Hausfrau und sagte: Sie, die Hausfrau, möge lieber die Kerzen und Rosenkränze berühren, „denn Eure Berührung wird so kräftig seyn, wie die meinige."

Während des Winters führte auch sie, wie die andern Ritter, ihre Schaar zu Felde hinaus und zwar wurde ihr von dem Rathe des Königs die Belagerung der Stadt Saint Pierre le Moutieres im Loirethale aufgetragen.

Dieser Zug war gleichsam der letzte Sonnenblick ihrer kriegerischen Laufbahn, wo die höhere Hilfe, wie es scheint, ihr noch einmal beim Scheiden zur Seite stand. Und darum ist es sehr zu bedauern, daß wir über das Einzelne davon beinahe keine andere Nachricht haben, als die gerichtliche Aussage des Ritter Johann d'Aulon, der diesen Zug mitmachte und ihn mit folgenden Worten beschreibt:

„Einige Zeit nach des Königs Rückkehr von seiner Salbung in Rheims, faßte sein Rath in Meun für Yevre den Beschluß, daß es überaus nothwendig sey, die Stadt

Charité aus den Händen der Feinde zu gewinnen, doch müsse man sich vorher der Stadt St. Pierre le Moutiers bemächtigen, die gleichfalls in der genannten Feinde Hand war. Zu diesem Ende und um Mannschaft zu versammeln, gieng die vorgenannte Jungfrau gen Bourges in die Stadt, wo sie ihre Leute bin aufbot; und von hier aus zogen sie mit einer bestimmten Zahl berittener Kriegsleute unter Anführung der Herren von Albert die Stadt Pierre le Moutiers zu belagern.

„Nachdem die genannte Jungfrau eine Zeit lang belagernd vor der genannten Stadt gelegen, da wurde geboten, den Sturm auf diese Stadt zu beginnen; und es geschah auch also, und die dabei waren, die ließen es an Nichts fehlen und thaten ihre Schuldigkeit. Aber wegen der großen Zahl der Kriegsleute in der Stadt, wegen ihrer großen Festigkeit, sowie auch ihres erstaunlichen Widerstandes halber, den Die drinnen leisteten, wurden die genannten Französischen genöthigt und gezwungen, sich zurückzuziehen, aus den vorgenannten Gründen. Und bis zu der Stunde, wo Ich, der Zeuge dieses, von einem Pfeil in der Ferse dergestalt verwundet ward, daß ich ohne Krücken mich nicht aufrecht erhalten konnte, noch auch gehen, habe ich gesehen, wie die genannte Jungfrau zurückblieb, nur von wenigen ihrer eigenen Leute und keinem Andern begleitet; und weil der Zeuge dieses fürchtete, er möchte nicht sogleich folgen können, bestieg er ein Roß und ritt unverzüglich zu ihr hin, fragend, was sie so allein da mache und warum sie sich nicht zurückzöge, gleich den Andern. Sie nahm ihren Helm vom Haupt und gab mir dann zur Antwort: daß sie nicht allein wäre, und daß sie noch fünfzigtausend ihrer Leute in ihrer Begleitung habe, und daß sie von da nicht weggehen würde, es sey denn, daß sie die genannte Stadt genommen. Doch was sie auch immer sagen mochte, es waren nicht mehr als vier bis fünf Kriegsleute bei ihr und das weiß

ich ganz bestimmt und mit mir noch mehrere Andere, die es gleichfalls sahen. Weswegen ich ihr auch von Neuem sagte, sie möge von da weggehen und sich zurückziehen, wie es die Andern thäten. Und da sagte sie mir, ich möchte Reisig und Flechtwerk herbeibringen lassen, um eine Brücke nach der genannten Stadt zu machen, damit sie näher heran könnte. Und indem sie mir dieses sagte, rief sie mit lauter Stimme und sagte: „Alle herbei zu dem Reisig und dem Flechtwerke und macht eine Brücke!“ Auf der Stelle wurde die Brücke gemacht und hinübergelegt. Worüber der aussagende Zeuge ganz erstaunt war, denn die genannte Stadt wurde unverzüglich mit Sturm genommen, ohne daß man da viel Widerstand gefunden hätte.“

Auch hier untersagte sie strenge ihren raubsüchtigen Leuten, etwas aus der Kirche, wohin die Bürger das Ihrige geflüchtet, zu rauben, es möchte nun Kirchengut seyn oder nicht.

Nach diesem Siege zog sie gegen ihren Willen, aber nach dem Rathe der Feldherrn, die Stadt Charité zu belagern. Der Zug geschah in der kältesten Winterzeit, so daß Katharina von la Rochelle ihr den Rath gab, doch nicht zu ziehen, weil es gar so kalt sey, sie an ihrer Stelle würde einmal nicht dahin gehen. Johanna lag fast einen Monat mit ihrem kleinen Heere vergeblich vor der Stadt und nach dem in mörderischen Kämpfen Mancher dort sein Leben gelassen, hoben die Franzosen die Belagerung auf. Sie hatten sich nämlich von dem feindlichen Hauptmann durch einen falschen Lärm überlisten und in Schrecken jagen lassen, als nahe ihm Hülfe zum Entsatze.

Die Jungfrau eilte von hier nach Melun, das die Engländer mit großer Macht angriffen, die Stadt wurde noch gerettet, aber auf den Wällen eben dieser Stadt Melun war es, wo nach den späteren Aussagen der Jungfrau die Heiligen ihr um die Zeit der Ostern verkündigten, daß sie noch vor dem Feste des heiligen Johannes in die

Gewalt ihrer Feinde fallen würde; dises sey ganz unvermeidlich, sie möge sich nicht davor fürchten, sondern dankbar aus den Händen Gottes dieses Kreuz annehmen, er würde ihr auch Kraft verleihen es zu tragen. Johanna bat ihre lieben Heiligen, sie möchten Gott für sie bitten, daß er ihr doch den Schmerz einer langen Gefangenschaft ersparen möchte, und sie alsbald sterben lassen und in sein heiliges Reich aufnehmen. Die Heiligen aber wollten ihr darüber Nichts offenbaren, sie sagten ihr auch weder den Ort noch die Stunde, wo sie in die Hände der Feinde fallen sollte, sie legten ihr nur ans Herz, geduldig und gefaßt zu seyn.

Später hat sie hierüber ausgesagt, hätte sie den Ort ihrer Gefangennehmung vorausgewußt, so würde ihr der Gang dahin schwer geworden seyn, doch würde sie am Ende dem Befehle gehorcht haben, was ihr auch immer darum geschehen wäre.

Von dieser Zeit an, es war um Ostern, wiederholten die Heiligen ihre Verkündigung von dem nahenden Unglücke fast täglich, Johanna entdeckte es zwar den Kriegsleuten nicht, allein sie folgte von dieser Stunde an, dem Rathe der Feldherren in Allem, denn sie selbst war ja der Hand Gottes verfallen und wollte darum auch nicht noch Andere durch ihren Rath in ihr Schicksal hineinziehen, dem sie selbst in ruhiger Fassung entgegen ging.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Jungfrau vor Compiegne in die Hände ihrer Feinde fiel.

Begleitet von ihren beiden Brüdern und einer kleinen Schaar ihrer Leute kam Johanna nach Lagny. Der Herzog von Burgund war nach Ostern, wie er dem Bedford versprochen, wieder zu Felde gezogen und belagerte die französischen Vesten. Katharina von la Rochelle rieth daher der Jungfrau, zu dem Herzoge selbst zu gehen und ihn zum Frieden zu bewegen. Die Jungfrau erwiederte, wie sie nicht glaube, anders Friede bei dem Herzoge zu finden, als mit der Speeresspitze, und so stand sie denn abermals mit gezücktem Schwerdte vor dem Angesichte des Feindes. Es war wieder die schöne Mayenzeit, wo die Blumen neu aufblühen und Alles sich des jungen Lebens freut, aber sie gieng dießmal nicht, wie damals vor Orleans, frohen Sinnes der strahlenden Siegeskrone entgegen, die weißen Dornrosen des bitteren Leidens, das waren die Blumen, die ihr dieser May bringen sollte.

Während sie zu Lagny den anrückenden Feindes erwartete, trug es sich zu, daß eine Frau ein Kind gebahr, das kein Lebenszeichen von sich gab und das man darum, ohne es vorher getauft zu haben, begraben wollte.

Die Eltern waren daher in großer Betrübniß, daß ihr Kind keinen Theil haben sollte an den Gnaden der Erlösung, und ihnen zu Gefallen giengen die Jungfrauen der Stadt vor den Altar in der Kirche unserer Frauen und riefen dort Gottes Hülfe über das todte Kind herab. Sie baten die Johanna, sie möge doch auch ihr Gebet mit dem ihrigen vereinigen. Was sie auch that. Drei Tage hatte das Kind schon dagelegen, ohne Lebenszeichen, und war, wie die Jungfrau selbst später sagte,

so schwarz wie ihr Kleid. Kaum aber war Johanna vor dem Bilde der Jungfrau am Altare niedergekniet und hatte ihr Gebet begonnen, als dem Kinde die Lebensfarbe wieder kam und es dreimal aufathmete. Es wurde auf der Stelle getauft, und schloß dann wieder die Augen für immer. Der Ruf aber verkündete das wunderbare Ereigniß, wie Gott dieses Kind auf Fürbitten der Jungfrau wieder zum Leben erweckt habe.

Jetzt kam nach Lagny die Nachricht, daß Franquet d'Arras ein wilder, grausamer, feindlicher Heerführer, mit einem Haufen von 3 bis 400 Mann schwer mit Raube beladen, an der Stadt vorüber ziehe. Sogleich nahm die Jungfrau die Hauptleute der Besatzung und 400 Mann mit sich und machte auf den Räuber Jagd. Der Häuptling ließ seine Reiter absitzen und nahm seine Stellung bei einem Zaune. Es wurde da blutig gefochten, Manchen streckten die feindlichen Bogenschützen nieder, und zweimal wurden die Franzosen zurückgeworfen. Aber immer führte die Jungfrau sie wieder zum Kampfe vor, bis sie mit Hülfe des Geschützes den Sieg errangen. Der Hauptmann selbst fiel mit den Uebriggebliebenen seines Haufens in ihre Hände. Sie wollte ihn anfänglich gegen einen gefangenen französischen Herrn auslösen, als sie aber den Tod desselben erfuhr, übergab sie ihn dem Gerichte von Lagny, das seiner furchtbaren Gräuelthaten wegen, die er im Lande, nicht wie ein Ritter, in ehrlichem Kampfe, sondern wie ein Räuber und Mörder verübt hatte, seine Auslieferung begehrte; sie sagte dabei zu den Richtern, sie möchten thun, wie die Gerechtigkeit es von ihnen verlange. Demnach wurde dem Gefangenen in einem Zeitraume von fünfzehn Tagen der Prozeß gemacht, und wie die Jungfrau erzählte, auf sein eigenes Geständniß, daß er ein Mörder, ein Räuber und ein Verräther sey, wurde er durch richterlichen Spruch zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Dieses Urtheil, an dem die Jung-

frau weiter gar keinen Antheil genommen, haben später ihre ungerechten Richter ihr als eine gewaltthätige Grausamkeit zu einem Hauptverbrechen gemacht.

Von Lagny ritt die Jungfrau gen Compiegne, vereinigte sich dort mit dem Reichskanzler und dem Grafen von Clermont und brach dann in ihrer Gesellschaft auf, gen Choisy, das der Burgunder mit Suffolk und Arundel belagerte und hart beschoß. Allein noch ehe sie den Feind gesehen, mußte die Jungfrau wieder nach Compiegne zurückkehren. Denn als der königliche Hauptmann von Soissons, ein feiler Verräther, ihnen die Thore seiner Stadt, die er bald darauf dem Feinde übergab, verschloß, da standen der Kanzler und der Graf von Clermont entmuthigt und von Geld und Lebensmitteln entblöst, von dem Unternehmen ab und zogen sich zurück nach der Loire ins Innere. Nur die Jungfrau blieb standhaft und ließ allenthalben durch das Land die Ritter und Knappen für den König aufbieten, nach Compiegne. Viele gute Ritter folgten ihrem Ruf und darunter Mancher der mit ihr zu Orleans gekämpft, wie z. B. der tapfere Poton von Xaintrailles. Bald hatte sie ein Heer von 2000 Mann um sich, sie überließ aber seine Leitung ganz und gar den Hauptleuten und folgte ihnen in Allem, ohne ihren Befehl zu loben oder zu tadeln.

Also brachen sie zum ersten auf und überfielen früh vor Sonnenaufgang einen Theil des burgundischen Heeres, das zu Noyon zum Schutze des Gepäckes stand. Muthig kämpften die französischen Ritter und drangen bis in die Vorstadt ein. Sie kehrten erst dann wieder nach Compiegne zurück, als der Feinde sich sammelnde Macht ihnen allzu überlegen wurde.

Unterdessen mußte sich Choisy, hart beschossen, nach tapferem Widerstande dem Burgunder ergeben. Der Herzog ließ die Werke schleifen und rückte dann in guter Ordnung weiter vor und lagerte sich vor Compiegne, rings um in die

Dörfer und Schlösser, damit er auch diese Stadt gewinnen möge. Jeden Tag verstärkten neue Zuzüge aus seinen Ländern sein Heer, auch 1500 Engländer unter dem Befehle des Grafen von Huntington, Arundel und Suffolk mehrten seine Macht.

Während die muthige Besatzung der Stadt gegen die Belagerer täglich Ausfälle machte, sammelte die unermüdliche Johanna außerhalb neues Kriegsvolk im Lande umher und führte es plötzlich, ohne daß die Feinde es merkten, bei nächtlicher Weile, zur großen Freude des Volkes in die Stadt hinein.

Die Heerführer wollten den freudigen Muth, den die Rückkehr der Heldenjungfrau in allen Herzen erweckt, sogleich benützen und gaben ihr darum noch an demselben Tage den Auftrag, mit anderen Hauptleuten und 600 Mann zu Fuß und zu Roß die feindlichen Werke jenseits zu überfallen. Um fünf Uhr ritt die Jungfrau mit ihrer Schaar zu dem Bollwerke, das den Brückeneingang deckte, hinaus in die Wiese, die sich davor ausbreitete. Nun traf es sich aber durch Gottes Schickung, daß gerade um diese Stunde der burgundische Heerführer Johann von Luxemburg, mit einigen Edelleuten, ihr entgegen in die gleiche Wiese auf Kundschaft geritten kam und so ihrer gewahrte. Sogleich zog er sich zurück und rief die nächste Besatzung, die zu Marigny die Straße deckte, zu den Waffen. Ohne diesen Zufall wäre jener Ort zweifelsohne von der Jungfrau gewonnen worden, denn sorglos und unbewaffnet dachte die Besatzung an Nichts weniger, als einen Ueberfall der Feinde.

Schnell standen sie jetzt unter den Waffen. Aber die Jungfrau drang kühn und gewaltig auf sie ein. Nie, so wird berichtet, focht sie mit solcher Tapferkeit und solchem Heldenmuthe, wie gerade jetzt. Schon hatte sie Den von Luxemburg und seine Besatzung hinter die Barrieren von Marigny zurückgeworfen, als die feindliche Linie entlang

von Posten zu Posten der Lärmruf erscholl und ringsum die burgundischen Schaaren herbeieilten. Stark und stärker wurde die Macht der Feinde. Wieder drangen sie vor und wieder wurden sie zurückgeworfen. Doch als sie immer mächtiger zum dritten Mal verstürmten, da vermochte sie dieselben nur die Hälfte des Weges zurück zu treiben. Sie konnte nicht länger die Ihren halten. Sie wichen gegen die Brücke von Compiegne zurück und die Hinterste kämpfte die Jungfrau, fort und fort den Rückzug der Weichenden deckend. Ungleich zeigten sich die fliehenden französischen Ritter dem Heldenmuthe des unerschrockenen Mägdleins, dem doch nicht der Sieg sondern der Kerker vor Augen stand. Immer größer wurde die Unordnung, je näher sie der Brücke kamen, immer mächtiger drangen die Feinde auf die Fliehenden von allen Seiten ein, die aus Furcht, abgeschnitten zu werden, sich wild hinter einander in das Bollwerk drängten. Nicht länger konnte da die Nachhut den feindlichen Andrang aushalten, sie stäubte nach allen Seiten auseinander. Die Einen stürzten in den Fluß, die Anderen ergaben sich dem Feinde, nur die Jungfrau, auf schönem Roße, in purpurnem Wappenrocke, ihr Banner emporhaltend, schwang noch das blitzende Schwerdt, das sie einem Feinde abgerungen. Auf sie drang die ganze Macht der Burgunder ein, um Jene zu gewinnen, die der Schrecken von England und der Sieg Frankreichs war. Kämpfend und von Feinden umringt ward sie so zu dem Fuße des Brückenbollwerkes hingedrängt. Wohl riefen die Sturmglocken von Compiegne, aber es kam Keiner, sie zu retten. Die Stunde, die zu Melun die Heiligen ihr verkündet, hatte geschlagen: sie fand den Eingang des Bollwerkes der miteindringenden Feinde wegen gesperrt. Sie kämpfte noch mit unerschrockenem Muthe und suchte mit ihrem schnellen Roße das Freie zu gewinnen. Ein Bogenschütze aus der Picardie aber faßte sie bei ihrem Waffenrocke und als er sie schon vom Pferde

nieder gerissen, selbst da wollte sie sich nicht ergeben, mit Gewalt mußte sie überwunden werden. Lionel, genannt der Bastard von Vendome, führte sie gefangen nach Marigny und da wurde sie von einer starken Wache unter dem Befehle des Johann von Luxemburg, dem sie Vendome verkaufte, in Gewahrsam gehalten.

Also fiel die Jungfrau am drei und zwanzigsten Mai des Jahres 1430 zu Compiegne vor der Brücke in die Hände ihrer ergrimmten Feinde. Das geschah fünfzehn Monate seit sie zum Ersten vor ihrem König in Chinon erschienen, Ein Jahr seit sie ihm Orleans befreit und zehn Monate seit sie zu Rheims in dem Dome für seine Krönung Gott gedankt und also wurde erfüllt, was sie dem König vorausgesagt: „Ich werde nur ein Jahr dauern und länger nicht, darum müßt Ihr bedacht seyn, dieses Jahr wohl anzuwenden.“ Daß sie Dieses vorausgesagt, hat der Herzog von Alençon bezeugt.

Wie Einige erzählen wurde sie von Wilhelm von Flavy, dem Hauptmanne von Compiegne an ihre Feinde verrathen. Dies ist aber blos ein Gerücht, das gar keine Wahrscheinlichkeit hat, obschon der Flavy ein Mann war, für jedes andere Verbrechen fähig. Er war eines jener schrecklichen Ungeheuer, wie sie in den schaudervollen Zeiten bürgerlicher Kriege gewöhnlich aufstehen. Eine Chronik erzählt von ihm, daß er zwar stets auf der Seite seines Königs tapfer und muthig gekämpft, im Uebrigen aber Einer der gräuelvollsten Menschen gewesen sey. Die Männer habe er ermordet, die Frauen geschändet und die furchtbarsten Verbrechen begangen. Zuletzt fand er seinen Tod durch seine eigene Frau, er hatte ihren Vater umgebracht, lebte mit ihr in Zwietracht und drohte ihr zum Oefteren mit dem Tode. Sie stiftete darauf seinen Barbier an, ihm die Kehle abzuschneiden und erstickte ihn dann unter den Bettkissen. So ragte Wilhelm von Flavy so tief in die Hölle, wie die Jungfrau in den Himmel, Gott sey seiner Seele gnädig!

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wie es der Jungfrau in der Gefangenschaft ergieng und von ihren ungerechten Richtern.

Unsäglich groß war die Freude der Engländer und der Schmerz und Zorn der Franzosen. Der Herzog von Burgund kam sogleich mit seiner gesammten Kriegsmacht aus den umliegenden Dörfern auf die Wiese gezogen, wo der heiße Kampf war gestritten worden. Das versammelte Heer erhob ein lautes Freudengeschrei, nicht als ob sie eine schwache Jungfrau gefangen, sondern als ob sie eine große Schlacht gewonnen hätten. Der Herzog selbst ging zu ihr hin, mit ihr zu sprechen, und die Burgunder und Engländer hatten, wie ein Augenzeuge berichtet, eine größere Freude, als ob sie fünfhundert Mann gefangen hätten: „denn sie fürchteten und scheuten bis auf den heutigen Tag keinen Hauptmann, noch einen andern Heeresführer so sehr, als diese Jungfrau.“ Schnell durchflog die Kunde davon die Städte von England und Frankreich, die freudetrunkenen, treulosen Pariser brannten Feuerwerke ab und dankten Gott in einem Te Deum, daß die heldenmüthige Befreierin Frankreichs in die Hände ihrer Feinde gefallen und in den öffentlichen Predigten wurde die fromme Johanna eine gottlose Hexe geschmäht.

Johann von Luxemburg ließ die Jungfrau von Marigny nach dem Schloße Beaulieu bringen. Sie konnte sich anfangs gar nicht in ihre Gefangenschaft finden und obwohl die Heiligen sie zu Geduld ermahnten und ihr sagten, sie müße den König von England sehen, so machte sie doch heimlicher Weise in ihrem neuen Gefängniß, zwischen zwei Balken eine Oeffnung und schlüpfte da hindurch, des Willens, klug und entschloßen, wie sie war, ihre Wächter hinter sich in den Thurm einzusperren. Doch beim Heraus-

geben wurde sie von dem Kerkermeister entdeckt und zurückgeführt. Sie ergab sich für jetzt in den Willen Gottes, indem sie zu sich sagte: Gott habe es diesesmal nicht gefallen, daß sie entkäme, und sie müße den König von England sehen, wie ihre Stimmen es ihr gesagt.

Johann von Luxemburg ließ sie hierauf nach seinem Schloße Beaurevoir in strenge Gewahrsam bringen. Dort empfieng seine Gemahlin und Tante die Unglückliche mit mitleidsvollem Wohlwollen; sie baten sie auch Frauenkleidung anzulegen, weil das in den Augen ihrer Feinde ein Hauptverbrechen sey. Ihre Bitten waren so freundlich und herzlich, daß Johanna später erzählte, hätte sie es thun dürfen, so hätte sie es diesen Damen lieber als irgend einer andern Dame in Frankreich, die Königin ausgenommen, zu Liebe gethan. Nun gab sie ihnen aber zur Antwort: „ich werde die Kleidung, die ich führe, nicht ablegen ohne die Erlaubniß Gottes, noch ist es nicht Zeit dazu.“ Vier Monate lang blieb sie auf dieser Veste, und das waren die guten Tage ihrer Gefangenschaft, denn schon war der Haß ihrer Todfeinde, der Engländer, gegen sie in Thätigkeit.

Die Jungfrau ihrer Seits schien mehr um das Schicksal der Ihrigen als um ihr eigenes bekümmert. Die täglich sich mehrende Noth des belagerten Compiegnes machte ihr den größten Kummer, sie betete unaufhörlich für seine Erhaltung und ihre Heiligen beteten mit ihr. Da kam ihr die traurige Nachricht, wie Alle in Compiegne bis zum Alter von sieben Jahren durch Feuer und Schwerdt sollten vernichtet werden. Ihr schien nach einem solchen Unglück der Tod viel wünschenswerther, als das Leben; in der höchsten Angst ihres Herzens rief sie ihre Heiligen um Hülfe an: „wie, rief sie, wird Gott die guten Leute von Compiegne sterben lassen, die ihrem König so treue waren und es noch sind.“

Als sie hierauf auch noch erfuhr, sie sey den Engländern ihren Todfeinden verkauft, bemeisterte sich ihrer

eine solche Angst, daß das Gefängniß ihr ganz unerträglich war. Vergebens redete die heilige Katharina ihr fast alle Tage zu, sie möge ja nicht zum Thurm hinabspringen, Gott würde auch Denen von Compiegne helfen. Sie erwiederte ihr darauf, eben weil Gott ihnen helfe, darum möge sie auch dabei seyn. „Du mußt, entgegnete darauf die Heilige, willig annehmen, was auch kommen mag, du wirst nicht befreit werden, bis du den König von England gesehen hast.“ O, erwiederte die Jungfrau, ich möchte ihn nicht sehen, ich wollte lieber sterben, als in die Hände der Engländer fallen. Was aber auch die Heilige sagen mochte, Johanna wußte ihres Kummers und ihrer Angst nicht Meister zu werden und sprang den hohen Thurm von Beaurevoir hinab.

Die Heiligen hatten Erbarmen mit ihrer Noth und kamen ihr zu Hilfe und beschützten sie vor dem Tode, wie die Jungfrau später selbst vor Gericht ausgesagt hat. Die Wächter fanden sie schwer verwundet und besinnungslos auf dem Walle liegen. Sie wußte nicht wo sie war, und man mußte ihr sagen, daß sie vom Thurme herabgesprungen sey. Plötzlich hörte sie neben sich wieder die Stimme der heiligen Katharina, welche ihr Muth einsprach und sie tröstete: sie würde geheilt werden und Denen von Compiegne geholfen. Zwei bis drei Tage konnte sie vor Schmerz in der größten Niedergeschlagenheit nichts essen, bis die milden und ernsten Worte der Heiligen sie wieder aufrichteten. Die heilige Katharina befahl ihr wegen des Sprunges zu beichten und Gott um Verzeihung bitten, bis Martini aber würde die Stadt Compiegne ganz gewiß Hülfe erhalten. Johanna gehorchte und bat Gott der Sünde wegen reumüthig um Verzeihung und die Heilige versicherte ihr auch, daß sie dieselbe erhalten habe.

Wie tief sie diesen Sprung bereue, deß hatte Johanna auch später vor ihren Feinden kein Hehl. Sie bekannte offen, es sey das schwerste Vergehen gewesen, wodurch sie

in ihrem ganzen Leben ihre Heiligen beleidiget habe. Doch hätte sie ihn keineswegs in der Verzweiflung aus Lebensüberdruß gethan, sondern im Gegentheil um sich zu retten und den Ihrigen zu helfen. Eine schwere Sünde aber sey es gewesen, weil die Heiligen es ihr verboten hatten.

Die Prophezeihung über die Befreiung Compiegnes erzählte sie einem ihrer Wächter und genau in der angegebenen Frist wurde die Stadt nach sechsmonatlicher Belagerung, als ihre Noth am größten war, gerettet, indem die französischen Ritter ihr plötzlich von allen Seiten zu Hülfe herbeiströmten, und das burgundische Heer mit Schimpf und Verlust abziehen mußte. Ueberdieß erlitten die Engländer in diesem Herbst noch eine ganze Reihe von Verlusten; aber mit ihrem Unglück stieg auch ihre Wuth gegen jene, die sie als die erste Urheberin ihres Falles in Frankreich haßten. Denn selbst als die Hände der Jungfrau schon längst von den harten Fesseln gebunden waren, zitterten sie doch noch so sehr vor ihr, daß am 12ten Dezember 1430 der Herzog von Glocester an mehrere englische Großen Briefe erließ, mit dem Befehl, alle jene Kriegsleute festzunehmen und vor den königlichen Rath zu stellen, die in einer bestimmten Frist wegen der Jungfrau ihrer Fahne treulos geworden seyen.

Sie fürchteten Johanna möchte durch Lösgeld oder auf sonst eine Weise befreit werden. Darum war fürs Erste all ihr Sinnen darauf gegangen, sie aus den Händen Des von Luxemburg in ihre eigene Gewalt zu bekommen, um dann die längst genährte Rache wegen so vielen Unglücks in dem Blute der verhaßten Zauberin zu kühlen und das Glück ihren beschimpften Fahnen wieder zu zuwenden; denn so lange die Jungfrau, der Schreck ihrer besten Ritter lebe, glaubten sie nun einmal kein Glück mehr in Frankreich zu haben.

Schon drei Tage nach Johannas Gefangennehmung hatte daher, ohne Zweifel auf englischen Antrieb, der Generalvikar des Großinquisitors, Bruder Martin Billon, ihre Auslieferung verlangt, um eine Untersuchung über sie, als der Irrlehre sehr verdächtig, zu verhängen. Der Rath des Königs von England hatte zu widerholten Malen durch Gesandte den Herzog von Burgund und den Luxemburger hiezu aufgefordert. Johann von Luxemburg aber weigerte sich durchaus ihnen zu willfahren, auch seine Tante, das Fräulein von Luxemburg, bat ihn voll Barmherzigkeit für die Jungfrau, sie nicht auszuliefern.

Der englische Rath war hierüber sehr unzufrieden und berieth sich, was zu thun sey. Da schien ihnen der Bischof von Beauvais, genannt Peter Cauchon, ein taugliches Werkzeug, in seiner Diözese sey Johanna gefangen worden und er darum ihr geistlicher Richter. Dieser Mann war ihnen mit Leib und Seele ergeben; denn als nach dem Erscheinen der Jungfrau wieder der Sieg die französischen Waffen begleitete, da waren, wie so viele andere Städte, auch die Bürger von Beauvais unter den Gehorsam ihres rechtmäßigen Königs zurückgekehrt und hatten ihn aus seinem bischöflichen Sitze, als einen erklärten Anhänger der Landesfeinde, verjagt. So war er den Engländern durch das gemeinschaftliche Band des Haßes gegen die Jungfrau verbunden, die er gleich ihnen als die Urheberin seines Schimpfes ansehen mußte. Er mochte sie wirklich für ein Werkzeug des Satans halten, wie es der allgemeine Glaube seiner Parthei war.

Doch zauderte er anfänglich das Amt des Richters in einer Sache zu übernehmen, wo die Gerechtigkeit nicht sprechen dürfte. Denn hatte er es einmal angenommen, so mußte er entweder das Opfer auf die Schlachtbank liefern, oder fürchten selber als Opfer dem Zorne der Engländer zu fallen. War ja ihr Grimm durch die wiederholten Nie-

derlagen so giftig geworden, daß sie zu Paris eine arme Frau verbrannten, weil sie gesagt, in Gesichten sey ihr von Gott offenbart worden, daß Johanna eine gute Christin sey, daß sie nur Gutes gethan und ihre Sendung von Gott erhalten habe. Zaudernd bat sich darum Peter Cauchon, der Bischof von Beauvais, aus, sich mit der Universität von Paris zu berathen, denn so ungerecht er sich auch im Verlaufe des Processes zeigte, so verrieth er doch stets, bis zum Tode der Jungfrau eine innere Gewissensunruhe, womit er so viel wie möglich die Schuld von sich abzuwenden und sein Gewissen hinter den Rücken anderer sicher zu stellen suchte.

Er fand aber an der Universität von Paris die eifrigsten Aufmunterer zu dem blutigen Werke. Sie war, wie die treulose Stadt selbst, ganz und gar den Engländern ergeben. Die von den Doktoren, welche ihrem rechtmäßigen König angehangen, waren schon früher geflohen und hatten bei den Untersuchungen zu Poitiers sich günstig über die göttliche Sendung der Jungfrau ausgesprochen. Die zurückgebliebenen dagegen hatten, als die Jungfrau Paris bestürmte, vor ihren siegreichen Waffen gezittert, sie mochten darum wenig Zweifel darüber hegen, daß sie im Bunde mit dem Bösen stünde und daß Alles, was sie gethan, vom Bösen sey.

Sie fertigten also dem Bischof von Beauvais unter dem 1[illegible]ten Juli zwei Schreiben aus: eines an den Herzogen von Burgund, das andere an Johann von Luxemburg; worin sie beide Herren bittend und drohend auffordern, die Gefangene dem Bischofe oder dem Inquisitor zum Prozesse zu übergeben. Denn durch sie, sagen die gelehrten Doktoren, sey die Ehre Gottes über die Massen beleidigt, der Glaube unsäglich verletzt und die Kirche überaus entehrt worden; da ihretwegen Götzendienerei, Irrthümer, falsche Lehren und andere unberechenbare Uebel-

stände in diesem Königreiche erfolgt seyen; es wäre darum seit Menschengedenken dem heiligen Glauben kein so großer Schimpf, noch dem Königreiche so großer Schaden zu Theil geworden, als wenn sie auf eine verdammliche Weise entkäme, ohne Genugthuung für ihre unzähligen Verbrechen geleistet zu haben. Würden sie aber dieselbe ausliefern, so wurden sie die Gnade und Liebe Gottes gewinnen, sie würden das Mittel zur Verherrlichung des Glaubens seyn und den Ruhm ihres edlen und erhabenen Namens vermehren.

Mit diesen Schreiben begab sich Peter Cauchon von Paris ins burgundische Lager vor Compiegne. Am 16ten Juli stellte er sie dort in feierlicher Versammlung in Anwesenheit vieler Ritter und Edlen dem Herzog von Burgund und Dem von Luxemburg zu. Er überreichte ihnen zugleich eine Aufforderung, die er selbst, im Auftrage von England, abgefaßt. Er verlangte darin gleichfalls, in seinem eigenen und im Namen des Königs von England die Auslieferung der Jungfrau, damit durch eine Untersuchung die, welche bis dahin von ihr seyen betrogen worden, enttäuscht würden. Weiter hieß es in diesem Gesuche, obschon Johanna nicht als eine Kriegsgefangene anzusehen sey, so biete doch die Freigebigkeit des Königs ihnen ein Lösgeld bis zur Summe von 6000 Livres und dem Bastard von Vendome ein Einkommen von 2 bis 300 Livres an. Wollten sie aber dennoch nicht in die Auslieferung einwilligen, so leiste er Bürgschaft, daß ihnen von England die Summe von 10,000 Franken (60,000 unseres heutigen Geldes) ausgezahlt werden solle, wofür, nach französischem Gebrauch und Herkommen, dem König, als oberstem Herren des Krieges, jeder Gefangene, er sey nun König oder Kronprinz oder von was immer für einem Stande, müsse ausgeliefert werden. Weigeren sie sich dessen, so drohte er mit der gesetzlichen Strafe.

Auf diese Aufforderung hin gab endlich Johann von Luxemburg nach. Der Jungfrau ward dadurch von ihren Feinden die traurige Ehre zu Theil, daß sie dieselbe so theuer erkauften, als hätte es sich um den König von Frankreich gehandelt. Doch verzögerte sich ihre Auslieferung noch lange und das, wie es scheint, aus keinem anderen Grunde, als weil es dem Herzog von Bedford an Geld dazu gebrach. Er versammelte darum am [illegible] August die Stände der Normandie und mehrerer anderer Provinzen. Sie mußten sich besteuern und am [illegible] Oktober ward das Lösegeld bezahlt. So wurde die Befreierin Frankreichs mit französischem Gelde erkauft, um durch den Mund französischer Richter zu sterben.

Als in unseren Tagen Frankreich in Deutschland mächtig ward und das Gift der Eifersucht und Zwietracht in das Herz unseres Volkes träufelte, da mußten auch Wir mehr als einmal ihnen, wie sie damals dem Engländer, unser Geld und unser Blut hingeben, um Einer den Anderen zu unterjochen und mit dem Blute der Brüder die gemeinsame Kette zu schmieden!

Dem ungestümmen Eifer der Pariser Universität gieng Alles zu langsam, sie erließen unter dem 21 November zwei neue Schreiben. In dem einen warfen sie Peter Cauchon sein Zaudern und seine Nachlässigkeit vor, daß der Prozeß noch nicht begonnen. In dem anderen forderten sie den König von England auf, das Gericht über die Jungfrau in Paris abhalten zu lassen, wo so viele gelehrte und weise Doktoren wären. Doch wurde hierauf nicht geachtet.

Nachdem man Johanna während sechs Monaten aus einem Gefängniß ins andere geführt und sie sich überall gleich rein und fromm gezeigt, wurde sie endlich, in den Burgthurm nach Rouen gebracht, wo der nunmehrige König von England und die Großen seines Rathes ihren Sitz hatten. Die Universität sandte später sechs ihrer

Glieder dem Prozeße beizuwohnen. Am 3ten Januar ward der Bischof von Beauvais im Namen des Königs von England ermächtigt gegen die Jungfrau in gerichtlicher Form vorzuschreiten, als gegen eine solche, die gottloser Weise wider das heilige Gesetz Männerkleidung angelegt und Menschen-Mord, die Waffen in der Hand, verübt; die dem einfältigen Volke gesagt habe, sie sey von Gott gesandt und in seine göttlichen Geheimnisse eingeweiht, und die noch anderer ärgerlicher und gefährlicher Irrlehren und Verbrechen wider die göttliche Majestät verdächtig sey. Würde sie dieser Verbrechen nicht überführt werden, so behalten sich die Engländer das Recht vor, sie wieder zurückzunehmen.

Nicht die Liebe zu Gott und seiner heiligen Kirche, wie sie fälschlich vorgaben, war es, die diese Sache betrieb, man wollte im Namen Gottes von höllischem Haße getrieben eine Unschuldige in gerichtlicher Form ermorden, um vor den Augen der Welt gerechtfertigt dazustehen. Man wollte mit ihrer Verurtheilung zugleich auch die Ehre des rechtmäßigen Königs von Frankreich und seiner Anhänger, die sich einer solchen gottlosen Zauberin und Verbrecherin bedient, vor den Augen ihres Volkes und vor der ganzen Christenheit auf ewig brandmarken und so den Schimpf der englischen Waffen tilgen. Der alte verderbliche Ehrgeiz, der um den Preis so vielen Blutes und so entsetzlichen Elendes, die Eroberung von Frankreich betrieben, hatte sich jetzt in Grimm umgewandelt, und seinen ganzen Zorn gegen jene gerichtet, die ihm die Siegeskrone in ehrlichem Kampfe aus den Händen gerungen. Keine Mühe ließen sie sich darum verdrießen und wenn gleich ihre Geldverlegenheit so groß war, daß ihre Parlementsräthe schon seit länger als zwei Jahren keinen Gehalt mehr erhielten und aus Mangel an Pergament, der erste Gerichtshof des Reiches, seine

Arbeiten einstellen mußte, so scheuten sie doch keine Kosten ihre Rache zu kühlen.

Daß der grimmigste Haß, und nicht die Gerechtigkeit der leitende Stern bei Einleitung und Führung dieses Prozesses war, hat nicht allein damals der allgemeine Ruf unter dem Volke behauptet, es geht auch aus dem ganzem Verfahren hervor und viele Zeugen haben es später gerichtlich bezeugt, so sagte z. B. Einer ausdrücklich: „nicht dem Glauben zu Liebe, noch aus Liebe zur Gerechtigkeit wurde dieser Prozeß über die Jungfrau verhängt, sondern aus Haß und Furcht der Englischen vor der Jungfrau; weil sie ihnen in der Meinung schädlich war, und sie manches Unglück durch dieselbe erlitten hatten.“ „Sie begehrten ihren Tod, so lautet die Aussage des Priors Thomas Nerie aus Rouen, weil sie im Kriege wunderbare Dinge gethan hatte und weil sie glaubten, das sey durch Zauberei geschehen, wie sie denn insgemein hin abergläubig sind, so daß es zum Sprichwort geworden ist.“ Sie hätten die Jungfrau auch damals noch so sehr gefürchtet, bezeugt ein Anderer, daß sie die Belagerung von Louviers vor ihrem Tode anzufangen nicht gewagt hätten. Um deßwillen sey es nöthig gewesen, ihr schnell den Prozeß zu machen und ein Mittel zu ihrem Tode zu finden. Wie sie denn auch unverzüglich nach ihrem Tode diese Belagerung begannen.

Tag und Nacht trug sie an den Füßen Fesseln, die mit einer Kette an einem Holzblock befestigt waren, ja es sind Aussagen da, daß sie anfänglich in einem engen eisernen Käfig gesessen habe. Doch mehr noch hatte sie zu dulden von ihren Wächtern, englischem Kriegsgesindel, von der rohesten, wildesten Art.

Diese hatten ihre Lust daran, die Unglückliche auf alle erdenkliche Weise zu verhöhnen, zu quälen und zu mißhandeln. Sie ließen ihr nicht einmal in der Nacht Ruhe, sie weckten sie mehrmals aus dem Schlaf und sagten ihr, man wolle sie wegführen, die Stunde ihres Todes

sey da. Mehrmal suchten sie ihr auch Gewalt anzuthun und einmal schrie sie in ihrer Verzweiflung so laut, daß der Graf von Warwick es hörte und darum ihre Wächter wechselte. Sie wollte deßhalb auf keine Weise ihre Männerkleidung, troz aller guten und bösen Worte ihrer Richter ablegen. Was ihr dann wieder als böse Verstocktheit zum großem Verbrechen angerechnet wurde. Unter allen diesen Mißhandlungen verlor sie indessen doch die Geduld nicht, und ihre Rede war klug und gemäßigt, wie ein Zeuge, der sie hier sah, aussagt.

Am 9ten Januar berief Peter Cauchon eine Versammlung von neun Doktoren und Lizentiaten zusammen. Sie kamen darin überein, vorher neue Erkundigungen über das Leben und die Verbrechen der Jungfrau anzustellen, da die, welche der Bischof vorlegte, nicht hinreichend schienen; ferner solle man gelehrte und in göttlichen und menschlichen Rechten erfahrene Leute bei dem Prozeße zu Rathe ziehen; und endlich wurden mit seiner Führung bestimmte Männer beauftragt, und zwar wurde zum Ankläger ernannt: Joseph von Estivet, ein böser, den Engländern ganz ergebener, roher Mensch; zum Untersucher in Abwesenheit des Bischofes wurde Johann von Lafontaine bestimmt, ein rechtlicher und wohlunterrichteter Mann. Gerichtsschreiber endlich wurden: Wilhelm Manchon und Wilhelm Colles, Joh. Maßieu aber, ein Mann von redlicher und barmherziger Gesinnung, Gerichtsbote. Zulezt erklärten die zusammenberufenen Doktoren dem Bischof noch, wie es ziemlich sey, daß man die Jungfrau, weil sie von dem geistlichen Gerichte sollte gerichtet werden, auch aus dem weltlichen Gefängniß in das geistliche bringe. Darauf aber erwiederte der Bischof, er werde das nicht thun, weil er fürchte, den Engländer zu mißfallen. Ueber diese Erklärung eines Richters, der nach dem Rechte und nicht nach dem Gefallen und Mißfallen der Menschen zu sehen hat, erhob sich unter den

versammelten Doktoren ein heftiges Murren. Auch Johanna hat dieses gesetzliche Begehren zum öfteren wiederholt. Doch der Bischof kehrte sich weder an die Doktoren noch an die Jungfrau und ließ die unglückliche, den grausamsten Mißhandlungen preisgegeben, in einem ungesetzlichen Kerker schmachten. Sie fand nur Trost bei den Heiligen, die der von Menschen verrathenen und verlaßenen, um so treuer beistanden, und ihr Muth einsprachen.

Nikolaus Bailly erhielt hierauf den Auftrag in ihrer Heimath jene Erkundigungen über ihren Lebenswandel und ihren Ruf anzustellen. Er selbst hat später hierüber erzählt, wie er und noch ein anderer die Leute von Domremy und den benachbarten Dörfern vernommen, und ihre Aussagen durch zwölf oder fünfzehn Zeugen gerichtlich beglaubigen laßen. Sie hätten ihm aber alle bezeugt: Johanna sey ein gutes Kind und eine gute Katholikin, die nur Gutes spräche, gern die Kirche und die heiligen Orte besuche, auch nach der Bermonter Kapelle wallfahrte und fast jeden Monat zur Beicht ginge. Als er aber mit diesen Nachrichten zu dem Bischof Peter Cauchon kam, vermeinend für seine Mühe und Unkosten belohnt zu werden, nannte dieser ihn einen Verräther und schlechten Menschen, der bei dem Auftrage seine Pflicht nicht gethan habe. Die Erkundigungen selbst aber verschwieg der Bischof, wie es scheint, denn die Gerichtsschreiber bezeugen, nie etwas davon gesehen zu haben.

Der Graf von Warwick und der Bischof von Beauvais schämten sich nicht, zu ihren bösen Absichten einen gottvergessenen Geistlichen, Namens Nikolaus l'Oyseleur zu gebrauchen. Diese heuchlerische Natter gieng zu der Gefangenen und gab vor, auch er sey aus ihrer Heimath gebürtig, im Kriege gefangen worden und ein treuer Anhänger des Königs. Er brachte ihr dann allerlei angenehme Neuigkeiten und nachdem er sich so in ihr Vertrauen eingeschlichen, führte der Graf und der

Bischof von Beauvais die beiden Notare Wilhelm Manchon und Wilhelm Colles in ein Seitengemach neben dem Gefängnisse. Hier war eigens zu dieser Absicht eine Oeffnung in der Wand angebracht, wo man jedes Wort im Gefängniß hören konnte, ohne gesehen zu werden. Nun gieng Nikolaus l'Oyseleur, als ein Weltlicher verkleidet, zu ihr hin, die Wache zog sich zurück, damit sie dem vermeinten Freunde und Unglücksgefährten um so ungestörter ihr Herz ausschütten könnte. Der Verräther that darauf hinterlistig allerlei Fragen an sie über ihre göttlichen Offenbarungen. Der Graf von Warwick und Peter Cauchon verlangten, die Notare sollten ihre Antworten aufschreiben. Wilhelm Manchon jedoch weigerte sich von einer so unwürdigen Lauerei Gebrauch zu machen; er sagte, sie dürften dieß nicht thun und es sey nicht ehrlich gehandelt, den Prozeß auf diese Weise zu beginnen. So mußten die beiden dießmal unverrichteter Sache abziehen. Die unglückliche Johanna aber schenkte dem Verräther so sehr ihr Vertrauen, daß sie, wie Manchon bezeugt, bei ihm beichtete und gewöhnlich, ehe sie vor Gericht geführt wurde, sich mit ihm unterredete.

Es war Peter Cauchon sehr daran gelegen, so Viele wie möglich an dem Prozesse Theil nehmen zu lassen. Wer nicht wollte, wurde dazu gezwungen und kein Theilnehmer durfte während der Dauer des Prozesses Rouen verlassen. So fiel die Schuld nicht auf ihn allein. Vor Allem aber trachtete er sich mit dem Ansehen der Inquisition zu verstärken und den Viceinquisitor Le Maistre hineinzuziehen. Dieser war ein schwacher Mensch, der Alles aufbot, um dem Bischof zu entgehen, und wie Pilatus gern seine Hände in Unschuld gewaschen hätte, aber nicht den Muth hatte, mit seinem eigenen Blute für die Unschuld einzustehen. Er weigerte sich mehrmal Theil an dem Prozesse zu nehmen und brachte alle erdenklichen Vorwände herbei; allein Peter Cauchon wußte seine Verzagtheit zu schrecken, er ließ ihm mehr-

mal sagen: weigere er sich, so stünde sein Leben auf dem Spiel. Auch schrieb er an den Großinquisitor selbst, damit er seinem Stellvertreter eine Vollmacht ausstellen möchte. Auf diese Weise wurde der schwache Le Maistre zuerst blos als Rechtskundiger bei dem Prozesse zu Rath gezogen, später aber mußte er als zweiter Richter neben Peter Cauchon daran Theil nehmen. Dafür wurde der unglückliche Mann während des Verlaufes des Prozesses von den größten Gewissensbissen geängstigt, er selbst sagte zu einem Zeugen: „ich sehe wohl, daß der Tod darauf steht, wenn man in dieser Sache nicht nach dem Willen der Engländer verfährt.“ Wie ihm, so ergieng es auch den meisten Anderen, die ihre Hand in diesem ungerechten Prozesse mit dem Blute der Unschuld befleckten. Die Einen suchten die Gunst der Engländer, die Anderen fürchteten ihren Zorn und hatten keinen Muth sich wider die Ungerechtigkeit zu erheben, wie eine große Menge von Zeugen einhellig aussagt. Doch nicht Alle verriethen ihre Pflicht und die Wahrheit vor den Drohungen des Bischofs und der Engländer. Darunter zeichnete sich vor Allen N i k o l a u s v o n H o u p p e v i l l e aus, der als ein wahrer Diener Gottes und der ewigen Gerechtigkeit unerschrocken in einer der ersten Versammlungen erklärte: daß weder der Bischof von Beauvais, noch die Anderen, die dieses Gericht abhalten wollten, Richter seyn könnten. Es scheine ihm nicht die wahre Weise zu seyn, daß die, welche der Gegenpartei angehörten, Richter in eigener Sache seyen: besonders wenn man bedenke, daß Johanna von der Geistlichkeit zu Poitiers schon einmal sey examinirt worden, so wie auch von dem Bischof von Rheims, dem Metropolitan-Bischof des Bischofen von Beauvais. Peter Cauchon ließ ihn im größten Zorne über diese Erklärung vor sich rufen, der Geforderte erklärte ihm aber, daß er ihm nicht unterworfen sey und ihn nicht für seinen Richter anerkenne, weil er nicht aus seiner Diözese sey. Nichts destoweniger wurde er fest genommen und in die Burg

von Rouen gesetzt. Man drohte ihn zu ersäufen und wollte ihn nach England verbannen, bis es endlich seinen Freunden gelang, daß er losgegeben wurde. Mit Recht hat darum der Erzbischof von Demetrias bei der Untersuchung, die später über diesen schändlichen Prozeß geführt wurde, eidlich ausgesagt: Niemand von allen, die an diesem Prozesse Theil genommen, habe seine volle Freiheit gehabt; denn Niemand habe etwas zu sagen gewagt, ohne daß es sey aufgezeichnet worden.

Nachdem in solcher Weise die Sache eingeleitet war, wurde der Beschluß gefaßt, Johanna sollte am 21ten Februar zum erstenmal zum Verhöre vor ihren Richtern erscheinen.

Dreißigstes Kapitel.

Von den Verhören der Jungfrau vor den Richtern in Rouen.

War die Jungfrau bei ihrem ersten Auftreten nur mit besorgtem Herzen nach Poitiers gegangen, hatte sie damals die endlosen Fragen der Doktoren, weisen Meistern Lizenciaten und Baccalaureen gefürchtet, die es doch mit ihr und ihrem König wohl meinten, wie viel Schwereres stand ihr jetzt von der Gelehrsamkeit derer bevor, die sie zum Theil bis auf den Tod haßten.

Von dem 21. Februar bis zum 17. März wurde sie in siebenzehn Sitzungen verhört. Wie aus den Aussagen vieler Zeugen, die zum Theil diesen Verhören als Beisitzer beigewohnt, hervorgeht, war es kein Gericht, das nach Wahrheit gesucht, um die Gerechtigkeit dann das Urtheil sprechen zu lassen, es war vielmehr eine Verfolgung um eine Unschuldige unter dem Scheine des Rechtes zu verderben. Die Engländer und Peter Cauchon mit seinen Vertrauten scheuten dabei in ihrer blinden Rachgier und Bosheit kein Mittel, es mochte noch so unwürdig, so un-

gerecht und niederträchtig seyn, und wenn ihre List das Opfer nicht umstricken konnte, dann suchte ihre Gewalt es zu schrecken und zu quälen, damit die Unglückliche in dem Augenblicke der Verzweiflung gegen sich selbst zeuge und dem Urtheile der Ungerechten sich unterwerfe. Doch die Jungfrau stark in der Kraft ihres guten Rechtes zerriß die Netze der Arglist, und ertrug ihre Leiden mit heldenmüthiger Geduld.

In den ersten Verhören waren fünfzig bis sechzig Beisitzer zugegen, von der siebenten Sitzung an aber wurden die Verhöre nur vor wenigen Zeugen in ihrem Gefängniß, fast im Geheimen, gehalten. Hatte man sie drei bis vier Stunden am Morgen mit Fragen gequält und wie ein Wild gehetzt, so war das manchmal noch nicht genug, man benutzte ihre Antworten, um neue verfängliche Fragen daraus zu ziehen, womit man sie dann am Nachmittag zu fangen suchte. Die Beisitzer selbst wurden vor Ermüdung unwillig; oft wurde keine Ordnung in den Fragen beobachtet, man sprang von einer auf die andere, man ließ ihr keine Zeit über die schwierigsten Punkte ruhig nachzudenken, sie wurde von allen Seiten bestürmt und angeschrieen. Die Jungfrau sprach dann flehendlich: „Liebe Herren, Einer nach dem Anderen", sie bat man möge sie doch nur Einem oder Zweyen zugleich antworten lassen und klagte wiederhol daß man sie allzusehr quäle und ihr großes Unrecht thu., sie also mit Fragen zu ermüden, die den Prozeß gar nichts angiengen. Die Erbarmungslosen hörten nicht auf ihre Klagen und frugen nur um so eifriger. Oft waren diese Fragen auch überaus schwierig und verfänglich und weit über ihr Alter, ihren Stand und ihr Geschlecht. Es erhob sich selbst unter den Beisitzern über eine so schreiende Ungerechtigkeit lautes Murren; denn die gelehrtesten Doktoren hätten manchmal Mühe gehabt auf solche Fragen zu antworten. Die Unordnung war besonders in den ersten Verhören groß, man unterbrach sie fast bei jedem Worte, wenn sie von ihren

Erscheinungen sprach, und überdieß waren mehrere Secretäre des Königs von England zugegen, die von ihren Antworten aufschrieben und ausließen, wie es ihnen beliebte, so daß der Notar Wilhelm Manchon erklärte, wenn man keine andere Ordnung einführe, so nehme er keinen Theil mehr an dieser Sache.

Es wurde ihr nicht einmal gegönnt in der Kirche Kraft und Trost zu suchen, und ihr Herz vor dem Altare zu erleichtern. Gleich anfangs wurde ihr der Gottesdienst, ihrer vorgeblichen Verbrechen und ihres männlichen Anzuges wegen, untersagt. Wie hart man dieses Verbot ausführte darüber hat Joh. Massieu, der Gerichtsdiener, folgendes bezeugt: als er sie einmal in den Gerichtssaal geführt, habe sie ihn gefragt, ob sie nicht auf ihrem Wege an einer Kirche oder einem heiligen Orte vorüberkämen, wo der Leib Jesu Christi ausgestellt sey. Auf ihre flehenden Bitten führte er sie vor die königliche Kapelle. Dort kniete sie nieder und betete in heißer Andacht. Darüber machte der erbarmungslose Promotor Estivet dem Gerichtsdiener die heftigsten Vorwürfe und drohte ihm, wenn er es noch einmal ohne Erlaubniß thue, dann wolle er ihn in einen Thurm setzen, wo er weder Mond noch Sonne sähe. Und als jener seine Drohung nicht achtete, stellte er sich mehrmal selbst an die Thüre der Kapelle, damit Johanna ja dort nicht beten könnte. Auf sein Betreiben verbot zuletzt Peter Cauchon ausdrücklich dem gutherzigen J. Massieu an jener Kapelle mit der Gefangenen stehen zu bleiben.

Ein ander Mal führte Massieu Johanna aus dem Gerichtssaal in ihr Gefängniß zurück, da begegnete ihm ein Sänger von der Kapelle des Königs von England, der mit hartherziger Rohheit, unbekümmert um die arme Johanna, die Frage an ihn richtete: Was hälst du von ihren Antworten! wird sie verbrannt werden? was wirds werden?" „Ich habe nichts, als Gutes und Ehrenvolles an ihr wahrgenommen,

erwiederte Massieu, und sie scheint mir ein gutes Weib, aber ich weiß nicht, was das Ende davon seyn wird: Gott weiß es!" Der Sänger berichtete diese Antwort sogleich mehreren Leuten des Königs und unter andern auch dem Grafen von Warwick, mit dem Bemerken, Massieu meine es nicht gut mit dem König Warwick wurde darüber sehr zornig, Peter Cauchon ließ Massieu vor sich kommen und sprach in seiner gewaltthätigen Weise: er solle sich vor Mißverständnissen hüten, sonst würde man ihn einmal mehr trinken machen, als ihm lieb wäre. Mit Mühe kam er für diesmal noch durch.

Auch hier mußte sie sich wieder die Untersuchung gefallen lassen, ob sie das Gelübde ihrer Jungfräulichkeit gehalten, es geschah auf Anordnung der Herzogin von Bedford und obwohl sich ihre Reinheit wieder bewährte, so ließ man ihrer Ehre doch nicht einmal die kleine Gerechtigkeit widerfahren, daß man dieser Untersuchung in den Akten auch nur mit einem Worte gedacht hätte; denn hiedurch wäre nach dem Glauben der Zeit die Untersuchung über Zauberei, deren man sie beschuldigte, von selbst weggefallen. Man glaubte nämlich damals der Teufel könne über eine reine Jungfrau keine Gewalt haben und keinen Bund mit einer solchen schließen.

Nicht zufrieden sie mit schwierigen, zweideutigen Fragen zu ängstigen und zu umstricken, bot Peter Cauchon mit seinen Vertrauten auch Alles auf, die Gerichtschreiber zur Verfälschung ihrer Antworten zu bewegen. Diese weigerten sich indessen standhaft anders zu schreiben, als sie in der Wahrheit spräche, allein daß es ihm wenigstens einmal gelungen ist, sie durch seine Drohungen dahin zu bringen, eine ihrer Antworten auszulassen, das hat Wilhelm Manchon, der Notar, selbst später eingestanden. Johanna rief klagend: „Wehe ihr schreibet, was gegen mich ist und wollt nicht schreiben, was für mich spricht."

König Karl VII um dessen Ehre es sich eigentlich bei diesem ganzen Prozesse handelte; denn nicht für sich,

sondern für ihn war die Jungfrau aufgetreten und Er war es, der ihr sein königliches Schwerdt geliehen, Er that jetzt nichts für Die, die soviel für ihn gethan. Da es doch eine heilige Pflicht seiner königl. Ehre und Dankbarkeit gewesen wäre, laut und öffentlich von dem König von England zu fordern, daß in einer Sache, deren Zeuge und Theilnehmer Er und die Seinen gewesen, auch Er und die Seinen gehört würden und daß man ihm die Einsicht in den ganzen Gang der Verhandlung gestatte, um über die Unpartheilichkeit und das gesetzmäßige Verfahren der Richter zu wachen. Es war seine Pflicht die Akten der Untersuchung von Poitiers den neuen Richtern vorzulegen sowie die Gutachten der ersten Würdeträger der französischen Kirche und seines Reiches, auf deren Grund er selbst einem unbekannten Hirtenmädchen Glauben geschenkt, und ihm mit dem Heere das Geschick seines Reiches und seine eigene Ehre anvertraut hatte. Ja er konnte den ganzen Prozeß für nichtig erklären, weil seine und der Jungfrau Feinde in eigener Sache Richter und Kläger zugleich seyen. Er mußte dieß offen vor den Augen der Christenheit erklären, wie die Engländer gleichfalls nach der Beendigung des Prozeßes, eine Erklärung darüber an den Kaiser und alle christlichen Fürsten ergehen ließen, um ihn und die Jungfrau dadurch zu beschimpfen. Von dem Allen that der sorglose Karl VII Nichts. Nur in zwey Briefen der Universität geschieht eine Erwähnung, daß man sich anfänglich bemüht, sie aus den Händen ihrer Feinde zu erlösen, es heißt darin nemlich: wir fürchten sehr, Johanna möge durch die Verführung und den Betrug des höllischen Feindes und die List und Bosheit schlechter Menschen, der Feinde und Gegner nämlich, entkommen „denn wie man sagt, bieten sie Alles auf, um sie auf irgend eine Weise, sey es durch Geld oder Loskaufen zu befreien."

Wäre es den Engländern übrigens wirklich um Gerechtigkeit zu thun gewesen, so hätten sie um ihrer eigenen

Ehre willen Karl VII und seine Gegner zu diesem Prozesse herzurufen müssen, um sich von ihrer Gerechtigkeit zu überzeugen.

So von ihren undankbaren Freunden verlassen und ihren Todfeinden preisgegeben, rings von den Netzen ihrer Arglist umstrickt, durch Drohungen geängstigt, durch Mißhandlungen im harten Kerker gequält, von dem Troste der Kirche ausgeschlossen, ohne Rath und ohne Beistand und stets den schrecklichen Feuertod, der hinter jeder Frage lauerte, vor Augen, so hatte die Jungfrau den letzten härtesten Kampf zu bestehen; sie, die von ihren armen Eltern nichts gelernt als den Glauben und das Vaterunser, blickte aber ruhigen und festen Blickes ihren Feinden in die Augen und machte sie mehr als einmal verwirrt und beschämt niederschlagen, wenn sie plötzlich all ihre Pläne zerriß und hell im Glanze ihrer Unschuld warnend vor sie hintrat. Hatten früher die kühnsten Ritter in den Schlachten ihren Heldenmuth bewundert, dann zeigte sie jetzt einen noch viel größeren, als sie gebunden im Angesichte des Todes vor ihren Feinden laut die Wahrheit ihrer göttlichen Sendung bezeugte und einem Gerichte, das im Namen des Königs von England über sie ein schreckliches Urtheil sprechen sollte, den gänzlichen Fall der englischen Macht in Frankreich und den Sieg der französischen Waffen prophetisch verkündete. Mit unerschütterlicher Liebe und Treue hieng sie auch jetzt noch an ihrem König, der sie undankbar verlassen, und ohne Haß ertrug sie geduldig jede Ungerechtigkeit und Mißhandlung ihrer Peiniger. Kühn, sagten ihre heiligen Stimmen ihr, kühn solle sie ihren Richtern antworten, sie folgte ihnen und keine Furcht kam in ihr Herz. „Wahrhaftig, sagte einer der englischen Großen, von diesem Heldenmuthe der Jungfrau ergriffen, bei einem der Verhöre „wahrhaftig das ist ein gutes Weib, wäre sie nur englisch.“ Und neben dieser Heldengröße, war sie doch auch immer noch das demüthige, einfältige, fromme Hirtenmädchen, das im ersten Schmerz

über sein hartes Loos bitter weinte und nicht daran glauben konnte. Fort und fort bestand sie auch jetzt fest auf der Wahrheit ihrer göttlichen Erscheinungen, und erklärte, wie sie noch täglich von ihnen im Kerker getröstet, gestärkt und berathen würde und daß sie ohne den Beistand der Heiligen längst unter der Last ihrer Leiden gestorben wäre.

Nie aber zeigte sich ihr einfacher Verstand mehr, als bey den schwierigsten Fragen, in eben diesen Verhören. Ihre Antworten waren bestimmt, klar, kurz, wahrhaft und prunklos, aber oft gerade das Ziel treffend. Sie enthielten nichts Krankhaftes, nichts Träumerisches, Unsicheres oder Wankelmüthiges. Ueberall strahlte ein kühner, fester und frommer Geist hervor, der durch und durch von der Wahrheit seiner Sache erfüllt war. Johann Fabry, der Bischof von Demetrias, der als Beysitzer den Verhören beywohnte, versicherte, ihre Antworten seyen so gut gewesen, daß er sie während drey Wochen für höhere Eingebung gehalten.

So wenig ließ ihr klarer, muthiger Sinn sich durch die Gefahren, die sie rings umgaben, verwirren, daß oft ihre Geistesgegenwart und ihr gutes Gedächtniß bewundert wurde, womit sie ihre früheren Antworten genau wußte und beisagen konnte. Sie verbesserte die Fehler der Gerichtsschreiber und berief sich in späteren Verhören auf die geschriebenen Antworten der früheren. Von mehreren Zeugen wird dieß einhellig bestätigt. „Sie hatte, so erzählen sie, ein wunderbares Gedächtniß. So geschah es einmal, als man sie zum zweyten Mal über die gleiche Sache fragte, worüber sie früher und zwar schon vor acht Tagen geantwortet hatte, daß sie sagte: Ich wurde hierüber schon an dem und dem Tage gefragt, und habe darüber so und so geantwortet. Wilhelm Colles, der Eine von den Notaren, behauptete dagegen, sie habe hierüber noch nicht geantwortet, während mehrere Beysitzer umgekehrt der Johanna beystimmten. Nun wurden die Antworten von je-

nem Tage nachgelesen, man fand, daß Johanna Recht habe, die Antwort war ohne ein Wort mehr oder minder ganz so, wie sie dieselbe wiederholt hatte, worüber man sich höchlich verwunderte, von wegen ihrer Jugend. Auch Johanna war dessen sehr froh und sagte zu dem Wilhelm Colles, „mache er noch einmal einen Fehler, dann wolle sie ihn am Ohr zupfen.“

Als daher zwanzig Jahre später Jene, die dem Prozesse beygewohnt, aufgefordert wurden ihr gerichtliches Zeugniß über das Benehmen der Jungfrau bei diesen Verhören abzugeben, sprachen Viele mit dem Bischof von Demetrias ihre Bewunderung darüber aus. Für ein so geringes Mädchen, sagen diese Zeugen, die das Recht nicht kannte und sonst eine so große Einfalt zeigte, antwortete sie überaus klug, sehr vorsichtig und katholisch, und zeigte bei aller Vorsicht einen kühnen Muth. Ihre Antworten waren so klug, bezeugt Johann Miquier, hätte Einer von den Doktoren, die ihre Untersuchung führten, an ihrer Stelle antworten sollen, er hätte es nicht besser gekonnt. Man war, sagen Peter d'Aron und Johann Marcel über ihre wunderbaren Antworten sehr erstaunt.

Doch wir wollen die Jungfrau jetzt selbst mit ihren Richtern sprechen lassen, indem wir hier einen Theil dessen zusammenstellen, was sie ihnen wörtlich auf viele zum Theil unzusammenhängende Fragen geantwortet. Was aber diese Antworten Großes und Schönes für die Jungfrau enthalten, ihr unerschütterliches Vertrauen auf Gott; die Treue zu ihrem König und ihrem Vaterlande; der Heldenmuth und die Milde und vorzüglich jene merkwürdigen Prophezeihungen über ihr eigenes Schicksal, das Alles verdient um so mehr Glauben, weil es unter den Augen und auf Befehl ihrer Todfeinde niedergeschrieben wurde, die alles anwandten es zu ihrem Nachtheil zu verfälschen und zu verstümmeln. Es ist das unwiderlegliche Zeugniß, das nach dem Willen der Versehung, die Verfolger von der Unschuld ihres Opfers der Nachwelt geben sollten.

Einunddreyßigstes Kapitel.

Was die Jungfrau zu ihren Richtern in Rouen sagte.

„Ich bin gekommen von Seiten Gottes, so sagte sie, und habe hier nichts zu schaffen. Ueberlaßt mich dem Gerichte Gottes, der mich gesandt hat. In seiner Hand sind alle meine Handlungen und Thaten, und auf ihn vertraue ich. Ohne seinen Befehl habe ich nichts auf der Welt gethan; was ich weiß, weiß ich auf den Befehl und durch die Offenbarung Gottes und was ich Gutes verrichtet, ist auf sein Geheiß geschehen. Auf seinen und seiner Engel Befehl bin ich zum König gegangen und habe Männerkleidung angelegt, und ich hätte mich lieber von Pferden zerreißen lassen, als daß ich ohne seinen Befehl gegangen wäre. Daß er mich und Niemand Anderen hiezu ausersah, geschah darum, weil es ihm gefiel, durch eine einfältige Jungfrau die Feinde des Königs zu verjagen. Wäre nicht die Gnade Gottes, ich wüßte nicht, was ich anfangen sollte."

„Die Heiligen sagten mir: ich sollte mein Banner muthig nehmen, Gott würde mir helfen. Den Befehl Gottes, den sie mir verkünden, erfülle ich aus allen meinen Kräften, so weit ich ihn verstehe, und sie befehlen mir nichts, als was Gott wohlgefällig ist. Und was ich auf den Befehl des Herren gethan, davon glaube ich, daß ich recht gethan und ich erwarte dafür sichere Bürgschaft und Hülfe. Auch noch gegenwärtig, wäre ich in Freyheit bei den Meinigen und in der Männerkleidung, ich glaube es wäre für Frankreich ein großes Glück, also zu handeln, wie ich vor meiner Gefangenschaft gethan. Lieber wollte ich sterben als widerrufen, was der Herr mich hat verrichten lassen.

„Ich sagte schon früher und sage noch jetzt gegenwärtig zu dem hochwürdigen Bischof von Beauvais: Ihr sagt Ihr wäret mein Richter, ob Ihr es seyd oder nicht, ist mir unbekannt, aber seyd auf Eurer Huth, daß Ihr kein ungerecht Urtheil sprechet und Euch in große Gefahr bringet. Ich warne Euch dessen, auf daß wenn der Herr Euch strafet, ich meine Schuldigkeit gethan und es Euch gesagt habe."

„Wäret Ihr wohl über mich unterrichtet, Ihr würdet wünschen, daß ich aus Eueren Händen wäre. Ich habe nichts gethan, als durch Offenbarung."

„Ich sage Euch Herr Bischof von Beauvais, denket wohl darüber nach, daß Ihr sprecht, Ihr wäret mein Richter: denn Ihr nehmt eine große Last auf Euch und quälet mich zu sehr."

„Ich versichere Euch, daß ich nichts thun oder sagen möchte gegen den christlichen Glauben, und hätte ich irgend etwas gethan oder gesagt, wovon die Gelehrten zu sagen wüßten, daß es gegen den christlichen Glauben wäre, den unser Herr eingesetzt hat, ich würde es nicht behaupten, sondern verwerfen."

„Ich verlange vor den Pabst geführt zu werden, vor ihm werde ich antworten, wie ich antworten soll."

„Laßt meine Antworten von Geistlichen durchsehen, und prüfen, und man sage mir dann, ob sie etwas gegen den christlichen Glauben enthalten. Ich werde durch meinen Rath wohl zu sagen wissen, wie es sich damit verhält und werde Euch dann berichten, was mir mein Rath gesagt. Und auf jeden Fall, wäre etwas darin, was gegen den christlichen Glauben verstieße, den unser Herr uns befohlen, so würde ich nicht darauf bestehen, und wäre ich sehr bekümmert, ihm entgegen zu handeln."

„Wenn Ihr Zweifel heget, über das was ich Euch da von den Stimmen sage, so schicket nach Poitiers, wo ich vordem geprüft ward." Auf den Grund guter Zeichen

und das Urtheil der Geistlichkeit glaubte mir mein König. Während drei Wochen wurde ich zu Chinon und Poitiers von der Geistlichkeit geprüft. Ich wünschte sehr, Ihr hättet eine Abschrift von dem Buche, was zu Poitiers geschrieben ward, vorausgesetzt daß es Gottes Willen wäre. Ehe der König mir glaubte und mich ans Werk ließ, hatte er ein Zeichen, und es war die Meinung der Geistlichen meiner Parthei, daß in meinem Unternehmen nur Gutes zu sehen wäre."

„Meine Stimmen haben mir gesagt: ich sollte Euch kühn antworten und ein fröhlich Gesicht machen. Ich werde Euch gern Alles sagen, was mir Gott erlaubt hat zu offenbaren, was aber die Offenbarungen angeht, die den König von Frankreich betreffen, davon werde ich Euch ohne Erlaubniß meiner Stimmen nichts sagen. Ich ließe mir lieber den Hals herunter schlagen, ehe ich alles sagte, was ich weiß. Ueber das aber, was den Prozeß betrifft, werde ich Euch eben so sehr die Wahrheit sagen, als stünde ich vor dem Pabst."

Ueber das künftige Schicksal Englands und den Ausgang des Krieges mit Frankreich sprach Johanna im fünften Verhöre folgende prophetische Worte:

„Bevor sieben Jahre verflossen, werden die Engländer ein größeres Pfand, als das vor Orleans verlieren und sie werden Alles in Frankreich verlieren."

„Sie werden den größten Verlust erleiden, den sie je in Frankreich erlitten und das wird durch einen großen Sieg geschehen, den Gott den Französischen verleihen wird."

Auf die Frage des Untersuchungsrichters: Woher wißt Ihr das," erwiederte die Jungfrau:

„Ich weiß es durch die Offenbarung, die mir darüber geworden. Es wird noch vor sieben Jahren geschehen, daß es sich so lange verzögert, darüber bin ich sehr betrübt. Ich weiß es durch Offenbarung und weiß es so gewiß, als

Ihr vor mir steht. Von Tag und Stunde, wann es geschieht, weiß ich nichts."

In dem sechzehnten Verhöre wiederholte sie diese Prophezeihung noch einmal mit folgenden Worten:

„Was meine guten Werke betrifft, die ich verrichtet und meine Heerfahrt, darüber muß ich mich auf den König des Himmels berufen, der mich zu Karl gesandt hat, der ein Sohn König Karls ist und König von Frankreich seyn wird. Und Ihr werdet sehen, daß die Französischen einen großen Sieg gewinnen werden, den ihnen Gott senden wird und also groß, daß er beinahe das ganze Königsland Frankreich erschütteren wird. Und ich sage dies, auf daß man dessen eingedenk sey, wenn es in Erfüllung gegangen, daß ich es gesagt habe."

Auf die weitere Frage, in welcher Zeit es geschehen werde, erwiederte sie kurz: „ich verlasse mich auf unseren Herrn."

Nicht minder merkwürdig ist, was sie über den Herzog von Orleans sagte: „Ich weiß gewiß, daß Gott diesen Herzog von Orleans liebt und so habe ich auch über ihn mehr Offenbarungen gehabt, als über irgend einen Menschen, der da lebt, meinen König ausgenommen." Auf die Frage: „Wie hättet Ihr es angefangen den Herzog von Orleans zu befreien, erwiederte sie: „Ich hätte diesseits des Meeres so viele Engländer gefangen gemacht, um ihn dafür zurückzuerhalten, und hätte ich Ihrer nicht genug diesseits gefangen, dann wäre ich über Meer gegangen, um ihn mit Gewalt aus England zu nehmen." Schon bei ihren Verhören zu Poitiers hatte sie vorausgesagt, er würde aus seiner Gefangenschaft heimkehren; dies Wort ward im Jahr 1440 nachdem er 25 Jahre nach der Freiheit geschmachtet, troß dem feierlichen Widerspruche des Herzogs von Glocester, erfüllt. Noch wird in dem brittischen Museum ein geschriebener Band von Gedichten mit schönen

Miniaturen aufbewahrt, die der Herzog dort in der Gefangenschaft gedichtet. Mit ihm war zu gleicher Zeit Jakob I, König von Schottland, von 1406 — 1424 in englischer Gefangenschaft, und auch er verkürzte sich die traurigen Stunden mit der Dichtung und man zählte beide gefangene Fürsten unter die gepriesensten Dichter ihrer Zeit. Daß aber Johanna sich die Befreiung des Herzogs so sehr angelegen seyn ließ, und daß sie sagte, ihr sey, nächst Karl VII, am meisten über ihn offenbart worden, das ist darum überaus merkwürdig, weil es das Haus eben dieses Karls von Orleans war, worauf die Krone Frankreichs übergieng, nachdem die Nachkommen Karls VII erloschen. Im Jahr 1499 nämlich bestieg sein Sohn Ludwig XII den Thron, und erwarb sich durch eine wohlthätige Regierung den Namen des Vaters des Volkes. Nach seinem Tode kam die Krone an den Enkel des Bruders jenes Herzog Karls, und vererbte sich noch durch Franz I, Heinrich II, Franz II und Karl IX in diesem Hause fort, bis es 1589 mit dem ermordeten Heinrich III erlosch, nachdem es während einer hundertjährigen Herrschaft die Schicksale Frankreichs gelenkt, und manchen guten und manchen bösen Tag über das Land gebracht, worauf wahrscheinlich jene Worte der Jungfrau hingedeutet. Ueberhaupt aber theilte sie ihren feindlichen Richtern nur den kleinsten Theil ihrer Offenbarungen mit, denn wollte ich alles sagen, was ich weiß, sprach sie zu ihnen, acht Tage würden nicht hinreichen.

Ihre Richter trugen ein großes Verlangen zu wissen, was ihre Stimmen ihr über den Ausgang ihres Prozesses, ob sie aus dem Gefängniß befreyt werden würde oder sterben müsse, geoffenbart hätten. Es mußte ihnen um so mehr angelegen seyn, dieses zu erfahren, da der Ausgang des Prozesses ja ganz in ihrer Hand zu liegen schien und es von ihrem Urtheilsspruche abhieng, jene Prophezeihung, die ihnen die Jungfrau im Namen ihrer Heiligen mittheilen würde, ganz und gar zu vereiteln.

Um so merkwürdiger sind darum die Worte der Jungfrau, da sie gerade zu jenen gesprochen und von ihnen niedergeschrieben wurden, die dieselben erfüllen sollten und die durch das Todesurtheil, das sie über die Jungfrau, als eine falsche Betrügerin sprachen, gerade die Wahrhet ihrer Vorhersagungen unwillkührlich bekräftigen mußten.

Johanna hatte sich vor Compiegne nicht freywillig als Kriegsgefangene ergeben, man hatte sie mit Gewalt entwaffnen müssen, sie hielt es daher auch jeder Zeit für erlaubt, aus dem Gefängniß zu entfliehen, wenn es ihr möglich sey und erklärte dieß unverholen. Vorausgesetzt jedoch hierin wie bei allen ihren Handlungen, daß dieß Gottes Wille sey. Als daher Peter Cauchon mit der Androhung, sie mache sich durch die Flucht der Ketzerei schuldig, ihr zu entfliehen verbieten wollte, erwiederte sie ihm:

„Ich erkenne das Verbot nicht an, würde ich entkommen, kein Mensch könnte mir darüber Vorwürfe machen, als hätte ich mein Wort gebrochen, denn ich habe es Niemanden gegeben."

Auf die fernere Frage: „hat euer Rath Euch offenbaret, daß Ihr aus dem Gefängniß entkommen werdet?" erwiederte sie dießmal abweisend: „wahrhaftig das werde ich Euch sagen."

Später fragte man sie wieder: Habt ihr von Eueren Stimmen Erlaubniß aus dem Gefängniß zu gehen, wenn es Euch gefällt?

Johanna: „Ich habe sie mehrmals begehrt, aber noch nicht erhalten."

„Würdet ihr denn gegenwärtig gehen, wenn Ihr dazu eine Gelegenheit ersähet?"

„Sähe ich die Thüre offen, so würde ich gehen und es gälte mir das für eine Erlaubniß unseres Herrn. Und ich glaube festiglich, sähe ich die Thüre geöffnet und meine Hüter und die anderen Engländer könnten mir keinen Widerstand leisten, das sähe ich für eine Erlaubniß an

und daß der Herr mir seine Hülfe senden wolle. Ohne Erlaubniß aber gienge ich nicht, es müßte denn seyn, daß ich einmal zu gehen versuchte, um zu sehen ob der Herr damit zufrieden wäre. Denn hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen. Und ich sage dieses, auf daß man nicht spreche, wenn ich von dannen gegangen, ich wäre ohne Erlaubniß gegangen."

Ueber ihr Schicksal selbst that sie folgenden merkwürdigen Ausspruch am Donnerstag den ersten März 1431, das heißt, genau drei Monate vor ihrem Tode, welcher Mitwoch den 30sten Mai desselben Jahres erfolgte. Die Richter fragten: „was haben Euere Heiligen Euch versprochen?"

Johanna: „Was sie mir versprachen geschah mit der Erlaubniß Gottes."

„Was versprachen sie Euch?

Johanna: „Das geht den Prozeß ganz und gar nichts an. — Unter anderen sagten sie mir, mein König würde sein Reich wieder gewinnen, es möchten seine Feinde wollen oder nicht."

„Geschah Euch sonst ein Versprechen?"

Johanna: „Ja ich erhielt eines, aber ich werde es Euch nicht sagen; das geht den Prozeß nichts an. In drei Monaten werde ich Euch dieses andere Versprechen verkünden.

„Haben Euere Stimmen Euch gesagt, Ihr würdet in Zeit von drei Monaten aus dem Gefängniß befreyt werden?"

Johanna: „Das geht Eueren Prozeß nichts an. Indessen ich weiß nicht, wann Ich werde befreyt werden. Die, welche mich zum Tode bringen wollen, können leicht vor mir gehen."

„Hat Euer Rath Euch gesagt Ihr würdet aus dem Gefängniß befreit werden, in dem ihr gegenwärtig seyd?"

Johanna: „Sprecht mir davon in drei Monaten und ich will Euch antworten. Fragt ein-

mal die Beysitzer auf ihren Eid, ob diese Frage den Prozeß angeht."

Als die Beysitzer sich dafür erklärten, war sie doch nicht dazu zu bringen etwas Näheres darüber zu sagen, da sie sich stets ausbedungen hatte, ihre geheimen Offenbarungen, die an sie und nicht an ihre Richter gerichtet seyen, zu verschweigen, sie erwiederte also: „Ich habe Euch immer gesagt, Ihr würdet nicht Alles von mir erfahren. Es muß allerdings geschehen, daß ich einmal frey werde. Ich will mir Erlaubniß begehren, Euch darüber zu antworten und darum begehre ich Aufschub."

Noch deutlicher aber sprach sie sich in dem eilften Verhör über ihren künftigen martervollen Tod aus, in demselben Verhör, wo sie auch prophetisch zu dem Bischof von Beauvais gesprochen: „Ich warne Euch hiemit, auf daß wenn der Herr Euch straft, ich meine Schuldigkeit gethan und es Euch gesagt habe. Ueber sich selbst sagte sie: „Die heilige Katharina hat mir gesagt, ich würde Beystand erhalten; ich weiß nicht ob darunter zu verstehen, ich würde aus dem Gefängniß befreyt werden, oder ob sich beym Urtheilsspruche ein Getümmel erheben wird, wodurch ich könnte befreyt werden: ich denke es ist Eins oder das Andere. Und weiter sagen mir meine Stimmen ich würde durch einen großen Sieg befreyt werden. Und dann sagen meine Stimmen: nimm Alles geduldig hin, gräme dich nicht um dein Martyrthum: Du wirst dadurch zuletzt in das Himmelreich des Paradieses kommen. Und das sagen mir meine Stimmen ganz einfach und für bestimmt, das heißt ohne Gefährde. Ich verstehe unter Martyrthum den Kummer und das Elend, die ich hier im Gefängniß erleide und weiß nicht, ob mir noch größeres Leiden bevorsteht; ich verlasse mich deßhalb aber auf den Herrn."

In dieser merkwürdigen Antwort unterscheidet Johanna sehr wohl, was die Heiligen ihr gesagt, und wie

sie selbst die Worte derselben verstanden hatte. Sie hatten ihr verkündet, sie würde durch einen großen Sieg mit dem Beystande Gottes aus dem Gefängniß befreyt werden. Sie solle ihr Schicksal mit Geduld hinnehmen und sich um ihr Martyrthum nicht grämen, denn von dort gehe ihr Weg zum Paradies. Offenbar verstanden sie unter dem großen Sieg die heilige Ergebung der Jungfrau, ihre Liebe, ihren Muth und ihre Geduld, womit sie ihr Martyrthum ertragen und die Qualen des Feuertodes, ohne Haß gegen ihre Mörder, besiegen würde, um dann befreyt aus dem Kerker des irdischen Lebens, zu dem Paradiese Gottes aufzusteigen und dort die ewige Siegeskrone zu empfangen. Das war der Sinn jener Bilder, worin die Heiligen ihre Weissagung gehüllt.

Doch Johanna bebte allzusehr vor den Qualen eines so entsetzlichen Todes in der Blüthe ihrer Jahre zurück; in dem Vertrauen auf ihre göttliche Sendung schien ihr der Gedanke zu schrecklich, als solle Das der Lohn seyn, für alles Gute, was sie auf den Befehl Gottes, ohne Mühen und Gefahren zu scheuen, für Frankreich gethan; es schien ihr nicht glaublich, daß Gott also ihre Unschuld martern lassen wolle; ihrem lebendigen unermüdlichen Geiste waren die engen Mauern des Kerkers mit seinen erbarmungslosen Wächtern und seinen ungerechten Richtern schon ein so großes Leiden, daß sie ohne die Tröstung ihrer Heiligen schon vor Kummer gestorben zu seyn glaubte, sie legte darum, sich selbst täuschend, die Worte der Heiligen auf ihre leibliche Befreyung aus den Händen ihrer Feinde, durch irgend einen Sieg oder Aufstand, aus. Und gerade diese Verschiedenheit dessen, was die Heiligen sagten und wie sie selbst es sich auslegte, ist der beste Beweis für die Wahrheit ihrer Offenbarungen und zeigt, daß ihre Erscheinungen keine eitlen Trugbilder ihrer aufgeregten Einbildung waren.

Von ihren früheren Thaten, wären ihre Worte nicht so wunderbar genau in Erfüllung gegangen, hätte man

doch immer sagen können, wie man es auch gesagt hat, sie habe sich selbst getäuscht. Bey ihrer großen Liebe zu ihrem Vaterlande und ihrem König, deren Unglück ihr Tag und Nacht keine Ruhe ließ, und wofür sie so sehnlichst Gottes Hülfe herabrief, da war es natürlich, könnte man sagen, daß sie sich vorspiegelte und überredete, das zu sehen, was ihre heißesten Wünsche begehrten. Das geängstete jammernde Mädchen sah mit den Augen der Einbildungskraft die wunderbaren Helfer, im Glanze eines höheren Lichtes, von Gott gesandt, herniedersteigen, um Frankreich jene übernatürliche Hülfe zu bringen, ohne die Alles rettungslos verloren schien. Sie sah im Geiste die Siege ihres Königes und seines guten Rechtes voraus, und ergriffen von diesem Geiste der Zuversicht und des Vertrauens auf eine höhere Macht, der auch das Unmöglichste möglich sey, vermochte sie wirklich das zu erfüllen, was anfangs nur Wünsche und Traumbilder ihres hoffenden Herzens waren. Auch in ihrer körperlichen Beschaffenheit, die der regelmäßigen Schwäche ihres Geschlechtes nicht unterworfen war, konnte man hiefür einen scheinbaren Grund der Bestätigung finden.

Diese Erklärung kann aber für ihre Weissagung im Gefängniß nicht gelten. Wie sie sich früher nach dem Sieg und der Rettung Frankreichs gesehnt, so sehnte sie sich jetzt nach der eigenen Freyheit. Sie hatte dazu mit Gefahr ihres Lebens und selbst gegen den Willen ihrer Heiligen Versuche gemacht, sie hatte sie oft inständig darum gebeten, es war ihr ganz unglaublich, daß Gott über Alles, was sie bisher erlitten, nachdem sie ihm treu und aufrichtig gedient, sie dem Scheiterhaufen zuführen sollte; „ich glaube nicht, sagte sie ausdrücklich zu ihren Richtern, daß Gott Mich so tief sinken lassen wird, ohne mir in kurzer Zeit und zwar durch ein Wunder Hülfe zu senden.“ Gieng also hierauf all ihr Sinnen, ist da nicht anzunehmen, wären ihre Erscheinungen nichts als die Bilder einer aufgeregten, krankhaften Einbildung gewesen, daß sie

ihr auch jetzt die sehnlich erwünschte Nachricht ihrer Befreyung aus dem Kerker verkündet hätten, wie früher die Erhebung Frankreichs aus seiner hoffnungslosen Erniedrigung. Doch hievon geschah nichts, die Heiligen fuhren zwar fort auch jetzt den Fall Englands und den Sieg ihres Königs mit klaren und deutlichen Worten zu verkünden, für sie selbst aber hatten sie nichts, als das Martyrthum und das Himmelreich; deutlich genug um von jedem Anderen verstanden zu werden, aber auch verhüllt genug, um ihr die entsetzliche Qual zu ersparen, den furchtbaren Tod des Scheiterhaufens drei Monate vorauszuwissen und sein allmähliches Herannahen zu sehen: denn „fragt mich, hatte sie gesagt, nach drei Monaten, das ist an ihrem Todestage, und ich will Euch das Versprechen verkünden, das meine Heiligen mir gegeben haben." Ihre Stimmen sagten also etwas ganz Anderes, als sie selbst wünschte oder auch nur für glaublich hielt.

Auch über die Erscheinungen selbst wurden vielfältige Fragen an sie gerichtet: so begann das dritte Verhör mit der Frage: „Wann habt Ihr zuletzt etwas gegessen und getrunken?"

Johanna: „Seit gestern Mittag habe ich nichts gegessen noch getrunken."

„Seit wann habt Ihr die Stimme gehört, die zu Euch kömmt?"

Johanna: „Ich habe sie gestern und heute gehört."

„Zu welcher Stunde habt Ihr sie gestern gehört?"

Johanna: „Ich habe sie dreimal gehört; einmal am Morgen, ein andermal während der Vesper und das drittemal, als man Abends zum Ave Maria läutete. Ich höre sie viel öfter, als ich zu sagen wüßte."

„Was thatet Ihr gestern, als die Stimme zu Euch kam?"

Johanna: „Ich schlief und sie weckte mich auf."

„Hat sie Euch durch Eueren Ruf geweckt, oder indem sie Eueren Arm berührte?“

Johanna: „Sie hat mich aufgeweckt ohne mich zu berühren.“

„War die Stimme in Euerer Kammer?“

Johanna: „Nein, so viel ich weiß, sie war oben im Schloß.“

„Habt Ihr der Stimme gedankt und Euch niedergeknieet?“

Johanna: „Sitzend auf meinem Bette dankte ich ihr. Ich faltete meine Hände und begehrte und bat von ihr, daß sie mir beystehen und rathen möge, was ich thun sollte; worauf die Stimme sagte ich sollte kühn antworten.“

„Was hat sie Euch in dem Augenblick gesagt, als sie Euch aufweckte?“

Johanna: „Ich begehrte von ihr Rath darüber, was ich Euch antworten sollte, und bat sie darüber von Gott Rath zu begehren. Und die Stimme sagte mir, ich sollte Euch kühnlich antworten und Gott würde mir helfen.“

„Hatte die Stimme etwas gesagt, bevor ihr diese Bitte an sie richtetet?“

Johanna: „Sie hatte mir einige Worte gesagt, ich habe sie aber nicht alle verstanden. Und es ist wahr, daß sie mir, sobald ich aufwachte, sagte, ich sollte Euch kühn antworten.“

Zum zweitenmal wiederholte Johanna jetzt ihre Mahnungen an den Bischof: „Ihr sagt Ihr wäret mein Richter, habt wohl darauf Acht, was ihr thut, denn ich bin von Gott gesandt, und Ihr begebt Euch in große Gefahr.“ Man fuhr aber in dem Verhör fort:

„Aendert diese Stimme nicht manchmal ihren Rath?“

Johanna: „Niemals habe ich den mindesten Widerspruch in ihren Worten gefunden. Ich habe sie noch diese Nacht gehört, wie sie mir sagte, ich sollte kühn antworten. — Ja ich glaube fest und so fest, als ich an

Christi Lehre glaube und daß uns Gott von den Qualen der Hölle erlöst hat, daß diese Stimme von Gott kommt und auf seinen Befehl."

„Ist diese Stimme, von der Ihr sagt, sie erschiene Euch, ein Engel oder ist es eine Stimme, die unmittelbar von Gott kommt oder von einem Heiligen oder einer Heiligen?"

Johanna: „diese Stimme kommt von Seite Gottes und ich sage Euch nicht offen, was ich davon weiß, weil ich mich mehr fürchte zu fehlen, indem ich etwas sage, was diesen Stimmen mißfiele, als Euch nicht zu antworten. Was diese Frage betrifft, begehre ich Aufschub."

„Hat während der beiden letzten Tagen, wo ihr die Stimmen vernommen habt, sie ein Licht begleitet?"

Johanna: „Eine Klarheit erscheint bey dem Namen der Stimmen."

„Wenn Ihr die Stimmen sehet, sehet Ihr dann noch etwas Anderes mit ihnen?"

Johanna: „Ich werde Euch nicht Alles sagen, ich habe dazu nicht die Erlaubniß. — Die Stimme ist gut und würdig."

„Hat diese Stimme von der Ihr Rath begehrt, ein Gesicht und Augen?"

Johanna; „Für diesmal werdet Ihr das nicht von mir erfahren. Ich habe nicht vergessen, was man den kleinen Kindern sagt, daß man manchmal Leute gehangen, weil sie die Wahrheit gesagt."

Johanna drückte sich stets über ihre Offenbarungen mit der größten Behutsamkeit und Zurückhaltung aus, weil sie befürchten mußte, daß man ihre Antworten nur dazu mißbrauchen würde, sie in zahllose, für ihre Einfalt unauflösliche, Fallstricke einzugarnen und daß man aus jedem einzelnen Worte wieder hundert neue verfängliche Fragen ziehen würde, sie damit zu peinigen und zu ermüden. So drückte sie sich auch in dem zweiten Verhöre

und in den übrigen aus, sie wurde gefragt: „Wie befindet ihr Euch, seit letzten Samstag."

Johanna: „Ihr seht es hinlänglich, ich befinde mich so gut ich kann."

„Habt Ihr während der Fasten jeden Tag die Fasten gehalten?"

Johanna: „Geht das Eueren Prozeß an?"

„Allerdings, das ist wichtig für den Prozeß."

Johanna: „Nun wohl! ich habe während dieser Fasten jeden Tag die Fasten gehalten."

„Habt Ihr seit Samstag die Stimme gehört, die Euch besucht?"

Johanna: „Ja gewiß und oft."

„Habt ihr letzten Samstag die Stimme in diesem Saal hier gehört, während man Euch verhörte?"

Johanna: „das geht den Prozeß nichts an. — Ja, ich habe sie da gehört."

„Was sagte sie Euch?"

„Ich verstand sie nicht recht; ich habe nichts verstanden, was ich Euch sagen könnte, bis ich in meine Kammer zurückgekehrt war. — Die Stimme ist die heilige Katharina und Margaretha, ihre Gestalten sind mit schönen, überaus reichen und kostbaren Kronen gekrönt, dieß hat mir Gott erlaubt Euch zu sagen. Uebrigens kam das Alles nicht für Euch."

„Sind die Heiligen mit dem gleichen Tuche bekleidet."

Johanna: „Heute werde Ich Euch nichts weiter sagen, ich habe keine Erlaubniß dazu. — Es giebt Offenbarungen, die sind an den König von Frankreich gerichtet und nicht an Euch."

„Sind diese Heiligen von Euerem Alter?"

Johanna: „Ich habe keine Erlaubniß es zu sagen"

„Sprechen sie zugleich, oder Eine nach der Anderen?"

Johanna: „Ich habe keine Erlaubniß es zu sagen, jeden Falls habe ich immer von allen beiden Rath erhalten."

„Wer von ihnen erschien Euch zuerst?"

Johanna: „St. Michael kam zuerst. Er war nicht allein, sondern von den Engeln des Himmels wohl begleitet."

„Sahet Ihr St. Michael und seine Engel leibhaft und wirklich?"

Johanna: „Ich sah sie mit meinen leiblichen Augen und so deutlich wie ich Euch sehe. Als sie sich entfernten, weinte ich und ich hätte gern gehabt, sie hätten mich mit sich genommen."

„Was für ein Zeichen hattet Ihr, daß diese Offenbarung Euch von Seiten Gottes käme und daß es St. Katharina und Margaretha sind, die mit Euch sprechen?"

Johanna: „Ich habe es Euch oft genug gesagt, daß es St. Margaretha und Katharina sind; glaubt mir, wenn's Euch beliebt."

Wieder wurde sie im fünften Verhör gefragt: „Habt Ihr Euch seit letzten Dienstag mit St. Katharina und Margaretha unterhalten?"

Johanna: „Ja. — Die Stunde weiß ich nicht."

„An welchem Tage?"

„Johanna: Gestern und Heute. Es vergeht kein Tag, ohne daß ich sie höre."

„Seht Ihr sie immer mit denselben Kleidern?"

Johanna: „Ich sehe sie immer unter derselben Gestalt. Ihre Gestalten sind sehr reich gekrönt. Ich werde nichts von den übrigen Kleidern sagen. Von ihren Mänteln weiß ich nichts."

„Was für eine Gestalt seht Ihr?"

Johanna: „Ich sehe ein Gesicht."

„Haben die Heiligen, die Euch erscheinen, Haare?"

Johanna: „Das ist der Mühe werth zu wissen!"

„Ist ein Zwischenraum zwischen ihren Kronen und Haaren?"

Johanna: „Nein!"

„Sind die Haare lang und hängen sie herab?"

Johanna: „Ich weiß nichts davon. — Ich weiß weder, ob sie etwas wie einen Arm haben oder sonst bildliche Glieder. Sie sprechen sehr gut und in schöner Sprache und ich verstehe sie vollkommen wohl."

„Wie können sie sprechen, wenn sie keine Glieder haben?"

Johanna: „Das stelle ich Gott anheim. Die Stimme ist schön, sanft und demüthig und spricht Französisch." *)

Spricht St. Margaretha Englisch?

Johanna „wie sollte sie Englisch sprechen, da sie ja nicht auf Seiten der Engländer steht."

Haben die Köpfe, von denen Ihr sagt sie hätten Kronen, auch Ringe an ihren Ohren oder sonst wo?

Johanna: „Davon weiß ich nichts."

---

*) Wenn Johanna hier sagt, die Heiligen sprächen Französisch, so heißt das so viel, als: sie habe dieselben Französisch verstanden; denn hätte sie ihre Worte in einer andern Sprache vernommen, so wären sie ihr unverständlich gewesen. Daraus folgt aber nicht, daß sie nothwendig Französisch gesprochen, denn es hätte auch ein Engländer zugegen seyn können und dieser würde, wäre die Rede der Heiligen auch für ihn bestimmt gewesen, sie zu gleicher Zeit in englischer Sprache vernommen haben, wie die Jungfrau sie in der ihren vernahm. Die Heiligen sprachen die Sprache der Geister, die jeder Geist, in seiner eigenen versteht. Wenn sie weiter sagt, sie hätte dieselben mit ihren leiblichen Augen gesehen, so heißt auch dieses nur so viel, daß sie dieselben in wachem Zustande, den offnen Augen, so klar und deutlich gesehen, wie jedes andere sinnliche Ding, das ihre Augen wahrnahmen. Es folgt aber auch hieraus noch nicht, daß sie dieselben mit ihren leiblichen Augen gesehen: dann hätte sie dieselben geschlossen, sie würde ohne Zweifel die Heiligen doch noch fort gesehen haben, mit den Augen des Geistes. Und das ist gerade der gewöhnliche Fall, daß sich die leiblichen Augen schließen, wenn sich die des Geistes öffnen und daß die Gestalten einer andern Welt bei erstarrtem und todähnlichem Körper gesehen werden, obschon dieses keineswegs nothwendig der Fall seyn muß.

„Begehren die Stimmen von Euch Aufschub zu antworten?“

Johanna: „St. Katharia antwortet mir allemal. Manchmal kann ich sie wegen dem Lärm der Leute, und dem Spektakel meiner Wächter nicht recht verstehen. Sobald ich etwas von St. Katharina begehre, begehren sie und St. Margaretha es von dem Herrn und auf des Herrn Befehl antworten sie mir dann.“

„Damals als Ihr sie im Schlosse hörtet und nicht wußtet, ob sie in Eurer Kammer sey, saht Ihr damals kein Licht?“

Johanna: „Es vergeht kein Tag, ohne daß sie in dieses Schloß kommen und eben so kommen sie nicht ohne Lichter, aber ich errinnere mich nicht, ob ich (damals) ein Licht sah oder ob ich die heilige Margaretha sah.— Was ich je in meinen schweren Arbeiten verrichtete, so haben sie mir immer beygestanden und das ist ein Zeichen, daß es gute Geister sind!“

„Habt Ihr kein anderes Zeichen, daß es gute Geister sind?

Johanna: „St. Michael versicherte mir es, ehe die Stimmen kamen.“

„Woran erkanntet Ihr, daß es St. Michael sey?“

„Johanna: „An der Rede und Sprache der Engel. Und ich glaube es fest, daß es Engel waren.“

„Woran erkanntet Ihr, daß es die Sprache der Engel war?“

Johanna: „Ich glaubte es alsogleich und hatte den Willen es zu glauben.“

„Wenn der böse Feind sich in die Gestalt und das Bild eines Engels gekleidet, wie würdet Ihr dann erkennen, daß es ein guter oder ein böser Engel wäre?“

„Johanna: „Ich würde es recht gut erkennen, ob es St. Michael wäre oder etwas ihm Nachgemachtes. — Das erstemal hatte ich großen Zweifel, ob es St. Michael

wäre und ich hatte große Furcht und sah ihn oft, ehe ich wußte, daß es St. Michael wäre. — Später lehrte und zeigte er mir so viel, daß ich fest glaubte, er sey es.“

„Welche Lehre gab er Euch?“

Johanna: „Vor allem sagte er mir, sollte ich ein gutes Kind seyn und Gott würde mir helfen.“

„War St. Michael nakt?

Johanna: „Glaubt Ihr Gott hätte nichts ihn zu bekleiden!

Hatte er Haare?

„Johanna: „Warum sollte man sie ihm abgeschnitten haben!“

„Glaubt Ihr daß St. Michael und St. Gabriel natürliche Köpfe haben?“

Johanna: „Ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen und glaube so fest, daß sie es sind, als ich an das Daseyn Gottes glaube.“

„Glaubt Ihr, daß Gott sie in der Weise und Gestalt gebildet hat, wie Ihr sie gesehen?“

Johanna: „Ja.“

„Glaubt Ihr, daß Gott vom Anfang an sie in dieser Gestalt und Weise erschaffen hat?

„Johanna: „Für jezt werdet Ihr nichts weiter von mir erfahren.“

„Habt Ihr sie je gerufen, ohne daß sie gekommen wären!“

Johanna: „Nie bedurfte ich Ihrer, ohne daß sie bey mir gewesen wären.“

„Haben die Stimmen Euch Tochter Gottes, Tochter der Kirche, Tochter vom hohen Herzen genannt?

Johanna: „Vor der Befreyung von Orleans und später, alle Tage, wenn sie mit mir reden, haben sie mich oft: Johanna die Jungfrau, Tochter Gottes genannt.

„Hat in Euerer Kindheit Euch die Stimme offenbart: die Engländer würden nach Frankreich kommen?“

Johanna. „Die Engländer waren schon in Frankreich, als die Stimmen mich zuerst besuchten.“

„Hattet Ihr in Euerer Kindheit große Begierde den Engländern zu schaden?“

„Ich hatte große Begierde und Verlangen, daß mein König sein Reich wieder erhielte.“

„Wißt ihr nicht ob St. Katharina und Margaretha die Engländer hassen?“

Johanna: „Sie lieben, was der Herr liebet und hassen, was der Herr hasset.“

„Haßt Gott die Engländer?“

Johanna: „Von der Liebe und dem Haße Gottes gegen die Engländer und wie er in Ansehung ihrer Seelen gesinnt ist, weiß ich nichts. Aber wohl weiß ich, daß sie aus Frankreich werden verjagt werden, Die ausgenommen, welche dort sterben werden, und daß Gott den Franzosen Sieg senden wird gegen die Engländer.“

„War Gott für die Engländer, als es ihnen in Frankreich wohl erging?“

Johanna: „Ich weiß nicht, ob Gott die Engländer haßte; aber ich glaube, daß er ihre Niederlage zulassen wollte, um sie für ihre Sünden zu strafen, wenn sie darinnen wären.

„Hat Euch der Engel nicht in Rücksicht der irdischen Glücksgüter betrogen, indem Ihr ja gefangen wurdet?“

Johanna: „Weil es Gott also gefiel, so glaube ich, daß es das Beste war, daß ich gefangen wurde.“

Am 18. May als sie gefragt wurde, auf welche Weise sie denn die Heiligen zu ihrem Rathe herbeyrief, antwortete sie: „Ich begehre ihre Hülfe auf folgende Weise: „Aller mildester Gott, zur Ehre deines heiligen Leidens, begehre ich von dir, wenn du mich lieb hast, daß du mir

offenbarest, was ich diesen Geistlichen antworten soll; ich weiß recht wohl, was meine Kleidung betrifft, wie ich sie auf deinen Befehl angelegt, aber ich weiß nicht, wie ich sie wieder ablegen soll, darum möge es dir gefallen, mich darin zu unterweisen.“ Das war ihr Ruf, den sie in ihrer Noth an Gott richtete, und doch wollte man sie verdächtigen, als habe sie die finstern Mächte aus dem Abgrund der Hölle zu sich hinaufbeschworen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Was sich weiter in diesen Verhören begeben.

Auf nichts war die Neugierde ihrer Richter so sehr gespannt, als das Geheimniß zu erfahren, das die Jungfrau dem König zu Chinon offenbart und wodurch er ihr zuerst Glauben beygemessen. Sie drängten sie darum unablässig mit Fragen und beynahe jedes Verhör begann mit der stets wiederholten Forderung, sie sollte schwören die Wahrheit über alles ohne Unterschied, was man sie fragen würde, zu sagen. Johanna hatte guten Grund das Geheimniß zu verschweigen und weigerte sich darum standhaft, den Eid in dieser Weise zu leisten: „Von Vater und Mutter, sagte sie, und was geschehen ist, seit ich in das innere Frankreich gegangen, schwöre ich gern, die Wahrheit zu sagen, aber über die Offenbarungen, die Gott an mich hat ergehen lassen, die habe ich niemals Jemanden gesagt oder offenbart, außer meinem König, und ich werde sie Niemanden offenbaren, schlüge man mir auch den Kopf herunter, denn ich weiß es durch meine Erscheinungen, daß ich sie geheim halten soll.“

„Ohne die Erlaubniß meiner Stimmen werde ich nichts davon sagen. Bey meiner Treue, sagte sie weiter, ihr könntet mich Dinge fragen, die ich Euch nicht sagen

werde. Denn Ihr werdet mich vielleicht zu dem zwingen, was ich geschworen habe, nicht zu sagen und so eidbrüchig zu werden, was ihr doch nicht wollen dürft. Schickt zu dem König, daß er sie Euch selbst sage."

„Ueber einige Punkte habe ich mir Erlaubniß begehrt, zu antworten, ich habe sie auch erhalten und werde Euch gern darüber antworten. Alles aber werde ich nicht sagen.

Als man sie nun fragte: „Glaubt Ihr Gott zu mißfallen, wenn Ihr die Wahrheit sprechet," erwiederte sie: „die Stimmen haben mir gesagt, gewisse Dinge dem König zu sagen, aber nicht Euch. Sie haben mir diese Nacht viele Dinge zum Besten des Königs gesagt, wovon ich wünsche, er möchte sie wissen, müßte ich auch von heute bis Ostern nichts als Wasser trinken; denn wüßte er sie, er würde heute fröhlicher bei seiner Mahlzeit seyn." „Könntet Ihr denn nicht, fragte man darauf die Jungfrau, bey Euerer Stimme bewirken, daß sie auf Euere Bitte diese Nachricht dem König bringen wollte." „Ich weiß nicht, entgegnete Johanna, ob dazu die Stimme bereitwillig wäre, zum wenigsten, wenn es nicht der Wille Gottes wäre und Gott nicht beystimmte. Ja freilich, wenn Gott es wollte, dann könnte er es leicht meinem König offenbaren und ich wäre deß wohl zufrieden. — Ich weiß viele Dinge, die den Prozeß betreffen, ich weiß daß der König sein ganzes Reich wieder gewinnen wird, ich weiß das eben sowohl, als daß Ihr vor mir auf dem Richterstuhle sitzet. Ueber das, was den Prozeß betrifft, verspreche ich Euch die Wahrheit zu sagen, je mehr Ihr mich aber mit dem Eide drängt, um so weniger werdet Ihr erfahren. Das Zeichen, das ich dem König gab, habe ich gelobt geheim zu halten und ich werde es Euch nicht sagen. Ich habe das an einem solchen Orte der h. Katharina und Margaretha gelobt, daß ich es ohne Meineid nicht sagen könnte."

Bey ihrem festen beharrlichen Sinne waren alle Bitten und Drohungen vergeblich, sie war zu nichts anderem, als zu dem Schwure zu bewegen, über Alles, was den Prozeß betreffe, wolle sie die volle Wahrheit sagen, über ihre geheimen Offenbarungen dagegen behielt sie sich vor, zu schweigen und wich solchen Fragen häufig mit den Worten aus: „laßt das weg ich bitte; dazu habe ich keine Erlaubniß; das werdet Ihr nicht von mir erfahren, gebt mir Aufschub ich will mich mit meinen Stimmen darüber berathen.

Als aber dennoch die ewigen Fragen der Richter kein End nehmen wollten, wiederholte sie ihnen nochmals, was sie schon so oft gesagt: „Ich habe aus freien Stücken gelobt und geschworen, dieses Zeichen nicht zu sagen, weil mir gar zu viele Leute damit Bedrang anthaten, es zu sagen. Und darum gelobte ich von mir selbst, ich wollte es fürder keinem Menschen mehr sagen.“ Nach dieser ausdrücklichen Erklärung, das eigentliche Zeichen zu verschweigen, stellte sie ihre eigene Sendung an den König, unter verhüllten Worten, als ein ihm gewordenes Zeichen dar, um so des ewigen Drängens ihrer Richter, ein Geheimniß zu verrathen, was sie guten Grund hatte, nicht zu sagen, loszuwerden, und ihre Neugierd doch zufrieden zu stellen. Da sie als eine Abgesandte Gottes, begleitet und geführt von seinen unsichtbaren Engeln vor dem König erschienen war, so war sie selbst ein Engel, das heißt ein Bote Gottes, der ihm mit dem Versprechen der Hülfe Gottes, in Wahrheit seine verlorne Krone wiedergegeben und wer an sie glaubte, hatte einen Boten Gottes gesehen. Wie sie nun als ein sichtbarer Engel und Bote des Herrn ihm die Krone seiner Väter wiedergebracht, so begleitete sie, nach ihren Aussagen, ein unsichtbarer Engel, der für sie selbst sichtbar dem König, als Vorbild seiner Krönung in Rheims, dort zu Chinon, die Krone auf das Haupt setzte. Die Richter glaubten, dieß sey das wirkliche Zeichen, das sie doch geschworen hatte zu verschweigen, und getrieben von ihrer

Neugierde thaten sie allerlei Fragen an sie, und wollten auf das allergenaueste wissen, wie der Engel und die Krone ausgesehen, die Jungfrau kam dadurch sehr ins Gedräng, indem sie bald sinnbildlich von sich selbst sprach, als dem Engel, welcher dem König die Krone gebracht, bald von dem wirklichen Engel, der sie begleitet, und von dem wir aus den Aussagen der Zeugen nicht wissen, daß ihn Jemand außer ihr gesehen. So kreuzten sich die sinnlichen Fragen der Richter und ihre sinnbildlichen Antworten manchmal ganz sonderbar, und die Rheimser Königskrone und das Königreich Frankreich, der unsichtbare Engel und sie selbst, als die sichtbare Abgesandtin, spielten darin wunderlich durcheinander. Doch wir wollen sie selbst sprechen lassen:

„Das Zeichen, begann sie, war, daß der Engel dem König die Krone brachte und ihn versicherte und sagte: daß er das ganze Reich durch die Hülfe Gottes und mein Bemühen erhalten würde und daß er mich ans Werk ließe; das will sagen, wenn er mir keine Kriegsleute gäbe, dann würde er nicht sobald gesalbt und gekrönt werden."

„Auf welche Art brachte der Engel die Krone und setzte sie Euerem König auf's Haupt?"

„Sie wurde einem Erzbischof gegeben, nämlich dem von Rheims, wie mich dünkt, in Gegenwart des Königs, wie mich dünkt; und genannter Erzbischof empfieng sie und gab sie dem König. Und war ich selbst zugegen und wurde sie niedergelegt in den Schatz des Königs."

Deutlich genug hatte hier die Jungfrau von der Krönung zu Rheims gesprochen, wozu König Karl zuerst in Chinon von ihr die Versicherung erhalten, die Richter aber merkten nichts und fragten weiter: „An welchem Orte wurde sie dem König gebracht?

Johanna: „Das war in des Königs Gemache, in dem Schloße zu Chinon."

„An welchem Tag und zu welcher Stunde?

„Vom Tag weiß ich nichts; es war eine späte Stunde, künftigen März oder April wird es zwei Jahre, es war nach Ostern."

„Am ersten Tage, wo Ihr das Zeichen erblicktet, sah es da Euer König auch?"

„Ja und er hatte es selbst."

„Aus welchem Stoffe war die besagte Krone?"

Johanna: „Das ist auch der Mühe werth zu wißen? Sie war von feinem Golde und so reich, daß ich ihren Reichthum nicht herzählen könnte. Die Krone bezeichnete, daß er das Königsland Frankreich gewinnen würde."

Das letzte war klar genug gesprochen, die Richter jedoch fragten nichts desto weniger sehr albern: „Waren Edelsteine daran?"

Johanna: „Ich habe Euch gesagt, was ich davon weiß."

„Hieltet Ihr sie in der Hand oder küßtet Ihr sie?"

Johanna: „Nein."

„Kam der Engel, der sie brachte, von Oben oder gieng er über die Erde.?"

Er kam von Oben. Ich verstehe darunter, daß er auf den Befehl Gottes kam. Und er trat herein durch die Thüre."

„Kam der Engel auf der Erde und gieng er auf dem Boden von der Thüre des Gemaches an?

„Als er vor den König kam, verbeugte er sich vor ihm, und sprach die Worte, die ich von dem Zeichen gesagt und zugleich erinnerte er ihn an die schöne Geduld, die er in seinen großen Bedrängnißen bewährt hatte, und von der Thüre an gieng er auf dem Boden bis vor den König."

„Wie weit war es von der Thüre bis zum König?"

„Meines Wißens war es eine Lanzenlänge und wo er herkam, kehrte er auch zurück. Als der Engel kam,

begleitete ich ihn und gieng die Stiegen hinauf zu des Königs Gemach. Der Engel trat zuerst herein, und dann sagte ich zu dem König: Herr, hier ist euer Zeichen, nehmt es?"

„Wo erschien der Engel Euch." ?

„Ich war beynahe immer im Gebet, damit Gott dem König das Zeichen schicken wolle. Ich war in meiner Herberge, bey einer guten Frau, nahe am Schloße von Chinon, als er kam; und darauf giengen wir zusammen zum König und er war wohl geleitet von anderen Engeln, die nicht ein Jeder sieht. Wäre es nicht gewesen aus Liebe zu mir und um mir die Qual der Leute zu ersparen, die mich befragten, ich glaube wohl, daß mehrere ihn sahen, die ihn nicht gesehen hätten."

„Sahen alle die zugegen waren den Engel?"

„Ich glaub' der Erzbischof von Rheims, die Herren von Alençon und de la Tremouille und Karl von Bourbon sahen ihn. Und was die Krone betrifft, die sahen Einige, die den Engel nicht sahen."

„Welcher Gestalt und wie groß war der Engel?"

„Dazu habe ich keine Erlaubniß; Morgen werde ich darüber antworten."

„Waren seine Begleiter von der gleichen Gestalt?"

„Wie ich sie sah, so glichen sich Einige und Andere nicht; Einige hatten Flügel und Kronen; Andere nicht; auch St. Katharina und Margaretha waren dabei und begleiteten den vorgenannten Engel und die übrigen Engel bis in das Gemach des Königs!

„Wo schied dieser Engel von Euch?"

„Er schied von mir in einer kleinen Kapelle, sein Scheiden machte mir großen Kummer, ich weinte und ich, das heißt meine Seele, wäre gern mit ihm gegangen.

„Ward Euch gesagt, woher der Engel die Krone genommen?"

„Sie ward von Gott gebracht und gibt es auf der Welt keinen Geldschmied, der sie so schön und so reich zu machen verstünde. Wo er sie her nahm, weiß ich nicht, ich berufe mich deßhalb auf Gott!"

„Hatte diese Krone keinen guten Geruch und war sie nicht strahlend?"

„Deßen erinnere ich mich nicht, ich will mich bedenken. Ja sie hat einen guten Geruch, und wird einen guten haben, aber sie muß wohl bewahrt werden, wie sichs geziemt."

„Auf welche Art war sie?"

„Sie war nach Art einer Krone."

„Hat der Engel Euch Briefe geschrieben?"

„Nein."

„Was für ein Zeichen hatte der König, die Anwesenden und Ihr selbst, daß es ein Engel war?

„Der König glaubte es nach dem Urtheile der gegenwärtigen Geistlichen und wegen dem Zeichen der Krone."

„Woran erkannten die Geistlichen, daß es ein Engel war?"

„Durch ihre Wissenschaft, und weil sie Gelehrte waren."

Johanna wollte damit sagen, die Geistlichen hätten nach ihren Untersuchungen zu Chinon und Poitiers geurtheilt, sie sey wirklich von Gott Frankreich zu Hülfe gesandt und von den Engeln auf ihren Wegen geführt.

Ein andermal wurde sie gefragt: „Als ihr den König zum erstenmal sahet, war da ein Engel über seinem Haupte?"

„Bei der h. Maria, ich weiß nicht, ob einer da war, ich habe ihn nicht gesehen."

„War Licht zugegen?"

Es waren da mehr als dreihundert Ritter und fünfzig Fackeln oder Kerzen, das geistige übernatürliche Licht unge-

rechnet. Selten habe ich Offenbarungen, ohne daß sie eine Klarheit begleitet.

„Warum wollt Ihr jenes Zeichen (von Chinon) nicht eben so gut sagen und offenbaren, wie Ihr selbst es von dem Zeichen der Katharina von la Rochelle verlangt habt.“

Johanna: „Wäre das Zeichen der Katharina eben so klar bezeugt worden, wie dieses vor angesehenen Geistlichen und Andern, vor Erzbischöfen und Bischöfen, als da sind der Erzbischof von Rheims und andere Bischöfe, deren Namen ich nicht weiß; ja selbst Karl von Bourbon, der Herr von la Tremouille, der Herzog von Alençon und mehrere andere Ritter sahen und hörten es so deutlich, wie ich die sehe die heute mit mir sprechen: in diesem Falle hätte ich das Zeichen der Katharina nicht zu wissen begehrt. Und jedenfalls wußte ich von der h. Katharina und Margaretha, daß es mit der Sache besagter Katharina von la Rochelle nichts war.“

„Dauert jenes Zeichen noch gegenwärtig fort?“

„Das lohnt der Mühe zu wissen! Es wird tausend Jahre dauern und länger. Das Zeichen ist in des Königs Schatz.“

„Ist es Gold oder Silber oder Edelsteine oder eine Krone?“

„Ich werde Euch nichts weiter sagen. Kein Mensch könnte sich etwas also Reiches erdenken, wie dieses Zeichen. — Ich dankte Gott, daß er mich durch das Zeichen von der Plage der Gelehrten befreyte, die gegen mich sprachen. — Ein Engel von Gott gesandt reichte das Zeichen meinem König und ich dankte vielmals meinem Herrn dafür. Von dem an, daß sie das Zeichen wußten, hörten die Gelehrten auf mit ihrem Hin- und Herreden.“

Als sie später noch einmal ihrer Antworten wegen, hinsichtlich dieses Zeichens zur Rede gestellt ward, sagte sie: was ich darüber gesagt, habe ich gesagt, weil ihr mich

dazu gezwungen, und weiter sagte sie, ich bekenne, daß ich meinem König von Gott eine Botschaft zu bringen hatte, wie unser Herr ihm sein Reich wieder zurückgeben würde, und ihn in Rheims krönen lassen und von seinen Feinden befreien würde, und darum war ich eine Bötin Gottes, indem ich ihm sagte, daß er mich muthig ans Werk lassen sollte und daß ich ihm Orleans befreien würde.

Daß indessen das wirkliche Zeichen, das dem König zu Chinon ward, jenes Geheimniß war, von dem Sala berichtet, das wird auch noch in einer Chronik von Orleans bestätigt, die es noch ausführlicher, als Sala, mit folgenden merkwürdigen Worten erzählt.

„Wenn gleich in den Chroniken die ich gesehen, keine Erwähnung von einer Sache geschieht, die mir nicht einmal sondern zum Oefteren, schon vor länger gesagt und offenbart worden und zwar von angesehenen Männern Frankreichs, die sagten, sie hätten selbige in einer sehr glaubwürdigen Chronik gelesen, darum habe ich diese Sache, sowohl wegen des Ansehens und des Rufes dessen, der sie mir erzählte, als auch weil sie überaus denkwürdig ist, hier niederschreiben wollen. Nachdem nämlich der König die Jungfrau gehört hatte, ward ihm von seinem Beichtvater, oder von Anderen, gerathen ins Geheim mit ihr zu sprechen, und sie ins Geheim zu fragen, ob er festiglich glauben könne, daß Gott sie zu ihm gesandt habe, damit er sich um so sicherer auf sie stützen und ihren Worten Glauben schenken könne.

Dies that der genannte Herr, worauf sie erwiederte: Herr König, wenn ich Euch so geheime Dinge sage, daß nur Gott und Ihr sie wißt, werdet ihr dann wahrhaft glauben, daß ich von Gott gesandt bin? Der König antwortete, die Jungfrau möge ihn fragen. „Herr König habt Ihr dessen kein Gedächtniß, daß am letzten Allerheiligentage, als ihr im Schloße zu Loches wart, in Euerer Bethkammer, ganz allein, daß Ihr da drey Bitten an

Gott richtetet? Der König erwiederte, daß er sich wohl erinnere einige Bitten gethan zu haben und darauf fragte ihn die Jungfrau, ob er jene Bitten je seinem Beichtvater oder sonst Jemanden offenbart habe. Der König sagte Nein. „Und wenn ich nun die drey Bitten hersage, die Ihr thatet, werdet Ihr dann meinen Worten wahrhaft glauben. Der König antwortete Ja. Worauf die Jungfrau ihm sagte:

Herr König, die erste Bitte die ihr an Gott gerichtet hieß, wenn Ihr nicht wahrer Erbe von Frankreich wäret, daß er Euch den Muth nehmen möchte darnach zu trachten, damit Ihr nicht ferner die Ursache wäret, Krieg zu führen und Krieg auszuhalten, um das Reich wieder zu gewinnen, woraus soviel Unheil erfolgte.

Die zweite Bitte war, daß Ihr batet, wofern die großen Widerwärtigkeiten und Drangsale, die das arme französische Volk erdulde und seit so langer Zeit schon erduldet hätte, ihren Grund in Euerer Sünde hätten und daß ihr davon die Schuld trüget, daß es ihm gefallen möge, das Volk davon zu befreien und daß Ihr allein gestraft würdet und es abbüßtet, sey es nun durch den Tod oder durch sonst eine Strafe, die ihm angenehm wäre.

Die dritte Bitte war, daß wenn die Sünde des armen Volkes der Grund dieser Widerwärtigkeiten wäre, daß es ihm gefallen möge, dem genannten Volke zu verzeihen, und seinen Zorn zu besänftigen und das Reich von seinen Drangsalen zu erledigen, von denen es schon seit zwölf Jahren oder drüber heimgesucht würde.

Der König erkannte daß sie die Wahrheit gesprochen, schenkte ihren Worten Vertrauen und glaubte, daß sie ihm von Gott gekommen, und hatte große Hoffnung, daß sie ihm helfen würde, sein Reich wieder zu gewinnen und beschloß also sich ihrer zu bedienen und in allen seinen Angelegenheiten ihrem Rathe zu glauben." So weit der alte Chronist.

Unerschütterlich fest bestand die Jungfrau auf der Wahrheit ihrer übernatürlichen Erscheinungen, und da durch offene Angriffe darauf nichts auszurichten war, so suchte man sie von zwey entgegengesetzten Seiten mit spitzfindigen Fragen zu umgarnen, also zwar daß, was sie auch antworten würde, ja oder nein, auf jeden Fall die Unmöglichkeit jener Erscheinungen daraus von selbst hervorgehen sollte. Man fragte sie nämlich über Alles, was nur irgend ihre Feinde Böses und Gehäßiges von ihr verbreitet hatten, um dann ohne Zweifel, hätte sie auch nur in einem Falle ihre Schuld eingestanden, sie als solcher übernatürlichen Gnaden unwürdig zu erklären; hätte sie dagegen umgekehrt sich frey von aller Sünde und einer heiligen makellosen Tugend gerühmt, dann mangelte ihr offenbar die große Tugend der Demuth und sie war gleichfalls göttlicher Offenbarungen unwürdig, und ihre vorgeblichen Erscheinungen waren mithin entweder Betrug oder Blendwerk des Teufels.

Doch die Jungfrau gieng schlicht und einfältig zur Verwunderung ihrer Feinde zwischen beiden Klippen sicher hindurch. Man stellte in dieser Absicht die hinterlistige Frage an sie: „Wißt Ihr, ob Ihr im Stande der Gnade seyd?“ Johanna sagte zuerst, es sey eine schwere Sache auf eine solche Frage zu antworten und es erhob sich selbst unter den Beisitzern ein heftiger Streit, ob man hierüber eine Antwort von ihr fordern dürfe. Die Jungfrau setzte aber die Streitenden durch ihre einfache Erwiederung in Erstaunen: „Bin ich nicht, so sagte sie, im Stande der Gnade, so wolle mich Gott darin aufnehmen; bin ich aber darinnen, so wolle Gott mich darin bewahren, denn ich hielte mich für das unglücklichste Geschöpf auf der Welt und wollte lieber sterben, als mich außer der Gnade und Liebe Gottes wissen.“ „Glaubt Ihr, frug man sie ein andermal, daß Ihr nach Eueren Offenbarungen in keine Todsünde mehr fallen könnet?“ „Davon weiß ich nichts, entgegnete die Jungfrau, ich verlasse mich in dem Allen

auf unsern Herrn. Ich glaube nicht in einer Todsünde zu seyn, und wenn ich eine begangen, dann ist es Gottes Sache, darüber zu urtheilen, das gehört vor Gott und den Priester in der Beicht. Wäre ich in einer Todsünde, ich meyne, die Heiligen würden mich alsbald verlassen und glaube ich, daß man sein Gewissen nicht genug reinigen kann."

Besonders drängte man sie mit dem Sprunge aus dem Thurme von Beaurevoir, „Sprangt ihr, fragte man, mit der Erlaubniß Euerer Stimmen?"

Johanna: „St. Katharina sagte mir alle Tage, ich sollte nicht springen, Gott würde mir und Denen von Compiegne helfen. — Nach dem Sprunge tröstete sie mich wieder und sagte, ich sollte es beichten und Gott darum um Verzeihung bitten und Die von Compiegne würden bis Martini Hülfe erhalten."

„Als Ihr spranget, glaubtet Ihr da Euch zu tödten?"

„Nein, sondern ich empfahl mich beim Sprunge Gott und glaubte dadurch zu entkommen und zu verhüten, daß ich nicht den Engländern ausgeliefert würde. — Ich beichtete auf den Rath der heiligen Katharina, und sie hat mir offenbart, daß Gott mir verziehen."

„Als Ihr wieder zur Sprache gekommen, fluchtet Ihr da nicht Gott und seinen Heiligen, wie es in den eingezogenen Erkundigungen steht?"

„Dessen erinnere ich mich nicht, und so weit ich mich erinnere, fluchte ich niemals Gott und seinen Heiligen, weder dort noch anderwärts; ich habe das auch niemal gebeichtet, weil ich mich nicht erinnere, es gesagt oder gethan zu haben."

„Wollt Ihr Euch deshalb nicht auf die Erkundigungen verlassen, die man darüber angestellt hat oder anstellen wird?"

„Ich verlasse mich auf Gott und auf keinen Anderen und auf eine gute Beicht."

„Thatet Ihr je etwas gegen den Befehl und Rath Eurer Stimmen?"

„Was ich zu thun vermochte und verstand, habe ich gethan und erfüllt nach meinen Kräften. Was den Sprung aus dem Kerker von Beaurevoir betrifft, so that ich den gegen ihren Willen und konnte ich mich nicht zurückhalten. Und als sie meine Noth sahen, wie ich mich nicht mehr halten konnte, beschützten sie mein Leben, daß ich nicht umkam. Ich sprang nicht, um mich umzubringen, sondern um mein Leben zu retten und mehreren guten Leuten zu helfen, die in Noth waren. — Ich glaube, daß es nicht gut gethan war, sondern bös gethan.

„Glaubt Ihr, daß es eine Todsünde war?"

„Das weiß ich nicht und stelle es Gott anheim."

„Sagtet Ihr nicht: Ihr wolltet lieber sterben, als in die Hände der Engländer fallen.?"

„Ich wollte lieber meine Seele Gott zurückgeben, als in der Hand der Engländer seyn."

„Wenn Ihr durch das Land zoget, empfiengt Ihr das Sakrament der Beicht und des Altars, wenn ihr in die guten Städte kamt?"

„Ja, jedesmal."

„Empfiengt Ihr die Sacramente in Männerkleidung?"

„Ja, aber ich erinnere mich nicht, sie in den Waffen empfangen zu haben."

„Glauben die Eueren, daß Ihr von Gott gesandt seyd?"

„Ich weiß nicht ob sie es glauben und verlasse mich deshalb auf ihr Herz. Glauben sie, daß ich von Gott gesandt bin, so sind sie nicht betrogen."

Viele Fragen wurden auch an sie gerichtet in Betreff abergläubischer oder zauberischer Künste, womit sie sich selbst schußfest gemacht oder ihre Fahnen und Waffen behert.

„Welchen Segen ließt Ihr über Eueren Degen sprechen oder spracht ihn selbst?“

„Nie sprach ich einen oder ließ ich einen sprechen, ich wüßte auch nicht wie. Ich liebte diesen Degen sehr, weil er in der Kirche von St. Katharina gefunden ward, die ich sehr liebe.“

„Habt Ihr manchmal Eueren Degen auf den Altar gelegt?

„Soviel ich weiß nein; zum wenigsten habe ich ihn nicht darauf gelegt, damit er dadurch glücklicher würde.“

„Habt Ihr nie gebetet daß Euer Degen glücklicher würde?“

„Das ist auch der Mühe werth zu wissen! Ich hätte gewünscht, daß alle meine Waffen glücklich wären.“

„Warum ließet ihr auf die Fahne die Malerei setzen von der Ihr sprechet?“

„Ich habe es Euch schon oft genug gesagt, daß ich nichts gethan habe, als auf Befehl Gottes. Mein Banner führte ich selbst, wenn ich die Feinde angriff, um zu vermeiden Jemand zu tödten. Ich habe nie Jemand getödtet.“

„Saget Ihr nicht, die Fähnlein, die man nach dem Muster der Eueren gemacht, seyen glücklich?“

„Ich sagte: stürmt muthig auf die Engländer ein und ich drang selbst ein.“

„Saget Ihr nicht Eueren Leuten, wenn ihr bereit wart einen Angriff zu machen, Ihr würdet die Pfeile, Speere und Steine der Maschinen und Kanonen auffangen?“

„Wahrhaftig nein, es wurden im Gegentheil hundert oder mehr verwundet, aber allerdings sagte ich meinen Kriegsleuten, sie sollten keine Furcht haben, sie würden Orleans befreyen. Ich selbst wurde beim Sturme auf die Brückenveste mit einem Pfeile verwundet, St. Katharina aber sprach mir guten Muth ein, und in fünfzehn Tagen würde ich geheilt.“

„Ließet Ihr kein Tuch in Prozessions Weise um ein Schloß oder eine Kirche tragen, um Fähnlein daraus zu machen?

„Nein, ich sah nichts dergleichen.“

„Haben die Eueren für Euch Gottesdienst, Messe und Gebet gehalten?“

„Ich weiß nichts davon und wenn sie Gottesdienst hielten, so haben sie es nicht auf meinen Befehl gethan Haben sie für mich gebetet, so ist das meiner Meinung nach nichts Böses.“

„Wer half mehr, Ihr der Fahne oder die Fahne Euch?“

„Was den Sieg von mir oder der Fahne betrifft, so gehört das Alles Gott.“

„War die Hoffnung Eueres Sieges auf Euere Fahne oder auf Euch gegründet?“

„Sie war gegründet auf Gott und auf nichts Anderes.“

„Wenn ein anderer sie getragen, hätte er eben so gesiegt, wie Ihr?“

„Das weiß ich nicht, und stelle es Gott anheim.“

„Wenn Ihr Euch verheirathet hättet, glaubet Ihr nicht, daß die Stimmen zu Euch kommen würden?

„Das weiß ich nicht, das steht bei Gott.“

„Denkt Ihr und glaubt Ihr, daß Euer König recht that, den Herzog von Burgund zu tödten oder tödten zu lassen?“

„Das war ein großes Unglück für das französische Reich. Aber, was sie auch mit einander hatten, Gott hat mich dem König von Frankreich zu Hülfe gesandt.“

„Ließ man Euer Banner um das Haupt Eueres Königs wehen?“

„So viel ich weiß, nein.“

„Warum ward es vor den Bannern der anderen Hauptleute in die Kirche von Rheims, bei der Krönung getragen?

„Es war mit in der Noth, billig war es darum auch bei der Ehre.“

Dreyunddreißigstes Kapitel.

Die falschen zwölf Artikel.

Samstag den 24sten März wurden die sämmtlichen Verhöre der Jungfrau ihr noch einmal vorgelesen, ob sie dieselben als der Wahrheit gemäß aufgeschrieben erkenne. Sie erklärte sie mit einigen unbedeutenden Zusätzen für richtig und nun erst begann der eigentliche Prozeß; denn alles bisher Geschehene war nach damaliger Prozeßführung nur ein vorläufiges Verfahren, um zu sehen, ob Grund zu einer Anklage vorhanden sey. Sofort trat Montag den 26sten März der Promotor, als öffentlicher Ankläger, in einer Versammlung von 26 Assessoren und der beiden Richter gegen die Jungfrau auf. Er legte ihnen seine Anklage in siebenundsiebenzig Artikeln vor, die angeblich aus ihren Aussagen gezogen seyn sollten. Es wurde beschloßen, die Jungfrau sollte hierüber aufs Neue eidlich vernommen werden und worüber sie sich zu antworten weigere, das sollte für zugestanden gelten.

So wurde Johanna am 27sten März in den großen Saal des Schloßes vor das Gericht gerufen. 38 Assessoren waren zugegen. Der Promotor leistete nun den herkömmlichen Schwur, daß er weder aus Haß noch aus Furcht, sondern aus Liebe zum Glauben die Anklage unternommen. Nach diesem hielt Peter Cauchon eine Anrede voll scheinbarer Liebe an die Jungfrau. Er sagte ihr, wie die hier versammelten Doktoren es alle wohl mit ihr meinten und daß sie nichts anders begehrten, als sie ohne ihres Leibes Schaden auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen. Sie möge sich darum unter denselben einen oder mehrere auswählen, die ihr mit ihrem Rathe beiständen. Wolle sie die Wahl nicht selbst treffen, dann wolle man ihr so viele geben, als ihr genehm seyen.

Johanna dankte ihm und der Versammlung für ihre gute Meinung und Absicht, was aber die Wahl eines Rathes beträfe, da wolle sie sich nicht von dem Rathe Gottes trennen. Hierauf fieng Thomas von Courcelles an, ihr die sieben und siebenzig Artikel des Promotors, einen nach dem andern, vorzulesen und Johanna antwortete ihm an diesem und den zwei folgenden Tagen über jeden einzeln. Es war darin ihre ganze Lebensgeschichte aus ihren Verhören in einer so boshaften, verdrehten und verläumderischen Weise dargestellt, daß Johanna eine große Anzahl dieser Artikel entweder ganz oder zum Theil als unwahr läugnete, hinsichtlich anderer berief sie sich auf ihre früheren Aussagen und hinsichtlich der Folgerungen, die man daraus zog, auf Gott, ihren obersten Herren, dessen Geheiß sie in Allem erfüllt habe.

Auch hier sagte sie ihnen wieder: Ich will lieber sterben, als widerrufen, was ich auf Gottes Befehl gethan habe. Ich bin wohl unterrichtet und habe gelernt was ein gutes Kind wissen soll. Was man mir von Zauberei und Wahrsagerei aufbürdet, das läugne ich ganz und gar. Weder Zauberei noch Schwarzkunst habe ich getrieben, und was das Glück meiner Fahne betrifft, so stelle ich Das Gott anheim, der es ihr zugetheilt hat. Meine Briefe habe ich nicht aus Stolz oder Vermessenheit verfaßt, sondern auf den Befehl des Herrn, und hätten die Englischen den Briefen Glauben beigemessen, so hätten sie klug daran gethan und ehe sieben Jahre vergehen, werden sie es gewiß erfahren. Durch meine Briefe habe ich von dem Herzog von Burgund und auch von seinen Gesandten den Frieden begehrt; was aber die Engländer anlangt, so müßen sie zurück in ihre Heimath nach England. Ich verlangte zuerst von ihnen, daß Frieden gemacht würde und in dem Falle, daß man keinen Frieden machen wollte, daß ich dann zum Kampfe bereit wäre. Was die wunderbaren Zeichen betrifft, so kann ich nichts dafür, wenn die, welche sie begehren,

ihrer nicht würdig sind; zum öfteren schon habe ich zu Gott gebetet, es möchte ihm gefallen, es Einigen von dieser Parthei zu offenbaren.

Als man sie aufforderte, sich dem Urtheile der Kirche zu unterwerfen, erwiederte sie, wie sie wohl glaube, daß unser heiliger Vater der Pabst und die Bischöfe und andere Geistlichen bestellt seyen, um über den christlichen Glauben zu wachen und diejenigen zu strafen, die sich dagegen verfehlten; allein was ihre Worte betreffe, so unterwerfe sie sich nur Gott, sie glaube auch nicht, daß sie sich gegen den Glauben verfehlt habe und wolle sich auch nicht dagegen verfehlen. Als man noch weiter in sie drang, entgegnete sie, sie wolle sich auf die streitende Kirche hier auf Erden berufen, vorausgesetzt, daß sie nichts Unmögliches von ihr verlange, nämlich daß sie ihre Erscheinungen und Offenbarungen nicht zu widerrufen brauche. Was ihr Gott befohlen habe oder noch befehlen werde, das könne sie um keines lebenden Menschen Willen lassen oder widerrufen. Ihre Stimmen hätten ihr gesagt sie solle keineswegs der Kirche nicht gehorchen, nur müsse sie Gott zuerst dienen.

Doch weder mit dem Anerbieten, ihr einen Rath zu geben, noch mit dieser Aufforderung, sich der Kirche zu unterwerfen, war es denen, die diesen ungerechten Proceß leiteten, Ernst. Johanna mußte Beides nur allzu bitter erfahren. Nicht der Kirche wollte man sie unterwerfen, man wollte sie auf diese Weise dahin bringen das ungerechte Urtheil ihrer Richter, die sich selbst für die Kirche ausgaben, anzuerkennen. Schon früher nämlich war Johann de la Fontaine mit zweien Prediger-Mönchen, Namens Isambert de la Pierre und Martin l'Advenú, in guter Absicht zu ihr ins Gefängniß gegangen, um ihr mit Rath beizustehen. Auch er ermahnte die Jungfrau zu glauben und zu halten, was die Kirche glaube und halte; doch belehrte er sie zugleich, daß der Pabst und die Oberhirten und nicht Peter Cauchon und

seine Doktoren diese Kirche ausmachten. Sie solle sich darum getrosten Muthes dem Pabst und dem Conzilium unterwerfen. Als die Jungfrau am folgenden Tage wieder zur Unterwerfung in Gegenwart des Peter Cauchons aufgefordert wurde, da gab ihr auch Bruder Isambert aufs neue den Rath, sich dem in Basel versammelten Conzilium zu unterwerfen. Die Jungfrau fragte ihn darauf, was denn ein allgemeines Conzilium sey, er antwortete, es sey eine Versammlung der allgemeinen Kirche und der Christenheit, und darauf seyen eben so viele von der Parthei ihrer Freunde, wie von der ihrer Feinde, der Engländer. „O, rief da Johanna, wenn dort Einige der Unsrigen sind, so will ich mich gern dorthin begeben und dem Conzilium von Basel mich unterwerfen. Ich verlange, daß man mich zu dem heiligen Vater führe, dem Gerichte meiner Feinde unterwerfe ich mich nicht.“

Diese Berufung an den Pabst machte den ganzen Prozeß nichtig, allein Peter Cauchon achtete nicht darauf, zornig rief er dem Bruder zu, in's Teufelsnamen zu schweigen. Dem Gerichtschreiber verbot er diese Unterwerfung aufzuschreiben. Die Beisitzer wagten es nicht gegen diese Ungerechtigkeit Einspruch zu thun. Peter Cauchon dagegen erkundigte sich, wer die Jungfrau am Tage zuvor besucht hätte; als er von den beiden Mönchen hörte, brach er in heftige Drohungen aus und es wäre ihnen vielleicht an den Hals gegangen, hätte nicht der schwache Viceinquisitor sich einen Muth gefaßt und ihm unumwunden erklärt, er würde keinen Theil mehr an diesem Prozeße nehmen, geschähe ihnen etwas zu Leide. Die Beisitzer thaten noch mehr, sie trugen eigens dem Meister La Fontaine und dem Bruder Isambert und Düval auf, am Nachmittag zu der Gefangenen zu gehen und sie zu berathen. Wie sie aber in das Gefängniß kamen, fanden sie den Grafen von Warwick. Er empfieng den Bruder Isambert in vollem Zorne und drohte ihm, wenn er nochmal

im Ve., der Johanna mit Winken und Rathgeben helfe, dann werde er ihn in die Seine werfen laßen. Da machten sich die beiden Begleiter von dannen. Meister la Fontaine fürchtete am meisten den Zorn Peter Cauchoi er hatte früher so sehr dessen Vertrauen beseßen, daß e die Verhöre an seiner Statt geleitet, jezt wollte er keinen Theil mehr an dem Prozeße nehmen. Er verließ Rouen und kehrte nicht mehr dahin zurück, indem er dadurch ein großes Zeugniß von der Unschuld der Jungfrau und der Ungerechtigkeit ihrer Richter ablegte.

Von jenem Tage aber an hatte auf Befehl des Grafen von Warwick nur noch einzig und allein Peter Cauchon und wem er dazu Erlaubniß ertheilte, Zutritt in das Gefängniß. Nicht einmal der Viceinquisitor, der doch als Richter das Urtheil über sie sprechen sollte, durfte mehr frei zu ihr hin. So wenig wollte man ihr mit Rath beistehen oder sie, wie man vorgab, zum Gehorsam unter die Kirche zurückführen und das nannten die Ungerechten einen Prozeß nach Recht und Gesetz.

Nun war es bei Glaubens Prozessen, wo es sich von der Wahrheit oder Falschheit aufgestellter Lehren handelte, gebräuchlich, daß man diese Lehren, ohne den Namen dessen zu nennen, der sie bekannte, gelehrten Männern schriftlich mittheilte, damit sie darüber, ohne Ansehen der Person, ihr Gutachten abgäben. Dies Verfahren war wohl zweckmäßig, wenn es sich von bloßen Lehren handelte. Johanna aber hatte keine neuen Lehren aufgestellt, es handelte sich bei ihr blos von Thatsachen, ob nämlich ihre Erscheinungen wahr oder falsch, gut oder bös seyen; um darüber urtheilen zu können, mußte man ihren ganzen Lebenswandel von Jugend auf kennen, indem mancher unscheinbare Umstand hier oft von großer Wichtigkeit ist. Die Ungerechtigkeit der Richter wußte listiger Weise aus jenem Verfahren einen Dolch zu machen, mit dem

fremde Hände, ohne es kaum selbst zu ahnden, die Unschuld ermordeten. Das geschah also.

Hätte man nämlich die Verhöre selbst, so ungerecht sie auch oft geleitet und so mangelhaft sie aufgeschrieben waren, rechtlichen Männern mitgetheilt, sie würden es nie vermocht haben die Jungfrau für eine gottlose Zauberin zu erklären. Dieses zu vermeiden ließ darum Peter Cauchon von einigen seiner Vertrauten in zwölf Sätzen oder Artikeln alle vorgeblichen Verbrechen oder verdächtigen Vorgeben der Jungfrau, ohne ihren Namen darin zu nennen, zusammenstellen, gleichsam als sey es ein Auszug aus ihren Verhören. In diesem Trugwerke war beinahe Alles auf die bosbafteste und hinterlistigste Weise entstellt und verdreht, um jene zu hintergehen, die darüber ihr Gutachten geben sollten. Die Verläumder wagten es nicht dasselbe der Jungfrau mitzutheilen, sie mußten sonst, wie bei den 77 Artikeln des Promotors, fürchten, von ihr der Unwahrheit geziehen zu werden. Die unschuldigsten Dinge waren darin so arglistig dargestellt, daß sie im schwärzesten Lichte erschienen.

Um hier nur einiges daraus anzuführen, so hatte man, in der Absicht den Schein der Zauberei auf sie zu werfen, gesagt, die Heiligen hätten mehrmals unter dem Feenbaume, an einem ungeweihten Orte mit ihr gesprochen. Das aber verschwiegen die Heuchler, daß die Jungfrau ihnen ausdrücklich erklärt hatte, wie sie nichts von den Feen wiße und nichts mit der Zauberei gemein habe. Sie sagten nichts von ihrer großen Frömmigkeit und ihrem heiligen Leben, das nach nichts trachtete, als den Willen Gottes auf Erden zu erfüllen und keinen andern Lohn verlangte, als sein Antlitz nach dem Tode zu schauen. Wohl aber wurde darin gesagt, wie die Jungfrau vorgebe, ihre Heiligen hätten es gebilligt, daß sie ohne Wissen und Willen von Vater und Mutter sich zu einer Schaar Kriegsleute gesellt und mit diesen Tag und Nacht

gelebt habe. Sie verschwiegen ebei wieder treuloser Weise, daß die Jungfrau in allem Uebrigen stets gegen ihre Eltern gehorsam gewesen, daß sie in ihrem Dorfe für das beste und frömmste Kind galt, und daß sie in diesem Einen ihren Eltern nicht gehorcht, weil sie glaubte, daß man den Befehl Gottes höher, als den der Menschen halten müße. Ueberdieß hatte sie ihre Eltern ja auch deshalb um Verzeihung gebeten und dieselbe erhalten, was gleichfalls verschwiegen wurde. Noch heimtükischer war, was sie dabei von den Kriegsleuten sagten, mit denen sie Tag und Nacht gelebt habe. Was sie nämlich nicht offen zu sagen wagten, das wollten sie versteckter Weise zu verstehen geben, als sey Johanna leichtfertig und sittenlos. Da ihnen doch die Jungfrau erklärt hatte, daß sie immer eine Frau um sich habe und in ihrer Kriegskleidung schlafe, wenn ihr dieses nicht möglich sey. Sie sagten nichts davon, welchen Abscheu sie überall vor sittenlosen Frauen gezeigt, wie sie dieselben strenge aus dem Heere entfernt und wie sie Gott gelobt ein nur ihm geweihtes, jungfräuliches Leben zu führen, und daß sie dieses Gelübde treu erfüllt. Noch weniger sagten sie etwas davon, daß die Unglückliche hülflos in dem Gefängniß ihre Ehre gegen das ausgelaßene Gesindel hatte vertheidigen müßen, das jene zu Wächtern bestellt, die hier ihren guten Ruf beflecken wollten. Nichts desto weniger aber beschuldigten sie Johanna, daß sie ihre Männerkleidung nicht ablegen wolle und vorgäbe, dies geschehe auf den Befehl Gottes. Wohl sagten sie auch, Johanna behaupte, zukünftige Dinge zu wissen, von den Prophezeihungen aber, die bisher eingetroffen waren, schwiegen sie klüglich stille.

In diesem Geist der Lüge und gewissenloser Bosheit sind die 12 Artikel abgefaßt, sie schließen mit der Beschuldigung, die Jungfrau habe sich geweigert sich der streitenden Kirche auf Erden zu unterwerfen. Sie verheimlichten, daß Johanna verlangt vor den Pabst und des Conci-

lium geführt zu werden, daß sie das Gericht ihrer Feinde nicht anerkannt hatte und daß Peter Cauchon ihre Unterwerfung in den Akten unterschlagen. Die Abfaßung dieser Artikel geschah so im Geheimen, daß nicht einmal ihr Verfasser mit Gewißheit bekannt wurde. Ein einziger Zeuge hält den Pariser Doktor Nikolaus Midy dafür. Nur sehr Wenige wurden dabei zu Rathe gezogen, aber selbst unter diesen Wenigen verlangte Einer, daß sie in manchen Punkten berichtigt würden. Man berieth sich ins Geheime über diese Berichtigungen, man fand sie gegründet und beschloß sie aufzunehmen. Es war darunter eine, daß man hinsichtlich der Unterwerfung unter die Kirche nicht gerade zu sagen solle, sie weigere sich, sondern man solle setzen, sie bekenne sich als der streitenden Kirche auf Erden unterworfen, vorausgesetzt daß sie Gott zuerst dienen müsse und daß die Kirche ihr nichts gegen ihre früheren oder noch künftigen Offenbarungen befehle. Diese Verbesserungen drohten die ganze Absicht zu vereiteln. Was man schon früher gethan, damit half man sich auch jetzt, man hatte die Gewissenlosigkeit sie trotz des Beschlußes zu unterschlagen. Man schickte die Artikel, wie sie waren, am folgenden Morgen den Gelehrten zur Begutachtung zu. Ihre Ungerechtigkeit und Falschheit war aber so augenscheinlich, daß der Notar, Manchon, wie man später entdeckte, den Akten eine kleine Anmerkung beifügte, worin er sagte, die zwölf Artikel seyen nicht gut abgefaßt und theilweise wenigstens von den Aussagen verschieden, sie hätten darum sollen berichtigt werden, auch hätte man einige Berichtigungen hinzugefügt und Einiges hinweggelassen, sie seyen aber doch nicht verbessert worden. Manchon hatte indessen nicht Muth genug sich offen dawider zu erklären. Er selbst bezeugte darüber später, daß er es nicht gewagt hätte solchen Männern hierin zu widersprechen.

Diese zwölf Artikel, die man ins Geheime, die Akten verfälschend, abgefaßt, deren Berichtigung man unterschla-

gen, die man vorher der Jungfrau gar nicht zur Anerkennung mitgetheilt, sie bildeten den Grund, worauf achtundfünfzig Gelehrte, die Universität von Paris und das Kapitel von Rouen ihr Gutachten über die Jungfrau abgaben und auf das hin sie dann verurtheilt wurde. Von der Falschheit der Artikel war keine Rede, die vollständigen Akten verlangte man nicht, die Einen ohne Zweifel von ihrem Partheihaße verblendet, die Andern aus Furcht vor der drohenden englischen Macht, die Dritten aus Nachlässigkeit und Unwissenheit.

Aber selbst so wie die Artikel abgefaßt waren, so zeigten doch die Doktoren in Rouen sich in ihrem Urtheile über die Schuld der Jungfrau keineswegs so entschieden. Viele von ihnen hatten manchen Verhören beigewohnt, sie hatten Johanna gesehen und gehört, es mochten darum bei Manchen Zweifel über die Richtigkeit und Auslegung der 12 Artikel in ihrem Gewissen entstehen. Diese Unruhe und Ungewißheit sprach sich bei Vielen deutlich aus. Eilf Advocaten und Lizentiaten des geistlichen und weltlichen Gerichtes erklärten daher, Johanna müsse excommunizirt werden, wolle sie sich nicht der Kirche unterwerfen, wenn anders nicht ihre Erscheinungen von Gott seyen, was aber in Ermangelung von Wundern und Beweisstellen aus der heiligen Schrift nicht anzunehmen sey. In ähnlicher Weise entschieden drei Baccalaureen und ein Lizentiat des geistlichen Rechtes, auch sie ließen die Sache unentschieden und sagten: im Falle die Offenbarungen der Jungfrau das Werk des Satans seyen, dann müßten jene zwölf Artikel, als des Glaubens verdächtig und den guten Sitten zuwider angesehen werden, rührten sie aber von Gott her, was ihnen nicht ausgemacht schiene, so dürfe man ihnen keine böse Deutung geben. In demselben Sinne trugen zwei Aebte darauf an, man müsse den ganzen Prozeß und nicht bloß die zwölf Artikel der Universität von Paris übersenden, auch solle man

die Angeklagte belehren, und erst wenn sie in ihrem Unrechte verharre, für verdächtig erklären. Ein anderer Baccalaureus Raoul Saulvaige trug darauf an sie dem Pabste vorzulegen.

Dieses waren indessen diejenigen Gutachten, welche für die Jungfrau noch am günstigsten lauteten, viele andere waren keineswegs so vorsichtig und gewissenhaft abgefaßt. Zwei und zwanzig Doktoren und Lizentiaten der Theologie, nebst einer Anzahl anderer Gelehrten, erklärten am zwölften April in feierlicher Versammlung die Erscheinungen und Werke der Jungfrau seyen Lügen oder Werke der Hölle, man bemerke darin Aberglauben, Weissagung, Gotteslästerungen, vermessene und stolze Reden, Götzendienerei u. s. w.

Auch der Bischof von Avranches ein alter, sehr angesehener und ehrwürdiger Mann wurde um seine Meinung gefragt. Sie schikten den Bruder Isambert deshalb zu ihm hin. Der alte Bischof gab ihm zur Antwort, er sey hierin der Meinung des heiligen Thomas von Aquin, daß man in Punkten des Glaubens immer seine Zuflucht zu dem Pabst oder einem allgemeinen Conzilium nehmen müsse. Diese Erklärung wurde so wenig geachtet, daß man, wie bei so vielem Anderen, nicht einmal für gut fand, sie in die Acten niederzuschreiben.

Auch das Kapitel von Rouen, obschon l'Oyseleur ihm angehörte, zeigte sich unentschieden, es erklärte, es wolle den Bescheid der Pariser Universität abwarten.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Wie die Jungfrau zur Unterwerfung aufgefordert wurde.

Während die Doktoren sich über die 12 Artikeln beriethen, fuhr man fort, die Jungfrau zur Unterwerfung unter die Kirche zu ermahnen. Da sie früher verlangt hatte, vor den Pabst geführt zu werden, ohne daß man darauf gehört hatte, so wollte man mit dieser vorgeblichen Unterwerfung nichts anders, als die Anerkennung ihrer feindlichen Richter und daß sie sich nach deren Urtheile aller jener Verbrechen schuldig bekenne, an die ihr Herz nie gedacht.

Da trat ein Vorfall ein, der den Engländern auf einmal das so theuer erkaufte Opfer aus den blutgierigen Händen zu entreißen drohte. Die Jungfrau fiel nämlich mitten in den Bedrängnissen und Leiden ihrer harten Gefangenschaft in eine tödtliche Krankheit. Es war die einzige Sorge ihrer erbarmungslosen Peiniger, sie möge ihrer Rache dadurch entrissen werden. Warwick ließ darum zwei Aerzte rufen und befahl ihnen hoch und theuer für die Kranke Sorge zu tragen, „denn, fügte er hinzu, der König (damals kaum 10 Jahre alt) möchte um Alles in der Welt nicht, daß sie eines natürlichen Todes stürbe; er hat sie theuer erkauft, sein Wille ist, daß sie nicht anders, denn durch das Gericht sterben soll, und er glaubt, daß sie verbrannt wird.

Nicht einmal jetzt ließ man der Kranken Ruhe, der Promotor Johann Estivet kam zu ihr, und fragte sie nach der Ursache ihrer Krankheit und auf die Antwort, sie glaube, ein Fisch sey daran Schuld, den ihr Peter Cauchon geschickt, zerschnitt er ihr Herz mit den entehrendsten Schmähworten, auch sie fuhr heftig auf, und das Fieber,

das eben nachgelassen, nahm auf der Stelle wieder zu; bis der kältere Warwick dem herzlosen Quäler seine Schmähreden untersagte.

Während dieser Krankheit kamen am 18ten April die beiden Richter mit 7 Assessoren ins Gefängniß und forderten sie zur Unterwerfung auf und boten ihr wieder einen Rath an. Johanna war nur noch um ihr Seelenheil bekümmert, sie erwiederte: „Es scheint mir, in Betracht meiner Krankheit, daß ich in großer Lebensgefahr bin, und wenn es Gottes Wille ist, daß ich sterbe, so möchte ich beichten und den Leib des Herrn empfangen und in geweihter Erde ruhen." Man erwiederte ihr, wolle sie die Sakramente der Kirche, dann müsse sie sich auch der Kirche unterwerfen. Sie ließ sich aber zu weiter nichts bewegen, als daß sie sagte, sie berufe sich auf Gott und wenn man ihr ein geweihtes Grab versage, dann stelle sie es Gott anheim. Darauf drohte man ihr, wolle sie sich nicht unterwerfen, dann würde sie wie eine Heidin ausgestoßen werden. Johanna entgegnete darauf, daß sie eine gute Christin sey, daß sie als solche getauft worden, und als solche sterben wolle, und daß sie gern der Kirche helfen und sie aus allen Kräften vertheidigen möchte. Zuletzt fragte man sie noch, ob man nicht eine schöne und feierliche Prozession anstellen sollte, damit sie ihr Wohlbefinden wieder erlange. „Es wäre mir lieb, gab sie zur Antwort, wenn alle guten Katholiken für mich zu Gott beteten. Ihre jugendliche Kraft erholte sich indessen wieder von der Krankheit.

Am zweiten Mai fand in feierlicher Weise eine zweite Aufforderung zu dieser sogenannten Unterwerfung statt: denn da das Kapitel von Rouen noch immer zauderte, so mußte dies das beste Mittel seyn, ihm die Schuld der Jungfrau zu beweisen, wenn sie als ungehorsam gegen die Kirche erschien. Es waren 62 Beisitzer zugegen. Im

Auftrage des Bischofs von Beauvais trat hier Johann von Castillon auf, die Stelle des geflohenen la Fontaine vertretend. In seiner Rede setzte er der Jungfrau auseinander, was die Gelehrten bis dahin über ihre Erscheinungen und ihre Hartnäckigkeit geurtheilt: daß sie nämlich, wenn sie nicht ganz und gar erlogen und ersonnen seyen, nur von dem Satan herrühren könnten, der sie in der Gestalt eines Engels des Lichtes hintergangen habe. Statt die falschen zwölf Artikel vorzulesen, sprach er vieles über ihre Verstocktheit, daß sie die Männerkleidung nicht allegen wolle, und über das Zeichen von Chinon, das sie erlogen hätte. Er schloß mit der Ermahnung zur Unterwerfung unter die Kirche d. h. unter ihre Richter.

Die Jungfrau erwiederte, daß sie allerdings glaube, daß die Kirche nicht fehlen noch irren könne, daß sie sich aber hinsichtlich ihrer Worte und Werke einzig auf Gott berufe, den König Himmels und der Erde, der ihr das alles zu thun aufgetragen. Castillon fragte sie, ob sie damit meyne, sie habe keinen Richter auf Erden und ob unser heiliger Vater, der Pabst, ihr Richter nicht sey. „Ich werde Euch nichts Anders antworten, erwiederte sie, und sähe ich den Scheiterhaufen vor mir. Ich habe einen guten Meister, und das ist unser Herr, auf ihn verlaße ich mich ganz und gar und auf keinen Andern." Doch als er sie gleich darauf wieder fragte: wollt Ihr Euch unserm heiligen Vater, dem Pabst nicht unterwerfen? erwiederte sie: „F ü h r t m i c h z u i h m, u n d i c h w e r d e i h m a n t w o r t e n?" Das wollten aber gerade Jene, die sie hier als der Kirche ungehorsam darstellen wollten, nicht, sie die sich selber eben dadurch ungehorsam gegen die Kirche bewiesen, daß sie ihre Berufung an den heiligen Stuhl verachteten.

Man kam darauf wieder mit der ewigen Forderung, sie solle ihre Mannskleidung ablegen, ohne ihr doch ein

geistliches Gefängniß anzubieten, in dem sie nicht dem ausgelassenen Kriegsgesindel ausgesetzt gewesen wäre.

Die vielen Beweise, die die Jungfrau von der arglistigen Bosheit und Ungerechtigkeit ihrer Verfolger erfahren, die widerstreitenden Erklärungen der Doktoren, wo bald die Einen, wie la Fontaine, die nichts von dem Truge wußten, sie in allem Ernste zur Unterwerfung unter die Kirche ermahnten, während die Andern nur sich selbst unter der Kirche verstanden: mußten das arme Mädchen, das in frommer Einfalt auf dem Felde aufgewachsen, nichts von all ihrer Gelehrsamkeit verstand, zuletzt ganz irre machen. Sie sah keine Richter, sondern nur blutgierige, erbarmungslose Feinde vor sich. Bei jeder Frage, die man an sie richtete, mußte sie einen Fallstrick befürchten, mit dem man sie umstricken wolle. Es war darum kein Wunder, wenn sie alles Zutrauen zu den Menschen verlor und sich nur auf ihren Gott berief. Oft weigerte sie sich darum weiter zu antworten oder sie antwortete nur mit dem höchsten Mißtrauen, das überall Verfälschung und Unterschlagung befürchtete. So erwiederte sie auf die Frage Castillons, ob sie sich hinsichtlich des Zeichens von Chinon auf den Erzbischof von Rheims, La Hire und andere der Ihren berufen wollte, wenn sie unter ihrem Siegel darüber schreiben würden: „Gebt mir einen Boten, und ich will ihnen über den ganzen Prozeß schreiben.“ Auf die Frage, ob sie sich dem Urtheil der Kirche von Poitiers, wo sie früher geprüft worden, unterwerfen wolle, antworte sie eben so mißtrauisch: „Glaubt ihr mich auf diese Weise zu fangen und an Euch heran zu ziehen:“ Man forderte sie dann aufs neue mit der Drohung zur Unterwerfung auf, daß ihr Leib sonst Gefahr laufe, dem zeitlichen, und ihre Seele, dem ewigen Feuer anheimzufallen. Sie aber sprach darauf warnend die prophetischen Worte: „Ihr werdet mir nicht anthun, was ihr da sagt, ohne daß es Euerem Leibe und Euerer Seele zu Schaden

gereiche." Und so sehr die übrigen Doktoren, ohne Zweifel in der besten Absicht, sie auch noch weiter ermahnten, sich dem Pabste und dem Conzilium zu unterwerfen, es war für dießmal nichts weiter aus ihr zu bringen. Dies aber war es eben, was die Arglist ihrer Feinde wollte, denn es hatte nun den Anschein, als weigere sie wirklich der Kirche den Gehorsam. Und in der That das Kapitel von Rouen, das bis dahin gezaudert hatte, erklärte sich schon am vierten May hauptsächlich hierdurch bewogen, und trat in seinem Bescheide dem Gutachten der 22 Doktoren bei.

Acht Tage später, am 9ten May, wurde sie zum dritten Mal im Gefängniß selbst aufgefordert. Man wollte es diesmal mit dem Schrecken versuchen. Man erklärte ihr, der Henker und die Folter seyen bereit. Empört über diese Drohung erwiederte ihr fester, kühner Geist: „Wenn der Schmerz mir falsche Geständnisse auspreßt, so bestehe ich darauf, daß Ihr mir sie mit Gewalt abgezwungen habt. Der Engel Gabriel ist mir am Heiligkreuztage (3ten May) erschienen, um mich zu stärken, und meine Stimmen haben mich versichert, daß er es sey. Gott ist immer der Gebieter in allem meinem Thun gewesen, der Satan hat keine Gewalt über meine Handlungen gehabt und würdet ihr mir die Glieder zerreißen, ich würde Euch nichts anderes sagen. Ihre Antworten waren dabei so gut und treffend, daß sich viele darüber wunderten. Man mußte der Festigkeit ihres Geistes nachgeben.

Am 12ten May wurde in Gegenwart von 11 Assessoren eine neue Versammlung gehalten und darin abgestimmt, ob man sie nicht wirklich auf die Folter legen sollte. Alle erklärten sich dagegen, es sey unnütz und dem Prozesse schadend, nur der verrätherische Oyseleur und noch ein Anderer hatten die Grausamkeit dafür zu stimmen. Oyseleur sagte, die Folter scheine ihm eine Medizin für sie, indeß bescheide er sich nach der Meinung der Uebrigen.

Diese stimmten dafür, sie aufs neue zu verhören und zur Unterwerfung aufzufordern.

Wie treulos es aber die Feinde der Jungfrau mit dieser Unterwerfung meinten, das beweisen die Zeugnisse, die wir über eben diesen Oyseleur haben. Peter Mignet, Prior von Longueville bezeugt: Oyseleur ging Nachts in der Verkleidung eines englischen Gefangenen zu ihr hin und rieth ihr, sie sollte auf ihren Behauptungen bestehen, die Engländer würden nicht wagen, ihr ein Leid anzuthun. Weiter bezeugt der Gerichtschreiber Wilh. Colles: „Nikolaus Oyseleur gab sich für einen englischen Gefangenen aus und sagte ihr, sie sollte diesen Geistlichen nicht glauben, denn wenn du ihnen glaubst, sagte er, bist du des Todes. Dieß geschah, wie ich glaube, mit Vorwissen des Bischofs von Beauvais, weil sonst Oyseleur es nicht gewagt hätte, weshalb viele von den Assessoren in diesem Prozesse über den Oyseleur murrten." Desgleichen bezeugt der Gerichtschreiber Messieu: daß Nikolaus Oyseleur ihr gerathen, sie solle sich nicht dem Urtheile der Kirche unterwerfen, sonst würde sie sich betrogen sehen. Nikolaus von Houppeville endlich sagt aus: damals sey das Gerücht in Rouen gewesen, daß Einige, die sich für Gefangene ausgegeben, heimlich zu ihr hingegangen und ihr gerathen, sie solle sich nicht der Kirche unterwerfen, sonst würde man das Urtheil über sie sprechen, und darum sey es geschehen, daß Johanna in ihren Antworten hinsichtlich der Unterwerfung gewechselt habe.

Daß indessen Johanna wirklich, während sie ihre ungerechten Richter nicht anerkannte, sich der Kirche unterwarf, das hat auch der Erzdiakon Andreas Marguerin mit folgenden Worten bezeugt: „Ich sah und hörte in dem Gericht, daß Johanna, als sie gefragt wurde, ob sie sich dem Bischof von Beauvais und Einigen der ernannten Assessoren

unterwerfen wolle, nein sprach, und daß sie sich dem Pabst unterwarf und der katholischen Kirche, mit dem Begehren, vor den Pabst geführt zu werden, damit er selbst das Urtheil über sie spreche. Sie gab diese Antwort, daß es also geschehen solle, weil sie nicht wußte, was sonst in den Prozeß wäre gesetzt worden, darum wollte sie hingeführt und von dem Pabste selbst verhört werden.

Bei dieser Weise den Prozeß zu führen mußte sein Ende der Jungfrau bald kein Geheimniß mehr seyn. Als daher einst Johann von Luxemburg sie mit dem Grafen Warwick und Deschinfort und dem Kanzler von England besuchte und wohl im Scherz zu ihr sagte: er sey daher gekommen, um ihre Auslösung zu unterhandeln, wenn sie das Versprechen ablegen wolle, fürder nicht mehr wider die Engländer sich zu waffnen, da erwiederte sie unwillig: „Bei meinem Gott, Ihr treibt Euren Spott mit mir, denn ich weiß wohl, daß ihr dazu weder den Willen noch die Gewalt habt." Als jener dennoch bei seiner Rede beharrte, fuhr sie fort: „Ich weiß wohl, daß die Engländer mich werden sterben lassen, dieweil sie glauben, nach meinem Tode Frankreich zu gewinnen. Aber wären dieser Godons*) hunderttausend mehr, als ihrer gegenwärtig sind, sie werden das Königreich nicht gewinnen." Der Herr von Deschinfort wurde über diese Worte so wüthend, daß er gegen das wehrlose Mädchen den Dolch bis zur Hälfte heraus zog. Der Graf von Warwick aber hielt ihn zurück.

Als ein andermal Manchon, der Gerichtschreiber, etwas über die Jungfrau in Gegenwart dieses Deschinfort gesagt,

---

*) Godon war ein damals gebräuchlicher Spottname der Engländer von ihrem Schwure God dam.

zog dieser sein Schwerdt und stürzte auf ihn los. Manchon floh in eine heilige Freistätte, und nur die Ermahnung, daß dieß ein heiliger Ort sey, wo keine Gewaltthat geschehen dürfe, hielt jenen zurück, daß er ihn nicht ermordete.

Auch Johann von Castillon, der sie zur Unterwerfung aufgefordert, fiel in Ungnade. Als man ihr nämlich wieder eine allzu schwierige Frage vorlegte, erklärte er unwillig, wie ihm scheine, sey die Angeklagte vielleicht nicht gehalten, auf eine Frage dieser Art zu antworten. Ueber diese bescheidene Erklärung fuhr Peter Cauchon ihn grimmig an, die Reden und Antworten wurden immer heftiger, bis Johann von Castillon zuletzt dem Bischof und seinen Anhängern erklärte, daß ein Prozeß in dieser Weise geführt durch und durch nichtig sey. Der erzürnte Bischof gab dem Gerichtsdiener Befehl, nie mehr den Castillon zu einer Versammlung zu berufen und dieser bezeugte später selbst, er hätte von dem an keinen Theil mehr an dem Prozesse nehmen wollen. So war Johann von Castillon nach de la Fontaine der zweite, der sich von dieser Ungerechtigkeit lossagte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Von der falschen Abschwörung der Jungfrau.

Endlich traf auch das Gutachten der Pariser Universität ein. Zwey ihrer Mitglieder, Johann Beaupere und Nikolaus Midy, die dem Prozeße beigewohnt, hatten ihr die zwölf Artikel nebst einem Briefe des Königs von England und der beiden Richter überbracht. Die Universität hatte die beiden Fakultäten der Theologie und der Rechte mit der Begutachtung beauftragt und nach vielen

Berathungen wurde am 14 May der Bescheid beider Fakultäten von der gesammten Universität angenommen. Auch sie verlangten nicht die Einsicht der Akten in einer so wichtigen Sache, sie vertrauten den zwölf Artikeln, die ihnen Nikolaus Midy überbracht hatte, den einer der Zeugen für ihren ursprünglichen Verfaßer hält. Ihr Bescheid war ganz so, wie er sich von ihrer Leidenschaftlichkeit nicht anders erwarten ließ.

Da sie keine Gelegenheit gehabt hatten, gleich den Doktoren von Rouen, durch die ruhigen und schönen Antworten der Jungfrau etwas in ihrem Gewißen beunruhigt zu werden, so waren die gelehrten Doktoren und Meister von Paris, in ihrem blinden Haße in alle die Fallstricke eingegangen, die die arglistigen 12 Artikel ihnen gelegt hatten.

Was diese noch unbestimmt gelassen, das nahmen sie für völlig ausgemacht an. Ueberall war die schlimmste Deutung ihnen die liebste. Es war kaum ein Verbrechen, das die Doktoren nicht aus den 12 Artikeln gegen die fromme Johanna heraus zu demonstriren wußten. Ihre Erscheinungen seyen erlogen oder Blendwerke des Satans, denen sie allzuleicht geglaubt. Sie sey eine vermeßene, abergläubische Wahrsagerin, verachte Gott und sein heiliges Gesetz und seine Sakramente. Sie irre im Glauben, sey eine Betrügerin, ungehorsam gegen ihre Eltern, der Götzendienerei verdächtig, eine Verderberin, grausam und gierig nach Menschenblut; sie stifte Aufruhr und halte es mit fremder Tyranney, (das heißt mit ihrem rechtmäßigen König), sie gebe Aergerniß, sey eine Lügnerin und von der Kirche Abgefallene, und so ging es fort und fort. Ueberall fanden sie Gotteslästerung und Verbrechen. Beharre sie darum in ihrer Weigerung, sich der Kirche zu unterwerfen und Genugthuung zu leisten, dann solle der rechtmäßige Richter der Kirche das

Urtheil über sie sprechen, und sie dem weltlichen Richter übergeben, damit sie von ihm eine angemeßene Strafe empfange. Indeßen waren sie doch so klug auf den Bescheid der Rechtsgelehrten ihrem Gutachten die Klausel beizufügen, daß es nur Gültigkeit habe, wenn die Angeklagte wirklich das in den 12 Artikeln Enthaltene ausgesagt habe und bei gesunder Vernunft hartnäckig darauf beharre.

Zugleich erließen sie ein Schreiben an den König von England, worin sie ihre große Zufriedenheit mit der Führung des Prozesses ausdrückten und unter Anderem sagten: „Es hat uns geschienen, daß man hinsichtlich dieses Weibes ein sehr würdiges Betragen beobachtet, und eine heilige und gerechte Weise den Prozeß zu führen, womit ein jeder zufrieden seyn muß.“ Nur bitten sie ihn, daß die Sache mit allem Fleiße im Wege Rechtens bald möge beendet werden; denn, sagen sie, der Aufschub ist für das Volk gefährlich, das an diesem Weibe großes Aergerniß genommen.

Also versammelten sich die beiden Richter und ihre Assessoren am 10ten May in großer Anzahl zum richterlichen Spruche. Und da wurde auf den Antrag des Abtes von Fecamp beschloßen, noch einmal solle die Jungfrau zur Unterwerfung ermahnt werden, beharre sie aber auf den zwölf Artikeln, dann solle zum Urtheile geschritten werden.

Bis dahin waren ihr die zwölf Artikel, auf deren Grund sie sollte verurtheilt werden und die angeblich ihre Aussagen enthielten, noch nicht einmal mitgetheilt. Diese Mittheilung mußte nun endlich geschehen, sie wurde aber auf die gleiche arglistige Weise, wie der ganze Prozeß, ausgeführt. Denn statt ihr vorher die Wichitigkeit dieser Handlung zu erklären und dann einen Artikel nach dem anderen ihr vorzulesen und sie bei jedem zu fragen, ob

sie das als ihre Aussagen anerkenne und ob sie noch dabei verharre, wurden ihr von Peter Maurice mit den Worten: „Ihr habt gesagt, Ihr habt gesagt“ alle zwölf Artikel, mit dem Gutachten der Pariser, in einem Athem vorgelesen, ohne ihr irgend zu einer Erklärung Zeit zu laßen. Zuletzt forderte Peter Maurice sie noch in einer langen Rede, um des Heiles ihres Leibes und ihrer Seele willen, auf, sich der Kirche zu unterwerfen, sie würde dadurch ihre Seele retten und ihren Leib, wie er hoffe, vor dem Tod bewahren.

Als endlich die Jungfrau zu Wort kam, erklärte sie, ohne sich auf die 12 Artikel, deren Bedeutung sie nicht kannte, weiter einzulassen, daß sie sich auf das berufe, was sie im Prozeße ausgesagt habe und daß sie darauf bestehen wolle. „Sähe ich auch, sagte sie, das Feuer vor mir und den Henker bereit, mich hineinzuwerfen, ich würde bis zu meinem Tode kein anderes Wort sprechen, als ich in dem Prozeße gesprochen habe.“ Hierauf wurde ihr erklärt, daß sie am folgenden Tage auf dem Kirchhofe von St. Ouen im Angesichte des Volkes ihr Urtheil vernehmen sollte.

Wäre die Jungfrau nun wirklich zum Tode geführt worden, so war die Absicht der Engländer und ihrer Anhänger doch nur halb erreicht. Das Opfer ihrer Rache war gefallen, allein es stand zu befürchten, daß die Stimme des Volkes sie als die ungerechten Mörder anklagen würde. Es war ihnen darum alles daran gelegen, Johanna vor ihrem Tode zu einem Widerruf und zum Eingeständniß ihrer Schuld zu bringen; denn dann fiel die ganze Schmach ihres wohlverdienten Todes auf ihren König, und seine Ehre war von der Hand des Henkers, welcher seine Befreierin anheimgefallen, für immer gebrandmarkt. Darum sandte man wieder den treulosen Oyseleur mit seinen Rathschlägen zu ihr und auch manche wohlge-

sinnte Leute, die an die Wahrheit der 12 Artikel glaubten, gingen, bevor das Urtheil unabänderlich entschieden, in guter Absicht zu ihr ins Gefängniß. Sie baten sie inständig, sich zu unterwerfen und zu thun, was man ihr befehlen würde, so würde sie gerettet werden. Denn entweder Unterwerfung oder Verdammung und Tod hatte sie zu wählen.

Die Richter hatten auf alle Fälle vorbereitet, zwei Urtheile gleich am selben Tage abgefaßt, das eine, im Falle sie sich nicht unterwerfen würde, sprach ihre Verdammung aus: sie wurde darin als eine verstockte Irrgläubige und Gotteslästerin von der Kirche ausgeschlossen und dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit zur Strafe übergeben, die Scharfrichter hatten Befehl zur Vollstreckung der Strafe zu erscheinen; das andere Urtheil war für den Fall, daß sie sich, wie man wünschte, unterwerfen würde, es sprach das ewige Gefängniß aus, in dem sie ihre Sünden bereuen sollte.

Auch zwei verschiedene Unterwerfungserklärungen hatte man, entweder schon jetzt im Voraus zum Betruge abgefaßt, oder man verfaßte später eine eigens zu diesem Zwecke; denn die ächte verschwand, und eine unterschoben. findet sich bey den Akten. Zur bestimmten Stunde wurde am folgenden Morgen, den 24ten Mai, Johanna von den Gerichtsdienern nach dem Kirchhofe von St. Ouen geführte Der Judas Oyseleur begleitete sie und sprach zu ihr: Johanna glaubt mir, wenn Ihr wollt gerettet seyn, dann nehmt ein Frauenkleid und thut Alles, was man Euch befiehlt, sonst steht ihr in Lebensgefahr. Thut ihr, was ich Euch sage, dann werdet Ihr gerettet und es wird ein großes Glück für Euch seyn und Euch kein Leid geschehen, sondern Ihr werdet der Kirche übergeben werden.

Auf dem Kirchhofe waren zwei Gerüste aufgeschlagen, auf dem einen waren die beiden Richter mit vielen Asses=

soren und anders angesehene Männer, das andere bestieg Wilhelm Erard mit der Jungfrau. Zugegen war der Scharfrichter mit einem vierspännigen Wagen und der Scheiterhaufen stand bereit. Rings herum hatte sich die Volksmenge versammelt.

Da begann Wilhelm Erard zur Belehrung des Volkes, von dem Gerüste herab, eine Predigt zu halten, und zählte darin nach dem Bescheide der Doktoren aus den falschen zwölf Artikeln alle vorgeblichen Verbrechen der Jungfrau auf.

Johanna hörte geduldig den vielen Verläumdungen ihres christlichen Namens zu, als er aber auch die Ehre ihres Königs antasten wollte, worauf es gerade bei dem ganzen Prozesse von den Englischen abgesehen war, und er in diesem Sinne gleichsam klagend ausrief: „O edles Königshaus von Frankreich, stets hast du dich bis dahin von solchen Gräueln rein erhalten, wie konntest du so betrogen werden, einer Irrgläubigen und Abtrünnigen anzuhangen; konnte Karl, der sich dein König und Gebieter nennt, als ein Irrgläubiger einem Weibe anhangen, das nichtswürdig ist und übelberüchtigt und aller Schande voll, und nicht allein Er, sondern mit ihm auch alle die Geistlichkeit, die unter seiner Herrschaft und Botmäßigkeit steht. Denn von dieser Geistlichkeit ward sie examinirt und nicht zurückgewiesen. Du bist's Johanna, mit der ich spreche, und ich sage dir, daß dein König ein Irrgläubiger, ein Abtrünniger ist." Bei diesen Worten brach die Jungfrau, auch in dem Angesichte des Todes ihrem König noch getreu und um seine Ehre bekümmert, unwillig aus und rief mit lauter Stimme: „Sprecht von mir und nicht von dem König, er ist ein guter Christ.„ Weil der Prediger aber nichts desto weniger fortfuhr, rief sie weiter: „Bei meiner Treue Herr, ich getraue mir mit aller Euch gebührenden Ehrfurcht Euch zu sagen und auf

Gefahr meines Lebens will ich es beschwören, daß er der edelste aller Christen ist, und daß er am festesten am Glauben hält und kein solcher ist, wie Ihr da sagt." Bringt sie zum Schweigen, rief darauf der Prediger und Peter Cauchen den Gerichtsdienern zu.

Nach beendeter Predigt reichte Erard ihr ein beschriebenes Papier, eine jener beiden Erklärungen, dar, und forderte sie auf, das darin Enthaltene abzuschwören und es zu unterzeichnen. Dabei versicherte er, sie würde dann auch aus dem englischen Gefängniß kommen. Alle bestürmten sie mit Bitten und sagten: Thuet Johanna was man Euch räth; wollt ihr daß man Euch zum Tod führt?

Johanna aber antwortete ihren Drohungen und Bitten: „Ich habe nichts Böses gethan, ich glaube an die zwölf Glaubensartikel und die zehn Gebothe Gottes und berufe mich auf die römische Kirche und will alles glauben, woran die heilige Kirche glaubt."

Dieser abermaligen Berufung auf die Kirche wurde eben so wenig geachtet, wie früher. „Du schwörst die Artikel ab, rief man ihr zu oder du wirst verbrannt. Johanna sagte: „Ich habe schon geantwortet hinsichtlich meiner Unterwerfung unter die Kirche wegen meiner Reden und Handlungen. Ich bin es zufrieden, daß man meine Antworten nach Rom sendet und ich unterwerfe mich dem Pabste. Aber zu gleicher Zeit betheuere ich, daß ich nichts gethan, als auf Befehl Gottes: und das füge ich auch noch hinzu, daß keine meiner Handlungen oder Reden meinem König oder irgend einem Anderen zur Last fallen kann, hat man einen Tadel an ihnen zu rügen, so rühren sie von mir her und keinem Anderen." Nun ließ man ab von der Unterwerfung unter die Kirche und fragte sie ohne Umschweife, ob sie alle ihre Reden und Handlungen, die die Doktoren verworfen, widerrufen wolle." Die beiden ungerechten Richter erklärten ohne die Assesso-

ren zu fragen, ganz einfach, nachdem sie sie früher so oft dazu aufgefordert, diese Berufung reiche nicht hin, man könne den Pabst nicht suchen gehen, der allzu weit entfernt sey. Und doch war damals gerade das Conzil in dem nicht allzu fernen Basel versammelt. Sie seyen ihre ordentlichen Richter und was die Gelehrten und erfahrenen Männer über ihre Handlungen geurtheilt, dem müsse sie sich unterwerfen. Das hieß, sie sollte sich selbst als eine gotteslästernde, sittenlose Zauberin und Abergläubige ausgeben, weil also der blinde Haß ihrer Feinde über sie geurtheilt. Sie wurde hiezu dreimal aufgefordert, da sie aber gegen Johanna's Standhaftigkeit nichts ausrichteten, und diese ihnen schweigend zuhörte, so mußte Peter Cauchon endlich das Verdammungsurtheil zu lesen beginnen. Er hatte die Schamlosigkeit in diesem Urtheile unter Anderen von ihr zu sagen. „Und wieder habt ihr Euch mit einem verstockten und widerspänstigen Gemüthe zu wiederholten Malen ausdrücklich geweigert, Euch unserem Herrn dem Pabste und dem heiligen Conzilium zu unterwerfen."

In dieser schrecklichen Stunde, wo man im Begriffe war den Stab über sie zu brechen und die Qualen des Feuers ihr drohten, drang man von allen Seiten in sie nachzugeben und das Papier zu unterzeichnen. Lange widerstand sie „Ach ihr gebt Euch, sprach sie, viele Mühe mich zu verführen." Schon war ein großer Theil des Urtheils gelesen, da begann ihre Festigkeit zu wanken und sie rief, sie wolle halten was die Kirche verordne und die Richter ihr befehlen und entscheiden würden. Sogleich hielt Peter Cauchon mit dem Weiterlesen inne, Erard gab dem Gerichtsdiener Massieu das Papier und fieng es an ihr vorzulesen, es war nur sechs oder acht Zeilen groß und enthielt, nach seiner eigenen späteren Aussage, das Versprechen der Johanna, keine Mannskleidung noch Waffen noch lange Haare zu tragen und anderes, dessen er sich nicht mehr erinnerte. Johanna weigerte sich es nach zu-

sprechen, bedroht aber und bedrängt sagte sie, sie berufe sich auf das Gewissen ihrer Richter, um zu wissen, was sie widerrufen solle; endlich sprach sie die Worte nach. Dies war noch nicht genug, man wollte auch ihre Unterschrift. Es erhob sich unter dessen ein Getümmel.

Peter Cauchon hatte den Kardinal von England gefragt, was jetzt zu thun sey, dieser hatte erwiedert man solle sie zur Buße zulassen. Die Engländer, die den Tod der Jungfrau erwartet, ergrimmten hierüber, sie fiengen heftig an zu murren, sie spotteten über die Abschwörung, die eine unbedeutende Kleinigkeit sey und nichts entscheide, man schrie dem Bischof von Beauvais zu, er und die Seinen hielten es mit der Jungfrau und ihren Werken. Ein Kaplan des Kardinals nannte ihn einen Verräther, der übel daran thue, eine solche Abschwörung zuzulassen, welche die Johanna mit spottendem Munde ausspräche. Peter Cauchon erwiederte, das sey von ihm gelogen, als Richter in einer Glaubenssache müsse er nicht den Tod, sondern das Heil der Angeklagten suchen. Und er werde nicht weiter in diesem Prozesse fortfahren, als bis ihm für dies Unrecht Genugthuung geschehen.

Dahin hatte es also der ungestümme Grimm der Engländer gebracht, daß selbst Peter Cauchen, der Bischof von Beauvais, bis dahin ihr treuster Diener, dem allein sie noch die Schlüssel des Gefängnisses anvertraut, der die Seele des ganzen Prozesses gewesen, und der ihnen zu Liebe schon so schweres Unrecht auf sein Gewissen geladen, daß auch er jetzt drohte, wenn er es mit diesen Worten ernstlich meinte, sich von dem blutigen Werke loszusagen, und gegen die Ungerechtigkeit zu zeugen; doch der Kardinal endigte diesen unziemlichen Zwist, indem er seinem Kaplan zu schweigen gebot.

Unterdessen drängte man die Jungfrau das Papier zu unterzeichnen, sie verlangte, es möchten die Geistlichen und die allgemeine Kirche, denen sie nun übergeben wer-

den sollte, das Papier sehen, und wenn diese ihr riethen, es zu unterzeichnen und das darin Vorgeschriebene zu thun, dann wolle sie folgen. Erard aber sagte ihr: Unterzeichnet, oder Ihr werdet heute eure Tage im Feuer enden. Nachgebend sprach sie, sie wolle lieber unterzeichnen, als verbrannt werden, und bat dann noch einmal um die Versicherung, daß man sie aus den Händen der Engländer in ein kirchliches Gefängniß bringen wolle. Erard drohte wieder mit augenblicklichem Verbrennen, da fing sie an einen Kreis darunter zu machen, darauf führte ein Sekretair des Königs von England ihre Hand mit der Feder, und sie zeichnete ein Kreuz. Das Getümmel ward jetzt noch größer, es kamen viele Steine geflogen.

Der schmähliche Betrug aber, den man mit dieser erzwungenen Unterschrift eines Mädchens, das nicht lesen konnte, was es unterzeichnete, trieb, ist uns durch die Zeugen aufbehalten. Denn nicht die kurze Erklärung, die Massieu ihr hergesagt, ließ man sie unterzeichnen oder hat man als die unterzeichnete den Akten beigelegt, sondern eine andere, die mit einem ganz andern Worte anfieng und die statt der sechs oder acht Zeilen der früheren ein langes Verzeichniß der größten Sünden und Verbrechen enthält, deren sich Johanna darin für schuldig bekennt, was sie nie bei vollem Bewußtseyn gethan hätte. Sie giebt sich darin als eine Betrügerin aus, die ihre Erscheinungen erlogen habe, sie habe grausamer Weise nach Menschenblut Verlangen getragen, habe Gott gelästert, seine Sakramente verachtet, das Volk zum Aufruhr gebracht, sich mit abergläubischem Wahrsagen abgegeben und eine unzüchtige, unehrbare Kleidung geführt. Dieses untergeschobene Blatt sollte ohne Zweifel für die Richter der Schutzbrief seyn, womit sie vor die Nachwelt zu treten dachten, und wodurch die eingestandene Schuld der Jungfrau für immer dargethan wäre. Gott aber wollte, daß ihre

Ungerechtigkeit sich selbst mit Schande bedecken sollte, denn das Zeugniß desselben Gerichtsdieners, der ihr die ächte Erklärung vorgesagt, ist uns über diese zweite erhalten und es lautet also: „Ich weiß gewiß, daß jenes Papier, (das er ihr vorsagte) nicht das war, dessen im Prozeß Erwähnung geschieht, denn das welches ich ihr vorlas und das die Jungfrau unterzeichnete, war ein anderes, als das den Akten beigefügte."

Nach der Unterzeichnung las Peter Cauchon das andere, hiefür bereite, Urtheil vor, die Excommunication wurde darin aufgehoben, wenn sie mit aufrichtigem und reinem Herzen zurückkehre, und thue, was man ihr vorschreibe. „Dieweil ihr aber, so hieß es weiter, gegen Gott und die Kirche gesündigt habt, so verurtheilen Wir Euch aus Gnade und Nachsicht, den Rest Eurer Tage im Gefängniß zuzubringen, bei dem Brode des Schmerzens und dem Wasser der Betrübniß, auf daß Ihr Eure Sünden beweinet und in Zukunft nicht mehr darin verfallet. Alles vorbehaltlich Unserer Gnade und Milde."

Sogleich kam Oyseleur zu ihr und sagte: Johanna, ihr habt einen guten Tag gewonnen und wenn's Gott gefällt eure Seele gerettet. Johanna forderte dagegen, daß sie in ein kirchliches Gefängniß möge gebracht werden, auch mehrere von den Assessoren begehrten von dem Bischof von Beauvais, daß sie als eine von der Kirche Verurtheilte auch von der Kirche bewahrt würde. Der Bischof aber achtete dessen nicht und sprach: „Führt sie hin, woher Ihr sie genommen habt." Und so wurde sie wieder in ihren harten Kerker zu ihren erbarmungslosen Wächtern, dem wilden Kriegsgesindel, zurückgeführt.

Die vornehmen Engländer waren in größter Wuth, daß sie nicht dem Scheiterhaufen war übergeben worden. Ein Zeuge hat darüber ausgesagt, ihm sei erzählt worden, daß sie vor Zorn auf der Heimkehr gegen den Bischof und die Assessoren die Schwerter erho-

ben, um sie zu erschlagen. Doch hätten sie es nicht gethan und nur gesagt: des Königs Geld sey schlecht an ihnen angewendet. Mehrere nämlich erhielten während der Dauer des Prozeßes englische Taggelder, wovon man noch die Rechnungen besitzt. Ferner sagt dieser Zeuge, habe er erzählen hören, daß, als der Graf von Warwick sich bei dem Bischof und den Doktoren beklagte, wie es der Schade des Königs sey, daß die Jungfrau entkommen, da habe einer geantwortet: seyd nur unbesorgt, wir werden sie schon wieder bekommen.

Die Jungfrau legte Nachmittags vor dem geistlichen Rathe ihre Frauenkleidung ab und betrug sich ganz so, wie man es ihr vorgeschrieben. Statt ihr aber die Männerkleidung wegzunehmen und ihr jeden Rückfall in ein so großes Verbrechen, als man das Tragen dieser Kleidung vorgeblich ansah, unmöglich zu machen, packten sie dieselbe in einen Sack und ließen ihn bei ihr stehen, gleichsam um sie dazu einzuladen.

Der Viceinquisitor, der schwache Johan le Maistre, der nur gezwungen dem Ganzen aus Furcht vor den Engländern und dem Bischof beiwohnte, wünschte gewiß, daß er nun nicht weiter sein Gewissen mit dieser Sache zu belasten brauche, er gieng zu ihr hin und ermahnte sie, ja nicht zurückzufallen, denn sonst sey sie unwiederbringlich verloren. Auch Peter Maurice ermahnte sie mit mehreren Anderen, auf ihrem Vorsatze zu beharren, die Engländer nahmen es aber sehr übel und er lief Gefahr, von ihnen geprügelt zu werden.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Wie die Jungfrau die falsche Abschwörung widerrief.

Hatten Johanna's Feinde ihre Ehre durch die erzwungene und trügerische Abschwörung ihrer Meinung nach vernichtet, dann fehlte nichts weiter, als sie jetzt dahin zu bringen dieser Abschwörung entgegen zu handeln, um die Entehrte als eine Rückfällige dem Tode zuführen zu können.

Während die wehrlose Jungfrau so dem tödtlichen Hasse ihrer Feinde preisgegeben war, dauerte der Krieg, in dem sie einst die Siegerkrone so heldenmüthig errungen, noch immer fort und es geschah gerade um diese Zeit, daß mehrere ihrer alten Waffenbrüder und Siegsgefährten von Orleans her, wie Poton von Xaintrailles, die beiden Marschälle von St. Severe und Boussac, damit umgiengen, Rouen zu überfallen und sich dort des englischen Königs und seines Rathes zu bemächtigen. Durch einen unglücklichen Zufall aber scheiterte das Unternehmen in seinem Beginne, sie ließen sich in einen englischen Hinterhalt locken, Poton selbst wurde gefangen. Talbot konnte nun seine Schuld von Patay her lösen und gab ihn frey.

Die unglückliche Johanna litt unterdessen mehr als je; denn zu ihren früheren Bedrängnissen war nun auch ihr innerer Friede und die feste Ruhe ihrer Seele dahin. Die Heiligen erschienen jetzt mit strafender Stimme, weil sie aus Furcht zurückgewichen sey. Heldenmüthig faßte sie den Entschluß nun nicht mehr zur Rechten noch zur Linken zu sehen, sondern den Befehl Gottes laut und offen, wie in den Tagen ihrer Siege zu verkünden, und geduldig den schweren Gang zu gehen, den er sie führen würde.

Sie trug die beiden ersten Tage ihrem Versprechen gemäß die Frauenkleidung fort, aber vor den Mißhandlungen

den Engländer, die ihr, wie sie weinend klagte, Gewalt anthun wollten, war es für sie nicht mehr sicher, die Frauenkleidung länger zu tragen, hätte sie ihr Versprechen auch noch ferner gegen Jene erfüllen wollen, die nichts von dem gegen sie erfüllten, was sie ihr schuldig waren. Wehrlos war die Unglückliche dem zügellosen Gesindel ihrer Wächter preisgegeben. Drei wachten Nachts bei ihr in der Kammer selbst, Zwei blieben vor der Thüre; sie selbst war mit zweifachen Ketten von ihrem Lager aus an einen Holzblock, fünf bis sechs Fuß groß, geschloßen; so daß sie sich nicht von der Stelle bewegen konnte. In diesem qualvollen Zustande legte sie am Sonntag Morgen, es war das Fest der heiligen Dreyfaltigkeit, die Männerkleidung wieder an.

Der Bruder Isambert de la Pierre sah sie, nach seinem eigenen Zeugniß, verweint, und ganz in Thränen, so entstellt und mißhandelt, daß er und seine Begleiter von Mitleid und Erbarmen ergriffen wurden. Auch bezeugte der Bruder Martin Ladvenü, daß sie ihm geklagt habe, wie man sie nach ihrer Abschwörung im Gefängniß geplagt, geschlagen, bei den Haaren gezerrt und mißhandelt habe. Ein Engländer hätte ihr sogar Gewalt anthun wollen, und darum habe sie die Frauenkleidung abgelegt. Ja wie sie dem Gerichtsdiener Massieu erzählte, der sie um die Ursache des Kleiderwechsels fragte, nahmen die Engländer ihr die Frauenkleidung selbst weg. Nach dem was mir die Jungfrau berichtete, bezeugt nämlich Massieu, so sagte sie am Sonntag Morgen des Festes der heiligen Dreyfaltigkeit zu ihren Wächtern, verlaßt mich, ich will aufstehen. Und da nahm Einer dieser Engländer ihr die Frauenkleidung, die sie bei sich hatte, weg und leerten den Sack, in dem die Männerkleidung war, aus, und warfen selbige auf sie,' sprechend: Steh auf, und steckten die Frauenkleidung in den Sack. Und wie sie mir erzählte, so zog sie die Männerkleidung mit folgenden Worten an: „Ihr Herren, ihr wißt daß es mir

verboten ist, ich will diese Kleidung nicht nehmen; und nichts destoweniger wollten sie ihr keine andere geben, dergestalt, daß dieser Streit bis zur Mittagsstunde währte und zuletzt, war sie gezwungen, aus Nothdurft des Leibes herauszugehen und das Kleid zu nehmen. Und nachdem sie zurückgekehrt war, wollten sie ihr kein anderes geben, troß ihrer Bitten und Vorstellungen."

Sowie es ruchbar geworden, Johanna habe wieder ihre frühere Kleidung angelegt, schickte Peter Cauchon, sey's im Ernste, sey's zum Scheine, die beiden Pariser Doktoren, Johann Beaupere und Nikolaus Midy, zu ihr in's Gefängniß, sie zu ermahnen, ihrem Vorsatze und Gelöbniß von St. Ouen getreu zu bleiben und sich vor einem Rückfalle zu hüten. Sie konnten aber den Wächter nicht finden, der den Schlüßel zu dem Gefängniß hatte und während sie darauf warteten, so waren da einige Engländer im Burghof, die drohten ihnen und sprachen, wer sie beide ins Wasser würfe, der hätte einen guten Dienst geleistet.

Die Doktoren wichen vor diesen Drohungen zurück, auf der Burgbrücke aber begegneten sie anderen Engländern, die dieselben Reden führten. In vollem Schrecken giengen sie nun davon, ohne Johanna gesehen zu haben. Dieser Lohn wurde ihnen dafür zu Theil, daß sie die 12 Artikel nach Paris gebracht und von dort mit dem Gutachten der Doktoren wiedergekehrt waren. Wenn aber so ihre Richter behandelt wurden, welche Mißhandlungen mußte dann erst die Unglückliche im Gefängniß erleiden, die der Grund all ihres Zornes war und in den einsamen Mauern des Kerkers keinen Vertheidiger fand.

Auch die Assessoren und Gerichtsschreiber wurden in die Burg beschieden, um sich von dem Wechsel ihrer Kleidung, den man in Ermanglung anderer Anklagen, nun mit aller Gewalt für ein so gar großes Verbrechen ansehen wollte, zu überzeugen. Dieses geschah noch an demselben

Sonntag der heiligen Dreyfaltigkeit, denn nicht einmal die Heiligkeit dieses Tages mochte die hastige Eile rachgieriger Ungerechtigkeit mäßigen. Aber als die vorgeladenen Herren, in Abwesenheit des Bischofs von Beauvais, in den Burghof kamen, fanden sie dort achtzig oder hundert Engländer und die waren noch eiliger. Sie kamen ihnen wüthend entgegen und schrien: sie wären alle falsche Verräther, Armagnaken und schlechte Rathgeber, die den Prozeß übel geführt hätten. Die Wüthenden drohten ihnen mit ihren Aexten und Schwerdtern, also daß sie nur mit Mühe entkamen, und sich in größter Angst, eiliger als sie gekommen waren, davon machten, ohne weiter etwas an dem Sonntage der heil. Dreyfaltigkeit in dem Prozesse vorzunehmen.

Nur Andreas Marguerie drang mit einigen Anderen bis in die Mordhöhle vor, die man ein Gefängniß nannte. Sobald er aber damit anfieng, es sey gut, wenn man sich bei ihr erkundige, warum sie die Männerkleidung wieder angelegt, schrie ein Englischer „schweigt ins Teufelsnamen!“ Ein Anderer hob die Art auf und so flohen auch diese davon. Von den Gerichtsschreibern, war Wilhelm Colles der Einzige, der bis zu Johanna selbst kam.

Am folgenden Montag begab sich Peter Cauchon selbst mit dem Inquisitor und 8 Assessoren zu ihr ins Gefängniß. Wilhelm Manchon, der Gerichtsschreiber hatte gleichfalls dazu Befehl, er weigerte sich aber, von wegen des am gestrigen Tage ausgestandenen Schreckens.

Erst als ihn der Graf von Warwick Einen der Seinen zur Sicherheit mitgab, ließ er sich bewegen, mit zu gehen.

Peter Cauchon begann das Verhör, ohne ihr einen Eid abzunehmen, als ob es eine bloße Unterredung sey. Johanna entschuldigte sich wegen des Wechsels ihres Kleides, man habe ihr versprochen, sie des weltlichen

Gefängnißes zu befreien und dem Gewahrsam der Kirche unter der Aufsicht einer Frau zu übergeben. Man habe ihr aber weder dieses gehalten, noch habe man ihr gehalten, was man ihr gleichfalls bei der Abschwörung versprochen, nämlich ihr zu erlauben, die heilige Meße zu besuchen und den Leib Jesu Christi zu empfangen. Sie wolle lieber sterben, als länger in diesen Eisen bleiben, wolle man ihr aber den Besuch der Messe erlauben und sie der Eisen befreien, so wolle sie thun, was ihr von der Kirche befohlen würde. Die Richter achteten auf diese Klagen und Bitten nicht.

Zum öftern hat Johanna sich bei Peter Cauchon und dem Grafen von Warwick über die schrecklichen Mißhandlungen ihrer Wächter beklagt und daß sie zur Vertheidigung ihrer Ehre gegen ihre gewaltsamen Angriffe, gezwungen sey, die Männerkleidung zu tragen. Sie sagte in offener Versammlung: „Ihr Herren von der Kirche, hättet Ihr mich genommen und in euere Gefängniße geführt: dieses wäre vielleicht nicht also gekommen. Allein von diesen Klagen, die von mehreren Zeugen bezeugt sind, erwähnten sie nichts in ihren trügerischen Akten. Bei dieser Gelegenheit hier heißt es blos darin, sie habe gesagt, es hätte ihr anständiger geschienen, so lange sie unter Männern wäre, Männerkleidung zu tragen. Warum es ihr aber anständiger geschienen, davon verlautet kein Wort.

Statt ihr nun Sicherheit vor ihren Peinigern zu gewähren, fieng Peter Cauchon von ihren Erscheinungen wieder zu reden an. Er habe vernommen, daß sie trotz ihres Widerrufes noch daran hange und ob sie seit letzten Donnerstag nicht mehr die Stimmen von St. Margaretha und Katharina gehört hätte.

Zum zweiten Male hieng hier von ihrer Antwort, wie auf dem Kirchhofe von St. Ouen der Tod von ihrem Worte ab, aber ihr beunruhigtes Herz machte sich jetzt

Luft und sie sprach das entscheidende Wort fest und entschloßen aus. „Ja, sagte sie, die Heiligen, sind mir erschienen — und Gott hat mir durch sie sein großes Mitleid zu erkennen gegeben, über jenen großen Schritt, worin ich zur Rettung meines Lebens die Zustimmung zur Abschwörung gab. Schon vor dem letzten Donnerstag hatten sie mir gesagt, wie ich handeln sollte und wie ich handeln würde. Als ich auf dem Gerüste war, sagten sie mir, ich sollte dem Prediger kühn antworten und ich sage: er ist ein falscher Prediger; denn er hat mich solcher Dinge bezüchtigt, die ich nie begangen habe. Seit Donnerstag haben die beiden Heiligen mir erklärt, ich hätte ein großes Unrecht begangen."

„Würde ich sagen, Gott hätte mich nicht gesandt, so würde es mir von Gott zur Verdammniß gereichen. Ja, Gott hat mich gesandt und seit Donnerstag haben sie mir gesagt, ich würde eine große Versündigung begehen und ich hätte sie begangen, indem ich sagte, nicht recht an dem gethan zu haben, was ich that."

„Alles was ich gesagt und widerrufen habe ist allein aus Furcht vor dem Feuer geschehen. Ich glaube, daß es die Stimmen der heiligen Katharina sind und daß sie von Gott kommen. Und über Alles, was man mich gefragt, habe ich die Wahrheit gesagt, so gut ich es vermochte."

Nach dieser kühnen und festen Rede hielt man ihr vor, wie sie ja öffentlich auf dem Kirchhofe vor den Richtern und allem Volke erklärt habe: daß sie sich fälschlich gerühmt habe, dieses seyen die Stimmen der heiligen Katharina und Margaretha.

„Nie war es meine Meinung, erwiederte sie darauf, die Erscheinungen dieser Heiligen zu widerrufen, als ob es nicht St. Katharina und Margaretha wären. Was ich darüber gesagt, ist aus Furcht vor dem Feuer geschehen. Und habe ich etwas davon widerrufen, so geschah es gegen die Wahrheit. Ich will lieber meine Buße auf einmal

durch den Tod verrichten, als länger die Qual des Gefängnißes aushalten. Nie habe ich etwas gegen Gott oder den Glauben begangen, was man mir auch immer mag zu widerrufen befohlen haben. Was in dem Papiere der Abschwörung enthalten war, habe ich durchaus nicht verstanden, und nie war es meine Absicht, etwas zu widerrufen, es hätte denn der Wille Gottes seyn müßen, daß ich es wiederrufen sollte. Wenn die Richter es begehren, so will ich das Frauenkleid wieder nehmen, was das Uebrige aber betrifft, so weiß ich nichts davon."

Hiermit war das letzte Verhör beendigt. Peter Cauchon sagte im Herausgehen zum Grafen von Warwick und den Engländern, die in großer Anzahl beim Eingange standen, mit lauter Stimme: „Fahr wohl! fahr wohl! seyd guten Muths, nun ist's geschehen! Die Engländer und einige der Assessoren waren voll Freude und sprachen: „sie ist gefangen." Andere angesehene Männer und darunter auch Peter Morice waren aber sehr bekümmert.

Ja, es war geschehen! das Wild zum Tode gehetzt, lag gefangen vor ihnen. Aber wie oft hatte es ihre Netze zerrissen, wie viel Geld, Mühe, List, Unrecht, Betrug und Gewaltthat hatte es sie gekostet, eines neunzehnjährigen, von aller menschlichen Hülfe und allem Rathe verlassenen Mädchens, Meister zu werden!

Für den folgenden Tag, Dienstag 29. Mai, wurde eine neue Versammlung zur Berathung des Endurtheiles angesagt.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Der schöne und christliche Tod der Jungfrau.

Die beiden Richter und Jene, die sie für gut befunden zu berufen, versammelten sich in großer Anzahl zu dieser letzten Sitzung.

Nachdem ihnen der Akt über das gestern Vorgefallene und die Aussagen der Johanna waren vorgelesen worden, schritten sie ohne weiter eine gerichtliche Form für nöthig zu finden, unverzüglich zur Berathung über das Endurtheil. Es wurde dabei keine Rücksicht darauf genommen, daß sie die Verbrechen, die man ihr zu St. Ouen vorgeworfen, für falsch erklärt, daß sie gesagt, sie habe die Abschwörung nicht verstanden und könne ihrer Wächter wegen die Frauenkleidung nicht führen und daß sie sich über nicht gehaltene Versprechen beklagt hatte.

Es waren zwei und vierzig, die ihre Stimme abgaben und die Meisten entschieden sich mit dem Abt von Fecamp dahin: die Jungfrau als rückfällig zu erklären, doch sey es gut, daß man ihr vorher das Papier mit der Abschwörung noch einmal vorlese und ihr die Lehre der Kirche auseinander setze, hierauf sollten dann die beiden Richter sie als irrgläubig erklären und dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überlaßen, mit dem Gesuche, mild mit ihr zu verfahren. Da indeßen in solchen Fällen keine Milde zu erwarten war, so sprach dieses Urtheil eigentlich den Tod aus.

Die meisten urtheilten so ohne Zweifel in der Meinung, die 12 Artikel seyen ächt und Johanna habe wirk-

lich die falsche Abschwörung geleistet, wenn sie es aber nicht gethan, so könne sie sich bei der neuen Vorlesung darüber erklären. Aber gerade diese Bestimmung, daß die Abschwörung ihr noch einmal sollte vorgelesen werden, wurde von den Richtern, während sie im Uebrigen dem Bescheide der Assessoren beitraten, unterlassen; denn zur Abfassung des Urtheils selbst wurden die Assessoren nicht beigezogen.

Peter Cauchon und Johann Le Maistre, denen als den eigentlichen Richtern die Entscheidung über dieses Urtheil zustand, dankten ihnen hierauf für die gehabte Mühe, und ohne sich weiter über ihr Urtheil selbst zu erklären, befahlen sie der Jungfrau am anderen Morgen um die achte Stunde, vor Ihnen zu erscheinen, um den richterlichen Spruch, auf dem alten Markte bei der Salvatorkirche, zu vernehmen.

Doch was mehr, als alles Andere, das böse Gewissen beweißt, das jetzt, wo das Opfer gebunden auf der Schlachtbank lag, die ungerechten Richter beunruhigte, war, daß sie, da der Morgen gekommen, wo Johanna als eine Irrgläubige und Abtrünnige von ihnen sollte aus dem Schoße der Kirche gestoßen werden, den Bruder Martin l'Advenu zu ihr schickten, mit dem Auftrage ihr den nahen Tod zu verkünden und sie zur Reue und Beichte ihrer Sünden zu bewegen, und ihm mithin Vollmacht ertheilten einer Irrgläubigen die Sacramente zu reichen.

Als der Bruder ihr den furchtbaren Tod, den sie noch an diesem Tage erleiden sollte, ansagte, da wurde im ersten Augenblick ihr großer und kühner Geist von dem Schrecken überwältigt, sie brach in Jammer und lautes Wehgeschrei aus, warf sich auf die Erde, zerriß ihre Haare, und machte ihrem geängstigten Herzen Luft mit Klagen über die argen Mißhandlungen und Leiden, die sie in dem Gefängniß von ihren Peinigern ausgestanden. „O wehe, rief sie, geht man so schrecklich und grausam mit mir um, daß heute mein frischer, gesunder Leib, der nie befleckt

ward, vernichtet und zu Asche werden wird. Oh! Oh! ich wollte siebenmal lieber enthauptet, als so verbrannt werden. Ach! wäre ich in einem kirchlichen Gefängniß gewesen, dem ich mich ja unterworfen habe, und wäre ich durch kirchliche Wächter bewacht worden, und nicht durch meine Feinde und Gegner, dieses jammervolle Unglück wäre mir nicht widerfahren. Wehe! ich berufe mich auf Gott, den großen Richter des großen Unrechtes und aller Kränkungen, die man mir angethan."

Sobald aber der erste Schmerz vorüber war, und der Bruder ihr Trost zusprach, da brach der helle Glanz ihrer reinen, gottergebenen Seele wieder ungetrübt hervor, wie die Sonne aus den Nebeln und Stürmen der Nacht. Ihr Sinn war von dem an abgewandt von den Sorgen und der Noth der Erde und einzig zu Gott gerichtet. Sie flehte nur noch die göttliche Gnade für eine reumüthige Sünderin an, die bereit stand vor Gottes heiligem Antlitz zu erscheinen. Sie beichtete dem Bruder und verlangte dann, voll heißer Sehnsucht, nach dem heiligen Sakramente, das man schon so lange ihren inständigen Bitten verweigert hatte. Der Bruder ließ ihr Begehren durch den Gerichtsboten dem Bischof wissen, dieser berieth sich darüber mit mehreren gelehrten Meistern und gab darauf den Bescheid, der Bruder solle ihr das Sakrament reichen und alles Andere, was sie nur verlangen würde. Hiemit hatten die Richter in Wahrheit die Jungfrau losgesprochen und sich selbst für schuldig erkannt, denn sie gestatteten dem Priester sie von solchen Sünden loszusprechen, derentwegen sie eben im Begriffe standen sie aus der Kirche zu stoßen. Denn war die Lossprechung des Priesters gültig, so konnten sie Johanna nach dieser Lossprechung nicht mehr als Irrgläubige aus der Kirche stoßen.

Der Bruder ließ also das heil. Sakrament zu der Gefangenen bringen, man brachte es, entweder aus Furcht vor den Engländern, oder besorgend die Sache selbst möge

ruchbar werden, ohne Sang und Klang, ohne Priestergewand und ohne Licht. Darüber wurde der Bruder sehr ungehalten und verlangte beides. Und nun erst brachte man ihr den heiligen Leib des Herren in großer Feierlichkeit mit vielen Kerzen, und die ihn begleiteten, sangen Litaneien, wie bei einer Sterbenden und sprachen: „bittet für sie.“ Aus den Händen des Bruders empfieng sie zum letztenmal die Kommunion mit großer Andacht und vergoß darüber viele Thränen.

Auch der schuldbeladene Bischof kam jetzt zu ihr in den Kerker. Er mußte nun von der Verurtheilten sein eigenes Urtheil hören. Johanna empfieng ihn mit den Worten, die ihm seine ganze Schuld vorhielten: „Bischof ich sterbe durch Euch.“ Er ermahnte sie, sich in Geduld zu fassen, erwiedernd: „Ihr sterbt, weil Ihr nicht gehalten habt, was Ihr uns versprochen und weil ihr zu Eueren früheren Missethäten wieder zurückgekehrt seyd.“ „Ach, entgegnete ihm darauf die Jungfrau, hättet ihr mich in die Gefängnisse des kirchlichen Gerichtes gesetzt, und mich den Händen rechtmäßiger und ordentlicher, kirchlicher Wächter übergeben, dieses wäre nicht geschehen: und darum berufe ich mich von Euch auf Gott.“

Nach diesem wandte sie sich zu Meister Peter Morice, der es in seinem Herzen wohl mit ihr gemeint hatte und sagte: Ach Meister Peter, wo werde ich heute seyn?“ „Habt ihr kein gutes Vertrauen auf den Herrn? erwiederte Jener und sie antwortete: „Ja und mit Gottes Hilfe werde ich in dem Paradies seyn.“

Um die neunte Morgenstunde stieg Johanna im Schloßhof auf den Wagen des Gerichtes, sie trug Frauenkleidung, neben ihr saß Bruder Martin, ihr Beichtvater. Johann Massieu, der Gerichtsdiener, saß auf der anderen Seite. Auch der gute Bruder Isambert wich ihr bis zum Tode nicht von der Seite. Mehr denn acht hundert Kriegsleute folgten zur Bewachung mit Aexten, Schwerdtern und

Lanzen bewaffnet; Niemand wagte bei einem so furchtbaren Gefolge mit ihr zu sprechen.

Aber als nun der Wagen durch die Straßen von Rouen zur Richtstätte fuhr, da folgte ihr auch Einer nach und drängte sich in so großer Angst und Verzweiflung durch den wilden Haufen der Engländer durch, daß man hätte glauben sollen, der Scheiterhaufen brenne für ihn und nicht für die Jungfrau. Es war Nikolaus l'Oyseleur, der Judas, der sein heiliges Priestergewand mit dem Blute der Unschuld befleckt hatte.

Durch die Menge stürzte er hindurch und sprang auf den Wagen, um von der zum Tode Geführten Vergebung zu erhalten für sein großes Unrecht. Und sie, die über die Wunden ihrer Feinde auf dem Schlachtfelde geweint hatte, und das gesenkte Haupt der Sterbenden in ihren Armen gehalten, damit sie sich vor ihrem Hintritte mit Gott aussöhnten, würde gewiß auch ihm ihre Hand gerne gereicht haben, aber die Engländer wurden über die offene Reue ihres Vertrauten in ihrem wilden Herzen aufs höchste ergrimmt. Er wäre in ihrer Wuth vielleicht erschlagen worden, hätte nicht der Graf von Warwick ihm, seiner Rettung wegen, den Befehl gegeben, sich augenblicklich zu entfernen und die Stadt zu verlassen, wenn ihm sein Leben lieb sey.

Ist in der ganzen Geschichte der Jungfrau von Orleans aber ein Zeuge, der von ihrer siegreichen Unschuld ein herrliches und unwiderlegliches Zeugniß gegeben, so ist es dieser Nikolaus l'Oyseleur. Er, der Vertraute Peter Cauchons und Warwicks, der sich verkleidet zu ihr geschlichen und mit gleißnerischer Rede die Geheimnisse ihrer Brust hervorgelockt. Er, der ihr zu ihrem Verderben gerathen, den man ihr als Beichtvater gegeben und der bei einer Berathung die Qualen der Folter, als eine ihr heilsame Medizin erklärt, Er flehte jetzt, von ihrer Unschuld besiegt, zu ihren Füßen um Verzeihung und mußte vor der

Wuth der Engländer, deren ruchloses Werkzeug er gewesen, von der Stätte des Verbrechens fliehen.

Unterdessen fuhr der Wagen mit der Jungfrau weiter dem Gerichtplatze auf dem alten Markte bei der Salvatorskirche zu. Und wer da hörte, wie sie so andächtig ihre Seele Gott und den Heiligen anempfahl und so reumüthig ihre Sünden beklagte, der konnte sich des Weinens nicht enthalten.

Nikolaus von Houppeville wurde unter Andern so sehr von Mitleiden ergriffen, daß er, wie er selbst bezeugt hat, diesen Anblick nicht länger ertragen konnte und ihm die Kraft fehlte, dem Zuge weiter zu folgen. Auch der Bruder Martin und der Gerichtsbote weinten neben ihr auf dem Wagen. Eben so bezeugt ein anderer Bürger von Rouen, er sey daheim geblieben, weil er es nicht hätte über sein Herz bringen können, so inniges Mitleid habe er mit Johanna gehabt.

Der Richtplatz war mit Menschen über und über bedeckt. Drei Gerüste waren darauf errichtet, eines für die Richter, das andere für die Prälaten und angesehenen Männer, das dritte stand bei dem Scheiterhaufen und war für Johanna die Jungfrau. Viele angesehene Engländer und Franzosen waren zugegen und darunter auch Peter Cauchon und Johann le Maistre mit eilf Assessoren des Gerichtes. Das Volk aber sah unwillig dem traurigen Schauspiele zu, denn es gieng nur eine Stimme unter ihm, daß man hier eine große Ungerechtigkeit verübe.

Da begann Nikolaus Midy mit einer Predigt über die Worte der heiligen Schrift: „wenn ein Glied leidet, so leiden die andern des Gleichen. Er sagte Einmal habe die Kirche der Johanna ihre Sünden verziehen, jetzt müße sie dieselbe ausstoßen und könne sie nicht ferner schützen. Johanna hörte die Rede mit großer Geduld und Ergebung an. Er schloß mit folgenden Worten: „Johanna, gehet in Frieden, die Kirche kann

Euch nicht ferner schirmen, sie übergiebt Euch dem weltlichen Arme.“

Nachdem dieses geschehen, hätte der Bischof, gemäß dem Bescheide, den seine Räthe in der großen Versammlung über Johanna gegeben, ihr nun das Papier mit der Abschwörung vorlesen sollen. Ohne Zweifel aber, jener Verfälschung wegen, fand er für gut, dieses zu unterlassen und ermahnte statt dessen die Jungfrau, des Heiles ihrer Seele eingedenk zu seyn, eine wahre Reue zu erwecken und besonders dem Rathe der beiden Prediger-Mönche zu folgen.

Johanna hatte ohne diesen Rath abzuwarten, sobald der Prediger geendet, sich sogleich auf ihre Kniee geworfen und rief unter heißem Gebete Gottes und aller Heiligen Gnade und Beistand an. Vor allem flehte sie um die Hülfe ihrer lieben Heiligen, die sie bis dahin auf allen ihren Wegen treu begleitet hatten. Eingedenk des sterbenden Heilandes bat auch sie alle Menschen, weßen Standes und welcher Parthei sie seyn mochten, ihre Freunde die Franzosen und ihre Feinde die Engländer, demüthig um Vergebung alles dessen, was sie ihnen je zu Leid gethan hätte; so wie auch sie ihnen alles Unrecht verzeihen wolle, was sie von ihnen erlitten. Dann bat sie um ihr Gebeth, und daß alle gegenwärtigen Priester ihr die Liebe anthun möchten, eine Messe für sie zu lesen.

Auch in diesem Augenblicke noch, wo sie zum Lohne ihrer treuen Dienste auf dem Scheiterhaufen kniete, ihres Königs eingedenk und um seine Ehre besorgt, bezeugte sie laut vor allem Volke: „möge, was sie gethan habe, recht oder unrecht seyn, so sey er nicht Schuld daran.“ Ihm war die Frucht und der Glanz ihrer Siege geweiht gewesen, den Schimpf und die Qualen begehrte sie allein für sich.

So sprach die Jungfrau im Angesichte des Todes, und bat von Jenen Verzeihung, die ihr so furchtbares

Unrecht gethan, die ihr Herz gequält und ihren Leib gemartert. Die großen und schönen Worte fuhren wie ein scharfes Schwerdt durch alle Herzen und ihre Freunde und Feinde und selbst die Richter fiengen laut an zu weinen. Und das war der größte und schönste Sieg, den Johanna die Jungfrau errungen hat, daß sie frey von Groll und Haß in dem hellen Glanze einer heiligen Seele auf dem Scheiterhaufen, wie St. Michael über dem Drachen der Hölle stand, und ihr Aug zu, Gott gerichtet zu den Menschen Worte der Vergebung und Liebe sprach. Es war ein Sieg, herrlicher als jener, wo sie, von den kühnsten Rittern gefolgt, unter dem Klange der Trompeten und dem Jubelrufe des Volkes, ihr siegreiches Banner auf dem festesten Bollwerke des befreiten Orleans aufpflanzte und als die Siegerin des Tages und die Retterin Frankreichs begrüßt ward. Damals floß das Blut ihrer besiegten Feinde, jetzt floßen die Thränen der siegreichen über ihr besiegtes, verurtheiltes Opfer.

Eine halbe Stunde betete sie so, dann sprach **Peter Cauchon** das Urtheil über sie aus, als eine, die mit falschem, heuchlerischem Herzen ihre Irrthümer, Verbrechen, Götzendienereien und ihren Bund mit dem bösen Geiste bereut und abgeschworen habe und dann meineidig, ärger denn zuvor, wieder darein zurückverfallen sey. Darum, sprach er, erklären Wir, die rechtmäßigen Richter, nach reiflicher Berathung mit mehreren erfahrenen Männern, durch gegenwärtiges Endurtheil, Euch für rückfällig und irrgläubig; Wir erklären, daß Ihr ein angestecktes Glied seyd und als solches erklären Wir Euch als ausgestoßen und abgelöst von der Kirche, damit Ihr die Anderen nicht verderbet, und Wir übergeben Euch der weltlichen Gewalt, mit dem Gesuche, daß sie rücksichtlich Eurer das Urtheil milderen und Euch mit dem Tode und der Verstümmlung der Glieder verschonen wolle, und wenn Ihr die Gesinnungen einer wahren Reue zeiget, so wird Euch das Sakrament der Buße zu Theil werden.

Nach dem alten Grundsatze der Kirche, daß die geistliche Gewalt kein Blut vergießen dürfe, mußte jetzt Johanna zur Bestrafung der weltlichen Obrigkeit übergeben werden. Nun hätte man denken sollen die weltliche Obrigkeit würde also ihrerseits die Sache untersucht haben, in wie weit ihre Gesetze durch die Angeklagte verletzt worden seyen, um zu sehen ob sie der angesprochenen Milde würdig sey. Von dem Allem geschah aber Nichts, und dies war leider ein nur zu gewöhnlicher Mißbrauch, der sich bei Glaubensprozeßen eingeschlichen. Es wurde nicht einmal ein Urtheil gesprochen, die Jungfrau wurde ohne weiteres dem Scharfrichter, der schon in Bereitschaft stand, übergeben.

Johanna verlangte nach einem Kreuze zur Stärkung in dem letzten Kampfe. Ein barmherziger Engländer machte schnell eines aus einem Stocke und reichte es ihr hin. Sie empfieng es ehrerbietig und befestigte es vorn vor ihre Brust zwischen die Kleider. Sie küßte es, immer fortfahrend unter Thränen den Beistand des Heilands anzurufen, der auch am Kreuze unschuldig gelitten. Dann bat sie den Bruder Isambert und den Gerichtsboten, ihr doch das Kreuz aus der nahen Kirche zu bringen und es ihr aufrecht stäts vor Augen zu halten, damit sie bis in ihren Tod den gekreuzigten Erlöser vor Augen hätte. Als der Geistliche aus der Kirche ihr das Kreuz brachte, umschlang sie es lange und heiß mit ihren Armen und empfahl sich dabei dem Schutze Gottes und dem heiligen Erzengel Michael und ihrer Führerin, der heiligen Katharina.

Den wüthenden Kriegsknechten dauerte dies traurige Schauspiel zu lange, sie verlangten, man solle sie ihren Händen überlassen, und riefen drohend dem Gerichtsboten, der sie auf dem Gerüste tröstete, zu: „Was Meister! wollt ihr, daß wir hier Mittag machen sollen.“ Auf diese ungestümmen Drohungen wurde sie, ohne daß der

rechtmäßige weltliche Richter einen richterlichen Spruch gethan, dem Scharfrichter mit den Worten übergeben: „thue deine Schuldigkeit.“

Zwei Knechte des Scharfrichters traten zu ihr hin, um sie von dem Gerüste herabzuführen, zum letztenmale umarmte sie das Kreuz, grüßte noch einmal scheidend die Umstehenden und stieg dann von dem Bruder Martin begleitet das Gerüst hinab. Mit großer Wuth fielen einige Engländer über sie her und schleppten sie zu dem Scheiterhaufen hin. Sie sprach unter dessen unter stätem klagenden Gebete den Namen Jesus aus und rief weheklagend: „Rouen! Rouen! bist du meine letzte Wohnung.“ Ihre Klagen aber klangen den Beisitzern des Gerichtes erschütternd in die Ohren, als hörten sie ihren eigenen Urtheilsspruch und sie eilten voll Schauer von der Stätte des Verbrechens hinweg. Was wahrlich viel sagen will in jener Zeit eines langen und wilden Krieges, worin das Herz der Menschen an die entsetzlichsten Verbrechen und Frevel sich gewöhnt und abgehärtet hatte.

Man band ihr die herkömmliche Binde um den Kopf, worauf ihre vorgeblichen Verbrechen geschrieben standen, desgleichen waren auf einer Tafel alle die Irrthümer und Greuel zu lesen, deren ihre ungerechten Richter sie für schuldig befunden.

Nun stieg Johanna das Gerüst hinauf und wurde oben über dem Scheiterhaufen an einen Pfahl gebunden. Ihr zur Seite stand der Prediger-Mönch, Bruder Martin l'Advenü, als ein wahrer Priester jenes Gottes, der die Betrübten und die Leidenden zu sich gerufen. Schon schlugen die Flammen auf und noch immer stand der Bruder, um sich selbst unbesorgt, einzig der Seele eingedenk, zu deren Hüter er von Gott bestellt war. Doch Johanna war in diesem letzten Augenblicke noch so stark, daß sie über ihn wachte und von dem Feuer bedroht, ihn bat, sich vor den auflodernden Flammen zu retten. So konnte der

Tod, der schon an ihrem Kleide nagte, ihren ruhigen, festen Muth nicht brechen und sie dachte in einem Augenblicke noch an Andere, wo die Meisten zu ohnmächtig sind, um an sich selbst zu denken. Sie bat den Priester von dem Gerüste herabzusteigen, ihr das Kreuz vorzuhalten und fortzufahren, sie mit lauter Stimme in dem letzten Kampfe zu ermahnen und zu stärken.

In diesem Augenblicke trat noch einmal Peter Cauchon zu ihr heran; Johanna, die allen ihren Feinden vergeben hatte, sprach zum letztenmal, schon von den Flammen umringt, das Gewissen dieses gottvergessenen Richters aus seinem Todesschlafe aufweckend und ihn an seine Schuld mahnend: „Wehe! ich sterbe durch Euch; denn hättet Ihr mich den Gefängnissen der Kirche übergeben, statt mich meinen Todfeinden zu überlassen, ich würde nicht hier seyn. Wehe! Rouen ich fürchte sehr, du mußt für meinen Tod leiden."

Noch bis zur letzten Stunde gab sie Zeugniß von der Gnade Gottes, die durch ihre Hand Frankreich zu Theil geworden sey, daß Er, der barmherzige Gott, es gewesen, von dem sie ihre Sendung empfangen und daß sie Alles, was sie gethan, auf den Befehl Gottes gethan habe.

Alle die, welche die Jungfrau in den Flammen ihre Unschuld bezeugen hörten und sahen, wie sie in der Blüthe ihrer Jugend so heldenmüthig ihre bitteren Qualen und den grausamen Tod empfieng, Franzosen und Engländer, Richter und Nichtrichter, wurden von großem Mitleiden ergriffen und mußten über ihr trauriges Schicksal weinen. Er glaube nicht, bezeugte später Johann Fabry, Einer der Assessoren, daß ein Mensch in der Welt lebe, dessen Herz also hart sey, daß er nicht zu Thränen wäre gerührt worden, wenn er zugegen gewesen. Er selbst konnte es nicht mitansehen und gieng hinweg. Vor Anderen war der Kummer des Bischofs von Boulogne so groß und

laut, daß er die Augen aller Umstehenden auf sich zog. Viele murrten unwillig über eine so große Ungerechtigkeit und waren übel zufrieden, daß Rouen Zeuge einer solchen Hinrichtung seyn müsse.

Und doch waren da einige Engländer in ihrem Herzen so hart und grimmerfüllt, daß sie in teuflischem Hohne darüber lachten. Andere Engländer dagegen priesen Gott und dankten ihm der Gnade, weil er ihnen verliehen, einem so schönen und christlichen Tode beizuwohnen. Sie, die Feinde der Johanna, mußten nun das Lob der Jungfrau sprechen, in der Stunde ihres Todes, den ihre Wuth über sie verhängt hatte.

Der Scheiterhaufen war so hoch, daß die Flamme nur mühsam und langsam von unten herauf allmählig die Unglückliche erreichte, selbst der Henker, der gerne ihre Schmerzen abgekürzt hätte, wurde darüber zum größten Mitleide bewegt.

Als endlich Rauch und Feuer sie umhüllte, verlangte sie noch Weihwaßer, sie rief dann zum letzten Mal den Erzengel Michael und die übrigen Heiligen um Beistand an, dankte noch einmal Gott für alles Gute, was er ihr verliehen und als nun die Flammen ihrer Meister geworden und sie sterbend das Haupt senkte, da war das letzte Wort, welches sie mit heller, vernehmlicher Stimme, daß es die Umstehenden verstanden, aus dem Scheiterhaufen zum Himmel rief: Jesus! Jesus! Jesus!

Dieser Name der ewigen Liebe, mit dem sie sterbend der Welt Abschied sagte und den Himmel begrüßte, drang selbst in die härtesten Herzen. Es stand bei dem Scheiterhaufen ein Engländer, er hatte in wildem Haße geschworen, mit eigener Hand Holz zu den Flammen zu tragen, die die verfluchte Feindin seines Landes verbrennen sollten. Schon war er im Begriffe, seinen Schwur zu erfüllen, da hörte er ihren letzten Ruf. Seine Sinne schwanden ihm, es war ihm, als sähe er eine weiße Taube aus den

Flammen gen Himmel fliegen, und von plötzlichem Schreck ergriffen, sank er ohnmächtig nieder. Die Umstehenden mußten ihn wegtragen und er erholte sich erst wieder nach einem Trunk. Aber sein Herz ließ ihm keine Ruhe, bis er noch an demselben Tage dem Bruder gebeichtet und ihm seine Reue darüber geklagt, was er der Jungfrau habe anthun wollen.

Noch ein anderes wunderbares Ereigniß geschah. Wie viel Oel, Schwefel und Kohlen der Scharfrichter auch über das Herz und die Eingeweide der Jungfrau schütten mochte, das Feuer vermochte nichts, das Herz wollte nicht verbrennen. Der Scharfrichter selbst hat dieses eidlich ausgesagt und war darüber aufs höchste bestürzt, wie über ein Wunder.

Der Cardinal von England gab deshalb Befehl, das Herz und die Asche und alles, was von ihr übrig war, in die Seine zu werfen, damit kein Andenken von ihr, zur Verehrung, übrig sey.

Das war der Tod der Jungfrau von Orleans. So starb die, welche sich für Frankreich geopfert und der ihr Volk zu verdanken hat, daß es nicht aus der Reihe unabhängiger Nationen gestriechen ward. Und hatten unwürdige Diener der Kirche, Gott und die Kirche verrathend, wie der falsche Apostel den Herrn, sie dem Tode überliefert, so hieng sie doch mit fester Treue an der Kirche selbst und gab ihr nicht Schuld, was ihre unwürdigen Diener verbrochen. Wie sie auch nicht von ihrem Vaterlande ließ, obschon französische Richter über sie den Stab gebrochen und ihrem König, trotz seiner Undankbarkeit, die unverbrüchliche Treue bis zum Tode bewahrte. Und so mag sie wohl als das Vorbild eines schönen und wahrhaft christlichen Opfertodes gelten.

Es sind am dreißigsten Mai des Jahres 1831 gerade vierhundert Jahre gewesen, daß sie also zu Rouen auf dem alten Markte, zum Schrecken ihrer schuldbewußten

Richter und zur Erbauung des Volkes den Flammentod zum Zeugniß ihrer göttlichen Sendung litt. Dies geschah mithin gerade drei Monate, nachdem sie ihren Richtern, wie diese es selbst aufgeschrieben und den kommenden Jahrhunderten aufbewahrt, gesagt hatte: „Fragt mich nach drei Monaten über meine Befreiung, meine Heiligen haben mir ein Versprechen gegeben, allein fragt mich in drei Monaten danach, sie haben mir gesagt, ich sollte getrosten Muthes seyn, ich würde Hilfe erhalten und durch einen großen Sieg befreit werden, ich sollte mich um mein Martyrthum nicht kümmern, ich würde zuletzt in das Paradies Gottes kommen."

Und daß sie hierin wahr gesprochen, das mußten ihre eigenen Richter in der Stunde ihres Todes bezeugen. Viele sprachen: sie sey als eine Märtyrerin für ihren König eines heiligen und katholischen Todes gestorben. Ein Sekretair des Königs von England Johann Tressart klagte, als er traurig von der Hinrichtung heimkehrte: „Wir sind Alle verloren, denn eine Heilige wurde verbrannt, deren Seele in der Hand Gottes ist; selbst der Henker kam noch am selben Tage, von großer Herzensangst getrieben, wie ein Verzweifelnder zu dem Bruder Martin. Er fürchtete Gott möge ihm nie vergeben, was er an einer so heiligen Jungfrau vollbracht habe. Er sagte, noch nie sey ihm eine Hinrichtung so schwer geworden, wie diese. Auch hatte er nicht ehe Ruhe, bis er dem Bruder seine Beichte abgelegt hatte. Ebenso wurde auch der Gerichtsschreiber Wilhelm Manchon, wie er selbst bezeugt, so sehr von der Hinrichtung erschüttert, daß er sich einen ganzen Monat lang nicht von dem Schrecken erholen konnte: „nie, so lautet sein Zeugniß, sah ich einen Christen größere Reue in der Stunde des Todes bezeugen, nie weinte ich so sehr um irgend etwas, das mir selbst zugestoßen wäre, und noch einen Monat danach konnte ich mich nicht beruhigen und

darum kaufte ich für einen Theil des Geldes, das ich von dem Prozesse erhalten, ein kleines Meßbuch, um für sie zu beten." Möge es Gott gefallen, sagte mit heißen Thränen Johann d'Espee, Kanonikus von Rouen, daß meine Seele an dem selben Orte sey, wo ich glaube, daß sie ist."

Achtunddreißigstes Kapitel.

Von dem Strafgericht, das über die Richter ergieng und wie die Weissagungen der Jungfrau erfüllt wurden.

Daß dieser Prozeß in Ungerechtigkeit und Haß geführt worden, und Johanna unschuldig den schmerzlichen, schmachvollen Tod auf dem Scheiterhaufen erlitten habe, das war die allgemeine Stimme und Viele unter denen, die Peter Cauchon bei dem Prozesse zu Rathe gezogen, waren im höchsten Unwillen über die empörende Weise, wie sie ohne Spruch und Urtheil war hingerichtet worden. Das Volk wieß mit Fingern auf Jene, die sich vorzüglich dieses Mordes schuldig gemacht. Man bot darum Alles auf, um sich in den Augen der Nachwelt als schuldlos darzustellen, und diese Angst gieng so weit, daß selbst nicht einmal der Tod der Unglücklichen den vielen Verfälschungen ein Ende machte. Sie ließen nämlich den Akten des Prozeßes noch nachträglich ein Zeugenverhör beifügen, welches sie vorgeblich acht Tage nach ihrer Hinrichtung, über einige sie betreffende Umstände angestellt hätten. Die Zeugen sagen darin: Johanna habe vor ihrem Tode erkannt, sie sey von den Stimmen betrogen worden und glaube nun sie seyen vom Bösen, dieweil sie fälschlich bei ihr vorgegeben, sie würde befreit werden. Ferner wird in diesem vorgeblichen Verhöre, im Widerspruche mit den Aussagen aller übrigen später darüber vernommenen Zeu-

gen gesagt, sie habe auf dem Todesgerüste die Engländer und Burgunder um Verzeihung gebeten, weil sie sie mehrmals mißhandelt, in die Flucht geschlagen, und ihrer Mehrere getödtet hätte. Nur allzu deutlich ist diesem Machwerke des bösen Gewissens die Verfälschung anzusehen und es ist auch das einzige Aktenstück, dem die gerichtliche Unterschrift der Notare fehlt. Wie denn auch der Notar Manchon bezeugt hat, der Bischof habe ihn einst zwingen wollen ein Verhör zu unterzeichnen, dem er nicht beigewohnt hätte, was wahrscheinlich kein anderes, als eben dieses ist.

Doch auch Dieses genügte dem geängstigten Gewissen der Richter nicht; schon am dreizehnten Tage nach dem Tode ließ Peter Cauchon von der englischen Regierung sich Sicherheitsbriefe ausstellen, worin diese Allen kund und zu wissen thut, wie es des Königs von England Wille sey zu verhindern, daß Alle bei diesem Prozesse Betheiligten, weder vor dem Pabste, noch vor dem allgemeinen Conzilium, noch irgend sonst könnten belangt werden. Der König sey bereit in Allem sie zu unterstützen und zu vertheidigen, auf seine eigenen Kosten, und in jeder gesetzlichen Weise. Dieses gebietet er seinen Gesandten in Rom und Basel beim Conzilium und fordert alle verbündete und befreundete Könige und Fürsten und Herren auf, ihm darin behülflich zu seyn.

Weiter erließen am achten Juni die Engländer ein anderes offenes Schreiben an den Kaiser, die Könige, Herzogen und Fürsten der Christenheit, worin sei ihnen kurze Kunde von den Verbrechen der Johanna und ihrem Prozeße gaben, und sie ermahnen diesem Beispiele zu folgen und mit strengen Strafen den Gefahren und Irrthümern falscher Propheten zuvorzukommen.

Am 28ten desselben Monates erließen sie ferner ein drittes Schreiben an die Prälaten, Kirchen, Grafen, Edelen und Stände von Frankreich. Es wird darin in dem

gleichen lügenhaften Geiste, worin der Prozeß war geführt worden, ausführlich Rechenschaft davon gegeben. Alle jene Gräuel, welche die Pariser Universität in den falschen zwölf Artikeln aufgespürt hatte, als da sind: Aberglauben, Wahrsagerei, Götzendienst, Anrufung böser Geister, Gotteslästerung, Verachtung der Heiligen, Trennung von der Kirche und vielfältiger Irrglaube, werden darin lang und breit aufgezählt und der Prozeß, als nach aller Form Rechtens geführt, dargestellt. So wurde zum Beispiel von der Hülfe, die sie ihrem Herrn und König im Auftrage Gottes geleistet, also gesprochen: „an der Spitze von berittenen Kriegsleuten und mit vielem Geschütz, rückte sie bewaffnet ins Feld, um unmenschliche Grausamkeiten zu verüben, durch Vergießung von Menschenblut, Anstiftung von Aufruhr und Empörung unter dem Volke, das sie zu meineidigem und bösem Aufstande und zu Irrlehren verleitete, indem sie den wahren Frieden störte und den Krieg erneuerte und sich von Mehreren anbeten und verehren ließ, wie eine heiliggesprochene Frau und auf andere verdammliche Weise beinahe der ganzen Christenheit Aergerniß gab." Die Niederlage, die ihr Arm dem Stolze der fremden Eroberer beigebracht, wurde darin in folgender Weise dargestellt: „Wir übergaben sie dem Bischofe aus Ehrfurcht vor unserer heiligen Kirche, und zur Erhöhung unseres Glaubens wollten wir nicht, daß von dem weltlichen Gerichte irgend eine Strafe oder Rache genommen würde, obschon es uns rechtmäßig zugestanden hätte, wegen dem großen Schaden und den Einbußen, den grausamen Mordthaten und den verdammlichen Grausamkeiten und anderen unzähligen Uebeln, die sie gegen unsere Herrschaft und unser getreues, gehorsames Volk verübt hat." Ferner geschah darin Erwähnung von den g u t e n, s a n f t e n und l i e b r e i c h e n Ermahnungen, womit ihre wohlmeinenden Richter, der vom Geiste des Stolzes Besessenen und Verhärteten, zugesprochen hätten,

wobei sie sich aber geweigert habe, das Gericht des Pabstes, des heiligen Conziliums und der streitenden Kirche anzuerkennen. Sie schließen endlich mit der Aufforderung, diese Dinge in Predigten und öffentlichen Reden allgemein bekannt zu machen, um dem lange betrogenen Volke die Augen über diese falsche Prophetin zu öffnen und es vor dem Gifte falscher Lehren zu bewahren. Zum Ueberfluß wurde auch am achten August ein Klosterbruder bis Ostern zum Gefängniß verdammt, weil er übel von den Richtern gesprochen hatte.

Aber alle diese Briefe, diese Drohungen, Gewaltthaten und Versprechen menschlicher Klugheit, sie mochten den Schuldigen keine Sicherheit geben wider die strafende Hand der göttlichen Gerechtigkeit. Es sollten erfüllt werden jene Worte, die die Jungfrau ihren eigenen Richtern vorausgesagt und die sie selbst niedergeschrieben hatten: „Ihr werdet mir nicht anthun, was Ihr sagt, ohne daß es Euerem Leibe und Euerer Seele zu Schaden gereiche;“ und was sie ferner zu Peter Cauchon insbesondere warnend gesprochen hatte: „Ich weiß nicht, ob Ihr mein Richter seyd oder nicht; aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht falsch richtet und Euch in große Gefahr bringet, und ich warne Euch, auf daß, wenn unser Herr Euch strafet, ich meine Schuldigkeit gethan und es Euch gesagt habe.“ Im Jahre vierzehnhundert zwei und vierzig fiel Peter Cauchon plötzlich unter den Händen seines Barbiers todt zur Erde; der Inquisitor verschwand und konnte nirgends aufgefunden werden; der hartherzige, boshafte Estivet, der bei der Jungfrau das Amt eines Anklägers so grausam ausgeübt hatte, starb gleichfalls eines elenden Todes. Man fand ihn eines Tages todt auf einem Misthaufen vor Rouen; auch Oyseleur starb eines plötzlichen Todes in einer Kirche zu Basel und Nikolaus

Midy, der die Predigt vor ihrer Hinrichtung gehalten, wurde einige Tage nach der Hinrichtung von dem Aussatze, der schrecklichsten Krankheit, die man damals kannte und vor der die Menschen flohen, ergriffen und endete so elend sein Leben. Das war der traurige Ausgang jener, die ihre Hand an die Jungfrau gelegt, und den man wenigstens in ihrer Zeit als ein schon hienieden verhängtes Strafgericht Gottes anerkannte. Was übrigens bei Jenem steht, der der alleinige untrügliche Richter ist, und der sich auch allein das letzte Richteramt vorbehalten.

Aber auch den Engländern hatte die Jungfrau, als sie gebunden in ihrem Kerker lag, ihr Schicksal vorausgesagt und ihnen unerschrockenen Muthes verkündet, wie sie Alles in Frankreich verlieren würden. Und diese Verheißung wurde so wahr, daß schon vier Jahre nach ihrem Tode der Herzog von Bedford in demselben Schloße von Rouen, wo die Jungfrau so Vieles gelitten, voll Kummer über den Verfall der Macht seines Volkes in Frankreich starb.

Mehr noch: ehe sechs Jahre verfließen, hatte sie gesagt, werden die Engländer ein größeres Pfand ihrer Macht, als das vor Orleans verlieren, und in Wahrheit, im Jahre 1436, nach einer Reihe großer und harter Unfälle, nachdem Englands Bundesgenosse, der Herzog von Burgund, sich von ihnen losgesagt, nachdem innere Unruhen daheim ihre Macht geschwächt und die siegreichen Ritter Karls VII in vielen Kämpfen sie geschlagen und eine Stadt um die andere ihnen abgenommen, verloren sie auch noch Paris, den größten Sitz ihrer Macht; und als nun Karl 1437 mit seinen Edlen in dieselbe Stadt einritt, wo er einst unter Trompetenschall als erblos war erklärt worden und ein Fremder sich seine Krone aufgesetzt: da war das Wort wahr geworden, was die Jungfrau bei ihrem Erscheinen durch ihren Herolden in dem Brief den Engländern vor Orleans hatte

verkünden laßen: und er wird einziehen, der König, in Paris mit guter Begleitung. 1440 kehrte, wie sie trotz dem letzten Willen Heinrichs V es vorausgesagt, der Herzog von Orleans aus seiner Gefangenschaft nach Frankreich zurück und der Herzog von Burgund war es, der das Lösgeld dazu hergab. 1449 fiel auch Rouen, das Haupt der alten normannisch-englischen Stammlande in Frankreich und mit ihm bald darauf die ganze Normandie. Durch zwei andere Siege, in den beiden folgenden Jahren, gewann Karl auch die Guienne und in dieser letzten großen Niederlage der englischen Waffen in Frankreich fiel Talbot, der alte greise Held aus den Zeiten der Jungfrau, nach zwei Tagen eines heißen Kampfes.

Calais, der feste Hafen, war das erste Bollwerk gewesen, von wo aus England seine erobernden Raubzüge ins Innere Frankreichs begonnen, es war auch die letzte Stätte, auf der der Fuß des sterbenden Löwen, nachdem alle übrige Macht und Herrlichkeit schon gefallen, noch stand, und als auch hier im Jahre 1458 das Banner mit den Lilien webte, da war in Erfüllung gegangen, was die Jungfrau ihnen in dem Gefängniß von Rouen vorhergesagt hatte: Alles werden die Engländer in Frankreich verlieren.

Neununddreißigstes Kapitel.

Von der Gerechtigkeit die der Jungfrau zu Theil ward.

Waren die Richter von dem Allmächtigen vor den Stuhl seiner Gerechtigkeit berufen worden, war an England das große Werk erfüllt, das Johanna begonnen und dessen glücklichen Ausgang sie vorausgesagt, so war jetzt nur noch Eines übrig, daß auch ihr Gerechtigkeit zu Theil würde und ihr Andenken, aller Schuld frey gesprochen, rein vor der Nachwelt dastünde.

König Karl, für den sie treu im Leben und treu im Tode so Vieles gethan und der undankbar in ihren Nöthen sie ganz vergessen zu haben schien, Er war es jetzt, der ihr diese letzte Ehre erwieß und sich dabei durch kein Hinderniß abschrecken ließ; denn es war kein Kleines das fest geschlungene Gewebe der Bosheit aufzulösen und den entehrenden Spruch umzustoßen. Waren ja doch mehrere hundert der gelehrtesten und achtbarsten Männern in die Sache verwickelt; hatte ja doch das Kapitel von Rouen und die weitberühmte Universität von Paris ihre Stimme darin abgegeben. Wie war da, ehe man die Fallstricke kannte, wodurch sie selbst waren hintergangen worden, anzunehmen, so viele rechtliche Männer hätten ihre Hand mit dem Blute der Unschuld befleckt. War aber die Jungfrau unschuldig, mußte dann nicht die Schuld und die Schande auf Jene fallen, wovon noch so Viele lebten? Wurde nicht die alte Wunde, der unselige Bürgerkrieg wieder aufgerißen, den man so gern ganz aus dem Andenken verwischt hätte? Mußten sich nicht die kaum versöhnten Gemüther dadurch auf's Neue verfeinden und stand

nicht zu befürchten, daß eben deshalb die ganze Sache vergeblich seyn würde, indem ein neues Urtheil eben so wenig Glauben finden könnte, wie das alte, und die Nachwelt sprechen würde, als England siegreich geherrscht, da habe es die Jungfrau verbrannt, um Frankreich zu beschimpfen, als darauf Frankreich sein Haupt wieder erhoben, habe es sie England zum Truze freigesprochen, wo aber bei so partheischen Richtern die Wahrheit sey, das wisse Niemand.

Dieses waren die gewichtigen Gründe, die wohl Manchen bewogen hätten, Gras auf dem Grabe der Jungfrau wachsen zu lassen, doch König Karl war diesmal besser, als bei dem Prozesse, seiner Ehre eingedenk; auf seinen Betrieb wurde die Untersuchung zuerst begonnen, und die Richter haben sie mit so großer Gewissenhaftigkeit, strenger Unpartheilichkeit und schonender Milde geführt, daß die grimmigsten Feinde der Jungfrau gegen ihr gerechtes Urtheil Nichts einwenden konnten. Eben weil sie den alten Bürgerzwist nicht wieder aufwecken und vergessene Schulden vergelten wollten, darum war ihr einziges Ziel, der Unschuld ihr Recht zu verschaffen und die Strafe der Schuldigen Gott zu überlassen. Die Richter selbst haben die Akten aufbewahrt, damit die Nachwelt mit eigenen Augen in einer so wichtigen Sache sehen könne und sich überzeuge, daß sie dabei nur Gott und die Gerechtigkeit und sonst keinen irdischen Zweck vor Augen gehabt. Wir können hier natürlich von diesem weitläufigen, mit der größten Bedachtsamkeit geführten, Prozesse nur das Allgemeinste hervorheben.

In dem Jahre 1449, sobald Rouen wieder in die Gewalt seines Königs gekommen, ertheilte Karl VII Einem seiner Räthe, genannt Meister Wilhelm Bouillé, den Befehl in Rouen ein Zeugenverhör über den Prozeß der Jungfrau anzustellen. Alles was Meister Bouillé darüber erfuhr, sammt den Akten des Prozeßes ließ der

König gelehrten, rechtskundigen Männern mittheilen, damit sie ihr Gutachten darüber abgäben. Diese gaben nun im Allgemeinen den Bescheid, was die Erscheinungen und die Offenbarungen der Jungfrau beträfe, darüber könne Gott nur allein die ganze Gewißheit wissen, nach menschlicher Weise zu urtheilen seyen sie, wenn man alle Umstände wohl bedächte, sehr wahrscheinlich und glaubwürdig, indem sie nichts Widersinniges oder Unmögliches enthielten; was aber den Prozeß selbst beträfe, so sey dieser durch und durch, sowohl der Form als der Sache nach nichtig und ungerecht und das nicht aus einem Grunde, sondern aus sehr vielen.

Nach diesen vorläufigen Erkundigungen, schritt nun die geistliche Behörde, durch viele Klagen der Bürger von Rouen dazu aufgefordert, ihrerseits in die Sache ein, denn ihr und nicht dem weltlichen Gerichte stand darin die Entscheidung von Rechtswegen zu. Der Kardinal Estouteville, Legat des Pabstes und Erzbischof von Rouen, ordnete ein neues Zeugenverhör an und weil es nun noch eines Befehls des Pabstes bedurfte, um die Untersuchung wirklich beginnen zu können, so traten die, welche das Schicksal der Jungfrau zunächst angieng, ihre Verwandten nämlich, klagend auf, und begehrten von dem heiligen Stuhle zu Rom, als der Quelle aller Gerechtigkeit, Recht für das schwere Unrecht, das einer Tochter ihres Hauses geschehen und für die Schmach, die dadurch auf ihr ganzes Geschlecht gekommen.

Sofort erließ Kalixtus, dieses Namens der Dritte, im Jahre 1455 ein Breve, worin Er den berühmten Erzbischof von Rheims, genannt Johann Juvenal des Ursins und die Bischöfe von Paris und Coutances, Namens Wilhelm Chartier und Richard Olivier de Longueil, und den Inquisitor Johann Brehal beauftragte, den Prozeß der Jungfrau Johanna von Ark zu untersuchen, beide Partheien darüber zu vernehmen und dann nach Recht und Gerechtigkeit das Urtheil zu sprechen.

Also hielten die Vorgenannten, beinahe fünf und zwanzig Jahre nach dem Tode der Jungfrau, das ist am 17ten November 1455 zu Paris in des Bischofs Pallast eine offene und feierliche Versammlung und da erschien vor ihnen, begleitet von ihren beiden Söhnen, ihren Verwandten, Freunden und Rechtsbeiständen, Isabelle von Ark, die Mutter der Jungfrau, in traurigem Aufzuge und flehte mit weinenden Augen und tiefer Ehrfurcht um Gerechtigkeit für ihr unschuldig hingerichtetes Kind. Der Vater nämlich war schon gestorben.

Sie sagte, wie sie ihre Tochter in Gottesfurcht und im christlichen Glauben erzogen hätte, so viel sie das bei ihrem Alter und ihrem Stande, als arme Bauersleute, die auf dem Acker und den Wiesen leben müßten, vermocht hätte. Johanna habe dem Gottesdienst beigewohnt, habe alle Monate gebeichtet und communizirt und die vorgeschriebenen Fasttage der Kirche gehalten. „Nie hat sie, so fuhr die klagende Mutter fort, etwas wider den Glauben gedacht, und doch haben ihre Feinde, aus Haß gegen den König, unter dem sie diente, ihr einen Prozeß ihres Glaubens wegen gemacht. Wiewohl dieselben gar kein Recht hatten, sie vor ihren Richterstuhl zu ziehen, so haben sie gar nicht darauf gehört, daß Johanna sich weigerte sie anzuerkennen und daß sie sich auf ein anderes Gericht berief. Zum Schaden ihrer Seelen haben sie ihr falsche Verbrechen aufgebürdet und ihr und ihrem Geschlechte eine unauslöschliche Schmach aufgedrückt.“ Hiemit endete die Mutter und nun las ihr Anwalt eine Bittschrift vor, worin sie die Bischöfe bittet den Ruf des Hülfsbedürftigen und der armen Wittwe zu hören und eine Untersuchung über die Unschuld ihrer Tochter Johanna zu beginnen.

Die gewissenhaften Richter stellten Ihr und den Ihren darauf die große Schwierigkeit dieses Gesuches vor und wie wenig glaubwürdig eine solche Ungerechtigkeit

sey, und erst als sie dennoch auf ihrem Gesuche beharrten, erklärten sie sich dazu bereitwillig, damit einem Jeden sein Recht würde und keiner sich über verweigerte Gerechtigkeit zu beklagen habe. Sie ließen demgemäß durch öffentliche Aufforderungen alle Jene, die Kenntniß von diesem Prozesse hätten, so wie auch die Verwandten und Stellvertreter des verstorbenen Peter Cauchon, Bischofs von Beauvais, und Johann Estivets, so wie den verschwundenen Le Maistre, auf den 12ten Dezember nach Rouen vor Gericht laden, um dort zu erklären, ob sie gegen das päbstliche Breve und eine Untersuchung keinen Einspruch zu erheben hätten.

Die Stellvertreter erschienen und erklärten im Allgemeinen, wie sie von diesem Prozesse nicht wüßten, ob er recht oder unrecht sey geführt werden, da sie gar keinen Theil daran genommen, sie hätten also auch gegen eine Untersuchung nichts einzuwenden, mit dem Vorbehalt, daß sie, als daran unschuldig, keine Strafe träfe, da ja auch König Karl der Normandie Vergeben und Vergessen alles in dem Bürgerkrieg Geschehenen zugesagt hätte.

In Folge dieser Erklärung begann die Untersuchung und zu Rouen, Lyon, Domremy, Orleans und Paris wurden die Zeugen, sowohl über das Leben und die Thaten der Jungfrau, als auch über ihren Prozeß und ihren Tod vernommen. Diese Verhöre, die mit denen des Kardinals aus hundert und vier und vierzig Zeugnissen bestehen und wobey Frankreichs edelste Fürsten und Ritter ebensowohl, wie die armen Leute von Domremy vor Gericht erscheinen, um der Wahrheit ein Zeugniß zu geben, sie sind uns noch gegenwärtig erhalten und nach ihnen ist vorzüglich hier die Geschichte der Johanna dargestellt worden.

Auf den Grund dieser Zeugnisse zeigten nun die Kläger, wie die Richter Johanna so ganz unrechtmäßig vor ihr Gericht gezogen, wie sie bei dem Prozesse selbst

alles Recht verletzt, wie sie verfälscht, unterschoben, und unterdrückt nach ihrem Gutdünken und die Gefangene allen Mißhandlungen in ihrem Kerker ausgesetzt hätten. Sie rechtfertigten sie dann wegen aller ihr gemachten Vorwürfe, beriefen sich auf ihr frommes und heiliges Leben und verlangten, daß sie für unschuldig erklärt und ihrem Andenken öffentliche Genugthuung für die erlittene Schmach zuerkannt würde.

Die bedächtigen Richter überschickten hierauf die Zeugenverhöre, mit sämmtlichen Akten der beiden Prozesse, rechtskundigen Männern zu, damit sie nicht, wie früher geschehen, nach einem verfälschten Auszuge urtheilten, sondern beide Theile prüfen könnten. Nachdem nun diese ihr Urtheil darüber abgegeben, prüften die Richter selbst, zu Rouen und zu Paris, mit Zuziehung von Doktoren, den ganzen Prozeß und die Gutachten, welche die Rechtskundigen darüber abgegeben; denn erst nach dem sie so das Ganze noch einmal wohl erwogen und alle Gründe geprüft, wollten sie ihr Endurtheil sprechen.

Da lag denn nun das ganze Trugwerk, mit allen seinen Fäden, offen vor ihren Augen. Offen lagen vor ihnen alle die ungerechten Mittel, die man angewandt, um sie zu umstricken, wie man ihr trotz ihrer Minderjährigkeit keinen Rechtsbeistand gegeben, wie man sie durch allzuschwierige, verworrene und verfängliche Fragen verwirrt, wie man sie durch falschen Rath durch Versprechungen und Drohungen zu verderben gesucht. Sie überzeugten sich ferner von allen den grausamen Mißhandlungen, die sie im Gefängniß hatte erdulden müssen, wodurch ihr geängstigter Geist Muth und Kraft zur Vertheidigung verlieren mußte. Doch was vor allem anderen wichtig war, durch die eigenen Geständnisse des Gerichtsschreibers kam der ganze Betrug, den man mit den zwölf Artikeln getrieben an den Tag, wie man ihre Aussagen darin verfälscht und die Berichtigungen unterdrückt hatte, so daß

die Beisitzer und Doktoren auf erdichtete Verbrechen die Jungfrau verurtheilt hatten. Auch das Gaukelspiel mit der Abschwörung blieb ihnen nicht verborgen, und wie man die Jungfrau nicht habe rückfällig erklären können, da sie keinen Irrthum behauptet. Aus diesen und vielen anderen Gründen schloßen sie also, daß der Prozeß ganz und gar nichtig sey, und ihre Richter alles Recht dabei verletzt.

Was dann die Rechtfertigung der Jungfrau selbst und ihre Erscheinungen betraf, so waren auch sie der Meinung, wenn man die Zeichen, von denen derlei Offenbarungen begleitet seyn müßten, um glaubwürdig zu seyn, beachte, dann seyen die der Johanna von einer Art, daß nichts dagegen einzuwenden sey. Ihr frommes, unsträfliches Leben, ihr streng bewahrtes Gelübde stäter Jungfräulichkeit, das große Unglück, worin Frankreich so sehr des Hülfe Gottes bedurft habe, das seyen alles Gründe, um an die Wahrheit und Wirklichkeit ihrer Erscheinungen und ihrer göttlichen Sendung zu glauben. Dann seyen auch die Prophezeihungen der Jungfrau über künftige und zufällige Dinge in einer Weise in Erfüllung gegangen, daß sie dieselben nicht habe erdichten können. Eben so erkannten sie ihre Unschuld wegen aller jener Verbrechen, die die Richter ihr fälschlich aufgebürdet hatten: daß die Ehre, die sie den Heiligen erwiesen, keine Götzendienerei, sondern ein Beweiß einer sehr großen Frömmigkeit wäre, daß sie sich nicht gegen den schuldigen Gehorsam ihrer Eltern versündiget hätte, weil sie ja geglaubt dem Willen Gottes zu gehorchen und daß ihr auch wegen der Männerkleidung kein Vorwurf gemacht werden könnte, da sie dieselbe in der reinsten Absicht und nur nothgedrungen getragen hätte. Auch die Nichtigkeit jener Beschuldigung sahen sie ein, als habe sie vermessen über ihr Seelenheil gesprochen und glaubenswidrige Reden geführt. So überzeugten sie sich ferner, daß sie sich wirklich der Kirche unterworfen hatte, und daß sie bei der Abschwörung sey

betrogen werden, weil sie ihren Inhalt nicht gekannt und man ihr später eine andere unterschoben. Nachdem die Richter in dieser Weise alles Punkt für Punkt bedachtsam geprüft und ihre Meinung entschieden, bestimmten sie den siebenten Juli 1456 zur öffentlichen Verkündigung des Urtheils in dem erzbischöflichen Pallaste von Rouen.

An dem festgesetzten Tage erschienen die Mutter und die Brüder der Jungfrau mit ihren Rechtsbeiständen und nachdem die üblichen Rechtsformen erfüllt, verkündete der Erzbischof von Rheims, in Gegenwart von vierzehn dazu vorgeladenen Zeugen, das Urtheil. Es mag seinem Hauptinhalte nach, mit seinen endlosen unzähligen Einsichten, Durchsichten, Erwägungen, Gutachten und Berathungen hier stehen, weil Jeder daraus die bedachtsame, strenge Gewissenhaftigkeit der Richter sehen kann.

In dem Namen der heiligen und ungetheilten Dreifaltigkeit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Unser Heiland Jesus Christus, der Gottmensch hat nach der Weisheit der ewigen Majestät, den heiligen Paulus und seine apostolischen Nachfolger als die obersten Hüter zur Führung seiner streitenden Kirche bestellt, damit sie das Licht der Wahrheit aufdeckten, die Pfade der Gerechtigkeit wiesen, alle Guten in ihre Hut nähmen, eine Hülfe der Unterdrückten seyen, und die Verirrten durch das Urtheil der Vernunft wieder auf den rechten Weg zurückbrächten. Da Wir: Johannes Erzbischof von Rheims, Wilhelm Bischof von Paris, Richard Bischof von Coutances und Johann Brehal Inquisitor nun hier mit dieser apostolischen Gewalt bekleidet und von unserem heiligen Vater dem Pabste eigens dazu als Richter bestellt sind, so sprechen Wir:

Nach Einsicht des Prozesses, der Kraft des apostolischen Breves feierlich vor Uns verhandelt ward, von Seiten der ehrbaren Wittwe Johanna von Ark, des Peter und Johann von Ark, als der Mutter und den Brüdern der verstorbenen Johanna von Ark, guten Andenkens, gemeinhin die Jungfrau genannt; gegen den Inquisitor Peter Cauchen, gegen den Promotor und den Bischof von Beauvais und alle dabey Betheiligten;

Nach Einsicht der von den Klägern und unserem Promotor angestellten Vorladung, nach Einsicht ihrer Gründe und Beweise für die Ehre und Rechtfertigung der Jungfrau und die Richtigkeit, Falschheit und Ungerechtigkeit des Prozesses, den weiland Peter Cauchen, Johann d'Estivet und Johann le Maistre gegen die verstorbene Johanna des Glaubens wegen geführt haben;

Nach wiederholter Einsicht, Durchlesung und Prüfung der Originalbriefe, Urkunden, Beweismitteln, Akten, Vorbemerkungen und Protokollen des erwähnten Prozesses, die Uns von den Notären desselben übergeben worden, deren Aechtheit wir bewährt gefunden, und über die Wir mit den Notären und den dabey Consultirten reifliche Rücksprache genommen;

Nach Einsicht der vorläufigen Informationen, die sowohl der Kardinallegat Wilhelm de Saint Martin mit Zuziehung des Inquisitors angestellt, als auch deren, die von Uns und unserem Bevollmächtigten im Beginne des Prozesses gehalten wurden und nach Einsicht und Erwägung verschiedener Gutachten der Prälaten, Doktoren, und berühmtesten und bewährtesten Praktikern, die Wir mit ihrer Abfaßung beauftragt und die dabey die ausführlichen Akten des Prozesses vor Augen gehabt;

Nach Einsicht der Artikel und Fragestücke und nach Erwägung der Aussagen der Zeugen, sowohl über den Lebenswandel der Verstorbenen und ihren Aufbruch aus ihrem Geburtsorte, als über das Verhör, welches sie zu Poitiers und anderwärts während mehreren Tagen, in Gegenwart vieler Prälaten, Doktoren, erfahrener Männer und vorzüglich Regnaults, Erzbischofs von Rheims und Metropolitan des Bischofs von Beauvais, bestanden; so wie nach Einsicht der Zeugenaussagen über die wunderbare Befreiung von Orleans, ihren Zuge nach Rheims und die Krönung des Königs und über die Umstände des Prozesses, die Eigenschaften der Richter und die Weise des Gerichtsverfahrens;

Nach Einsicht anderer Briefe, Beweismittel und Urkunden, nach geschlossenen Einreden und nachdem Wir unseren Promotor vernommen;

Und nachdem Wir im Namen Christi den Prozeß geschlossen, den heutigen Tag zur Verkündung des Urtheils anberaumt, und alles Obige, so wie auch gewisse 12 Artikel, von denen die früheren Richter vorgaben, sie müßten aus den Aussagen der Verstorbenen ausgezogen seyn und die sie vielen und berühmten Männern zur Begutachtung mitgetheilt, nach dem Wir auch diese im Namen Christi gesehen, reiflich erwogen und berücksichtiget;

Damit unser gegenwärtiges Urtheil im Angesicht Gottes gesprochen werde, der allein die Geister abwäget und der allein seine Offenbarungen kennt und ihr untrüglicher Richter ist, der wehet, wo er will, und manchmal das Schwache erwählt um das Starke zu beschämen, der Jene nicht verläßt, die auf ihn hoffen, sondern ihr Helfer ist in der Noth und Drangsal; nachdem Wir also sowohl über die Einleitung als den Schluß dieser Sache reifliche Rücksprache genommen mit erfahrenen, bewährten und rechtschaffenen Männern, und nachdem Wir ihre mit vieler Gelehrsamkeit abgefaßten Gutachten gesehen, worin sie erklären, daß die Thaten der Verstorbenen eher der Bewunderung als der Verdammung würdig seyen und sich über das entschiedene Urtheil der früheren Richter, sowohl hinsichtlich der Form als der Sache wunderen, indem sie sagen, daß es überaus schwierig sey in solchen Dingen ein entschiedenes Urtheil zu fällen, da ja der heilige Paulus selbst gesagt, er wisse nicht ob ihm seine Offenbarungen im Körper oder im Geiste zu Theil geworden, und stelle dieses Gott anheim:

So sprechen Wir und entscheiden nach Forderung der Gerechtigkeit: daß diese (zwölf) Artikel trügerisch, fälschlich, verläumderisch, verfänglich und boshaft aus dem erwähnten Prozeße und den Geständnißen der Verstorbenen ausgezogen sind, indem sie die Wahrheit verschweigen und in mehreren wesentlichen Punkten Falsches enthalten, wodurch das Gemüth der Richter und Begutachtenden anders bestimmt werden konnte, indem sie ferner erschwerende Umstände, die in dem Prozeße und ihren Geständnissen nicht enthalten sind unberechtigt hinzusetzen und mehrere erleichternde und rechtfertigende verschweigen und die Form und das Wesen der Worte veränderen und verkeh-

ren; daher Wir diese Artikel als falsch, als verläumderisch, trügerisch ausgezogen und ihren Geständnissen nicht entsprechend, vernichten, kassiren und ungültig erklären und daß sie von Gerichtswegen sollen zerrissen werden.

Ferner nachdem Wir genaue Einsicht von anderen Stücken dieses Prozeßes genommen, und insbesondere von zweien Urtheilen, die der Fall und der Rückfall benannt sind, und nachdem Wir rücksichtlich die Eigenschaft der genannten Richter und Jener unter denen und von denen die vorgenannte Johanna gefangen gehalten ward, erwogen, und nachdem Wir Einsicht genommen, wie Johanna Einspruch gegen die Richter gethan, sich unterworfen, und appellirt und zu wiederholten Malen auf das dringendste begehrt, daß sie selbst und alle ihre Werke und Aussagen sammt dem Prozeße dem heiligen apostolischen Stuhle und unserem heiligsten Vater, dem Pabste, zugesendet würde, dem sie sich und alles Obengenannte unterwarf; und nach dem Wir weiter in Erwägung gezogen eine vorgebliche falsche und trügerische Abschwörung, die durch Gewalt und Furcht in Gegenwart des Scharfrichters und durch den angedrohten Feuertod erzwungen ward, ohne daß die Verstorbene im Mindesten sie vorausgesehen und verstanden; und nachdem wir die Abhandlungen und Gutachten der Prälaten und Doktoren über die Richtigkeit und Ungerechtigkeit des Prozeßes erwogen und alles Uebrige einzeln und gesammt genau überdacht:

So sprechen Wir, sitzend auf unserem Richterstuhle und einzig Gott vor Augen, durch dieses unser Endurtheil, und erkennen zu Recht und erklären: daß der genannte Prozeß und seine Urtheile, als Betrug, Verläumdung, Bosheit, Widerspruch, offenbaren Fehler im Rechte und in der Sache enthaltend, mit der Abschwörung und allen seinen Folgen null und nichtig sind, und keine Kraft und Gültigkeit gehabt haben, noch haben, und Wir vernichten und kassiren sie und erklären somit die genannte Johanna, die Kläger und Verwandten als gereinigt und frei von allem Schimpf und jedem Flecken wegen des Obenerwähnten.

Und verordnen, daß in dieser Stadt sofort an zweien Orten eine feierliche Verkündigung dieses Unseres Urtheils Statt haben soll, die eine sogleich auf dem Gottesacker von St. Ouen mit vorhergehender allgemeiner Prozession und Predigt, die andere Morgen auf dem alten Markte, an der Stätte, wo die genannte Johanna grausam und schrecklich verbrannt und erstickt ward, wobei eine feierliche Predigt gehalten und ein ehrendes Kreuz errichtet wird, zum ewigen Gedächtniß und zu ihrem und aller Verstorbenen Seelenheile; auch soll an anderen Orten und Städten dieses Königreichs, wo wir es für gut befinden, zum künftigen Gedächtniß eine feierliche Verkündigung dieses Urtheils geschehen; und was Uns sonst noch weiter in dieser Sache zu thun scheint, unserer Verordnung vorbehalten.

Dieser gegenwärtige Urtheilsspruch wurde gefällt, gelesen und bekannt gemacht durch die Richter, in Gegenwart, des ehrwürdigen Vaters in Christo, Hektor Cocquerel, Bischof von Mans, Alain Olivier, Nikolaus dü Bois, Martin Ladvenü u. s. w. Geschehen im erzbischöflichen Pallaste zu Rouen, im Jahre des Herren eintausend, vierhundert, fünfzig und sechs, am siebenten Tage des Monats Juli.

Vierzigstes Kapitel.

Von einer falschen Jungfrau und dem ehrenreichen Andenken der wahren.

Es stand jetzt das Kreuz, vor dem sie als Kind gebetet, das sie im Kampfe vorangetragen und auf das sie im Tode geblickt, auf ihrem Grabe als ein versöhnendes Zeichen der Gerechtigkeit. Vier Jahrhunderte sind seitdem verfloßen, und viele Geschlechter dahingegangen, aber immer noch lebt die Jungfrau und ihre Thaten in dankbarer Erinnerung und sie steht als ein leuchtender Stern an dem Himmel vergangener Zeiten: ein großes Zeichen der barmherzigen Hand Gottes; ein Vorbild menschlichen Vertrauens in seine Hilfe, kühnen Heldenmuthes und fester Treue zu König und Vaterland und ein Bild mitleidiger, verzeihungsvoller Liebe zu den Menschen.

Mancher Blumenkranz ist darum an ihrem Kreuze aufgehangen und manche Ehre ihrem Andenken in der Heimath und der Fremde erwiesen worden. Aber auch einer merkwürdigen Betrügerei müßen wir hier gedenken, womit bald nach ihrem Tode ihr Andenken entehrt ward. Eben bei der großen Verehrung, in der sie bei allen stand, von denen sie als ihre Retterin gepriesen wurde, war es nicht zu verwundern, wenn auch der Betrug sich aufmachte seinen Vortheil davon zu ziehen. Dieses ist in der Geschichte nichts seltenes und schon mancher Diener hat den Rock und die Orden seines verstorbenen Herren sich angelegt, aber mit solchem Glück und solcher Frechheit, wie es hier geschah, davon gibt es wenige Beispiele.

In einer alten Chronik von Metz erzählt nämlich ein Zeitgenosse: 1436 am 20. Mai sey ein Mädchen unter dem Namen Claude gekommen, das sich für die Jungfrau von Orleans ausgegeben. Der Chronist selbst setzt keinen Zweifel darin. Denn, wie er weiter erzählt, so kamen ihre beiden Brüder, der eine genannt Ritter Johann, der andere ein Edelknappe, mit Namen der kleine Peter, und sobald sie sie sahen, erkannten sie dieselbe für ihre Schwester, die man verbrannt glaubte. Auch von Metz kamen Viele sie zu sehen, dieselben erkannten sie gleichfalls und sie erhielt von den Herren allerley Geschenke, einen Hengst, ein Baret, ein Schwerdt und Ringe. Auf den Hengst sprang sie sehr gewandt, sonst sprach sie aber meistens in Gleichnissen, das heißt dunkel, bis Johanni sagte sie, hätte sie keine Gewalt. Sie gieng darauf ins Herzogthum Luxemburg, wo ein großes Gedräng war, bis der Sohn des Grafen von Virneburg sie nach Köln führte zu seinem Vater. Er liebte sie sehr und ließ ihr einen sehr schönen Brustharnisch machen. Von Köln gieng sie dann nach Erlon im Luxemburgischen zurück und verheirathete sich mit dem Ritter von Hermoise und hierauf, das sind die Worte der Chronik, kam der genannte Hermoise mit seiner Frau der Jungfrau wohnen nach Metz, in einem Hause, das ihm bei St. Seglenne gehörte und blieben sie dort, bis es ihnen gefiel weiter zu gehen."

Daß diese Nachrichten richtig sind beweisen mehrere Rechnungsurkunden der Stadt Orleans, wo unter dem Jahr 1436 eine Ausgabe angerechnet ist für die Jungfrau und ihren Bruder und drei andere Ausgaben unter dem Jahre 1439 für Wein und Erfrischungen, die man der Dame Johanna des Armoises reichte.

Was aber diese Dame für ein Leben in Köln führte, darüber gibt uns Johann Nider zehn Jahre nach dem Tode der Johanna Bericht. Ihm habe, sagt er, der Pro-

fessor und Inquisitor Kalteisen gesagt, daß in letztverflossenem Jahre sich in Köln eine Jungfrau aufgehalten, die sich für die Jungfrau von Orleans ausgegeben. Sie habe die Waffen geführt und unanständige Kleider nach Art besoldeter Edelleute getragen. Sie habe mit ihnen getanzt, Zechereien und Gelagen beigewohnt und über das Maaß ihres Geschlechtes hinaus Wein getrunken. Da nun damals zwischen Zweien ein Streit um den bischöflichen Stuhl von Trier gewesen, so hätte sie sich gerühmt, sie wolle einen davon, wie die wahre Jungfrau den König von Frankreich, in seine Würde einsetzen. Und weil nun das Gerücht von allerlei magischen Künsten von ihr umgegangen, wie sie z. B. ein Glas an die Wand geworfen und es vor den Augen der Anwesenden wieder ganz gemacht, so sey sie vor die Inquisition geladen worden; sie hätte sich aber der Kirche nicht unterworfen und der Graf von Virneburg, unter dessen besonderem Schutze sie gestanden, ihr zur Flucht verholfen. Sie wurde nun exkommunizirt, verließ Deutschland, gieng nach Frankreich, verheirathete sich mit einem Kriegsmanne und zog nach Metz, wo sie ein ärgerliches Leben führte, und es konnte, so schließt Johann Nider seine Erzählung, Jeder wohl erkennen, von welchem Geiste sie beseelt war. Er fährt dann fort und erzählt die Geschichte der wahren Jungfrau.

Was aber weiter aus jener falschen geworden, darüber meldet weder er noch die Chronik von Metz etwas, der Hofbäcker oder Brodmeister Sala dagegen erzählt uns dieß; denn es kann von keiner andern, als ihr die Rede seyn, wenn er berichtet, was ihm weiter Ritter Wilhelm Gouffier, jener Vertraute Karls VII, der ihm auch die Geschichte mit dem Geheimniß in Chinon erzählt hatte, mitgetheilt. Zehn Jahre nach dem Tode der Jungfrau, also gerade um dieselbe Zeit, wo Johann Nider seine Nachricht aufschrieb, berichtet er, sey eine andere Jungfrau vor den König geführt worden; die der ersten sehr

geglichen und die sich für dieselbe ausgegeben. Also habe der König sie vor sich kommen laßen. Nun sey aber gerade damals der König am Fuße verwundet gewesen und habe einen besondern Stiefel getragen. Dieß hätten die, welche hinter dem Betruge gesteckt, der falschen Jungfrau gesagt, damit sie hieran den König unter den andern Edelleuten erkennen könne. „Es geschah aber, fährt Sala fort, daß zur Stunde, als der König sie zu sich beschieden, er in einem Garten unter einer großen Weinlaube war. Also befahl er einem seiner Edelleute, sobald die Jungfrau käme, hervorzutreten und sie zu empfangen, als ob er der König wäre. Es war dies dieselbe Probe, die man in Chinon angestellt. Und so geschah es auch. Aber als sie kam und an dem erwähnten Zeichen erkannte, daß er es nicht wäre, so wieß sie ihn zurück und gieng gerade auf den König zu. Darüber war dieser erstaunt und wußte nicht, was er sagen sollte, außer daß er sie freundlich grüßte, und sprach: „Jungfrau, meine liebe Freundin, seyd mir willkommen im Namen Gottes, der das Geheimniß weiß, was zwischen mir und Euch ist.“ Da aber, als sie dieses einzige Wort gehört hatte, da fiel sie auf ihre Kniee nieder und bat ihn um Verzeihung und bekannte auf der Stelle den ganzen Betrug, weshalb Einige wie es sich gebührte, scharf bestraft wurden.“

Zum Ueberfluß wird ohngefähr das Gleiche in einem Tagebuch berichtet, wie nämlich im Jahre 1440 ein großes Geschrei ausgegangen sey von der Jungfrau von Orleans und viele Leute geglaubt hätten, sie sey durch ihre Heiligkeit dem Feuer entgangen. Im Oktober hätten die Kriegsleute eine solche herbeigeführt, die sehr ehrenvoll sey in Orleans empfangen worden. Das Parlament aber und die Universität hätten dieselbe, sie mochte wollen oder nicht, nach Paris bringen laßen; und da hätte man sie auf den Marmorstein im Schloßhof gestellt und ihren Stand und ganzes Leben öffentlich ausgelegt, daß sie

nämlich nicht die Jungfrau sey, sondern mit einem Ritter verheirathet, von dem sie zwei Kinder habe. Ihr weiteres Schicksal und wer sie eigentlich gewesen, ist unbekannt; wenigstens war 1455 keine Rede mehr von einer falschen Jungfrau, da der Scharfrichter selbst, der sie verbrannt und ihr Herz in die Seine geworfen, so wie die Anderen, die in ihrer letzten Stunde um den Scheiterhaufen gestanden, Zeugniß über ihren Tod ablegten und nicht der geringste Zweifel darüber waltete.

Wie allgemein bekannt übrigens die Jungfrau war, kann man daraus sehen, daß man schon 1430 ihr Bild in Deutschland zeigte. In diesem Jahre war Kaiser Siegismund und viele Fürsten und Herren mit Herolden, Trompetern und Pfeifern in der Stadt Regensburg und da heißt es in den Stadtrechnungen: Item mehr haben wir geben von dem Gemäl zu schauen, wie die Jungfrau in Frankreich gefochten hat, 24 Pfennige. Auch in Köln wird noch ein Bild von ihr in der Wallrafischen Sammlung aufbewahrt, ob aber von der wahren oder jener falschen, ist mir unbekannt. Die zahllosen Portraite von ihr sind übrigens nicht ursprünglich sondern später gemacht *), was man schon daraus sehen kann, weil sie hier mit langem fliegendem Lockenhaare erscheint, während sie es nach damaliger Rittersitte von den Ohren an rund und gleich rings um den Kopf geschnitten trug.

Zwei Jahre nach dem Urtheilsspruche ihrer Rechtfertigung, errichteten ihr die dankbaren Bürger von Orleans auf ihrer Brücke, über die sie den siegreichen

*) Das schönste und älteste wird im Stadthause von Rouen aufbewahrt, ein anderes nicht minder merkwürdiges wegen dem eigenthümlichen Ausdrucke des Gesichtes ist im Besitze der Familie Haldat Dülys, es ist aus dem 17. Jahrh. und ein Geschenk von Herzog Heinrich II an Jakob Picard Dülys. Ein Glasgemälde war in dem Franciscaner Kloster von Chaillot.

Einzug gehalten, ein Denkmal von Erz. Es war wieder ein Kreuz, darunter saß die schmerzensreiche Mutter, den todten Heiland auf dem Schooße. Zu ihren Füßen rechts und links knieten in voller Rüstung, mit Schwerdt und Speer, König Karl VII und die Jungfrau Johanna, mit gefalteten Händen und entblößtem Haupte. Auf der Spitze des Kreuzes stand ein Pelikan in seinem Neste, der mit seinem Blute die Jungen rings um sich fütterte. Zur Erinnerung an die Errichtung dieses Denkmales wurde eine Münze geschlagen mit seinem Bilde und der Ueberschrift: A Domino factum est istud, das heißt: **Von dem Herren ist dies geschehen;** außen herum standen die Worte: **dieses Denkmal haben die dankbaren Bürger von Orleans nach der Befreiung ihrer Stadt errichten laßen.**

Im Jahr 1567 in den unglücklichen Religionskriegen der Hugenotten wurde es verstümmelt, drei Jahre später in etwas veränderter Form neu gegoßen und eine Inschrift besagte: daß es von den Frauen und Jungfrauen von Orleans zum Andenken der Befreiung ihrer Stadt sey errichtet worden. 1793 in der Revolutionszeit ist es mit so vielem Anderen von dem großen Schlunde verschlungen und zu Kanonen umgeschmolzen worden. An seine Stelle wurde 1805 ein Erzbild der Jungfrau errichtet, das noch gegenwärtig zu Orleans steht. Zur Ehre dieser Feier wurde gleichfalls eine Denkmünze geschlagen, auf der einen Seite steht das Bild der Jungfrau, auf der anderen das Napoleons, als ersten Consuls. Dies Denkmal der Jungfrau war das erste, das überhaupt nach der Revolution der Vergangenheit in Erz errichtet ward.

Auch den Anverwandten der Jungfrau bezeugten die Bürger ihre Dankbarkeit. Sie gaben ihrer Mutter vom Jahre 1438 — 1458, wo sie starb, einen Gnadengehalt und setzten ihn dann zu Gunsten ihres Bruders, des Ritters Peters von Ark, der sie in den Schlachten beglei-

tet, fort. Sie verliehen ihm auch den Genuß des Ertrages einer Insel unfern der Stadt.

Von den männlichen Nachkommen ihres Geschlechtes ist der Letzte, genannt Messire Henri François de Colombe du Lys, als Kanonikus von Champeaux und Prior von Ons-tras am 29. Juni 1760 gestorben und mit ihm erlosch der Ehrengehalt, den er als letzter Nachkomme aus dem Hause der Befreierin von Frankreich, von Seiten des Königs bezog.

Die Familie Picard Dúlis abstammend von ihrem zweiten Bruder erlosch 1812 zu Vaucouleurs. Noch heute wird in der Kirche von Domremy die Grabstätte, der Dúlis gezeigt, sie heißt die Kapelle unserer lieben Frau von der Jungfrau. Auch zu Naives unweit Vaucouleurs zeigt das Volk den Weg, dem sie gefolgt sey, um den plündernden Banden der Burgunder zu entgehen, er trägt noch den Namen der Weg der Jungfrau, wie auch zu Domremy unfern der Trümmern der alten Waldkapelle unserer Frau von Beaumont, wo einst der Feenbaum gestanden, ein Weinberg und die Quelle den Namen der Jungfrau behalten haben. In der alten Domkirche in Toul stand früher ihr Bild in knieender Stellung an einem Pfeiler, die Revolution hat auch dieses zerstört und nur die eisernen Träger übrig gelaßen. Dagegen nahm die Nationalgarde von Vaucouleurs, als sie sich gegen die Tyrannei der Revolution erhob, das Wappen der Dúlis an.

Die feierliche Prozession, die am achten Mai 1429 unter Glockenklang zum ersten Mal von der Jungfrau und den Rittern und Bürgern von Orleans gehalten wurde, um Gott und seinen Heiligen den Dank für die glückliche Befreiung der Stadt darzubringen, diese beschloß die Geistlichkeit und Bürgerschaft am selben Tage jährlich zu allen künftigen Zeiten fortzusetzen.

Wie die Völker des Alterthums, Hebräer, Römer und Griechen, die großen Thaten ihrer Geschichte durch öffentliche Volksfeste in lebendiger Erinnerung erhalten und den Enkeln vor Augen gestellt; wie die Schweizer die Ehrentage ihres Volkes noch jährlich durch öffentlichen Gottesdienst begehen, und die Namen der gefallenen Helden, zum frommen Gedächtniß ihrer Seelen, zur Ehrfurcht und Nacheifrung des aufwachsenden Geschlechtes und zur schuldigen Dankbarkeit, vom Altare herab verkündigen; wie das ganze Mittelalter voll war solcher festlichen Erinnerungstage, deren beinahe jedes Dorf und jedes Haus die seinigen hatte, so ward vier hundert Jahre lang auch dieses Fest der Jungfrau zu Orleans gefeiert.

In der Domkirche der Stadt wird bei feierlichem Gottesdienste eine Predigt an das Volk gehalten, von der Noth ihrer Stadt und von der Befreiung durch die Gnade Gottes und die Hand der Jungfrau. Unter Gesang und Gebet besucht hierauf die Prozession die verschiedenen Orte, wo ihre Väter mit den Engländern gestritten. Und weil es ein kriegerisches Siegesfest ist, so ertönt abwechselnd dabei der Ruf der Sturmglocke, der Donner der Kanonen und das Schmettern der Trompeten.

Ein junger Knabe stellt dabei, dem Herkommen gemäß, in alter Tracht, mit dem Schwerdt umgürtet und die Fahne in der Hand, die Jungfrau dar. Zur Erinnerung an die Leiden, die sie ausgestanden und daß sie nicht blos muthig den Pfad des Glückes, sondern auch geduldig den des Unglückes gegangen, wird er eine Zeitlang gefangen gegesetzt.

Der folgende Tag ist dem Andenken Jener gewidmet, die den Tag des Sieges und der Befreiung nicht erlebt, sondern in dem Kampf für ihren König und ihr Volk gefallen. Für diese wird ein feierliches Seelenamt gelesen. Der Kardinal von Estouteville und nach ihm drei andere Bischöfe haben, dieses schöne Fest zu verherrlichen

alle Jene, die es feiern und ihre Sünden dabei aufrichtigen Herzens bereuen und beichten, mit einem bestimmten Ablaße beschenkt, um so aus dem Tag der Freude auch einen Tag des Segens zu machen. Noch ist uns der Inhalt der darüber ausgestellten Urkunden aufbehalten, in der welche der Kardinal 1452 darüber absaßte, heißt es unter Anderen: „Als die Stadt befreit war, da haben die Bürger den Ruhm des göttlichen Namens verherrlichen und dem Allerhöchsten wegen eines so großen Sieges einen um so innigeren Dank darbringen wollen. Darum haben sie mit Zustimmung der gesammten Geistlichkeit dieser Stadt, zu ewigen Zeiten, an dem Tage an welchem die Stadt befreit wurde, eine feierliche Messe und allgemeine Prozession und auf den folgenden Tag ein Amt für die Seelen der Gebliebenen andächtig und einstimmig zu feiern beschloßen: was sie auch bis jetzt lobenswürdig befolgt haben. Dieweil Wir nun wünschen, daß ein so frommer und löblicher Beschluß noch mehr bekräftigt, und die Verherrlichung Gottes in dieser Kirche noch offenkundiger werde, und die Kirche selbst überdieß mit göttlichen und geziemenden Ehren gemehrt werde: auf daß die Christgläubigen um so lieber sich dahin wenden, je reichlicher sie sich von dem Geschenke der göttlichen Gnade erquickt fühlen, aus diesen Gründen erlassen Wir, im Vertrauen auf die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes und auf die Gewalt seiner heiligen Apostel, Petrus und Paulus, und kraft unserer apostolischen Vollmacht, Allen und Jedem beiderlei Geschlechtes, die ihre Sünden wahrhaft bereuen und beichten, wenn sie den Gottesdienst an beiden Tagen und die Prozession andächtig feiern, ein Jahr und hundert Tage von den ihnen zukommenden Kirchenbußen, barmherzig in Gott, durch Gegenwärtiges, was für alle Zeiten Kraft haben soll.

So wurde dies Fest der Jungfrau in Orleans bis zum Jahre 1830 gefeiert, seit der Juliusrevolution, die

nur ihren Ruhm zu preißen wußte und sich selbst die glorreiche nannte, soll es aufgehört haben, wenn gleich ohne das siegreiche Schwerdt der Jungfrau und den Beistand Gottes gegenwärtig vielleicht eben so wenig von einer Juliusrevolution als von Franzosen, sondern von Unterthanen seiner brittischen Majestät die Rede wäre. Hat der Ruhm der Jungfrau vierhundert Jahre gedauert, so wird er auch wohl den schon verblichenen der drei Tage überleben, und ihr Fest wieder gefeiert werden.

In Rouen auf der Stätte, wo der Scheiterhaufen gestanden, ward ihr gleichfalls ein Denkmal errichtet. Es war ein Kreuz, wie in dem Urtheilsspruche war geordnet worden, Karl VII ließ daselbst einen fließenden Brunnen erbauen, geziert mit vielen weiblichen Steinbildern, deren oberstes unter dem Kreuze die Jungfrau darstellte. Schon im Jahr 1628 war das Kreuz vor Alter halb verfallen; 1755 ließ die Stadt Rouen es wieder in anderer Form ganz neu herstellen und auf die Mitte des Platzes vorrücken. Auf den drei Seiten desselben stehen lateinische Inschriften zu ihrer Ehre, ihr Bild hält die eine Hand ans Schwerdt, in der anderen trägt sie einen Lorbeerzweig. Auch dies Monument wollte die erste französische Revolution zerstören. Der Bürgermeister rettete es dadurch, daß er sagte, die Jungfrau sey ja aus dem Tiers-Etat (dem dritten Stande) gewesen und darum müsse auch ihr Bild in Ehren gehalten werden. So steht es denn noch. Und der Thurm in dem sie dort gefangen saß heißt noch heute der Thurm der Jungfrau.

Ein drittes Denkmal hat in neuerer Zeit die Dankbarkeit der französischen Könige und des Volkes ihr zu Domremy an ihrer Geburtsstätte errichtet. Im Jahre 1819 kaufte das Departement der Vogesen nach einhelligem Beschluß das kleine Haus der Jungfrau zu Domremy. Es gehörte einem Dragoner Namens Gerardin. Ihm hatte ein Ausländer, der gern das alte Steinbild

der Jungfrau ober der Thüre gehabt hätte, 6000 Franken vergeblich dafür geboten, der Dragoner überließ es dem Departement für 2500 Franken; damit ein so ehrwürdiges Denkmal seinem Lande nicht entrißen würde. Die Stadt Orleans hat dem Dragoner zu Ehren dieser edlen Handlung an dem Andenken ihrer Befreierin eine Denkmünze schlagen laßen. Ludwig XVIII ließ in der Nähe des kleinen Hauses eine Freischule für die Mädchen von Domremy, Greur und der Umgegend erbauen und machte eine Stiftung zum Unterhalte einer barmherzigen Schwester als Lehrerin daselbst. So ist durch diese schöne Stiftung noch bis auf den heutigen Tag das Andenken der Jungfrau eine lebendige Quelle des Segens für ihre Heimath, und Ludwig XVIII hat dadurch aufs neue jene Schuld gelöst, die sein Ahnherr Karl VII auf dem Schloße von Thierry gegen die Jungfrau eingegangen und die alle seine Nachfolger bis zur Revolution treulich erfüllt, daß nämlich die Heimath der Befreierin Frankreichs von allen Abgaben frei seyn sollte. Mit der Schule ließ Ludwig XVIII auch ein Denkmal vor der Kirche von Domremy mit dem steinernen Brustbilde der Jungfrau errichten.

Am 10ten September 1820 wurde die Einweihung mit großer Festlichkeit begangen und nebst den Abgeordneten anderer Städte sandte auch Orleans seine angesehensten Bürger, um diesem Ehrentage seiner Heldin beizuwohnen. Auch ein Nachkömmling des Geschlechtes der Jungfrau von weiblicher Seite her war zugegen und hielt eine Rede zu ihrer Verherrlichung.

Es wurde bei diesem Feste von dem Pfarrer eine Fahne gesegnet, die nach dem Vorbild jener gemacht war, welche die Jungfrau einst geführt und der Pfarrer sprach dabei zu denen, die sie trugen, unter anderen folgende Worte: „Habt den Glauben und die Frömmigkeit der Jungfrau, bemüht Euch wie sie um die Gnade Gottes, und Ihr werdet, wie sie, immer Schutz und

Beistand in der Hand des Herren finden. Nie hat er Die verlassen, die in der Reinheit ihres Herzens zu ihm ihre Zuflucht genommen. Sollte je der Friede gestört werden und diese Fahne, jetzt ein feierliches Siegeszeichen, auf dem Schlachtfelde wehen, dann erinnert Euch und erzählet Euren Waffenbrüdern die schöne Lehre, die Uns die Heldin gegeben: daß Wir in dem Schutze Gottes allein den Sieg zu suchen haben."

So hat der Pfarrer zu Domremy in der Kirche vor dem Altar gesprochen und was er zu den Franzosen geredet, das können auch Wir Deutsche und ein Jeder nachsprechen; denn die Jungfrau hat nicht allein für Frankreich gesiegt und gelitten, sie hat es für Alle gethan. Das Bild der Hirtenjungfrau, mit dem heiligen Banner und dem Schwerdte mit den Lilien reiner Jungfräulichkeit, mit dem Siegerkranze und der Märtyrerkrone, und von den Heiligen umgeben, steh' als ein leuchtendes Sternbild an dem abendlichen Himmel der Geschichte früherer Tage, allen künftigen Zeiten zur Warnung und zum Troste und zu einem Zeichen, daß nicht Macht und Klugheit der Menschen nach dem Gelüsten ihrer Leidenschaften über das Schicksaal der Länder und Völker gebieten, sondern daß ihre Loose in einer höheren Hand liegen, deren Gerechtigkeit den Uebermuth bestraft, deren Barmherzigkeit das Gebet des Unterdrückten höret und deren Weisheit die Geschicke der Völker lenket.

Wohl war ein schmerzlicher Tod der Lohn, den die Welt der Jungfrau für ihre großen Dienste bot, ihr aber ist dadurch jene Krone zu Theil geworden, die ihr die Heiligen, ohne daß sie es selbst verstand, im Kerker verheißen, uns aber ist durch die Untersuchung des Prozesses dieses Wunder beglaubigt worden. Denn nicht, wie es wenige von Zeit und Ort entfernte Geschichtschreiber erzählen, oder wie es unsichere Sagen überliefern, sondern wie sie vor der Welt wandelte und wie hundert und

zwölf eidliche Zeugen sie gesehen, so steht das Bild der Jungfrau vor uns, in ihrer Heimath unter den armen, Landleuten ein Bild eines freundlichen, gehorsamen, stillen liebreichen und freundlichen Kindes; in den Schlachten und unter den Rittern das Bild des kühnsten Heldenmuthes, der barmherzigsten Milde und der strengsten Züchtigkeit; in dem Glanze ihrer Siege, an dem Tage zu Rheims, vor dem König und den Großen ein Bild der tiefsten Demuth, und endlich in ihren Leiden, vor dem Richterstuhle ihrer Feinde und auf dem Scheiterhaufen zu Rouen ein Bild der Geduld, der Vergebung, der Liebe, und unerschütterlicher Treue zu ihrem Könige; allenthalben aber, in jedem Wechsel und Wandel des irdischen Lebens, das Bild einer reinen, einzig zu Gott gerichteten und ihm allein geweihten Seele. Mögen darum Alle hinauf nach diesem Bilde blicken und ihre Seele von seinem Glanze durchleuchten lassen, dann wird auch uns ihr Andenken ein stäter Quell des Segens seyn, wie ihre Siege es für Frankreich gewesen und die dankbare Verehrung der Nachkommen es für das Thal ihrer Heimath seit vierhundert Jahren war und noch gegenwärtig ist.

Wohl hat das griechische und römische Alterthum große und stolze Namen in die Bücher der Geschichte geschrieben: Helden die lachenden Muthes ihr Leben für ihre Ehre und den Ruhm ihres Vaterlandes dahingegeben, die ihm Länder und Völker unterworfen und um seine Stirne den blutigen Lorberkranz der Weltherrschaft geschlungen; oder solche, die mit dem eignen Herz den Stahl aufgefangen, der der Brust ihres Volkes bestimmt war und die unter den fallenden Trümmern sich ruhmvoll begraben. Aber kann es einen Helden, wie die Jungfrau nennen, der nicht für eigene und irdische Ehre, sondern für die Ehre und im Dienste des Ewigen das Schwerdt geführt? Der auf dem Siegesfelde nicht stolz auf sein Schwerdt, sondern in Demuth hinauf zu Gott und in Liebe hinab

zu den Feinden geblickt? Der sich des Lorberzweigs für unwürdig erklärt und ihn freiwillig auf den Altar niedergelegt und so im Nichtigen und Vergänglichen ein Zeugniß von dem Ewigen und Unvergänglichen gegeben hätte?

Schwerdt Frankreichs, so hieß der Ehrenname, mit dem einst das dankbare Vaterland seinen tapferen Ritter dü Guesclin feierte, Schwerdt Gottes, das ist der Name, der dem Andenken seiner frommen Heldin, Johanna der Jungfrau gebühret.

Ueber die Prozeßakten, die Geschichtschreiber und Dichter der Jungfrau von Orleans.

Mit besonderer Rücksicht auf Schillers romantische Tragödie.

Jede große Begebenheit, an der die Wogen der Zeit machtlos sich brechen und die gleich einem Denksteine auf dem Leichenfelde vergangener Zeiten sich erhebt, an dem die kommenden Geschlechter betrachtend vorüber schreiten, sie durchlebt wieder eine eigene Geschichte, in der Weise, wie sie auf das Gemüth der Nachkommen wirkt und von ihnen beurtheilt wird. Denn wie der Geist der Menschen sich wandelt und ein anderer wird, so wird auch sein Urtheil ein anderes werden, und was die Einen verhöhnt und verflucht, das werden die Anderen segnen und bewundern. Ist ja das Andenken an eine große That oder einen großen Menschen sein Schatten, der unter den Lebenden fortwandelt und als ein Beispiel des Guten oder des Bösen gut oder bös fortwirkt und je nachdem die Menschen, unter denen dieser Schatten wandelt, selbst gut oder böse sind, von ihnen beurtheilt und zum Guten oder Bösen benutzt wird.

Dies ist auch dem Andenken der Jungfrau geschehen, auch von ihr kann man eine Geschichte nach ihrem Tode schreiben. Sie hat solche gefunden, die gleich Voltaire ihr Andenken geschändet und es zum Mittel der Verführung gemacht und Andere, es mit der Krone der Heiligkeit und Unsterblichkeit zu schmücken gesucht.

Die Geschichte der Jungfrau Johanna hat durch ihren entscheidenden Einfluß auf das Geschick der europäi-

schen Reiche, durch ihre wundervollen außerordentlichen Heldenthaten, so wie durch ihren rührenden Ausgang nicht allein vielfältig ihren Zeitgenoßen, sondern auch den spätesten Nachkommen, der Aufzeichnung und einer gründlicheren Untersuchung würdig geschienen. Jene Untersuchung, die zuerst auf Befehl König Karls VII von Frankreich von der Universität und dem Parlamente zu Poitiers begonnen und dann im Namen König Heinrich VI von England zu Rouen fortgesetzt und endlich zu Paris im Jahre 1454 auf Befehl des Pabstes Kalixtus III weiter geführt wurde: Wer nämlich diese Hirtenjungfrau in den Kampf gesandt und ihrem Arme jene Siege verliehen, die ihr Mund voraussagte; dauert noch bis auf den heutigen Tag fort und es sind die Schriften über das Hirtenmädchen von Domremy, seit ihrem Erscheinen vor vier hundert Jahren bis gegenwärtig, zu einer fast unübersehbaren Masse angeschwollen. *). Jeder Stand und Beruf fand ihrer mannigfaltigen Bedeutung wegen darin Stoff zum Nachdenken und zur Betrachtung, und so haben über sie Männer aus den verschiedensten Fächern menschlichen Wissens geschrieben und gedichtet, Geschichtschreiber und Romanschreiber, Theologen, Philosophen, Juristen und Politiker, Genealogen und Heraldiker, Prediger und Oratoren, Epiker, Tragiker und Komiker, Magnetiseure Hexen- und Gespenster-Geschichtfreunde, Marktschreier **)

---

*) Chaussard zählt, obschon er keineswegs vollständig ist 400 Schriften über sie auf, es käme danach auf jedes Jahr eine Schrift.

**) Während der vierhundert Jahre, daß in Orleans das Fest der Befreiung der Stadt durch die Jungfrau mit einem feierlichen Umgang gefeiert wurde, erschienen jährlich dort fliegende Blätter, in denen ihre Geschichte in Prosa oder in Versen für das Volk dargestellt wurde. Es ist hier übrigens nur unsere Absicht eine geordnete Uebersicht des Ganzen zu geben, wer mit bibliographischer Vollständigkeit alle einzelnen Ausgaben und auch die minder wichtigen Schriften und Schriftchen, so wie die verschiedenen Hand-

und Bänkelsänger, Encyclopädisten, Journalisten, Kritiker und Recensenten. Wir wollen aus dieser großen Maße hier das Wichtigste zusammenstellen, sowohl was die ursprünglichen Quellen dieser Geschichte betrifft, als auch die Hauptwerke Jener, die diese Quellen benutzt und bearbeitet.

Von allen Quellen sind ohne Zweifel die Akten der beiden Prozeße selbst die wichtigsten; denn in den Akten des ersten lernen wir Johanna durch ihre Feinde, in denen des zweiten Prozeßes durch ihre Freunde kennen. In den ersten erzählt sie selbst uns ihre Geschichte, von ihrer Geburt bis zur Gefangenschaft. Durch viele unzusammenhängende plötzliche Fragen überrascht, sind es die unvorbereiteten und ungekünstelten Empfindungen ihres Herzens, die wir hier ganz frisch vernehmen. Sie tritt vor uns, wie sie leibte und lebte, als ob sie mit uns selbst spräche. In dem Revisionsprozeße dagegen wird ihr Leben, ihre Sitten und ihre Thaten uns von Jenen erzählt, die täglich mit ihr umgiengen, die selbst mithandelten oder das erzählen, was sie vor ihren Augen gesehen.

---

schriften kennen zu lernen wünscht, den verweisen wir auf die vortreffliche und in ihrer Art einzige Bibliothèque historique de la France par Lelong. ed. Fontette tom. II. liv. III. §. 3. pag. 178. von Nro. 17152 bis 17293. Fontette selbst besaß eines der schönsten Manuscripte der beiden Prozesse cf. Nro. 17,208, nach ihm hat Meusel in Struvii bibliotheca historica vol. VII. p. 1. §. III. pag. 128 — 148 die Literatur zusammengestellt; dann der ungenannte englische Verfaßer der Memoirs of Jeanne d'Arc, surnamed la Pucelle d'Orleans in two volumes. London 1824. vol. II. pag. 47 — 144. Ferner gibt Lenglet Dufresnoy Histoire de Jeanne d'Arc part. II. pag. 55 — 193 part. III. pag. 1 — 191 ein Verzeichniß der gedruckten Ausgaben und Handschriften, die letzteren sind jedoch am genauesten beschrieben von Del' Averdy in den Notices et extraits de la Bibl. du Roi. tom. III. pag. 171 — 228. Endlich Chaussard Jeanne d'Arc recueil historique et complet. Orleans 1806.

Zwar wurden die Verhöre des zweiten Prozeßes erst zwanzig Jahre nach ihrem Tode angestellt, Manches mochte daher schon vergessen und die Erinnerung von Anderem erblaßt seyn, dafür hatte dies aber den Vortheil, daß wir hier Männer sprechen hören, die mit der ruhigen Erfahrung des gereiseten Alters auf das herabblicken, was sie in der Jugend gesehen. Denn die jugendlichen Helden der Jungfrau waren nun zu Männern von Ansehen und hohen Würden, die Männer aber zu Greisen gealtert. Die Aussagen dieser Zeugen, 112 an der Zahl, geben uns eine eidlich beglaubigte Geschichte der Jungfrau, erzählt von ihren Zeitgenossen aus allen Ständen, die sie in allen Verhältnissen des Lebens beobachtet hatten.

Hier hören wir das Zeugniß ihres tapferen Kampfgenossen des Grafen von Dünois. Er hatte seit den Heldentagen von Orleans, treu seinem Könige, noch manche Lanze mit den Engländern für Frankreich gebrochen. Sein Name wird der erste unter den siegreichen Heerführern seiner Zeit genannt. Er pflanzte seines Königs Fahne wieder auf in St. Denys, Creil, Montargis, Dreux, Ponteau, Lysieux, Harcourt, Honfleur, Bayeux, Blay, Bordeaux und in anderen Städten und Vesten, die er mit seinem Schwerdte gewann. Bei dem feierlichen Einzuge des Königs in Paris ritt er als Führer des Heeres voran. Ihm überreichten die Bürger von Rouen die Schlüßel ihrer Stadt und er führte den König in großer Pracht in diese Stadt, wo Johanna gelitten und es war der alte Talbot, der Bestürmer von Orleans, der als Geißel neben der Gemahlin des Dünois, wie die Chronisten bemerken, diesem triumphirenden Einzuge zusah. Auch in Friedensangelegenheiten wurden ihm die wichtigsten Geschäfte anvertraut und er gieng als Gesandter nach Italien und England. Er erhielt den Titel eines Grafen von Longueville, und Großkammerherrn von Frankreich, wurde zum Generallieutenant des Kö-

nigs über die französischen Heere ernannt und selbst da, als Karl VII in die Gruft seiner Väter beigesetzt wurde, ward dem alten treuen Kriegshelden die Ehre zu Theil, neben den Prinzen des Hauses den Feierzug zu leiten. Und dieser alte Feldherr, dessen Muth und Klugheit von Allen bewundert ward, und der den Ehrentitel „Restaurateur de la Patrie“ erhielt, schämte sich der Siege nicht, die er unter einem Hirtenmädchen erfochten, und erkannte laut und offen mit seinem Schwure die wunderbare Hand Gottes darin an. Ich glaube, sagte er zu wiederholten Malen vor Gericht, daß Johanna von Gott gesandt war und daß ihre Handlungen im Krieg eher göttlicher Eingebung sind, denn durch menschliche Weisheit geschehen. Das sagte Er, zu dem doch die Jungfrau, gleichfalls nach seinem eigenen Zeugniß, unwillig über die Täuschung, die man sich erlaubt, vor Orleans drohend gesagt hatte: wenn er ihr nicht gehorche, dann wolle sie ihm den Kopf zu seinen Füßen legen lassen. Nichts, was seitdem vorgefallen, hatte seinen Glauben an ihre göttliche Sendung zu erschüttern vermocht, weder ihre Gefangenschaft noch ihr schmachvoller Tod.

Nicht minder wichtig, als sein Zeugniß, ist das des Herzogs von Alençon. Denn blieb Dúnois bis zum Tode seinem König getreu, so wurde dagegen dem Alençon später der Prozeß wegen hochverrätherischer Verbindung mit den Engländern gemacht, der Gerichtshof der Paire sprach das Todesurtheil über ihn aus und nur von der Gnade des Königs konnte er eine Milderung dieser Strafe in Gefängniß erlangen. Und doch sprach auch er seinen Glauben an die höhere Sendung der Jungfrau aus und bezeugte: als er später, da er nämlich bei der Belagerung selbst nicht zugegen seyn konnte, die Vesten vor Orleans und ihre Stärke betrachtet, da sey es sein Glaube gewesen, daß sie eher durch ein Wunder, als durch die Gewalt der Waffen genommen worden, wie es ihm auch

die Kriegsleute und Hauptleute erzählt hätten, daß alles vor Orleans durch ein Wunder Gottes und nicht durch Menschenwerk geschehen sey. Ausdrücklich habe ihm Ambrosius de Lore, Befehlshaber von Paris, dieses zum öfteren gesagt. Dabei bezeugte er auch, auf welche wunderbare Weise die Jungfrau ihm durch ihre Voraussicht das Leben gerettet hätte.

Neben diesen beiden Heeresfürsten steht dann das Zeugniß des alten fünfundachtzigjährigen Ritters Johann von Gaucourt, der bei ihrem Aufbruche aus Orleans gegen die Brückenveste die Thorwache befehligte.

Wir hören hier ferner das Zeugniß des Johann d'Aulon, ihres Schildknappen, der unterdessen zu Würde und Ansehen gelangt, des Louis de Contes, ihres Edelknaben, und des Bruders Johann Pasquerel, ihres Beichtvaters, lauter Männer, die stets um sie waren und sowohl über ihre Waffenthaten, als ihren Lebenswandel, ihre Sitten und Gesinnungen am besten unterrichtet seyn mußten. Daß es übrigens jedem frei stand seine Gesinnung über ihre Sendung vor den Richtern Karls VII auszusprechen anders wie vor dem englischen Gerichte, zeigt das Beispiel des Johann Beaupère, der in seinem Zeugniß über ihre Erscheinungen sagte: daß er die größte Vermuthung gehabt habe und noch gegenwärtig habe, daß diese Erscheinungen eher von einer natürlichen Ursache und menschlichen Absicht, als von einem übernatürlichen Grunde herrührten. Dieser Beaupère war übrigens einer der Hauptführer des Verdammungsprozeßes gewesen und hatte die bekannten 12 Artikel nach Paris an die Universität übermacht. Weiter wurden zum Zeugniß vorgeladen die Bauersleute und Handwerker von Domremy und der Umgegend, so wie die dortigen Edelleute, Geistliche und königlichen Beamte. Diese hatten sie als Kind von der Wiege an aufwachsen gesehen und alle gaben ihren Sitten das beste Zeugniß. Dann traten für sie auf, die beiden

Edelleute, Johann von Metz und Bertrand von Poulengy, die sie aus ihrer Heimath den weiten Weg nach Chinon zu dem Hofe des Königs geleitet, es traten solche auf, die ihrem Erscheinen vor dem König am Hofe beigewohnt. Auch Einer, der in Poitiers mit den Doktoren und Meistern des Königs ihrem Examen beigewohnt, wurde verhört. Dann viele Bürger, Geistliche und Weltliche von Orleans, Ritter und Schildknappen, die ihrem Heerzuge gefolgt waren und endlich die Assessoren und Gerichtsschreiber von Rouen, die dem Prozeße beigewohnt und seine Ungerechtigkeit kannten, so wie die Bürger der Stadt, die ihren heldenmüthigen Tod gesehen. Zuletzt tritt noch der Priester auf, der vor ihrem Tod ihre Beichte gehört, und sie auf den Scheiterhaufen geführt, was er mit folgenden Worten bezeugt: Am Morgen ihres Todes habe ich ihre Beichte gehört und ihr den Leib Christi gereicht, den sie mit der größten Andacht, mit vielen Thränen und so demüthig, daß ich es nicht auszusprechen wüßte, empfieng und von dieser Stunde an verließ ich sie nicht mehr bis zu ihrem Tod. Aber gleichsam als sollte für ihre Geschichte auch nicht der letzte Zeuge fehlen, so haben wir darüber endlich die Aussagen des Scharfrichters, der sie verbrannt und dann auf englischen Befehl ihr Herz und was sonst von ihrer Asche übrig geblieben in die Seine gestreut.

So bildet also dieser Revisionsprozeß eine fortlaufende Erzählung ihrer Geschichte, durch die jedesmaligen Augenzeugen, von ihrer Wiege an bis zum Grab. Hierzu kommen noch die Gutachten und Abhandlungen angesehener Männer, die sowohl bei dem Erscheinen der Jungfrau als auch beim zweiten Prozeße von Karl VII und seinen Richtern um ihre Meinung befragt wurden und deren Arbeiten sich zum Theile einzeln, zum Theile den Akten beigefügt, erhalten haben. Es sind die Gutachten des

Jakob Gelû Erzbischofs von Embrün, des Thomas Basin Bischofs von Lisieux, des Bischofs von Avranches, des Martin Beuzines eines Priesters aus der Diözese von Mans, des Robert Cybole Professors der Theologie, des Peters l'Hermite Subdechants der Kirche von Tours, des Minoriten-Bruders Helie, des Parlamentsadvokaten Dûpont, des Theodor de Leliis Auditoren der Rota in Rom, eines gewissen Berruyer und eines Johannes de Mo . . . Doktors beyder Rechte, dessen Name in der Handschrift nur noch verstümmelt zu lesen ist. Auch das Memoire, welches die einzelnen Punkte enthielt, wonach die Befragten bei dem zweiten Prozeße ihr Gutachten abzugeben hatten, ist erhalten; sowie die Recapitulation des ganzen Revisionsprozeßes von dem Inquisitor Johann Brehal, enthaltend neun Kapitel über die Materie und zwölf über die Form des Prozeßes. In einer dieser Handschriften findet sich auch ein Brief dieses Johann Brehal an einen Dominikaner, Bruder Leonard in Wien. Er sagt, wie er ihm im Namen des Königs von Frankreich authentische Auszüge aus dem Prozeße überschicke, damit er ihm seine Meinung darüber mittheile. Denn der König wolle sich auch bei Ausländern Raths darüber erholen, damit alle Gunst und Partheilichkeit ausgeschlossen sey.

Von den Akten dieser beiden Prozeße sind Handschriften in großer Anzahl vorhanden, deren mehrere in vollkommen authentischer Form auf jeder einzelnen Seite von den Notaren, die den Prozeß geführt, paraphirt und am Schluße als gleichförmig mit dem Original beglaubigt sind. Die Originalakten der beiden Prozeße selbst wurden von den Revisionsrichtern vereinigt und auf Befehl Karls VII in den Tresor des Chartes niedergelegt. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt, sey es, daß sie, wie Einige glauben, von dort in das Archiv des Rechenhofes gebracht

und von dem großen Brande, der das Archiv heimsuchte, zerstört wurden, oder daß sie noch in irgend einem Winkel des Tresor des Chartes, unter den Papieren begraben liegen. Bei der vollkommen gerichtlich beglaubigten Form unserer Handschriften würde der Verlust von geringer Bedeutung seyn, wären nicht die Verhöre der Jungfrau hier in der lateinischen Uebersetzung, statt in dem ursprünglichen Französischen, wie die Jungfrau antwortete. Die Uebersetzung wurde erst nach ihrem Tode, unter der Leitung des Thomas de Courcelles, von den Notären verfaßt. Doch sind auch noch zwei Handschriften erhalten, die wie es scheint Abschriften des französischen Originals sind und Manches genauer und mehr zum Vortheil der Jungfrau, als in der lateinischen Uebersetzung; darstellen, obschon die Verschiedenheit keine von den wichtigeren Punkten betrifft.

Die vorzüglichsten Handschriften beider Prozeße und der Gutachten finden sich in der königlichen Bibliothek zu Paris, die eine ganze Reihe und darunter mehrere vollkommen authentische besitzt; in dem Depot des Chartes; in der Vaticanischen Bibliothek zu Rom unter den Handschriften der Königin Christina von Schweden und des berühmten Petau's; in den Bibliotheken von Orleans, Cambridge, Dijon und Genf. Del'Averdy hat in den: Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roy tom. III pag. 171 bis 228 eine sehr ausführliche Beschreibung von 28 Pariser Handschriften, 4 Vaticanischen und 2 Orleanser gegeben. Noch gegenwärtig wird zu Paris in der Königl. Bibliothek, eine Original Handschrift des Revisionsprozeßes aufbewahrt, welche der Bischof von Paris J. Chartier, einer der von dem Pabste Calixtus III ernannten Revisionsrichter, laut der Aufschrift, der Bibliothek des Kapitels von Notre Dame geschenkt hat und von welcher der Dichter Martial de Paris in seinen Vigilles du Roy Charles VII part. I pag. 122 ed. de Paris 1724. fast gleichzeitig sagt:

Ou Procès de ceste innocente
Ya des choses singulières,
Et c'est une grande plaisance
De veoir tous les deux matieres
Ledit Procès est enchesné
En la Librarie Nostre-Dame
De Paris, et fut là donné
Par l'Evesque, dont Dieu ayt l'ame.

Auch die Königl. Bibliothek zu München besitzt eine lateinische Abschrift des ersten Prozeßes, gezeichnet U 471 II. Folio. Sie ist auf Papier, 234 Blätter stark und der Schrift nach zu urtheilen, aus dem Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrh. Früher gehörte sie dem Jesuiten-Colleg in Paris, von dort kam sie in die Pfälzer Bibliothek nach Mannheim und weiter nach München. Es ist eine Copie einer früheren authentischen Abschrift, welche nach dem königlichen Original war gefertigt und von den drei Notären des Prozeßes auf jedem Blatte paraphirt worden. Die Münchner Copie wurde ihrer Seits 1763 paraphirt. Sie fängt an mit den Worten: In nomine Domini incipit processus in causa fidei contra quondam quamdam mulierem Johannam, vulgariter dictam La Pucelle. Wie es scheint ist es eine ganz vollständige Abschrift jenes Originals, ihr Inhalt ist folgender. *)

Im Beginne nennen sich Peter Cauchon Bischof von Beauvais und Johann Le Maistre Viceinquisitor, als die Richter, die hier über den von ihnen geführten Prozeß Bericht erstatten. Im ersteren Theile referirt blos der Bischof, später nach erhaltener Vollmacht tritt Le Maistre als Richter und Berichterstatter hinzu. Alle Protokolle und Verhöre sind lateinisch. Bei jeder Sitzung werden alle gegenwärtigen Assessoren namentlich voraus genannt. Sie fangen mit der Gefangennehmung der Jungfrau an und den Verbrechen, die ihr der Ruf schuldge-

*) Die erste Nachricht von dem Vorhandenseyn dieser Handschrift verdanke ich der Güte des Hrn. Custos Schmeller.

geben. Daher habe die Universität von Paris, durch den Generalvikar der Inquisition Martin Villerin, von dem Burgunder und Luxemburger ihre Auslieferung verlangt, an den Bischof von Beauvais, ihren ordentlichen Richter. Der Bischof habe das gleiche Gesuch gestellt und so auch der König von England. Worauf dann die Auslieferung erfolgt sey. Bei der Sedisvacanz des Stuhls von Rouen habe das Kapitel ihm, dem Bischof, Territorium für diesen Prozeß ertheilt. Den 9. Jan. 1430 habe er darum zum Beirathe eine Versammlung von Doktoren und Magistern berufen, die ihm gerathen, über ihre Worte und Werke Erkundigungen einzuziehen. Worauf er ihnen erklärt, daß er bereits solche angestellt und noch ferner anstellen werde, was ihnen Alles an einem bestimmten Tage solle communizirt werden. Zur geordneteren Führung des Prozeßes sey man demnach übereingekommen bestimmte Männer für die verschiedenen Aemter zu ernennen. Von allen hierauf bezüglichen offenen und verschlossenen Urkunden habe er Abschriften der Reihe nach zur besseren Uebersicht beifügen lassen. Nach dieser allgemeinen Einleitung folgen nun:

1) das französische Schreiben der Universität von Paris an den Herzog von Burgund, worin sie klagt auf früheres Gesuch keine Antwort erhalten zu haben und aufs Neue die Auslieferung der Jungfrau an den Bischof und seine Gerichtsbarkeit verlangt. 2) Ein frz. Schreiben der Universität an den Luxemburger in gleicher Absicht. — 3) Lat. Gesuch des Generalvicars der Inquisition Bruder Martins an den Burgunder, daß sie ihm übergeben werde, zur Untersuchung vor dem Procurator der Inquisition über die schuldgegebenen Verbrechen. Dat. 25. März 1430. — 4) Das franz. Gesuch des Bischofs an den Burgunder und den Luxemburger, nebst dem lat. Bericht des Boten, daß es ihnen im Lager vor Compiegne am 14. Juli 1430 feierlich sey zugestellt werden. — 5) Lat. Schreiben der Universität an den Bischof, worin diese ihm ihr Befremden zu erkennen gibt, daß die Jungfrau, obwohl sie sich in den Händen des Königs von England bereits befinde, doch noch nicht ihm und dem Inquisitor zur Untersuchung sey übergeben worden. Dat. 21 Nov. 1430. — 6) Franz. Schreiben der Universität an den König von

England, worin sie über Verzögerung der Gerechtigkeit klagt, und ihn dringend ermahnt, die Johanna entweder Jenen zu übergeben oder vor die Doktoren von Paris zu stellen. Dat. 21. Nov. 1430. 7) Franz. Urkunde König Heinrichs von Frankreich und England an den Bischof von Beauvais, bewogen durch sein und der Universität Gesuch ertheile er Vollmacht, daß die Jungfrau ihm, so oft er es verlange, zum Verhöre vorgeführt würde. Sollte sie aber der beschuldigten Verbrechen nicht überführt werden, so behalte er sich vor, sie zurück zu nehmen. Dat. Rouen 3. Jan. gezeichnet vom König auf das Referat seines großen Rathes. — 9) Lat. Urkunde der Territorialverleihung von dem Capitel von Rouen an den Bischof. Dat. 28. Dez. 1430. — 10) Vier lat. Ernennungs- und Bevollmächtigungs-Urkunden nämlich: von Johann Estivet zum Promotor u. Generalprocurator; 11) des W. Colles u. W. Manchon zu Notären; 12) des Joh. de la Fontaine zum consiliarius und commissarius examinator der Zeugen; und des Massieu zum Executor.

Nach diesen zur Einleitung gehörigen Urkunden folgt 13) das Protokoll der Sitzung vom 13. Jan. worin der Bischof sagt, er habe die Erkundigungen aus ihrem Geburtsorte nebst gewissen Memorialen hierüber und über ihren Ruf vorgelesen. Eine Abschrift davon hat er jedoch nicht beigelegt. Es wird nun beschlossen, hieraus bestimmte Artikel abzufassen, um zu sehen, ob sich die Sache zur Anklage eigne. Diese werden an den folg. 3 Tagen abgefaßt u. 14) in der Sitzung vom 23. Januar vorgelesen, worauf der Beschluß gefaßt wird, zur informatio praeparatoria über ihre Worte und Werke zu schreiten. Wegen anderweitiger Beschäftigung ernennt der Bischof den J. de la Fontaine zu seinem Commissär. — 15) Protokoll der Sitzung vom 13. Febr. Beeidigung der beim Prozeße angestellten Personen, und an den 4 folgenden Tagen Einleitung der sogen. informatio praeparatoria — 16) Protokoll der Sitzung vom 19. Febr. Communizirung der abgefaßten Artikel und Beschluß, daß darin hinlänglich Grund enthalten sey, die Johanna zur Untersuchung vorzuladen. Aus Achtung vor dem h. Stuhl, sagt weiter der Bischof, habe er in Abwesenheit des Inquisitors seinen Vicar, J. Le Maistre, zur Theilnahme aufgefordert, dieser aber Mangel an Vollmacht vorgeschützt. Worüber dieser sich ausdrücklich in einer neuen Sitzung am Nachmittage erklärt. — 17) Protokoll der Sitzung vom 20. Febr. Erklärung des Bischofs, daß er an den Inquisitor schreiben wolle, wegen der Bevollmächtigung Le Maistres; dieser billigt, daß man einstweilen fortfahre und so erfolgt der Beschluß, Johanna auf den 21. Febr. vorzuladen. Beigegeben sind noch 18) das lat. Creditivschreiben des Le Maistre als Viceinquisitor dat. Rouen

11. August 1424 und das Schreiben des Bischofs an den Inquisitor zur Spezial-Bevollmächtigung dat. Rouen 22. Febr. 1430.

Nun folgen der Reihe nach die Protokolle der Verhöre und zwar 19) das vom 21. Febr., wo sie zuerst vor dem Richterstuhle erscheint. Vorher wird das königl. Patent über ihre Auslieferung, so wie die Territorialverleihung und die Vorladung vorgelesen. Von dieser letztern ist eine Copie dat. Rouen 20. Febr., nebst der lateinischen Relation Massieus über ihre Vollstreckung, beigefügt. Es heißt darin, wie sie versprochen habe auf die Fragen nach der Wahrheit zu antworten, mit dem Begehren, daß man eben sowohl Männer von ihrer Parthei als von der englischen hinzuzöge, u. mit der Bitte, ihr zu erlauben, die h. Messe zu hören. Während der Bischof sich gegen diese Bitte ihrer Hartnäckigkeit wegen erklärt, erscheint die Jungfrau und nun beginnt das Verhör mit der Aufforderung zum Eide, worauf ihre erste Antwort also lautet: „Nescio super quibus vultis me interrogare, forte vos poteritis a me talia petere, quae non dicam vobis. Weiter das Protokoll des Verhörs vom 22. Febr. mit der wiederholten Erklärung Le Maistres; dann das vom 24. und 27. Febr., das vom 1. und die beyden vom 3. März, Vormittags nämlich und Nachmittags, an deren Schluß der Bischof erklärt, er werde rechtskundige Männer beauftragen, eine recollectio aus den Geständnissen der Jungfrau zu machen, um zu sehen, ob es nöthig sey, sie noch ferner zu vernehmen, was alsdann durch besonders dazu Bevollmächtigte geschehen sollte, die Uebrigen möchten unter dessen reiflich über das Bisherige nachdenken und überlegen, was weiter zu thun sey.

20) Diese Recollectio wird an den sechs folgenden Tagen gemacht und J. de la Fontaine beauftragt, Johanna darüber ferner zu vernehmen, also folgt das Protokoll des neuen Verhörs vom 10. März. 21) In der Sitzung vom 12. März zeigt Le Maistre den Empfang seiner neuen Vollmacht an, deren Abschrift beiliegt. Dat. Constanz 4. März 1430, hierauf folgt das Verhörsprotokoll, welches am Nachmittag fortgesetzt wird. 22) Sitzung v. 13. März, in der Le Maistre als wirklicher zweiter Richter, die von dem Bischof bey dem Prozeße Angestellten seiner Seits für die Inquisition in Eid nimmt, und zwei Knappen des Königs von England zu Gefängnißhütern ernennt. Beyliegen seine Ernennungsurkunden von Estivet und Massieu Dat. 13. März. Fortsetzung des Verhörs. 23) Verhör vom 14. März Morgens. Ernennung des N. Taquel zum dritten Notär, die Urkunde folgt Dat. 14. März; Nachmittags neues Verhörprotokoll, und ein weiteres vom 15. und zwey vom 17. Morgens und Nachmittags. 24) In der Sitzung vom Sonntag 18. März läßt der Bischof einen Auszug aus den Verhören vorlesen und fordert die Assessoren auf, die

Rechtsbücher nachzuschlagen und am Donnerstag ihre Meinung darüber abzugeben, unterdessen wolle er bestimmte Artikel zur Anklage gegen die Jungfrau abfassen lassen. 25) Donnerstag den 22. März werden die Gutachten vieler Doktoren vorgetragen und beschlossen, die früheren Auszüge aus den Verhören auf eine geringere Anzahl von Artikeln zurückzuführen, zu diesem Zwecke werden 26) ihr die früheren Verhöre, damit sie dieselbe als ihren Aussagen gemäß anerkenne, französisch vorgelesen. 27) Protokoll vom Palmsonntag 25. März, wo Johanna bittet, die Messe zu hören, man aber von ihr die Ablegung der Männerkleidung verlangt. 28) Protokoll vom 26. März, die Artikel des Promotors werden vorgetragen und beschlossen, nach geendigtem vorläufigem Verfahren, nun den Processus ordinarius zu beginnen und Johanna über die Artikel am folgenden Tage zu vernehmen.

29) In der Sitzung vom 27. März trägt der Promotor sein Anklagestück vor, wovon zwey Abschriften französisch und lateinisch beygefügt sind. Die Artikel werden für gut befunden und beschlossen sie der Johanna französisch vorzulesen. Zuerst wird ihr angeboten, einen Rath sich zu wählen, was sie aber ausschlägt und hierauf folgen die Anklageartikel einzeln mit den jedesmaligen Antworten der Jungfrau. Es sind der Zahl nach vier und siebenzig und sie nehmen in der Handschrift nicht weniger als 130 Folioseiten ein.

30) Die Aufforderung zur Unterwerfung vom Samstag den vorletzten April. 31) Versammlung der Richter mit einigen Assessoren am 2. April, worin die aus den Verhören ausgezogenen Artikel auf zwölf Artikel zurückgeführt werden, mit dem Beschluß sie rechtskundigen Männern zur Begutachtung mitzutheilen. 32) Dies geschieht am 5. April, u. es folgen 26 zum Theil ausführliche Gutachten in Abschrift von Bischöfen, Doktoren, Magistern, Baccalaureen, Licentiaten, Advokaten und dem Capitel von Rouen. 33) Neue Aufforderung vom 18. April zur Unterwerfung. 34) Beschluß vom 2. Mai sie noch einmal durch den J. Castillon nach einem bestimmten Memorial aufzufordern, zur Wahrheit zurückzukehren, dann folgt das Protokoll über die Ausführung sammt dem Memorial u. ihren Antworten. 35) Aufforder. v. 9. Mai falsche Antworten zu berichtigen unter Androhung der Folter. 36) Beschluß vom 12. Mai die Folter nicht anzuwenden. 37) Mittheilung eines französischen Schreibens der Universität von Paris an den König von England und eines anderen an den Bischof, beide datirt vom 14. Mai 1431, nebst den Gutachten der Facultät der Theologie und der Rechte über die 12 Artikel, welche die Universität annimmt. Alles in Abschrift beiliegend. Es folgt nun die Abstimmung über das Urtheil, u. von jedem Einzelnen wird das Votum aufgeführt. Beschluß sie noch einmal zu ermahnen. 38) Es folgt das Protokoll dieser Auffor-

derung am 23. Mai, worin ihr die 12 Artikel mit dem Gutachten der Universität mitgetheilt werden. Beschluß sie auf den folgenden Tag nach St. Ouen zur Anhörung des Urtheils vorzuladen.

Das Protokoll vom 24. Mai, enthaltend die Predigt auf St. Ouen mit dem falschen Widerruf in franz. Sprache, nebst der lateinischen Uebersetzung, dann die Abschrift des Urtheils und ferner das Protokoll vom Nachmittag desselben Tages, wo Le Maître sie im Gefängniß mit mehreren Assessoren besucht und ermahnt bei dem Widerrufe zu verharren.

Das Protokoll vom 28. Mai, wonach die Richter die Jungfrau im Gefängniß wieder in der Mannskleidung finden, sonach erfolgt der Bericht über die Sitzung vom 29. Mai und die Abstimmung jedes Einzelnen üb. das letzte Urtheil. Beschluß gegen sie als rückfällig in der Form Rechtens zu verfahren und sie auf den alten Markt vorzuladen. Abschrift des Vorladungsschreibens und der Relation des Executors über dessen Vollstreckung und das letzte Verdammungsurtheil. Zuletzt folgt noch eine Abschrift des zweiten Urtheils von St. Ouen, das damals nicht ganz war vorgelesen worden. Hier endet der Prozeß und es folgt unmittelbar die Beglaubigung der drei Notäre, die erste von Wilhelm Colles lautet also: Et ego Guillermus Colles, alias Boisguillaume presbyter, Rothomagensis diocesis publicus auctoritate apostolica et in curia archiepiscopali Rothomagensi notarius ac in causa praesenti sive materia cum aliis scriba juratus, affirmo collationem praesentis processus centum et undecim folia continentem, debite cum Regio originali fuisse factam, et ideo praesentem processum in singulis foliis manu propria signavi et hic cum duobus aliis notariis me subscripsi manu propria in testimonium praemissorum. Sic Sign. Boisguillaume.

Gleichlaut ist die Beglaubigung der beiden andern Notäre Manchon u. Taquel, woraus klar, wie schon gesagt, die Münchner Handschrift nur eine Abschrift ist. Ihre eigene Paraphirung steht auf der ersten Seite und lautet: Paraphe au dessus de l'arrest du 5 Juillet 1761. sig. Mesnil. Hinter dem Prozesse steht endlich noch auf 39 Seiten die bekannte Instruction, welche die Richter vergeblich nach ihrem Tode anstellten, ohne sie durch die Notäre legitimiren zu lassen, was daher auch in dieser Handschrift, wie in andern fehlt. Es sind die Aussagen von 7 Zeugen, dann der Widerruf des Bruder Bosquier, der von dem Urtheil übel gesprochen hatte, seine Verurtheilung zum Gefängniß dat. Rouen 8. August 1431, das offene Schreiben des Königs von England an den Kaiser, die Könige, Herzogen und Fürsten der gesammten Christenheit, dat. 28 Juni und endlich ein Schreiben der Universität von

Paris an den Pabst und ein anderes an das Kardinalscollegium, worin sie den Prozeß als ein Muster für ähnliche Fälle aufstellt.

Uebrigens muß man es zur Schande Frankreichs sagen, weder der Verdammungsprozeß noch der der Revision, sind bis auf den heutigen Tag vollständig gedruckt, trotz der großen Zahl der davon vorhandenen Handschriften. Zwar hat Buchon in der Sammlung seiner französischen National-Chroniken unter dem Titel: Chronique et procès de la Pucelle d'Orleans d'après un manuscrit inédit de la Bibliothèque d'Orleans et accompagné d'une dissertation de l'abbé Dubois. Paris 1827, den ersten Prozeß nach einer Handschrift von Orleans, die die Verhöre französisch enthält, abgedruckt. Nach der eigenen Angabe des Uebersetzers ward sie auf Befehl Ludwigs XII. und die Bitte des Admiral Graville gefertigt. Der Uebersetzer hatte aber, wie es scheint, das französische Original der Verhöre vor Augen und er übersetzte blos die lateinischen Einleitungen und Dokumente. Allein diese Handschrift ist sehr unvollständig, sie enthält nicht alle Verhöre und kürzt ab. Buchon hat sich nicht die Mühe genommen, das Fehlende wenigstens Auszugsweise nach lateinischen Handschriften zu ergänzen. Wie unvollständig sie ist, kann man leicht sehen, wenn man sie mit dem oben gegebenen Inhalte der Bändchen vergleicht.

Die Abhandlung Dubois enthält manche gute Bemerkung über den Werth dieser Handschrift, wenn er aber pag. 105 behauptet, es finde sich darin die ursprüngliche und ächte Abschwörungsformel der Johanna; so irrt er sich; denn es ist blos eine willkührlich verstümmelte Abschrift der falschen. In einem Anhang hat Buchon noch Mehreres, aber meist schon Gedrucktes, zur Geschichte der Jungfrau mitgetheilt. Der Revisionsprozeß ist übrigens noch ganz ungedruckt bis auf die Auszüge bei De l'Averdy u. Lenglet Dufresnoy.

Außer diesen gerichtlichen Urkunden haben wir noch die Schriften einer Reihe ihrer Zeitgenossen und Landsleute, die zum Theil an Ort und Stelle das aufschrieben, was sie vor ihren Augen geschehen. Die thatenreiche Zeit Karls VII., in der die französische Krone in der tiefsten Erniedrigung Land und Selbständigkeit durch ritterliche Kraft wieder gewinnen mußte, weckte auch in mancher Brust das Verlangen, diese Heldenthaten aufzuschreiben. Und hat das neuere Frankreich sich sorglos in der Herausgabe jener Aktenstücke über ein so wundervolles Ereigniß seiner Geschichte gezeigt, so kann man es dem alten nicht zum Vorwurf machen, daß es ihm an Lust und Fleiß gefehlt, seine Geschichte den Enkeln zu überliefern. Denn wir besitzen über die Jungfrau und ihre Zeit eine so reiche Fülle von Chroniken und Tagbüchern, wie die deutsche Geschichte leider nichts Aehnliches aufzuweisen hat. Schon damals hat es Frankreich nicht an Memoirenschreibern gefehlt.

Die erste Stelle hierunter nimmt das Tagbuch eines Bürgers von Orleans ein. Von dem 12. Oktober, d. h. seit dem Erscheinen des englischen Heeres vor der Stadt, bis zum 8. Mai, wo es wieder flüchtig von hinnen zog, erzählt er Tag für Tag, was der bedrängten Stadt Gutes und Schlimmes zugestoßen. Er beschreibt ihre Angst und Noth, die Tapferkeit ihrer Ritter, den treuen aufopfernden Muth ihrer Bürger, und wie dann in der allgemeinen Verzweiflung die Jungfrau als rettender Engel ihren jubelvollen Einzug gehalten und die Macht der Feinde gebrochen. Es ist die Empfindung des Augenblicks, die hier zu uns spricht, ein lebendiges Bild, das der Berichterstatter ohne Zweifel unter dem Donner des englischen Geschützes und dem Klange der Sturmglocke niederschrieb. Man fand es in einer alten Pergamenthandschrift auf dem Stadthause von Orleans und danach hat es Leon Trippault herausgegeben unter dem Titel: Histoire du Siege d'Orleans fait par les Anglois en 1428 et sa délivrance par Jeanne d'Arc, dite la Pucelle, tirée d'un ancien exemplaire, Orleans 1576. Es gibt noch 6 andere Ausgaben, gewöhnlich hat man aber eine Fortsetzung ihrer Geschichte hinzugefügt, die jedoch großen Theils aus der sogenannten Chronik der Jungfrau genommen ist, von der unten.

Gleichzeitig mit diesem Bürger von Orleans schrieb auch ein Bürger von Paris ein Tagebuch alles dessen, was er dort sah und hörte. Seine Schrift fängt an mit dem Jahr 1405 und geht bis 1449. Der Verfasser stand mit ganzer Seele auf der englischen und burgundischen Seite und zwar so sehr, daß er selbst an der schrecklichen Tyrannei, welche die Schinder und Metzger in Paris ausübten, als sie die Stadt für den Burgunder unter ihre Hut [illegible]nommen, nichts Sonderliches zu tadeln findet, dagegen ist er ganz wüt[illegible]gen die Armagnaken und die Parthei König Karls, den er nich[illegible]nnt. Er weiß alle Vorfälle der Stadt bis ins Einzelnste zu erz[illegible]nd folgt hier alles auf einander: Feste, feierliche Aufzüge, Pre[illegible]nd Huldigungen, Unruhen, Verschwörungen, Hinrichtungen [illegible]rien, Grausamkeiten, kalte Winter, Theuerung, Hungersn[illegible]rungen und Missethaten. Das ganze Elend des zerrissenen [illegible]egelt sich in dem inneren Getriebe der Stadt ab, er selbst wi[illegible]t von Unwillen ergriffen und nennt dann alle, von welcher Par[illegible] auch seyn mochten, die als Führer an der Spitze standen, Verräther. Seine Nachrichten über die Jungfrau sind, weil er fern von dem Schauplatz nur nach Hörensagen berichtet, sehr kurz und mangelhaft, sie sind aber wichtig, als ein Zeugniß der Gegenpartei und wie man davon in Paris sprach. Auch er erzählt ihre großen Siege und weiß außer einigen abgeschmackten Mährchen und Unwahrheiten, wie z. B. sie habe gesagt, wenn es ihr beliebe, könne sie

donnern machen, nichts Böses von ihr zu berichten, ja bei ihrem Tode erzählt er, wie Einige gesagt, so sey sie als eine Märtyrerin gestorben. Dies Tagbuch ist am vollständigsten abgedruckt in den Mémoires pour servir à l'Histoire de France et de Bourgogne Paris 1729. 4to pag. 1 — 208. Das dritte Hauptwerk ist dann die sogenannte Chronique de la Pucelle (die Chronik der Jungfrau) von einem Ungenannten. Er beginnt mit dem Jahre 1422, bei dem Tode Karls VI und dem Regierungs-Antritte des unglücklichen Karls VII. Er schildert den innern Zwiespalt des Landes und den in allen Theilen des Reiches wüthenden Krieg, wie ihn bald einzelne Ritter mit dem Gefolge ihrer Vasallen bald die Heerführer mit mächtigen Heeren geführt, mit seinen großen und kleinen Schlachten, seinen Ueberfällen und Kriegslisten, seinen gewonnenen und verlornen Städten und Burgen, und mit dem Elende des ausgeplünderten Volkes. Dann folgt sehr ausführlich die Geschichte des Auftritts der Jungfrau, die Befreiung von Orleans, ihre Siege und die Krönung des Königs zu Rheims. Leider aber führt er die Geschichte nicht fort bis zu ihrem Tode, sondern ein Jahr früher, bei der Rückkehr des Königs von seinem Zuge gegen Paris, bricht er im September 1429 ab. Seine Erzählung ist die vollständigste, die wir von einem Zeitgenossen von ihren Thaten haben, sie ist schlicht und einfach, aber sehr treu und manchmal fast wörtlich mit den Akten übereinstimmend. Der Verfaßer stand zwar auf der Seite König Karls VII gegen Burgund und England, und erzählt in festem Glauben die Wunder der Jungfrau, allein doch nicht so, daß er mit gehäßiger Partheilichkeit die Widersacher schmähte. Vielmehr berichtet er ihre Siege mit der gleichen Ruhe, wie die der Seinen. Er war wahrscheinlich selbst bei der Belagerung von Orleans und dem Kriege gegenwärtig, wenigstens hatte er Nachrichten von Augenzeugen, wie er es uns selbst versichert. Mehrmal wurde diese Chronik später gedruckt und Friedrich Schlegel hat davon eine abgekürzte deutsche Uebersetzung mit Nachahmung des alten Styles gegeben. Büchon hat sie wieder neuerdings herausgegeben in den National-Chroniken pag. 225 — 370.

Aus dieser Chronik hat denn Johann Chartier, wie es scheint, die Geschichte der Jungfrau abgekürzt erzählt; denn sie stimmt in Vielem wörtlich überein. Er war ein Sänger der Abtei von St. Denys und Chronist oder bestallter Geschichtschreiber Karls VII. Auf den Befehl des Königs beschrieb er seine und seiner Ritter Thaten. Chartier's Geschichte beginnt 1422 und endet mit dem Tode des Königs 1461. Er hat zwar auch mehrere eigene Nachrichten über die Jungfrau, die in der obigen Chronik fehlen, allein er ist nicht so ausführlich noch so genau, als diese.

Es gibt noch eine andere Chronik eines Zeitgenossen, die die Geschichte Karls VII darstellt. Sie ist theils unter dem Namen eines Secretaires Karls VI und VII, Alain Chartier, eines der beliebtesten Dichter seiner Zeit, bekannt, theils führt sie den Namen des Jacob le Bouvier, zugenannt Berry, des ersten Herolden Königs Karl VII. Hier wird aber die Geschichte der Jungfrau noch minder ausführlich erzählt. Ganz kurz geschieht es endlich in der Chronik eines Ungenannten, der von 1400 bis 1467, mit wenigen Worten aufgeschrieben, was Jahr für Jahr bis zum Tod Herzog Philipps des Guten von Burgund Merkwürdiges sich zugetragen. Die vier letztgenannten Chroniken sind abgedruckt in der großen Sammlung von Godefroy Histoire de Charles VII Paris 1661. Wichtiger dagegen ist wieder das ausführliche Geschichtswerk des Enguerrand de Monstrelet, Les chroniques de France, d'Angleterre et de Bourgogne eine Fortsetzung des großen Froissarts. Denn sind die früheren Chronisten Anhänger König Karls VII und erheben sie keinen Zweifel gegen die Sendung der Jungfrau zur Rettung Frankreichs, so war Monstrelet umgekehrt im Dienste des Herzogs von Burgund. Er schrieb sein Werk zu Cambray, das damals noch zum Reiche gehörte. Doch auch in seiner Erzählung trifft kein Fleck die Jungfrau, wenn man einige Unrichtigkeiten ausnimmt. Er sagt selbst, daß man ihr nicht gleich leichtfertig geglaubt, sondern sie zuvor erst genau geprüft habe, weil man 2 Monate sie für verrückt gehalten. Nach ihren Verrichtungen berichtet er und wie weit und breit Niemand so hochberühmt gewesen. Sein Bericht ist übrigens der eines Augenzeugen, denn er erzählt selbst wie er zugegen gewesen, als der Herzog vor Compiegne nach der Gefangennehmung mit ihr gesprochen, den Inhalt der Rede aber habe er vergessen. Nur ist seine Erzählung sehr mangelhaft und dadurch zum Irrthum verführend. So erzählt er nicht selbst ihren traurigen Tod, sondern rückt statt dessen ein Schreiben des Königs von England an den Herzog von Burgund ein, worin der Proceß sehr partheiisch dargestellt wird, ohne daß Monstrelet ein Wort zur Berichtigung sagte.

Der spätere englische Chronist Holinshed Chronicles of England, Ireland, and Scotland, folgt zuerst den französischen Chroniken und gibt daraus ein schönes Bild von ihr. Nach den Berichten war sie, so sagt Holinshed, anmuthig in ihrem Wesen, von Gestalt stark und männlich, groß von Muth, kühn und überaus tapfer, verstand Anschläge ohne daß sie zugegen gewesen, zeigte große Züchtigkeit des Leibes und des Betragens, führte bei all ihrem Thun den Namen Jesus im Mund, war demüthig, gehorsam und fastete mehrere Tage der Woche. Später aber erzählt er, wie sie dem Franquet in ihrer Wuth mit

eigener Hand das Haupt heruntergeschlagen hätte und könne man daraus erkennen, welcher Geist sie besessen hätte; wogegen sich übrigens Johanna als eine Verläumdung in ihren Verhören ausführlich erklärt hat. Der Zeitgenosse und Landsmann von Holinshed Grafton erzählt die ganze Geschichte der Jungfrau mit einer lächerlichen Wuth. Hundert Jahre darnach kann er sich nicht genug darüber ereifern, daß Karl VII sich von einem solchen Monstrum habe hintergehen, anführen und betrügen lassen.

Fast könnte man auch das seltsame Dichtwerk des Martial de Paris, genannt d'Auvergne unter die Geschichtswerke der gleichzeitigen Chronisten rechnen. Er blühte um das Jahr 1480 und war ein angesehener Dichter seiner Zeit. Sein Werk führt den Titel: „Die Todesvigilien König Karls VII mit neun Psalmen und neun Lectionen. Das Ganze besteht aus ohngefähr 15000 Versen und ist eigentlich eine Reimchronik, in der die Befreiung Frankreichs von dem Joche der Engländer und die siegreiche Regierung Karls VII, unter der sonderbaren Gestalt eines Trauergottesdienstes besungen wird. Er beobachtet darin die kirchliche Form, indem er die eigentliche Geschichtserzählung im alten Reimchroniken-Styl als Psalmen giebt, die er mit Lectionen und Responsionen begleitet. Die Lektionen werden von lauter allegorischen Figuren gesungen, es treten da abwechselnd als sprechende Personen auf: Frankreich, der Adel, der Ackerbau, der Handel, die Geistlichkeit, die Barmherzigkeit, die er den Kaplan der Damen nennt, die Gerechtigkeit, der Friede und die Kirche. Jede von diesen Personen singt eine eigene Lektion, ihr antworten dann die ihr entsprechenden Personen, dem Adel die Edelleute, dem Ackerbau die Ackersleute u. s. w. Alle stellen den kläglichen Zustand des Landes vor Karl VII mit seinem inneren und äußeren Krieg in lebhaften Farben dar, sie preisen dann den König, daß er ihnen Friede und Gerechtigkeit, Reichthum und Glück, Sitte und Recht wieder gegeben. Jeder Stand preißt ihn für seine eigenen Wohlthaten, beklagt seinen Verlust und wünscht ihm dafür zum Lohn die ewige Glückseligkeit im anderen Leben. Das Ganze endet mit den Laudes und Gebeten. Bei mancher Härte und der Seltsamkeit der Form fehlt es ihm aber durchaus nicht an natürlichem poetischen Geiste, so wie an großer Gewandtheit der Sprache und dabey ist er in der Geschichtserzählung, wozu auch die Thaten der Jungfrau gehören, so ausführlich und genau, wie ein Chronist, also daß man ihn auch als solchen benutzen kann. Die Geschichte der Jungfrau steht in seinem vierten Psalmen. Dieß Dichtwerk erschien in mehreren Ausgaben, unter anderen Paris 1724 unter dem Titel: **Les poesies de Martial de Paris**, dit d'Auvergne in 2 Theilen 8.

Außer den erwähnten Akten u. Chroniken, giebt es noch eine Anzahl einzelner

gleichz. hieher gehöriger Briefe u. Urkunden, die in verschied. Werken zerstreut sind. Einige Nachrichten finden sich auch im XV. Band der Verhandlungen des französisch-englischen Parlaments aus jener Zeit, und in der großen bekannten Sammlung der Foedera von Rymer. Tom. X. Ferner können auch als gleichzeitige Aktenstücke gelten, die Abhandlung, die Gerson zugeschrieben wird, und die ausführlichere des Landauer Geistlichen, sowie die des Heinrich von Gorkheim, Vicekanzlers der Universität von Köln. Melchior Goldast hat sie herausgegeben unter dem Titel: Sibylla Francica seu de admirabili Puella Johanna Lotharinga, pastoris filia, ductrice exercitus Francorum sub Carolo VII. Dissertationes aliquot coaevorum scriptorum, ex Bibliotheca Melchioris Haiminsfeldii Goldasti 4. Ursellis 1606.

Vor mehreren Jahren hat man in der Grenobler Bibliothek eine prachtvolle Handschrift der lat. Gedichte des Antonio Astezan entdeckt, und darunter auch eines über die Jungfrau. Dieser Antonio war geboren 1412, er wurde 1447 Privatsekretär des aus der englischen Gefangenschaft zurückgekehrten Herzogs Karl von Orleans. Dieß Gedicht steht unter seinen litterae heroicae, es ist datirt 1435 und an den Herzog gerichtet, dessen Lob er am Ende feiert, mit der Ermahnung, die Gefangenschaft in Geduld auszuhalten. Was aber dabei besonders merkwürdig ist die Geschichte, die er hier von der Jungfrau gibt, stimmt, wenigstens nach dem Auszuge in den memoirs of Jeanne d'Arc vol. II. pag. 40 zu urtheilen, so genau mit dem Briefe des Benlammik*) Seneschals des Herz. v. Orleans, den wir Kap. 25 p. 197 mitgetheilt, überein, daß man glaubt, eine Uebersetzung in lateinischen Versen davon zu lesen. So bestätigen sich beide gegenseitig, und wir haben hier also das, was man an dem Hofe des Herzogs von ihr wußte, der um so größern Antheil an ihr nehmen mußte, da sie seine Stadt gerettet hatte, ihn selbst befreien wollte, und sein Schicksal prophezeihte.

Doch nicht allein die französischen Chronisten gedenken ihrer Thaten, auch die Aufmerksamkeit der meisten anderen Völker der Christenheit war fast allgemein auf sie gerichtet. Schottland, Spanien, Italien, die

---

*) Hr. Archivdirektor Voigt glaubte diesen Brief zuerst im Königsberger Archiv aufgefunden zu haben, er steht aber schon und zwar in lateinischer Sprache abgedruckt in Pez thesaur. Anecdot. tom. IV. pag. 237, aus einem Codex des Klosters Mölk. Die in der Königsberger Handschrift verstümmelten Namen sind hier vollständig erhalten, er ist geschrieben dem domino Johanni Angelo Mariae, duci Mediolanensi und unterschrieben von Parnalio, dominus de Bonlavillar, woraus dann das verfälschte Benlammik geworden ist.

Niederlande, Deutschland, sie alle waren mehr oder minder bei diesem Kampfe betheiligt und wir finden in ihren gleichzeitigen Chroniken die Thaten der Jungfrau kürzer oder ausführlicher erzählt. Allein da sie meist nur die Hauptthaten ihrer Geschichte berichten, die wir mit allen Nebenumständen bei weitem zuverläßiger und genauer aus den Prozeßakten und den französischen Chronisten kennen, so können wir nur wenig Neues aus ihnen lernen, außer daß sie alle die allgemeine Bewunderung Europas vor dem siegreichen Hirtenmädchen aussprechen. Die wichtigsten Zeugnisse dieser Zeitgenossen sind folgende:

Der Pabst Pius II., Aeneas Sylvius, gedenkt zweimal der Jungfrau, einmal nur kurz in seiner Beschreibung von Europa cap. 43 und dann sehr ausführlich in den Denkwürdigkeiten seiner Zeit, die der Sekretär Gobelin aus den Papieren des Pabstes nach seinem Tode verfaßte: Pii Secundi, Pontificis Maximi, commentarii rerum memorabilium, quae temporibus suis contigerunt. Romae 1584. lib. VI. p. 281 — 288. Die Prozeßakten selbst hat er nicht eingesehen und darum vieles Große und Wunderbare ihrer Geschichte gar nicht gekannt. Hinsichtlich der göttlichen Sendung ist er schwankend, er beginnt zwar damit, daß er sagt: als Frankreich fast an seinem Geschicke verzweifelt und König Karl nicht sowohl an die Behauptung seines Reiches, als an die Flucht nach Spanien gedacht, da sey eine Jungfrau, das Kind armer Ackersleute, divino afflata spiritu d. h. angehaucht von dem göttlichen Geiste, zu ihm gekommen. Allein weiter unten schwankt er wieder und sagt: er wolle nichts entscheiden, ob es ein Werk Gottes oder menschliche Erfindung gewesen; in allem übrigen jedoch preist er die Heiligkeit ihres Lebens und den Ruhm ihrer Waffen, mit den höchsten Lobeserhebungen, und schreibt ihr die Rettung Frankreichs zu. Auch er sagt, wie man sie anfänglich am Hofe, theilweise für verrückt oder besessen gehalten, und wie man sie scharf examinirt, aber nichts Böses an ihr gefunden. Allgemein sey ihre Gewandtheit in den Waffen und in Führung des Heeres bewundert worden; und hätten gleich in Orleans die tapfersten und erfahrensten Heerführer mitgestritten, so sey doch der Ruhm des Sieges ihr zuerkannt worden. Schwerdt und Schild sey den Händen der Feinde vor ihr entfallen, immer weiter habe sich ihr Ruhm verbreitet, und aus dem ganzen Reiche seyen die Ritter unter ihre Fahne geeilt und überall habe sich das Volk vor ihr dem König unterworfen. Von ihrem Prozeße sagt er, daß man auch hier nichts Böses an ihr gefunden, aber sie sterben lassen, weil sie die Mannerkleidung wieder angelegt, indessen sey es glaublich, daß dieß darum geschehen, weil man sich selbst noch in der Gefangenschaft vor ihr gefürchtet hätte. „Das aber ist gewiß, so schließt er seinen Bericht, daß

sie eine Jungfrau war, unter deren Führung Orleans befreit ward, deren Waffen alles Land zwischen Bourges und Paris unterwarfen, durch deren Rath Rheims zum Gehorsam zurückkehrte und die Krönung des Königs geschah, durch deren Angriff Talbot in die Flucht gejagt ward und sein Heer vernichtet, deren Muth ein Pariser Stadtthor verbrannte, und deren Klugheit und Anstrengung das Reich der Franzosen aus der Gefahr befreite. Eine That, würdig dem Andenken überliefert zu werden, obgleich sie bey den Nachkommen mehr Bewunderung als Glauben finden wird."

Mit dem gleichen Lobe gedenkt ihrer auch der heilige Antoninus Erzbischof von Florenz in seinem großen Geschichtswerke. Titul. XXII. c. IX. §. VII. pag. CLXIV. Er starb 1456 und ward kanonisirt 1523.

Einen anderen ihrer Zeitgenossen führt der Niederländer Jak. Meyer in seinen Annales Flandriae lib. XV. p. 273 an. Dieser, der nach seinen eigenen Worten um ein Gutachten von Karl VII befragt, den Prozeß gesehen und examinirt hatte, erkennt ihre Sendung an. Von dem Schrecken den sie den Feinden eingejagt, erzählt er gleichfalls, wie Viele von ihnen eidlich versichert hätten, daß wenn sie blos ihren Namen gehört, oder ihre Feldzeichen gesehen, Kraft und Muth sie verlassen, so daß sie weder den Bogen zu spannen noch ein Geschoß zu schleudern vermocht. Ihrer Unschuld bei dem Prozeß von Rouen giebt er das beste Zeugniß. „Alle sagt er, wunderten sich zu Rouen, wie ein Mädchen über Glaubenssachen so weise und katholisch sprach und antwortete. Darauf aber waren ihre Untersucher (die alle der englischen Parthei angehörten) vorab bedacht, daß sie durch listige, schlaue und gleißnerische Worte die heilige Jungfrau Christi (sanctam Christi virginem) fiengen und der Irrlehren beschuldigten: aber es gelang ihnen nicht, ihre Antworten wurden ihr von Gott eingegeben, und sie vermochten seinem Geiste nicht zu widerstehen. — Es war die allgemeine Meinung aller Engländer und des Volkes Stimme, daß sie nie glücklich gegen die Franzosen streiten und den Sieg gewinnen würden, so lange diese Jungfrau lebe, welche sie eine Zauberin und Giftmischerin nannten. Sie war von Gott gesandt, auf daß Keiner seinem Arme vertraue ꝛc."

Was der Italiener, Bruder Philipp von Bergamo, in seinem Buche de claris mulieribus cap. 157 erzählt, wenn gleich, wie es scheint, etwas oratorisch und ausgeschmückt, ist wichtig, weil er es, nach seiner eigenen Aussage, von Wilhelm Guasch, einem Hofmanne des Königs von Frankreich hatte, der es gesehen oder gehört hatte. Er beschreibt auch darin ihre Gestalt und spricht von dem Geheimniß, das sie dem König offenbarte. Uebrigens aber sind in seiner Erzählung sehr viele offenbare Unrichtigkeiten und grobe Verstöße gegen die Geschichte, so groß auch sonst seine Bewunderung vor ihr ist.

Noch haben wir den Ausspruch eines anderen Augenzeugen des Guido Pape der in seiner quaestio 84 von ihr sagt: „zu meiner Zeit habe ich eine Jungfrau, Johanna genannt, gesehen, die in dem Jahr, da ich den Doktorgrad erlangte, zu herrschen anfieng, die durch göttliche Eingebung die Waffen nahm und das französische Königreich wieder herstellte, indem sie die Engländer mit gewaffneter Hand vertrieb und dem Reiche Karl den König wiedergab. Diese Jungfrau hat drei oder vier Jahre geherrscht.“

Unter den gleichzeitigen deutschen Chronisten hat Eberhard von Windeck am ausführlichsten ihre Geschichte erzählt, die dahin gehörigen Kapitel fehlen aber gänzlich in der gedruckten Ausgabe von Menken und man muß sie in den vollständigeren Handschriften nachlesen, deren es mehrere gibt. Trithemius der Abt von Sponheim und mehrere andere erwähnen ihrer, aber nur sehr kurz. Zehn Jahre nach ihrem Tod stellte der Dominikaner Johann Nider in seinem großen Werke über das Herenwesen: Formicarium. De maleficiis et eorum deceptionibus cap. VIII die Frage auf, von welchem Geiste sie beseelt gewesen. „Neuerlich, sagt er unter Anderen, es sind noch nicht zehn Jahre, war eine Jungfrau in Frankreich Namens Johanna, die, wie man glaubte, so wohl mit prophetischem Geiste als mit der Kraft Wunder zu wirken ausgerüstet war. Viele künftige glückliche Ereignisse sagte sie voraus und wohnte den Siegen bei und verrichtete andere wunderbare Dinge, wodurch nicht allein Frankreich sondern alle christlichen Königreiche von Erstaunen ergriffen wurden.“ Er hält übrigens mit seinem eigenen Urtheil zurück, seine Nachrichten hatte er a Magistro Nicolao Amici, Licentiato in Theologia, qui ambasciator fuit Universitatis Parisiensis. Dies war ohne Zweifel Nicolaus Midy, der mit J. Beaupere der Universität von Paris die falschen 12 Artikel zur Begutachtung überbracht hatte. Dieser habe ihm gesagt, erzählt er weiter, wie sie bekannt hätte, einen besonderen Engel von Gott zu haben, den aber die Gelehrten für einen bösen Geist gehalten hätten, wie Solches auch der König von England dem Kaiser Sigismund geschrieben hätte.

Auch der Schotte Johannes Fordun, Abt von St. Columban, der wenige Jahre vor dem Auftreten der Jungfrau in Paris seine Studien der Theologie und Philosophie gemacht, erzählt in seinem lateinischen Chronikon lib. XV. Cap. XXXVI. ihre Geschichte nach der Erzählung eines Augenzeugen. Ganz kurz gedenkt ihrer auch Robert Lindsay in seinen Chronicles of Scotland tom I. 70—77: dann die beiden italienischen Chronisten Bonincontrio und Garnerio Berni Muratori Script. R. I. tom. XXI. und der Genueser Doge Fulgosius.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Werke jener durchzugehen, die keine Zeitgenoßen der Jungfrau waren, sondern ihre Geschichte aus den hier aufgeführten Quellen darstellten.

Der erste, der dieses nach einem gründlicheren Studium und einem vollständigen Plane ausführte, war Edmund Richer. Er ist in der Geschichte bekannt wegen der Rolle, die er in dem Streite der Anhänger der sogenannten Freiheiten der gallikanischen Kirche mit dem römischen Stuhle spielte. Um das Jahr 1628 schrieb er sein Werk unter dem Titel: **Histoire de la Pucelle d'Orleans** in vier Foliobänden, die handschriftlich in der königl. Bibliothek von Paris aufbewahrt werden. Er arbeitete nach den Prozeßakten und fügte die Belege bei. Im ersten Bande ist die Geschichte der Jungfrau nach den Zeugenaussagen erzählt, der zweite umfaßt den Verdammungsprozeß, der dritte den Revisionsprozeß, in dem vierten hat er alle ihm bekannten Zeugniße verschiedener Schriftsteller zu Gunsten der Jungfrau zusammengestellt. Nach dem Urtheile von Averdy ist die Form etwas veraltet scholastisch, in Manchem scheint er ihm zu weitläufig, in Anderem zu kurz und oberflächlich, ja ungenau, immerhin aber enthalte er gute und brauchbare Notizen und jedenfalls gebührt ihm der Ruhm, der erste spätere Geschichtschreiber der Jungfrau zu seyn.

Richers Werk sollte zweimal gedruckt werden, es unterblieb aber. Lenglet dú Fresnoy, den man bei der Herausgabe zu Rath gezogen, schrieb statt dessen in aller Eile eine eigene Geschichte der Jungfrau, von der Averdy sagt, sie sey nichts anderes, als ein schlechter Auszug aus Richers Werk, das er mehrere Monate zur Benutzung hatte und von dem er zum Danke nur kurz und sehr vornehm spricht. Sein eignes Buch führt den Titel: **Histoire de Jeanne Darc, vierge, heroine et martyre d'etat. Orleans 1753. 3 Bände 12.** Da er indeßen außer Richer noch mehrere Manuscripte des Prozeßes und andere Urkunden benugte und einen Theil davon in Abschrift mittheilte, so behält sein Werk doch immer noch einen eigenen Werth, indem es Einiges enthält, was man anderwärts vergebens sucht. Hinsichtlich ihrer göttlichen Sendung beobachtet er ein gewisses Juste Milieu, in dem er auf der einen Seite zwar annimmt, ihre Erscheinungen seyen Einbildungen ihrer Begeisterung gewesen, da diese Begeisterung selbst aber den Charakter einer frommen und heiligen trage, die nur auf Gutes, das heißt auf die gerechte Erhaltung des Königreiches gerichtet gewesen, ohne die Vorsetzung aber nichts Gutes erreicht werden könne, so müße man annehmen, sie habe mit ihrer heiligen Begeisterung unter der besondern Leitung der Vorsehung gestanden. Ein ziemlich weitschweifiger Weg, der fast zum gleichen Ziele führt. Sein erster Band enthält die Geschichte Johanna's, der

zweite Aktenstücke und ein Verzeichniß von Handschriften und gedruckten Werken über die Jungfrau, der dritte, Auszüge aus 19 Schriftstellern, eine Beurtheilung der verschiedenen Weisen, wie die Erscheinung der Jungfrau aufgefaßt ward und zuletzt einen Vergleich mit anderen berühmten Frauen. Von dieser Geschichte erschien neuerlich eine englische Uebersetzung: George Grave memoirs of Joan d'Arc or Du Lys, commonly called the Maid of Orleans; chiefly from the French of the Abbe Lenglet du Fresnoy, with an Appendix and Notes. London 1812. 8.

Vierzig Jahre nach Langlet erschien im dritten Bande der Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi die meisterhafte Abhandlung von Del'Averdy über die beiden Prozeße der Johanna. Sie faßt 553 Quartseiten und ist die gründlichste und gewissenhafteste Arbeit, die wir darüber besitzen, die Richter des Prozeßes selbst hätten sich darüber keinen bessern Referenten wünschen können. Averdy hat durchaus nach Handschriften gearbeitet und bei allen seinen Behauptungen die Belege angeführt oder wörtlich mitgetheilt. Er beginnt mit dem Verdammungsprozesse, dessen Mängel, wie sie sich bloß aus ihm selbst, ohne Rücksicht auf den Revisionsprozeß ergeben, er überall nachweist. Die Hauptaussagen der Jungfrau finden sich hier zusammengestellt. Es folgt dann ein Verzeichniß von 34 Handschriften beider Prozesse, die er benutzte und deren Inhalt und Bedeutung er bei jeder einzeln angiebt. Hierauf handelt er eben so ausführlich den ganzen Revisionsprozeß ab, wo er dann eine sehr einfache aber treue Geschichte der Jungfrau aus den Zeugenaussagen zusammenstellt. Und da er diese Zeugenaussagen als Belege wörtlich mittheilt, so haben wir in diesen Stellen eine fortlaufende authentische Geschichte von ihr aus den Akten. Außerdem stellt er noch einige historische Betrachtungen über einzelne Punkte ihrer Geschichte an z. B. ob man Karl VII der Undankbarkeit beschuldigen könne. Er sucht ihn aus den besondern Umständen zu entschuldigen, die ihm die Befreyung der Jungfrau unmöglich gemacht hätten. Zum Schluße behandelt er die Frage, ob die Jungfrau wirklich als eine Abgesandte Gottes mit höherer Kraft ausgerüstet gewesen. Hier stellt er die Gründe für und wider einander gegenüber und findet sie so gleich, daß er sich nicht darüber auszusprechen wagt und die Entscheidung dem Gerichte Gottes anheimstellt. Vier andere Punkte dagegen erklärt er für unumstößlich ausgemachte Wahrheiten, wie sie sich aus der Untersuchung des Prozeßes ergeben und er sie in seiner Abhandlung dargethan. Es sind folgende:

Daß die der Johanna gemachten Beschuldigungen, die Abschwörung und das vorgebliche Verhör nach dem Tode falsch seyen und ihr Prozeß ungerecht und nichtig;

Dann daß sie in bester Treue fest an ihre göttliche Eingebung geglaubt hätte und darum als ein schuldloses Opfer der Wuth ihrer Feinde gefallen sey;

Drittens: daß sie stets ein reines und frommes Leben geführt, daß sie sich der Kirche wahrhaft unterworfen habe und daß ihr Tod durch die Ausübung der schönsten christlichen Tugenden ausgezeichnet gewesen;

Viertens endlich, daß sie zum mindesten unendlich viel zur Rettung Frankreichs und Karls VII beigetragen habe.

Aus dem Werke Averdys hat Chaussard unter dem Titel: Jeanne d'Arc, recueil historique et complet Orleans 1806 2. Tom. einen Auszug verfaßt mit einer sehr zahlreichen Literatur für die Geschichte der Jungfrau.

Im Jahre 1817 erschien das ausführliche Werk von Lebrün de Charmettes: Histoire de Jeanne d'Arc surnommée la Pucelle d'Orléans, tirée de ses propres déclarations, de cent quarante quatre depositions de témoins oculaires, et des manuscrits de la bibliothèque du roi et de la tour de Londres in 4 Bänden 8. Hatte Averdy die Prozeßakten auf eine fast erschöpfende Weise durchgearbeitet, so ist es Lebrün's Hauptverdienst, daß er mit dem größten Fleiße alle übrigen Quellen durchforscht hat und ihr Ergebniß mit den Thatsachen, die sich aus den Akten ergeben, zu der möglichst vollständigen Geschichte auch bis in die kleinsten Einzelnheiten zusammengestellt. Hinsichtlich des Prozeßes ist er zwar hauptsächlich und oft ganz wörtlich Averdy gefolgt, allein er hat auch selbst die Prozeßakten dabei vor Augen gehabt und Manches zur Vervollständigung beigefügt, was man bei Averdy nicht findet. Er erzählt übrigens keine Thatsache ohne entweder seine Quelle zu nennen oder die dahingehörige Stelle wörtlich mitzutheilen, so daß man gleich urtheilen kann, wie viel Glauben nach dem Gewichte des jedesmaligen Zeugen ihr zu schenken sey. Ihm gebührt ohne Zweifel das Lob das vollständigste Material für ihre Geschichte gesammelt zu haben, und es will uns bedünken, daß manche Spätere es zwar sehr bequem gefunden haben ihre Weisheit aus diesem Brunnen zu schöpfen, ohne es für gut zu finden ihrer Quelle auch nur mit einem Worte zu gedenken. Haben sie aber in der That Lebrün nicht gekannt und sind alle ihre Citate wirklich aus den Quellen genommen, so trifft sie der Vorwurf das Hauptwerk über die Jungfrau ganz übersehen zu haben. Was den Verfaßer dieser Geschichte betrifft, so ist er ihm und Averdy um so mehr zu Dank verpflichtet, da einem Geschichtschreiber jenseits des Rheines so manche der nothwendigsten Quellen fehlen, deren Kenntniß er allein ihren Auszügen zu verdanken hat und weil er so nothgedrungen da ihnen folgen muß, wo er lieber nach den Quellen gearbeitet hätte. Besonders ausführlich ist bei Lebrün

der Verdammungsprozeß nebst den Verhören der Jungfrau dargestellt und er erscheint hier vollständiger, als in den mangelhaften Akten bei Büchon. Ist Lebrün ein Vorwurf zu machen, so ist es der, daß in seiner Darstellung zu sehr die moderne französische Rhetorik mit unnöthigen Abschweifungen herrscht, die sich für die Darstellung jener Zeit und die Einfalt der Jungfrau am wenigsten eignet. Uebrigens schwankt er nicht, wie Averdy, sondern ist von ihrer göttlichen Sendung überzeugt und sucht sie überall nachzuweisen und gegen Einwürfe zu vertheidigen. Einen Auszug seiner Geschichte hat Jollois bei Gelegenheit der Gründung ihres Denkmales zu Domremy, dessen Leitung er als Architekt zu besorgen hatte, im Jahre 1821 herausgegeben. Es ist ein Prachtwerk, dem König dedizirt in groß Folio und führt den Titel: **Histoire abrégée de la vie et des exploits de Jeanne d'Arc surnommée la Pucelle d'Orléans, suivie d'une notice descriptive du monument érigé à sa mémoire à Domremy, de la chaumière où l'héroïne est née, des Objets antiques que cette chaumière renferme et de la fête d'inauguration celebrée le 10 septembre 1820 par M. Jollois Paris MDCCCXXI.** Es enthält 12 Kupfertafeln von Domremy, ihrer Wohnung und dem neuen Monumente, so wie manche einzelne Nachricht aus ihrem Geburtslande und über ihre Feste, die man sonst nicht leicht findet. Vor ihm, im gleichen Jahre mit Lebrün erschien von **Berriat Saint Prix: Jeanne d'Arc, ou coup d'oeil sur les révolutions de France au temps de Charles VI et de Charles VII et sur tout de la Pucelle d'Orleans Paris 1817.** Die Geschichte der Jungfrau ist sehr kurz dargestellt, er hat aber vorzüglich Topographie und Chronologie näher zu bestimmen gesucht und darum eine Beschreibung der Oertlichkeiten bei der Belagerung von Orleans, ein Itinerarium und eine chronologische Uebersicht, nebst bibliographischen und kritischen Bemerkungen und Aktenstücken beigefügt.

Aus den meisten der hier aufgeführten englischen und französischen Werke hat endlich ein ungenannter Engländer eine Sammlung von übersetzten Auszügen, mit eigenen Bemerkungen begleitet, herausgegeben: **Memoirs of Jeanne d'Arc surnamed la Pucelle d' Orleans with the hystory of her times, in two volomes. London 1824.** Es ist zu bedauern, daß er, wie er sich selbst nicht genannt hat, auch häufig verschweigt, woher er die einzelnen Stücke seiner Compilation genommen, und was davon ihm und andern gehört. Das Werk, dessen Mittheilung ich der Güte des Bibliothekars Dr. Böhmer in Frankfurt verdanke, enthält im ersten Bande: die Geschichte von Frankreich unter Karl VI und VII; die Geschichte der Jungfrau bis 1428, eine Uebersetzung des

Tagebuchs des Bürgers von Orleans, welches Trippault zuerst herausgegeben, mit Noten des Uebersetzers; einen Plan von Orleans mit Erklärung; im zweiten Bande: Geschichte der Jungfrau von 1428 — 1431; Widerlegung der ihr angeschuldigten Verbrechen; Beschreibung des jährlichen Festes zu Orleans; über ihre verschiedenen Portraits, ihre Monumente, ihre Wohnung; über die falschen Jungfrauen; ihr Itinerar; über das Gedicht des Antonio Astezan; Katalog der Handschriften und Drucke; über 31 Handschriften des Prozesses und die Originalprotokolle. Hinsichtlich ihrer Sendung läßt er das Außerordentliche und Wunderbare ihres Geschichte als historisch ausgemacht gelten, ohne aber deshalb ein spezielles Wunder anzunehmen.

Unser deutscher Dichter de la Motte Fouqué hat 1826 eine freye Bearbeitung des Werkes von Lebrün in zwei Theilen herausgegeben: Geschichte der Jungfrau von Orleans nach authentischen Urkunden und dem französischen Werke des Herrn Lebrün de Charmettes von Fridrich Baron de la Motte Fouqué. Er sucht der Geschichte wieder die alte treuherzige Einfalt zurückzugeben; und hat ihr in Deutschland zuerst wieder historische Gerechtigkeit verschafft und ist so der Hersteller ihrer Ehre geworden. Auch Fouqué glaubt an ihre Sendung und stellt durchgehends ihr festes von Gott erfülltes Vertrauen der Zaghaftigkeit und Kleingläubigkeit der Menschen gegenüber. Von seinem Werke ist 1833 eine abkürzende Umarbeitung unter dem Titel erschienen: Johanna von Ark, eine unter dem Namen die Jungfrau von Orleans aus dem Alterthum bekannte Geschichte nach authentischen historischen Urkunden neu erzählt für jedes Alter, besonders für die christliche Jugend vom Verfaßer der Mathilde, Gräfin von Oldenburg 1833. Sie hat den Zweck die Geschichte der Jungfrau als ein christliches Unterhaltungsbuch unter das Volk zu bringen und es der Jugend in die Hand zu geben; in der Weise, wie die Erzählungen des Verfaßers der Ostereyer zu allgemein verbreiteten Volksbüchern geworden sind. Schon früher wurde ein Volksbüchlein von der Jungfrau, betitelt: Johanna das tapfere Mädchen von Orleans, welches den 30. May 1431 zu Rouen in Frankreich verbrannt worden ist. Geschrieben für Liebhaber des Heldenthums. Frankfurt und Leipzig, auf den Jahrmärkten feilgeboten, allein die Geschichte ist darin zu einem ganz gewöhnlichen modernen Roman entstellt, so daß man Mühe hat, nur einige Züge in dem mißhandelten Bilde wieder zu erkennen. Die Bearbeitung nach Fouqué von dem Verfaßer der Mathilde hat den großen Vorzug, daß sie wenigstens den Kern der Geschichte in ihrem Hauptverlaufe mittheilt, allein der Verfaßer hat sie

allzusehr mit seinen poetischen Floskelen überladen, so daß auch sie einen romanhaften Anstrich erhält. Hätte er statt der überflüßigen Alleen, Harfenakorden und Zephyre die Thatsachen vollständiger und ganz einfach erzählt, er würde sein Ziel besser erreicht haben.

Im Jahr 1832 hat die Gesellschaft für gute Bücher in Frankreich ganz in der gleichen Absicht ein christliches Volksbuch zu geben, eine Geschichte der Jungfrau erscheinen lassen: Jeanne d'Arc ou le Récit d'un preux chevalier, chronique Française du XV. siècle. Par M. Max. de M*** Paris a la société des bons livres. Es ist erfreulich, daß der Verfaßer die Jungfrau, die aus dem Volke hervorgegangen und deren Denkmal die Revolution darum verschonte, wieder dem Volke, das sie entweder ganz vergessen hat oder sie nur in einer schändlichen Entstellung kennt, vor die Augen führt. Er legt die Geschichte in den Mund des Ritters La Hire, der in seinen alten Tagen die wunderbaren Begebenheiten seiner Jugend erzählt. Dadurch soll der Leser, indem er einen Zeugen hört, in die alte Zeit selbst versetzt werden. Die Erzählung ist von jenen überladenen falschen poetischen Beiwerken, so ziemlich rein, allein die gute alte Weise, in der der kecke, kräftige, ehrliche und kurze La Hire die Thaten der Junfrau erzählt hätte, der Ton, den wir in den alten Chroniken und Legenden finden, den hat der Verfasser nicht erreicht. Seine Erzählung hat zu wenig Farbe, ja zuweilen scheint er ganz zu vergeßen, daß nicht er, sondern La Hire spricht.

In dem gleichen Jahre ist noch eine andere Bearbeitung ihrer Geschichte in Frankreich unter dem Titel: C'est de Jehanne la Pucelle erschienen. Dies Buch ist ganz in alt französischer Sprache geschrieben und will gegen das Ende des 15. Jahrhunderts verfaßt seyn. Es soll den Ton der alten französischen Chroniken sehr glücklich getroffen haben. Was ich indessen nicht beurtheilen kann, da ich noch keine Gelegenheit hatte, es zu sehen.

Treuherzigkeit, Einfalt und Natürlichkeit, aber keine modern erkünstelte, sondern eine wahre; eine Sprache, die eben bei dieser kunstlosesten Einfachheit und scheinbaren Armuth mit wenigen Zügen ein großes Bild bald keck und kühn, bald zart und lieblich lebendig vor die Seele stellt: das sind die großen Vorzüge jener alten Darstellungsweise, wo die Denkweise der höheren Stände noch nicht stolz das Band mit dem Volke zerschnitten hatte, wo die Sprache der Bücher auch die Sprache des Lebens war und von dort ihre kräftige, gesunde, tägliche Nahrung erhielt. Sie erzählt nicht in todten abgeschloßenen Formeln, sondern sie spricht zutraulich zum Herzen, im einfachsten Kleide stellt sie oft die tiefsten Gedanken dar und es geht überall durch sie hindurch ein fröhlich scherzender oft ironischer Geist, der Wiederschein eines ruhigen, zufriede-

nen Herzens. Die meisten unserer neuen Volksschriftsteller stehen unendlich hierin zurück: die Einen dünken sich in ihrem bunten Romanflitter unendlich über die edle Einfalt der Väter erhaben, sie wollen das Volk zu sich erheben; die Andern dagegen glauben sich zum Volke herablassen zu müssen, sie sprechen dann bald mit einer platten Rohheit oder mit einer so affektirten widerlichen Naivetät und zuckersüßen Sentimentalität, daß sie jedem gesunden Magen widerstehen.

In Bezug auf diesen alten einfältigen aber kernhaften und wahrhaften Geist, kann man darum wohl sagen, daß der Pater Martin von Kochem, trotz des elenden Zustandes unserer damaligen Sprache und Literatur im Gefolge des dreißigjährigen Krieges, mehr Poesie und wahrhaft historischen Geist besitzt, als alle diese sogenannten Kinder- und Volksschriftsteller, die mit ihrer Aufklärung und sentimentalen Bildung sich hoch erhaben dünken über den alten Kapuziner und seine brinnende Liebe Gottes. Es ist darum nicht zu verwundern, daß er eine so herzliche Aufnahme beym Volke gefunden, während jene mit ihrer Kälte erkünstelter Empfindungen häufig sehr kalt oder eigentlich gar nicht aufgenommen werden. Pater Martin von Kochem hat gleichfalls die Geschichte der Jungfrau erzählt in seinem: Auserlesenen gar anmuthigen und sehr nützlichen Historybuch. Augsburg u. Dillingen 1732. Nur Schade daß er dabey die deutsche Uebersetzung der romanhaften Bearbeitung des Gerigiers: Les trois Etats de l'innocence Paris 1646 zu Grunde gelegt.

Außer den hier aufgezählten Hauptwerken sind noch eine große Anzahl größerer und kleinerer Geschichten der Jungfrau lateinisch oder französisch erschienen, so z. B. Micquellus Aureliae urbis obsidio. Aureliae 1560. Und vollständiger Parisiis 1631, deren Verfasser nach Urkunden gearbeitet. Dann Hordal heroïnae nobilissimae Joannae Darc Lotharingae, vulgo Aurelianensis puellae historia. Ponti-Mussi 1612. Hordal selbst stammte aus dem Geschlechte Deren von Ark und war zu seinem Werke von Karl du Lüs einem k. Rathe in Paris, der von dem Bruder der Jungfrau Peter abstammte, aufgemuntert worden. Der erste Theil seines Buches besteht aus einer Anzahl Auszügen von mehr als fünfzig älteren und neueren Schriftsteller nach den verschiedenen wissenschaftlichen Fächern geordnet, die die Geschichte der Johanna in einem günstigen Lichte darstellen. Es folgt dann seine eigene Rechtfertigung, worin er die Ungerechtigkeit ihrer Verurtheilung darthut und sie gegen Angriffe vertheidigt, indem er mit den guten Lehren schließt, die ihre Geschichte enthalte. Ferner haben wir noch Du Breton histoire du siège d'Orleans; Le livre de la Pucelle native de Lorraine; La Pucelle d'Orleans restituée par Beroalde; Jean Massor histoire

mémorable de la vie de Jeanne d'Arc extraite du Procès de sa condemnation et des depositions pour sa justification. Paris 1612.

Endlich nimmt die Jungfrau auch in allen allgemeinen französischen und englischen Geschichten eine Hauptstelle ein, ihre Geschichte wird hier jedesmal mehr oder minder genau erzählt, Einige haben auch eigene Abhandlungen beigefügt, das Räthselhafteste ihrer Erscheinung aufzulösen. So hat Rapin Thoyras in seiner englischen Geschichte eine gewöhnliche Hofintrigue darthun wollen, indem die schlaue franz. Politik ein Mädchen sich ausgesucht hätte um das fallende Frankreich zu retten, nachdem man an der Kraft seiner Ritter verzweifelt. Diese Annahme ist aber widersinnig in sich und es finden sich zu ihrer Rechtfertigung in der Geschichte selbst nicht die mindesten Beweise. Rapin Thoyras selbst war so schlecht in den Quellen bewandert, daß er Monstrelet mit seiner unvollständigen Darstellung für den einzigen gleichzeitigen Geschichtschreiber hielt. Der Jesuit Berthier hat daher in der Fortsetzung der Histoire de l'eglise Gallicane von Longueval le ihm in einer eigenen Abhandlung geantwortet und die Ungründlichkeit und Richtigkeit seiner Einwürfe dargethan. Pasquier hat in seinen Recherches Liv. VI. Chap. 4 et 5 gleichfalls eine Abhandlung über die Jungfrau gegeben.

Auch Hume ist in der Darstellung der Johanna höchst oberflächlich und schlecht unterrichtet. Ihre Sendung meint er sey Einbildung einer überspannten Phantasie gewesen, die der Hof klug benützt, während der damalige Aberglaube das Herz der Engländer mit Schrecken erfüllt und ihren Arm gelähmt hätte. Lingard, von dem man nach seinen übrigen großen Verdiensten um die Geschichte seines Volkes, ein gründlicheres Studium der Quellen hätte erwarten sollen, zeigt sich hier nicht besser unterrichtet als Hume. Nicht einmal das Werk von Averdy hatte er vor Augen, geschweige denn die Prozeßakten oder die vollständigen französischen Chronisten. Er hat darum mehrere Unrichtigkeiten in seiner Darstellung sich zu Schulden kommen lassen, ja er geht so weit zu behaupten, hätten die Engländer sie gleich ohne Weiteres nach ihrer Gefangennehmung getödtet, so sey ihr nichts anderes widerfahren, als was sie selbst an Franquet d'Arras verübt, und überhaupt sey das Richttödten der Gefangenen ein Resultat der neueren Civilisation. Man kann über Johannas Sendung denken wie man will, aber das kann man von einem Geschichtschreiber fordern, daß ehe er ein Urtheil ausspricht, er die Akten zum wenigsten eingesehen habe.

Weit vollständiger und gründlicher als Lingard hat Scharon Turner in seiner history of England during the middle age Johanna dargestellt, er verdankt seine Nachrichten dem Werke des Lebrün de Charmettes.

Von den franz. Geschichtschreibern hat Villaret nach den Prozeßakten gearbeitet, die Geschichte der Jungfrau von Barente im 5. und 6 Band seiner Histoire des ducs de Bourgogne zeichnet sich dadurch von den übrigen Darstellungen aus, daß er mit einer achtungswerthen Unpartheilichkeit die Chronisten und Zeugen, so viel wie möglich selbst sprechen läßt, so daß die Erzählung etwas Alterthümliches erhält. Sismondi dagegen hat in seiner Histoire de France sich von seinem Haße gegen Priester und Katholizismus verleiten lassen, Manchem eine ganz andere Farbe zu geben, als es wirklich in den Quellen hat und das zu verschweigen, was in seinen engen Gesichtskreis nicht passen wollte.

Natürlich nimmt auch in allen Conversations- und historischen Lexika's die Jungfrau von Orleans ihre Stelle ein. Der am besten gearbeitete Artikel dieser Art steht in der Biographie universelle verfaßt von Walkenaere. Die aufgeklärten französischen Encyclopädisten, denen sonst so wenig räthselhaft schien, sehen sich bey der Geschichte der Jungfrau zu dem Geständniß genöthigt, daß dieses historische Phänomen vielleicht gänzlich unerklärbar sey. Ihr Stand, ihr Geschlecht, ihr Alter, ihre Tugenden, ihre Frömmigkeit, Tapferkeit, Menschlichkeit, ihr guter Lebenswandel und ihre Siege, alles dieses böte ein Ganzes dar, in dem das Wunderbare vorherrsche, so sehr man sich auch bemühe es zu beseitigen und zu schwächen.

Auch einzelne Punkte aus ihrer Geschichte sind der Gegenstand von eigenen Abhandlungen und Untersuchungen geworden. So ließen sich einige Gelehrte durch die Chronik von Metz zu der lächerlichen Annahme verleiten, als sey die Jungfrau wirklich nicht in Rouen verbrannt worden, es wurden über diese Frage eine Reihe kleinerer Schriften gewechselt. Ueber Namen und Wappen der Jungfrau und die Genealogie ihres ganzen Geschlechts kam 1612 u. 1633 eine eigene kleine Schrift heraus. Theodore Bouys schrieb in seinen Nouvelles considérations puisées dans la clairvoyance instinctive de l'homme, sur les oracles les sibylles et les prophètes. Paris 1806 eine große Abhandlung über die Jungfrau worin er alle Erscheinungen der Johanna für magnetischen Somnambulism und ein instinktmäßiges Hellsehen erklären will, ein Hellsehen, das zwar alles andere klar durchschaut und die Dunkel der Zukunft voraus weiß; aber sich selbst nicht kennt, indem es das fälschlich für Eingebung Gottes und den Ruf der Heiligen gehalten, was nach der allgemeinen nichtssagenden Bezeichnung des Verfaßers ein instinktartiges Hellsehen gewesen. Ja er geht so weit zu behaupten, ein solches instinktartiges Hellsehen lasse sich erblich machen und er schlägt zum Besten der Regierungen in allem Ernste ein Mittel vor, wie man andere Jungfrauen von Orleans von der ersten hätte erhalten können. Man hätte nämlich der

ersten einen Gemahl geben sollen der mit dem gleichen instinktartigen Hellsehen begabt gewesen, die Kinder dieser Ehe würden dann die kostbare Eigenschaft als Erbstück für alle vorkommende Fälle der Noth fortgepflanzt haben. Ferner sagt er sehr naiv, man hätte der Johanna, deren Hellsehen mit der Krönung von Rheims aufgehört, vorher das Mittel durch einen Magnetiseur abfragen sollen, wie man es verlängern könne. Die Jungfrau aber würde zuverläßig diesem Magnetiseur geantwortet haben, daß ihr instinktmäßiges Hellsehen so lange dauern werde, als es Gottes Wille sey, wie sie auch ihren Richtern auf die Frage, ob ihre Sendung und der Besuch der Heiligen noch fortdauern würde, in dem Falle daß sie sich verheirathen würde, antwortete: das stelle ich Gott anheim.

Endlich hat Caze in einem sehr ausführlichen Werke betitelt: La verite sur Jeanne D'Arc ou eclaircissemens sur son origine Paris et Londres 1819. 2. Tomes dies wundervolle historische Problem dadurch zu lösen vermeint, indem er darzuthun sucht, Johanna sey die natürliche Tochter des Herzogs von Orleans und der Königin Isabella, mithin eine Halbschwester des Dünois und König Karls VII. Dieß sey auch das Geheimniß, welches sie dem König zu Chinon vertraut habe. Aus diesem Grunde und wegen ihrer großen Jugend und ihrem Muthe habe daher der Hof in ihr ein brauchbares Werkzeug zur Erreichung seiner Absichten erkannt. Das Ganze ist aber bloß eine luftige Hypothese, in dem schreiendsten Widerspruche mit der ganzen Geschichte der Jungfrau.

Eine eigene Literatur bilden die Geschichten und Gedichte, die jährlich am 8. May bei dem großen Feste in Orleans dem Volke in fliegenden Blättern und Heften feil geboten werden. Auch eine ganze Reihe der an diesem Tage gehaltenen Predigten, wozu die Stadt manchmal die vorzüglichsten Kanzelredner von Frankreich als zu einem Ehrenamte einladen ließ, sind gedruckt.

Doch nicht allein für die Geschichte, auch für die Dichtung war Johanna ein einladender Gegenstand. Ein Mädchen unter den Hirten und Heerden in Feld und Wald aufgewachsen, das plötzlich mit dem Schwerdt in der Hand aus seiner Verborgenheit hervortritt, das als eine gottbegeisterte Prophetin den Verzweifelnden die Siege voraussagt, die es mit einer Fahne erringt; das in Heiligkeit und Demuth durch das Getümmel des Krieges hindurchschreitet, von Lichtgestalten einer höheren Welt begleitet und geleitet; das dann in schweigender Geduld festen Muthes den schmerzlichen Tod dahin nimmt und noch auf dem Scheiterhaufen mit Liebe zu seinen Feinden herabblickt, mit unverbrüchlicher Treue an seinem König hängt, von seiner Sendung Zeugniß gibt und also den Opfertod für das Vaterland stirbt; eine Geschichte in so hohem Geiste, so rührend durch ihre Einfalt und erschütternd durch ihre Größe,

mußte in mancher Brust den Gesang erwecken und so ist die Zahl ihrer Dichter fast nicht minder groß, als die ihrer Geschichtschreiber. Schiller erkannte wohl den Reichthum und die Größe dieses Stoffes, er erklärte ihn für einzig in seiner Art und beneidenswerth für den Dichter und so durch und durch poetisch, daß er nur so hätte erfunden werden können und dem der vielbesungenen Iphigenia der Griechen gleich komme, die gleichfalls dem Waffenglücke ihres Vaterlandes als Opfer dargebracht ward. Darum hätten sich auch von jeher so viele Dichter und Dichterlinge an ihr vergriffen.

Einer ihrer ersten Sänger war Martin Frank, Sekretair und Protonotarius apostolicus des Pabstes um das Jahr 1447, der in seinem Champion des dames von ihrem Lobe gedichtet.

Aus dem Anfang des 16 Jahrhundert, wo die allgemeiner gewordene Kenntniß des klassischen Alterthums die einheimische Poesie aus den höhern Ständen verdrängte, haben wir zwei große lateinische Gedichte: Humberti Montis - Moretani bellorum Britannicorum a Carolo VII in Henricum VI, auspice Puella Francica, gestorum, libri septem Parisiis 1512 4to. und von dem Pariser Doktor der Theologie Valerandus Varanius: de gestis Joannae Virginis egregiae libri IV versu heroico Parisiis 1516 4to. beide sind Nachahmungen der antiken, epischen Poesie einem christlichen Gegenstande angepaßt. Die Jungfrau erscheint hier in virgilischem Gewande, das selbst wieder von Homer entlehnt war.

Hundert Jahre später trat Jean Chapelain weiland ein angesehener Dichter mit seinem großen französischen Heldengedichte auf. Frankreich hatte dreißig Jahre mit Ungeduld auf seine Erscheinung gewartet, es erschien endlich unter dem Titel: La Pucelle d'Orléans ou la France delivrée poëme heroique Paris 1656. Obwohl es anfangs einiges Ansehen genoß und drei Ausgaben erschienen, so fand man sich doch so wenig weiter zum Warten geneigt und es wurde so sehr von den Kritikern angegriffen, daß die zweite Hälfte in 12 weiteren Gesängen gar nicht erschien.

Auch Shakespeare läßt in seinem Heinrich dem Sechsten die Jungfrau auftreten. Da er aber in diesem Drama vorzüglich den Kampf der rothen und weißen Rose schildern wollte, wie durch ihn, der mit seinem Gifte das Größte wie das Kleinste verwirrte, das Glück und die Ehre Englands in Frankreich verloren gegangen, so spielt die Jungfrau hier nur eine sehr untergeordnete Rolle. Denn nicht durch sie, sondern durch seinen innern Zwist läßt er sein Land sinken. An die Geschichte hat er sich ganz und gar nicht gebunden, denn was hier als die Hauptthat der Jungfrau erscheint, die Befreiung von Orleans, davon sehen wir sonderbarer Weise in der Dichtung Shakespeares gerade das Gegentheil:

während die Jungfrau mit dem König in der Stadt liegt, wird Orleans durch die Sorglosigkeit der Wachen von den Engländern gewonnen, durch List dagegen schleicht sie sich in Rouen ein, wird aber bald wieder daraus vertrieben. Ihr Charakter selbst ist in dem Drama mißhandelt und erscheint so, wie sich etwa die engl. Soldaten vor Orleans dieselbe dachten u. wie sie die Jungfrau einst beschimpft hatten. Hätte Shakespeare nun dieses blos als Schimpf in den Mund seiner Engländer gelegt, so wäre von Seite der Geschichte nichts einzuwenden, denn es wäre darin wirklich historiche Wahrheit, allein nun läßt er sie selbst in dieser Weise auftreten, wie sie die bösen Geister zu ihrer Hilfe anruft; und um ihr Leben zu retten, die schmählichsten Geständniße thut, so daß sie mit allgemeiner gerechter Verachtung dem Tod entgegengeht. Hätten die Engländer vor Orleans in ihrem Grimme ein Stück von jener aufführen wollen, von der sie in schimpfliche Flucht gejagt worden waren, so hätten sie dieselbe nicht ärger mißhandeln können.

Der königliche Rath Karl dû Lys hat eine eigene Sammlung von lateinischen und französischen Poesien zu Ehren der Jungfrau von vielen Dichtern aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts herausgegeben, als es sich darum handelte, eine Inschrift auf ihr Denkmal zu Orleans zu setzen: Recueil de plusieurs inscriptions pour les statues du roi Charles VII et de la Pucelle d'Orleans.

Die von Shakespeare so tief entweihte Ehre der Jungfrau hat ein neuerer englischer Dichter, Robert Southey, wieder herzustellen gesucht. Im Jahre 1796 schrieb er sein Heldengedicht Joan of Arc mit Beiträgen seines Freundes Coleridge. Die Dichtung fiel gerade in jene Zeit da Frankreich, nachdem es sich in wüthender Raserei am eigenen Blute ersättigt, nun seine Schaaren über alle Länder ergoß und die Welt der Goldgier und dem Ehrgeize der neuen Eroberer eine Beute zu werden drohte. Robert Southey besingt daher die Jungfrau als die heldenmüthige, gottbegeisterte Vertheidigerin ihres Vaterlandes gegen den Ehrgeiz Englands. Es ist sonderbar ihr Lob aus dem Munde eines Enkels jener zu hören, die sie einst besiegte und wie er den Sieger von Azincourt in der Finsterniß einer anderen Welt büßen läßt, weil sein Ehrgeiz Raub und Mord über schuldlose Länder ausgesendet. Das Gedicht selbst ist eine seiner frühesten flüchtigen Jugendarbeiten, er dichtete es während sechs Wochen in 12 Gesängen, die er während dem Drucke in 10 umwandelte. Es beginnt mit ihrer Sendung und endet mit der Krönung des Königs zu Rheims, ihren Tod stellt er in einer prophetischen Vision dar.

Nicht genug daß Shakespeare ein Engländer, ihr Andenken entehrte. Die Jungfrau sollte unter ihren eigenen Landsleuten einen an-

deren Peter Cauchon finden, der nicht wie dieser, geblendet von der Wuth der Leidenschaft und vielleicht von Furcht getrieben, sondern mit kaltem Blute und vollem Bewußtseyn der Lüge, ihrer heiligen Asche das anthat, was jener ihrem Leibe gethan. Hatte jener sie unschuldig dem Feuer übergeben, so bedeckte dieser sie mit seinem ganzen Gift und Schmuz und gab die Heldin, die sein Vaterland gerettet und dafür gestorben, nicht allein dem Hohn und Gespött des Pöbels Preis, sondern er machte aus ihr eine feile Dirne, umgeben von den schmuzigsten, schamlosesten Lüsten, zur Verspottung des Heiligsten und zur schändlichsten Verführung. Es ist wahrhaft etwas Tragisches in dem Schicksaale der Jungfrau, einen Bischof, gleich dem von Beauvais, zu ihrem Richter, und einen Dichter, wie Voltaire, zum Sänger gehabt zu haben, und doch würde vielleicht ihrem reinen Herzen die brutale Gewalt des Ersten noch weniger schmerzlich gewesen seyn, als diese schändl. Prostitution des Letzteren. Nach dem allgemeinen Urtheil ist dieses Poëme heroïcomique der Pucelle v. Voltair eines der niederträchtigsten Bücher, das je geschrieben ward, und worin das Laster in der widerlichsten, gemeinsten Naktheit stolzirt. Selbst seine Freunde und Verehrer gestehen, daß es ein unauslöschlicher Fleck in seiner Geschichte sey. Voltaire selbst wagte lange nicht sich dazu zu bekennen, indem er einige Verfälschungen, die man bei der ersten Auflage unterschoben, zum Vorwande nahm. Von seinen Freunden bestürmt,' setzte er später auch wirklich Stellen des ächten voltairischen Schmutzes unter die Verfälschungen und so wurde dies Meisterstück der gemeinsten Immoralität in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, gelesen, und bewundert, und Frankreich freute sich an seiner eigenen Entehrung; während die verachtete Wahrheit nicht einmal so viele Theilnahme fand, daß Einer die Akten einer Begebenheit vollständig herausgegeben hätte, die so Viele als die wunderbarste der französischen Geschichte anstaunen!

Ein neuerer französischer Dichter hat diesen Schimpf, den Voltaire der Ehre Frankreichs in der Entweihung der Jungfrau angethan, wieder gut zu machen gesucht: Jeanne d'Arc ou la France sauvée, poeme en douze chants par Pierre Dumenil 1818.

Die Dichtung aber, die sich vor allen übrigen die meiste Anerkennung verschaffte und deren unvergänglichen Werth ihr eigener Dichter also voraussagte: Mit einer Glorie hat sie sich umgeben,
dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben
ist die Jungfrau von Orleans von Schiller.

Die erste Veranlaßung dazu gab ihm das gründliche Werk von Averdy über die beiden Prozeße, er wurde so davon hingerissen, ihr Leben und ihr Schicksaal schien ihm so reich und so poetisch, daß, hätte es ihm nicht an Zeit gemangelt, er außer dem wirklich vollendeten Drama noch zwei andere, nach einem ganz verschiedenen Plane würde gedichtet haben.

Ein Jahr lang trug er sich mit dem Stoffe herum, die Ausführung fällt mitten in die Blüthezeit seines Dichterlebens, ihr voran giengen, Wallenstein 1799 und Maria Stuart 1800, sie selbst erschien 1801, es folgten ihr die Braut von Messina 1803 und Tell 1804.

Anfänglich war es Schillers Wille sich fest auf dem historischen Boden zu halten und erst nach einem nicht geringen Kampfe und nach wochenlanger Sammlung, wie er selbst in seinen Briefen schreibt, entschied er sich für die jetzige Form und stellte statt der wirklichen Gestalten der Geschichte die Gebilde seiner Phantasie dar. Hat aber dadurch seine Jungfrau an wahrer Größe gewonnen, steht sie kühner zarter und reicher in der Geschichte oder in der Dichtung da? Hat der Dichter die Geschichte übertreffen oder hat er auch nur das Dichterische, das sie ihm darbot erschöpft? Wir wollen vergleichen.

Johanna tritt bei ihm zuerst als die Tochter eines reichen Landmannes auf, während er Aecker und Heerden zum Hochzeitfeste ihren Schwestern vertheilt, bleibt ihr Herz, das von anderen als irdischen Gefühlen bewegt ist, ungerührt. Johanna war aber die Tochter eines armen Landmannes, die Tochter der Armuth sollte Frankreich retten. Er hätte ein schönes Bild von ihrer frommen, mildthätigen Armuth darstellen können.

Schillers Johanna erscheint ihrem mistrauischen, finsteren Vater, der ihr Wesen nicht versteht, als ein unheimliches, gespensterhaftes Wesen, das nächtlich auf Kreuzwegen schleicht, mit dem düsteren Geisterreiche verkehrt, und einsam, fern von allen glücklichen Geschöpfen unter dem Zauberbaume sinnt. Da dem Vater auch ihre Größe im Traume vorbedeutet wird, so scheint ihm ihr Wesen sündiger Hochmuth, der mit dem niederen Loose nicht zufrieden, auf verbotenen Wegen nach Höherem ringe. Schiller hat hier den Traum, wovon die Geschichte erzählt, benutzt, und die Furcht des strengen, ehrbaren Jakob von Ark, sein Kind möge mit den Kriegsleuten von dannen ziehen. Von jener Beschuldigung der Zauberei aber, die später bei der Katastrophe des Ganzen verstärkt wiederkehrt, die in dem Munde ihres Vaters immer ein zweifelhaftes Licht auf sie wirft, wenn gleich die ganze Dichtung darauf abzielt, die Richtigkeit dieser Beschuldigung darzuthun, weiß die Geschichte nichts.

Auch ihren Helm erhält sie bei Schiller auf etwas zauberhafte Weise durch ein Ziegeuner Weib und schon daheim erschlägt sie bei den Heerden den Tiegerwolf, wodurch ihr Heldenmuth in der Schlacht nicht mehr so sehr in Erstaunen setzt. Hätte Schiller der Geschichte folgen wollen, so hätte er gerade den schönen Gegensatz schildern können, zwischen dem stillen, freundlichen, frommen Kinde, das jedem half und gab, und von Allen geliebt ward; und der von Gott gesandten Jungfrau, die aber stets unter dem Helme ihr mildes Herz bewahrte und sagte: zum Troste

der Armen bin ich gesandt. Diese Milde des Hirtenmädchens hervorhebend läßt die Volkssage sie in ihrer Heimath nicht den Tiegerwolf erschlagen, sondern die Vögel ihr das Brod aus dem Schooße picken. Und die Jungfrau sagte selbst, daß sie in ihrer Kindheit keinen Theil an den kleinen Kriegen genommen, welche die Jugend der beiden benachbarten Dörfer führte. Der Heldengeist erwachte in ihr erst auf den Ruf Gottes.

Ihr Auftrag war Frankreich von dem Untergange zu befreien, nicht die Engländer zu vertilgen, darum bietet sie ihnen auch beym ersten Auftritte den Palmzweig des Friedens dar, aber mit der ernsten Warnung, dem Befehle Gottes zu folgen oder ihres Unterganges gewiß zu seyn. Und selbst da, als sie das Schwerdt ziehen mußte, auch da noch ist mit dem kühnsten Heldenmuthe die höchste Milde gepaart, die kein Blut vergießen will. Dagegen erscheint sie bey Schiller als ein kaltes, willenloses Werkzeug in höherer Hand, dem jedes Erbarmen untersagt ist, also daß sie fast vor sich selbst mit Schaudern zurückbeben muß. Dieser Geist spricht sich am grellsten da aus, wo Montgommery um sein Leben fleht und sie kalt erwiedert:

> Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
> Gegeben oder des gefleckten Tiegers Klauen,
> Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt
> Du könntest Mitleid finden und Barmherzigkeit;
> Doch tödtlich ist's der Jungfrau zu begegnen.

Dieß steht im schreiendsten Widerspruche mit der Geschichte, wo Johanna ihren Richtern erwiedert: ich habe keinen Menschen getödtet. Aber für Schillers Auffassung ist es gerade charakteristisch, die Jungfrau der Geschichte ist eine durch und durch christliche Gestalt, und von der christlichen Vorsehung gesendet, Schillers höhere Macht dagegen gleicht dem harten heidnischen Schicksale, das im Finsteren erscheint und kein Mitleid kennt, dem der Geopferte sich ohne Murren schweigend, als der unvermeidlichen Nothwendigkeit, unterwerfen muß. Er hat aus seiner Jungfrau nur zu sehr eine Iphigenia gemacht; seine Himmelskönigin ist nur ein äußerer Theaterschmuck.

Bey ihrem ersten Auftritte vor dem König läßt der Dichter sie nicht durch ihre bloße Erscheinung und die Kraft ihrer prophetischen Worte sich Vertrauen erkämpfen von den Verzweifelnden, er läßt sie schon durch einen Sieg verkünden. So leicht aber ist es der Johanna nicht geworden, bis sie das Schwerdt aus den Händen ihres Königs empfieng. Es hätte hier der Dichter darstellen können, was durch die ganze Geschichte der Jungfrau, als tragischer Mittelpunkt, hindurch geht, wie unendlich schwer sich das Göttliche, wenn es in die Geschichte unter

die Menschen tritt, Anerkennung erringt, wie es mit Spott und Unglauben, Zaghaftigkeit, Undankbarkeit und allen Leidenschaften, die es anfeinden, zu kämpfen hat. Dieser Kampf tritt um so klarer bey ihr hervor, je einsamer und verlassener das Mädchen hier den Doktoren und dort den Rittern gegenüber stand.

Wie die Scene mit Montgommery so ist auch die mit dem Herzog von Burgund, den sie zum Frieden überredet, nicht aus der Geschichte, sondern aus der Phantasie des Dichters entlehnt. Wohl hatte sie viele Worte des Friedens ernst und mild an den Burgunder gerichtet, er hatte aber sein Ohr verschlossen und sie dann gesagt, nur auf der Spitze des Schwerdtes sey Friede mit ihm zu finden. Ebenso ist das Auftreten der Agnes Sorel eine reine Erfindung. Diese war damals noch nicht am Hofe des Königs und sie wird in der Geschichte der Jungfrau nirgends erwähnt. Die Jungfrau bewieß zwar große Ehrfurcht vor der Königin, mit der Agnes Sorel aber würde sie gewiß in einem andern Ton gesprochen haben, als bey Schiller.

Von dem vierten Acte an oder seit der Erscheinung des räthselhaften schwarzen Ritters verläßt Schiller ganz und gar den historischen Boden, alles was nun folgt ist ohne Ausnahme bloß Dichtung. Die Idee, die er in dieser freien Umgestaltung ihrer Geschichte darzustellen sucht, die er zwar schon früher angedeutet, die von jetzt an aber die ganze Entwicklung des Dramas bedingt, ist in den Worten ihrer Sendung ausgedrückt:

Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren,
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.

und in den Worten der Jungfrau selbst:

Die reine Jungfrau nur kann es vollenden,
Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes
Und keinem Manne kann ich Gattin seyn.

Es ist der Kampf irdischer Liebe mit diesem ihrem himmlischen Beruf, den der Dichter nun darstellt. So lange Johanna in reiner Jungfräulichkeit das Schwerdt Gottes führt, steht die höhere Macht der Geweihten zur Seite und das Schwerdt ist unbesieglich. So wie aber bei dem Anblicke Lionels die Flammen irdischer Lust in ihrem Herzen auflodern, da ist ihr die Stärke genommen und zum Zeichen ihres Falles entreißt Lionel der Sieger das geweihte Schwerdt. Nun tritt der Zwiespalt in ihrem Gemüthe hervor, bald von dem Gefühle ihrer Schuld ergriffen, bald über die Härte ihres Schicksals erbittert, das gegen ihren Willen ihr diese Entsagung aufgezwungen, macht sie sich bald selbst Vorwürfe, bald murrt sie gegen die höhere Macht, daß sie keine fühllosen Geister zur Vollbringung ihres Auftrages gesendet. Sie vertraut jetzt den Kummer des Herzens der Agnes Sorel, nennt sie eine

Glückliche, eine Heilige und Reine, die nämlich kein Gelübde gebrochen. In der Verzweiflung spricht sie nun zur Himmelskönigin, die ihr drohend erscheint:

Nimm, ich kann sie nicht verdienen
Deine Krone nimm sie hin.

Aber das Gefühl ihrer Schuld wird über die Lockung der Lust immer mächtiger und hierin vollbringt sie die sühnende Buße. Da das große Fest ihres Sieges naht, fühlt sie sich als eine treulose Verrätherin ihrer heiligen Fahne unwürdig, sie bebt vor ihrem Anblick zurück, sie flieht von den zürnenden Geistern gejagt und geängstigt aus dem entweihten Heiligthume, bei den Schwestern und in der Erinnerung an die stille Heimath und die schuldlos verlebte Jugend sucht sie Ruhe und möchte glauben, Alles sey nur ein Traum gewesen. Es folgt der Augenblick des höchsten sühnenden Schmerzes, da wo der König huldigend vor ihr steht, um, wenn sie ein Engel, vor ihr niederzuknieen, wenn ein Mensch, ihr jeden Wunsch zu erfüllen: da tritt ihr Vater auf und beschuldigt sie des Bundes mit dem Satan um eiteln irdischen Ehrgeizes willen. Sie im Gefühle einer andern Schuld erträgt die falsche Beschuldigung schweigend, der Himmel selbst zeugt gegen sie, Alle verlaßen sie mit Abscheu und von dem König verbannt flieht sie bey dem wilden Kampf der Elemente in die öde Wildniß, nur noch von Raimond begleitet. Als auch er ihre Unschuld bezweifelt, und die Zauberin zur Aussöhnung mit der Kirche ermahnt: da entdeckt sie sich ihm und von dem an führt der Dichter sie ihrer Verklärung entgegen, denn die Schuld ist durch Reue und Buße gesühnt und sie blickt mit Vertrauen der Entwickelung ihres Schicksaals und dem Tage der Rechtfertigung entgegen.

Ruhig und ohne Widerstand ergiebt sie sich darum der wüthenden Isabeau, in dreifache Ketten gelegt und in Lionels Gewalt gegeben, besteht sie die Prüfung. Wo er der von der Welt verlassenen sich zum Schutze anbietet, erkennt sie in ihm nur den Feind, den zu bekämpfen, ihr die höhere Macht geboten. Sie fleht unter dem gezuckten Dolche für den Sieg von Frankreich mit steigendem Schmerz sieht sie dem Unglücke der Ihren zu, und als ihr König selbst in die Hand der Feinde fällt, da kniet sie nieder, die Ketten fallen und sie tritt wieder mit der ganzen höheren Siegeskraft ausgerüstet in den Kampf, dessen glückliche Entscheidung sie mit der Todeswunde erkauft und so reicht ihr sterbend die versöhnte HimmelsKönigin die verdiente Krone.

Dieß ist die Entwickelung bei Schiller. Der Gedanke selbst, daß Johanna als das erwählte Werkzeug einer höhern Macht, fürder ihr ganz geweiht sey und kein Band mit der Erde knüpfen dürfe, ist allerdings ein christlicher und auf ihm beruht der Cölibat des katholischen Priesterthums, aber die Ausführung bei Schiller ist es nicht ebenso und ganz

der Geschichte Johanna's entgegen. Wohl hat Johanna bei dem ersten Erscheinen ihrer Heiligen jenes Gelübde geleistet, allein sie hat es nicht auf höhern Befehl, sondern freiwillig aus eigenem Antriebe gethan. Die Heiligen versprachen dagegen für seine Bewahrung das Paradies und sie hat es in allen Stürmen des Leben treu und rein bewahrt, also daß selbst ihr Anblick nach den ausdrücklichen Zeugnißen Ehrfurcht gebot und eine heilige Scheue erweckte.

Noch bis zu ihrem Tode auf dem Scheiterhaufen war sie dieses Gelübdes eingedenk, wo sie ein langes, auf die Erde hinabhängendes Gewand begehrte. Ihr ganzes Verhältniß zu Lionel ist eine reine Erfindung von der die Geschichte auch nicht die allergeringste Spur enthält. Man kann darum fragen, ist der Dichter berechtigt, eine Krone, die ihm die Geschichte unbefleckt darreicht, zu beflecken, ist es erlaubt, auf der Ruhestätte der Todten eine andere Sprache, als die der Wahrheit und Gerechtigkeit zu sprechen. Die Geschichte wird ihn der Entweihung beschuldigen und von Seiten der Poesie kann man ihm einwenden, entweder haben die Gebilde deiner Phantasie eine höhere Wahrheit, sie sind Ideen, die unabhängig von der äußeren Erscheinung, ein ewiges Leben in sich tragen und dann bedarf es des Todten Gerippes eines historischen Namens nicht, an das sie gefeßelt werden; oder sie sind falsche Dunstgebilde ohne Wahrheit und Leben und dann wird ihnen der todte Namen, der durch sie entehrt wird, keines geben, er ist in beiden Fällen nur ein falsches Siegel für etwas, das seine Beglaubigung in sich selbst tragen sollte. Dieser Mißbrauch der Geschichte ist besonders in neueren Zeiten im historischen Roman recht schreiend hervorgetreten, wo historische Namen als Gliederpuppen betrachtet werden, denen Jeder seine Schellenkappe aufzusetzen kein Bedenken trägt.

Aber auch angenommen, die Jungfrau hätte ihr Gelübde gebrochen, so würde ihre Reue keine solche gewesen seyn, wie bei Schiller, sie würde es mit vollem Herzen beklagt haben, nicht aber in dieser kalten stolzen Weise, in der immer die knechtische, kalte Unterwerfung unter eine höhere Macht hervorleuchtet, eine Unterwerfung, die durch eine stoische Resignation erlangt wird. Die Sendung der Jungfrau und ihr Verhältniß zu Gott war kein furchtbar bindender Vertrag, wie es hier genannt wird, sie hatte für Frankreich geweint und gefleht, Gott hatte sich seiner erbarmet und sie zu seinem Engel auserseben. Sie hatte, ohne ein anderes Gefühl, als das der Unwürdigkeit seinem Gebote sich unterworfen, für das sie sich gern und freiwillig hinopferte.

Während aber so der Dichter sie da fallen läßt, wo sie nicht gefallen ist, um sie mit einer falschen Krone zu krönen, hat er andere größere Siege, die sie heldenmüthig erkämpft, seiner Phantasie aufgeopfert, jenen großen Kampf nemlich, den sie mit ihren ungerechten

Richtern gestritten, wo sie wehrlos und von allen den Ihren verlassen, getrosten Muthes ihnen gegenüberstand und von der Hand ihrer Landsleute geduldig den martervollen Tod empfieng und ihre göttliche Sendung mit ihrem Tod so erschütternd bezeugte, daß selbst das Herz ihrer Feinde, das ihre Siege nur zu Haß entflammt hatten, nun von Kummer und Schrecken erfüllt ward. Die einfache Geschichte ihres Todes ist unendlich viel rührender und enthält mehr wahre Poesie, als all dieser Theaterschmuck.

Schiller scheint selbst in mancher Beziehung die Schwächen seiner Ausführung gefühlt zu haben, denn er schreibt in seinen Briefen: wären jene andern Pläne, die er mit der Bearbeitung ihrer Geschichte vor hatte, zur Ausführung gekommen, dann würde er die ruchlosen Sitten, die gedankenlose Ausgelassenheit am üppigen Hofe des Dauphins mit den Angriffen der Engländer und der Entschlossenheit des begeisterten Mädchens ganz anders contrastirt haben, als jetzt, wo er den Dauphin nur schwächlich und in dieser Schwächlichkeit liebenswürdig hätte schildern dürfen und dann würde auch Johanna in Rouen verbrannt worden seyn.

Diesen Plan Schillers, treuer sich an die Geschichte zu halten, hat nach ihm ein anderer Dichter F. G. Wetzel in seiner Jeanne d'Ark Trauerspiel in 5 Aufzügen 1817 ausgeführt. An Schmuck und Reichthum der Sprache, an blendenden Effekten und der Kunst oft gewöhnliche Gedanken und Sentenzen in den Glanz einer abgerundeten und vollen und sonoren Form zu kleiden, steht er Schiller weit nach. Dafür übertrifft er ihn aber nicht weniger in dem Reichthum origineller Gedanken und an Humor. Die Dichtung ist mehr in der shakespearischen Weise, aber nicht blos der Schatten Shakespeares auch sein Geist stand dem Dichter zur Seite und bricht oft in reicher Fülle, nur manchmal durch Bizarrerie gestört, hervor. Der historische Charakter ist bei der Jungfrau und im ganzen Stücke treuer bewahrt und der christliche Geist herrscht darin durchaus vor.

Wetzel schildert den sorgenlosen Karl, wie er unter Fest und Lustbarkeit des Reiches vergißt und dann überdrüßig an seinem Glücke, bey dem Hereinbruche des vollsten Maßes des Unglückes, verzweifelt. Störend ist darin, daß der Dichter nun nicht sogleich der Geschichte getreu, die Jungfrau auftreten und dem König in seiner tiefsten Erniedrigung die Hand von Oben reichen läßt, er läßt ihn erst durch den Zuspruch der Agnes Sorel, die historisch der Geschichte der Jungfrau ganz fremd ist, Muth faßen und nun erst kömmt die Jungfrau und bringt ihm die höhere Hülfe, befreit ihm Orleans und krönt ihn in Rheims. Nachdem also der Wille Gottes erfüllt ist und die Jungfrau am Tag ihrer Krönung, statt des Lohnes gemäß dem Gelöbniß, das ihr der König feierlich bei ihrem ersten Erscheinen gemacht, wieder in ihre stille Hei-

maſh entlaſſen zu werden begehrt, da entgegnet ihr Kar , wie er geſchworen ſie nicht eher von ſich zu laſſen, bis der letzte Engländer Frankreich verlaſſen. Die Jungfrau gehorcht wider ihren Willen dem Befehle des Königs und bleibt gegen den Geiſt. Mit bangem Vorgefühl zieht ſie nun in die Schlacht, zwar ſiegt Frankreich, aber ſie wird gefangen. Vergeblich ſucht Dúnois ſie loszukaufen, ſiegreich vertheidigt ſie ihre Unſchuld gegen Peter Cauchon und legt dann in die Hand des Bruder Martins das demüthige Bekenntniß ihrer Sündhaftigkeit ab, die nicht durch ihre Thaten, ſondern durch Gottes Barmherzigkeit Gnade zu finden hoffe und ſo erwartet ſie von ihren Heiligen getröſtet, ruhig den Tod. Den Tod ſelbſt hat der Dichter nicht dargeſtellt, ſondern wie ſich Karl auf ihrem Grab, nachdem er durch das Gebet der Sterbenden den Sieg errungen, mit Burgund ausſöhnt, und das Kreuz weihet. Der Schluß des Stückes: Johanna vor ihren Richtern, iſt in Betracht des unendlichen Reichthumes des Stoffes am ſchwächſten gelungen. Ueberhaupt hat er viele Züge aus ihrem Charakter gar nicht zur lebendigeren Zeichnung ihres Bildes benützt, ihr fröhliches, kindliches Weſen, ihre Milde und ihr Mitleid mit jedem Unglücke, jenen lebhaften raſchen Muth, den ſie oft Mühe hatte ſelbſt zu bändigen, wenn ihr die Geduld brach über die Kleingläubigkeit der Menſchen oder die Ungerechtigkeit die ihrer Einfalt gar zu vieles zumuthete. Der Dichter konnte aber dieſe Einfalt des frommen Landmädchens, die immer noch die gottbegeiſterte Prophetin begleitete, und ihr eben jenen wunderbaren wahrhaft romantiſchen Charakter gibt, neben einanderſtellen, wie das ſchwache Mädchen zuerſt vor dem Tode zittert und weint und dann feſten Fußes mitten in die Flammen tritt und mit klarer und lauter Stimme den Namen Gottes ſterbend anruft.

Man kann darum im Allgemeinen wohl ſagen, daß der Geiſt, der die Jungfrau beſeelte, ein kühnerer und heiligerer geweſen, als der mit dem ihre Dichter ſie beſeelt; und daß ihr ungeſchmücktes Bild, wie es ſchlicht und treuherzig die alten Chroniken und ihre eigenen Ausſagen und die der Augenzeugen und darſtellen, in ſeiner Einfalt größer und erhabener daſteht, als in dem Schmucke, den ihm die Dichtkunſt zu leihen verſucht hat.

Die beyden kleinen Gedichte, welche hier zum Schluſſe folgen, machen keine anderen Anſprüche, als ein Blatt in den großen Ehrenkranz zu flechten, den ſeit vier hundert Jahren ſo viele Hände, in dankbarer Bewunderung, um die Stirne der Hirtenjungfrau geſchlungen.

Die Krönung König Karls.

Zu Rheims in allen Straßen
Da steht das Volk so dicht,
Wie Blumen auf dem Rasen
Bey warmem Sonnenlicht,
Und von den Thürmen allen
Da weh'n die Banner frey,
Und helle Hörner schallen
Ins frohe Volksgeschrei.

Mit goldnen Prachtgewändern,
Gar bilderreich durchstickt,
Mit Fahnen, Blumen, Bändern
Ist rings der Dom geschmückt;
Es brennen tausend Kerzen,
Ein lichter Sternenkreis,
Es singen tausend Herzen
Dem Herrn der Sterne Preis.

Zur Rechten stehen Frauen
Und zarte Jungfräulein,
Wie Lilien auf den Auen,
Wie Waldes-Röselein;
Zur Linken stehen Ritter
Und Knappen mit dem Schild,
Wie Blitze beym Gewitter,
Wie junge Adler wild.

Und sieh! die goldne Krone
Wird am Altare jetzt
Dem jungen Frankreichssohne
Vom Bischof aufgesetzt,
Und Er, so hoch erhoben,
Kniet nieder dann zur Weih,
Zum Zeichen, daß dort oben
Ein Fürst der Fürsten sey.

Doch Wer hält am Altare
Das Banner in der Hand,
In schlichtem dunklem Haare,
In weißem Stahlgewand?
Das Banner hochverzieret
Mit des Erlösers Bild,
Wer ist es, der da führet
Solch heilig Wappenschild?

Aus diesen Augen blicket
So hoher Kühnheit Strahl,
Als ob auf Drachen zücket
Georg den scharfen Stahl;
In diesen Augen glühet
So milder Liebe Licht,
Als ob ein Engel knieet
Vor Gottes Angesicht.

Sag, ists der Engel Einer,
Sag, ists ein Königskind?
So demuthsvoll blickt Keiner,
So kühn, so hochgesinnt;
Vor Rittern, Fürsten, Großen
Erglänzt dies Bild so hold,
Wie Gottes lichte Rosen
Vor Purpur und vor Gold.

Das ist die Gottgeweihte,
Johanna hochgenannt,
Die Gottes Schwerdt im Streite
Geführt mit kühner Hand;

Da Frankreich schwer gelitten,
Da kam, von Gott gesandt,
Zum König sie geritten
Aus stillem Hirtenland.

Vor Orleans, dem treuen,
Dort klang ihr Schwerdt so gut,
Daß England mußt bereuen
Gar schwer den Uebermuth;
Da sprang ein rother Bronnen
Ihr aus der Brust so bleich,
Da hat sie kühn gewonnen
Der Lilien Königreich.

Zu Patay in dem Holze,
Dort jagte sie so kühn,
Es mußte dort das stolze,
Das harte England fliehn.
Und auf dem hohen Walle
Bei Jargeau in dem Sturm
Trug sie beym Mörserschalle
Die Fahne auf den Thurm.

Und weiter zog durch Speere
Und Schwerdter sie voran
Dem König und dem Heere
Gen Rheims die Siegesbahn;
Und wo erschien die Treue,
Da wich der Feinde Fuß,
Den König ehrt aufs neue
Des Landes Huld'gungsgruß.

Von seiner Kron umkränzet
Steht jetzt er am Altar,
An seiner Stirne glänzet
Der Weihe Licht so klar,
Da kniet vor ihm nieder
Die Jungfrau kühn und mild,
Sie senkt die Augenlieder
Und spricht, von Gott erfüllt:

„O König hochgeboren!
Das Werk ist nun vollbracht,
Wozu mich Gott erkoren,
Und rüstig hat gemacht:
Es ist die Stadt befreiet,
Die Stadt so treu und gut,
Gekrönet und geweihet
Ist Frankreichs Königsblut.

„Auf daß die Völker sehen,
Daß dir dies Reich gebührt,
Ließ Solches Gott geschehen,
Hat Solches Gott vollführt;
Ein Mägdlein hieß er gehen,
Ein schwaches, in das Feld,
Auf daß die Völker sehen,
Daß Er der Herr der Welt.“

„Ein Zeugniß mußt ich werden
Dem menschlichen Geschlecht,
Wie Gottes Macht auf Erden
Beschirmt gekränktes Recht.
Drum kniet vor ihm nieder
Und hebt das Herz empor
Und singt Dankeslieder
In jubelvollem Chor.“

So hat sie dort gesprochen,
Die Jungfrau kühn und mild,
Die Jungfrau, die gebrochen
Des stolzen Englands Schild:
Da knieten Alle nieder,
Zu Gottes Ehr und Preis;
Doch ihre Dankeslieder
Das waren Thränen heiß.

Der Tod der Jungfrau.

O schweige Herz! nicht klagen!
Daß dir die Welt nichts bot,
Als nach den Schmerzenstagen
Den schmerzenreichsten Tod;
Schon hebt es an zu tagen,
Der ew'ge Morgen graut,
Und Gottes Engel tragen
Zum Himmel seine Braut.

Wie liegen doch voll Trauer,
Rouen, die Straſſen dein;
Wie bist du Stadt voll Schauer
Bei lichtem Sonnenschein;
Statt Festgesang und Reigen,
Statt Jubel und statt Lust
Hält nun ein düstres Schweigen
Gefangen jede Brust.

Die finstern Blicke senken
Wohl Tausende im Kreis,
Sie flüstern was sie denken
Mit bangen Lippen leis.
Nur eine Glocke tönet
So dröhnend durch die Luft,
Als ob ein Kranker stöhnet,
Als sänk ein Sarg zur Gruft.

Die Jungfrau, die geschlagen
Den Feind im Schlachtendrang,
Wird nun auf schwarzem Wagen
Geführt den letzten Gang:
Doch nicht zum Grab, dem Guten,
Das müden Leib empfängt,
Nein zu dem Grab der Gluthen,
Das Lebende versengt.

Vor der mit bangem Zagen
Die Ritter flohn im Streit,
Die Gottes Schwerdt getragen,
Die Frankreich kühn befreit:
Die willst du jetzt verderben
O England racheentbrannt!
Soll die im Feuer sterben,
Die strafend Gott gesandt!

Wähnest Gott du zu verdammen
Durch falscher Richter Trug,
Zu tödten in den Flammen
Den Arm den Er zerschlug!
O sieh zum Tod sie gehen
So mild und engelgleich,
Sieh deine Richter stehen
So bang und schuldenbleich.

Sind das die Siegeskronen
Die man der Heldin flicht?
Hat Frankreich, sie zu lohnen,
Nichts als ein Hochgericht?
Wo sind o Karl die Ritter
Die sie mit Sieg geziert?
Verläßt du alle bitter,
Die dich zum Thron geführt?

Wie auf dem Drachenbilde
Margaretha betend kniet,
So kniet dort die milde
Von Flammen schon umglüht;
Die Welt zu ihren Füßen,
Zu Gott das Aug hinan,
Beginnt den schmerzlich süßen,
Den letzten Sang der Schwan

„O Gott sey hoch gepriesen
Für Gnaden ohne Zahl
So unverdient erwiesen
Der Magd vom Hirtenthal;
Dir einzig sey die Ehre,
Die Siege Herr sind dein,
Ach Gnade nur gewähre
Für alle Sünden mein.“

»Und Ihr in weiten Kreisen
Ihr alle Freund und Feind!
Laßt mich Euch Brüder heißen,
Seid mir in Gott vereint;
Und wollt Vergebung schenken,
Wenn ich Euch weh gethan,
Wie ich nicht will gedenken,
Was Ihr mir angethan.«

»Doch an des Königs Adel
Vergreife keiner sich;
Und hatt Ihr einen Tadel,
Der Tadel treffe mich;
Ich ruf zur letzten Stunde:
Es war des Herren Hand,
Nicht Trug noch Zauberkunde,
Der Herr hat mich gesandt.«

Es hat im Tod gesungen,
Der lilienweiße Schwan;
Da hat sich aufgeschwungen
Der rothe Feuerhahn.
Wie manche zarte Wange
Ward da vom Schreck so blaß;
Den Kühnsten selbst ward bange,
Die Augen wurden naß.

»Nun wollt ein Kreuz mir reichen,
Ein Kreuz gebt mir zur Hand,
Da ich zum Kreuzeszeichen
Im Tod mein Blick gewandt.
Ein Kreuz ja sah mich ziehen
Als mich der Sieg gegrüßt,
Am Kreuze will ich knieen
Wenn mich der Tod umschließt.«

Das Feuer wogte grimmer,
Da sprach sie hingewendt
Zum Priester der noch immer
Zur Seite betend stand:
»O weiche aus dem Feuer,
Laß mich allein im Tod,
Und halt ein Kreuz, du Treuer,
Mir vor in dieser Noth.«

Und einsam in den Gluthen
Kniet jetzt das Marterbild,
Und ihre Blicke ruhten
Auf ihrem Heiland mild;
Und als sie heiß umschließend
Die Flammen ihm getraut,
Rief sie im Tod ihn grüßend
Den Namen Jesu laut.

Und süß wie Ton der Flöten,
Wie Himmelsklang erklingt,
Wenn aus der Erde Nöthen
Sich eine Taube schwingt,
So rief sie Jesu fröhlich,
O Jesu rief sie laut,
So grüßt in Liebe selig
Den Bräutigam die Braut.

Scharf hat ans Herz geschlagen
Den Richtern schuldbethört
Der Name, den mit Zagen
Der Geist der Hölle hört,
Da fühlt sie im Gewissen
Ein ander Feuer heiß,
Das hat sie weg gerissen
Hinweg aus diesem Kreis.

Wohl hat die Gluth verzehrt
Das jungfräuliche Bild,
Doch ließ sie unversehrt
Das Herz so stark und mild;
Denn wo auf heil'gem Herde
Erglüht des Himmels Gluth,
Erlischt die Gluth der Erde,
Erlischt der Flammen Wuth.

Drum wolle Herz nicht klagen,
Wenn dir die Welt nichts bot,
Als nach viel Schmerzenstagen
Den schmerzenreichsten Tod;
Schon hebt es an zu tagen,
Der ew'ge Morgen graut,
Und Gottes Engel tragen
Zum Himmel seine Braut.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Das Narrenhaus

von

Wilhelm Kaulbach

gestochen von H. März

erläutert

von

Guido Görres

nebst

Ideen über Kunst und Wahnsinn.

Regensburg

Verlag von Friedrich Pustet.

24

1854.
1277

Das Narrenhaus

von

Wilhelm Kaulbach

gestochen von H. Marz

erläutert

von

Guido Görres

nebst

Ideen über Kunst und Wahnsinn

Zwen Narren unter einem Hut — Der Dritte sie beschauen thut

Man wird sich vielleicht wundern, daß ein Künstler auf den närrischen Gedanken habe gerathen können, einen so außerordentlichen und befremdlichen Gegenstand, wie die Narrheit, zur Darstellung zu wählen, und doch ist dieser Gegenstand gar nicht so außerordentlich oder so befremdlich, er liegt dir, lieber Leser! vielleicht bedeutend näher, als du selber glaubst. Denn nach Scotus Erigena de divisione Naturae könnte man füglich die Menschen in vier Klassen theilen: nämlich in solche, die Narren sind und auch dafür gehalten werden; dann in solche, die es zwar nicht sind, aber von ihren wohlmeinenden und klugen Mitbrüdern doch dafür gehalten werden; drittens in solche, die umgekehrt nicht für Narren gehalten werden, obschon sie es im vollsten Maße sind; und viertens endlich in solche, die es weder sind, noch auch dafür gehalten werden.

Von diesen vier Klassen ist unstreitig, wie die Welt jetzt läuft, die erste die zahlreichste und die letzte die zahlärmste; ja wenn bei ihrer Aufnahme das polnische Liberum Veto gälte; dann wäre es eine sehr zweifelhafte Frage, ob seit den Tagen des Paradieses auch nur einem einzigen Sterblichen die Ehre zu Theil wurde, daß er von keinem seiner Mitbrüder zu keiner Zeit für verrückt gehalten worden sey. Denn um blos bei dem heidnischen Alterthume stehen zu bleiben, so wird zwar die Weisheit

des Sokrates hochgepriesen, und ein Gott erklärte ihn selbst durch den Mund des Orakels zu Delphi für den Weisesten der Hellenen, und doch hat ihn der Comödienschreiber, unter dem allgemeinen Beifalle des Volkes von Athen, in einer Weise auf die Bühne geführt, daß er im günstigsten Falle ins Narrenhaus gehörte. Die Dreißig wollten eben so wenig etwas von seiner Weisheit wissen, sie nahmen die Sache ernsthafter, und schickten ihn darum als unbrauchbar aus dem großen Narrenhaus, welches man die Welt nennt, hinüber zu den Göttern, von denen er mehr sprach, als ihnen lieb seyn mochte. Und in einem shakespearischen Stücke, wo einer auf die Frage, ob er weise sey, mit der Selbstgefälligkeit der Beschränktheit antwortet: Ja Herr! ich hab einen hübschen Verstand, erwiedert der Narr, der hier, wie an manch andern Orten, der klügste zu seyn scheint: Ei, wohlgesprochen! Da fällt mir ein Sprichwort ein: Der Narr hält sich für weise, aber der Weise weiß, daß er ein Narr ist.

Und in der That, es geschieht auch den wenigsten Menschen sonderliches Unrecht, wenn man sie oft für nicht recht bei Troste oder verrückt hält, ist ja selbst unser ganzer gegenwärtiger Zustand ein verrückter, oder aus seinem höhern Zentrum gewichener, und das ganze Sinnen und Trachten des Menschen in den meisten Fällen Eitelkeit und Thorheit, wie schon der alte bewußte König gesagt.

Er geht gewöhnlich wie ein Nachtwandler durchs Leben, der erst im Tode von seinen nichtigen Träumen erwacht; sein Leben hängt an einem Faden und sein Geist ist ein zerbrechliches Ding. Er flackert wie ein Feuer in einem halb zerfallenem Wachtthurme im Dunkel einer stürmischen Nacht. Rings umher gähnt der Abgrund, aus dem die finstern Wogen ihren weißen Schaum hoch hinaufspritzen, von allen Seiten stürmt der Sturmwind der tau-

send Leidenschaften heran, er klirrt an den Fenstern, facht die Flamme an, treibt sie unruhig hin und her und droht bald das alte Gebälke in Brand zu stecken, bald den letzten Funken des Lichtes zu erlöschen. Wohl gehen doch über diesem endlosen Spiele des Sturmes die ewigen Sterne des Himmels in ungetrübtem Glanze ruhig ihre Bahn; aber der Mensch blickt nur selten nach ihnen auf, er horcht auf die Worte, die ihm der Sturm so laut in die Ohren ruft, und auf die Stimmen, die seinem Stolze und seiner Sinnlichkeit schmeichelnd aus der Tiefe verlockend erschallen. Sein Aug stets auf das Dunkel der Nacht geheftet, wendet sich dann schmerzlich geblendet von dem Glanze der Sterne mit ihrem stillen Vorwurfe ab. Wie man daher in der Kunst des Mittelalters den großen Todtentanz dargestellt, den der alles verschlingende Saturn mit den Sterblichen aufführt, so hat man auch das Leben als eine Wasserfahrt aller Stände, Geschlechter und Alter in dem großen Narrenschiffe des Lebens abgebildet, das, seit man es mit Schaufeln und Rädern versehen, die der Dampf der Industrie treibt, und so geräumig und bequem eingerichtet, daß man darauf leben und sterben kann, alle, die Lust und Liebe und Talent dazu haben, also auch dich, talentvoller Leser! willig aufnimmt, und an Ort und Stelle befördert.

Freilich werden zu große Ausnahmen als allzu unbequem nicht an Bord gelassen, und man sucht sie lieber anderwärts unterzubringen. Solcher Ausnahmen gibt es bekanntlich nach zweien Richtungen, die, obwohl ganz verschiedener Art, doch von der Welt fast auf die gleiche Weise behandelt werden. Tritt ihr nämlich einer durch Weisheit und Heiligkeit als ein stummer Vorwurf, ein lebendiges Strafbild, entgegen, dann wirft sie den Ruhestörer mit Steinen oder mit Koth und schreit ihn für einen Verrückten aus, der nicht zu leben verstehe und an-

deren die Freude verderben wolle, oder es läßt sich ein Narr par excellence mitten aus dem großen Chore in seinem Solo so grell und schneidend vernehmen, daß er seine Nachbarn droht aus dem Texte zu bringen, und sie für ihre Fenster zu zittern anfangen; dann nehmen sie einen solchen und setzen ihn so lange in ein Narrenhaus, bis er sein Instrument wieder auf die gewöhnliche Höhe herabgestimmt hat, daß sich ein anderer ehrlicher Mensch auch daneben hören lassen kann. Daß jedoch solche Solosänger dem Wesen nach nicht eben sonderlich von den übrigen verschieden sind und darum ungerecht behandelt werden, geht daraus hervor, daß es den Aerzten häufig sehr schwer wird zu entscheiden, wohin der fragliche Patient zu rechnen sey. Jos. Frank findet sich daher in seinem Lehrbuch der Praxis medica universa zu dem Geständnisse genöthigt, daß die Verrücktheit kein eigentliches sogenanntes symptoma pathognomonicum habe, das heißt ein Kennzeichen, an dem man einen, der sie bloß erheuchle, von einem wirklich Verrückten unterscheiden könne, und räth daher, ihn unter besondere Aufsicht zu stellen und sich wohl nach seinem Leumund zu erkundigen. Woraus denn natürlich folgt, daß die Aerzte manchmal, wenn sie einen für einen Narren erklären, gerade die sind, die von ihm zum Narren gehalten werden.

Dem sey nun, wie ihm wolle, da die Liebhaberei zum Solosingen einmal überhand genommen, haben die Ripienisten darauf sinnen müssen, ihnen anständige Unterkunft zu schenken, und haben sie, wie gesagt, in schön möblirten Narrenhäusern untergebracht, deren Vervielfältigung und Verbesserung sie sich mit Recht rühmen. Sogleich haben sich viele Candidaten in die Wohnbarkeit eingedrängt, und nunmehr entsteht die hochwichtige Frage, welche die neue Statistik aufgeworfen und nicht recht zu beantworten weiß: Haben die vielen schönen und geräumigen Häuser die Nar-

ren vermehrt, oder die vermehrten Narren die Häuser vervielfältigt? eine Frage ganz gleich mit der andern: haben die vielen Schreibereien ihre Schreiber hervorgebracht, oder die Schreiber die Schreibereien nöthig gemacht? Ob das Eine, ob das Andere oder beides mit einander Statt hat, bleibt ungewiß; sicher aber ist, daß je mehr gebaut wird, um so größerer Bedarf eintritt, so daß, wenn es im bisherigen Betriebe so weiter geht, die Bauhütte das Bauwesen nicht mehr wird bestreiten können, wie zur Zeit der Pestilenz, wo der begrabenden Hände zuletzt weniger sind, als der zu Begrabenden. Man hat daher auch schon den Vorschlag gemacht, ob es nicht einfacher und minder kostspielig für den Staat sey, statt der vielen Narrenhäuser für die große Maße der Thoren ein einziges Haus für die wenigen Verständigen zu bauen. Gewiß ist, daß Paris, welches 1789 1000 Verrückte zählte, im Jahr 1813, also nur 24 Jahre später, es schon bis auf 2000 patentisirte, die unpatentisirten nicht gerechnet, gebracht hatte. Auch das nüchterne Sachsen blieb nicht zurück. Erst im Jahre 1772, sagt Langermann, sind die Stellen für Wahnsinnige in Torgau und Waldheim verdoppelt worden, und zwanzig Jahre später fehlte es schon wieder an Raum, alle zuströmenden Narren aus Chursachsen aufzunehmen.

Damit indeß der Narren nicht zu viele werden, so haben die sogenannten vernünftigen Leute, die frei herumgehen, das Mittel ergriffen, sich selbst aus dem Wege zu räumen. Denn in demselben Sachsen, das doch eben keine großen Städte besitzt, hat auch der Selbstmord in einem so schrecklichen Maße zugenommen, daß es darin in buchstäblichem Sinne mit Paris und London, den allgemeinen Mistpfützen, wo die Verderbniß großer Länder ihren Zusammenfluß hat, wetteifert. Und dieß ist gerade das Sachsen, wo man sich rühmt, alle jene Vorurtheile finsterer Zeit abgelegt zu haben, die

das Leben einst verdüsterten, wo man den Kindern noch ehe sie sprechen können, Humanität, Philanthropie, reine Moral und sogenannte Christusreligion, als verzuckerte Schnuller in den Mund steckt, so daß sie schon alles vollkommen wissen, ehe sie nur in die Schule kommen; in einem Lande, wo die Wissenschaft auf die Messe zieht, und die feine Bildung so wohlfeil ist, wie in Venedig der Cyperwein, und der Schuster und Schneider sie schwerer entbehren, als der bayerische Bauer seine Knödel.

Sonderbar, daß in einer Zeit, die sich geistiger und politischer Mündigkeit rühmt; die in den elendesten Dörfern Schulen errichtet, worin die ärmsten Bauerskinder mehr wissen, als Karl der Große, dem es bekanntlich mit dem Schreiben nicht recht von der Hand gehen wollte, daß in einer solchen Zeit von so hellem, starkem und freiem Geiste, die dabei dem Leben durch den Zauber der Industrie tausend Reize mehr gegeben zu haben wähnt, daß da der Wahnsinn und der Selbstmord, welche doch die tiefste mitternächtliche Finsterniß des Geistes und den verzweifeltsten Ueberdruß am Leben voraussetzen, in solchem Maße zugenommen haben. Wir überlassen die Lösung dieser Frage denjenigen Magistern, die da glauben, ein Volk müsse selig seyn, wenn es lesen und schreiben und auf Dampfwagen durchs Leben kutschiren könne, und meinen, das übrige Himmelreich würde ihm dann gratis zugeworfen werden.

Die Aerzte, durch diese Zunahme des Selbstmordes betroffen, grübeln ihrer Seits wieder darüber nach, ob diese chirurgische Operation des Halsabschneidens eine radicale Heilung des vorangegangenen Wahnsinnes sey, oder ob nicht vielmehr die gütige Natur den Wahnsinn eintreten lasse, als eine Heilkraft, um diese krankhafte Selbstoperation zu verhindern. Ja einige haben gute Lust, die Frage aufzustellen, ob nicht alle Verbrechen bloße

Narrheiten oder unwillkührliche Geisteskrankheiten seyen, in welchem Falle man Diebe und Mörder, als solche, die einem unwiderstehlichen, ihnen von der Natur eingepflanzten Triebe gefolgt, statt mit Strenge, mit besonderer Rücksicht zu behandeln habe. Da die Lösung dieser Frage vorzüglich die Juristen interessirt, so überlassen wir ihnen dieselbe und wenden uns zu einer andern, die hier mehr unseres Amtes ist, ob nämlich der Wahnsinn, auch zugegeben, daß er ein dem ganzen menschlichen Wesen so nahe liegender und damit aufs innigste verwebter Zustand sey, einen würdigen Gegenstand zur künstlerischen Darstellung abgeben könne.

Was, könnte man sagen, hat die Schönheit, die doch immer das Endziel des Künstlers seyn muß, mit den widerlich verzerrten Fratzen dieser Blödsinnigen und Verrückten zu thun? Sind sie nicht selbst der Hohn aller Kunst, ist nicht das edelste Kunstwerk des Schöpfers, sein Ebenbild, der Mensch, auf eine grauenvolle Art zerstört? Welchen Geist kann der Künstler in Gesichter legen, die auf tausendfache Weise nur immer Eines, nämlich die Zerrüttung alles Geistes leibhaft ausdrücken? Welche Idee soll das dumm lächelnde Angesicht des Blödsinnigen ausdrücken? Wie kann er eine Harmonie in etwas bringen, wo Alles in wilder Anarchie aufgelöst ein gräßliches, jede Ordnung und jedes Maaß und Gesetz verhöhnendes Chaos bildet? Welche Symphonie kann aus dieser Vereinigung der schneidendsten Mißtöne hervorgehen? Sollte man nicht sagen, der Künstler, der etwas der Art unternimmt, sey selbst dem Narrenhause entsprungen? Ja ein Narrenhaus, wird man anderer Seits vielleicht sagen, das ist ganz in dem Geschmacke unserer Zeit, deren Sinn so abgestumpft ist, daß nur noch Arsenik und Schlangengift bei der übersättigten einen Reiz hervorbringen. Ein Narrenhaus, heißt es weiter, ist ja

gerade, was einer verrückten Zeit zusagt, und je verrückter die Zeichnung ist, um so lebhafter wird sie den Künstler, als einen der Ihren bewillkommen. Haben ja doch Poesie und Musik schon längst denselben Weg eingeschlagen und die Regionen des Wahnsinns und der Verzweiflung zu ihrem Lieblingsaufenthalte gemacht und den Augen der gaffenden Menge aufgeschlossen. Müssen nicht todte Nonnen aus den Gräbern erstehen, um der Frivolität einen Ballettanz aufzuführen? Geht nicht das mühsame Bestreben mancher Dichter dahin, im Schweiße ihres Angesichtes ruchloser zu scheinen, als sie es zu sein von Gott die Kraft haben. Mattet sich nicht die Phantasie über ihre Macht ab, aus den finstersten, nachtbedeckten Gründen, die im Geiste des Menschen schlummern, grauenvolle Gestalten heraufzubeschwören, wie sie nur im heftigsten Paroxism des Wahnsinns den Fieberkranken schrecken; quälen sich die Dichter nicht ab, die widernatürlichsten Lagen und Mißverhältnisse zu ersinnen, wo sich das Ganze in einem gellenden Schreie, gleich einem durch Mißklang zersprengten Glase, auflöst. Ihre fratzenhaften Geister setzen sich zur Tafel und trinken aus den flammenden Giftbechern mit der satanischen Majestät Brüderschaft, auf ein fröhliches Wiedersehen bei der Hochzeit der Großmutter, unter einer musikalischen Begleitung, die ohngefähr lautet, wie das Gewinsel und Geheul der Katze im Faust, die etwas von der siedenden Feuerbrühe aus dem Hexenkessel abgekriegt, die sie bis auf den Knochen brennt. Und wenn man die Zeit nun fragt, wozu all dieser Aufwand von Gräuel und Verbrechen, wozu diese triumphirende Schaustellung aller Wunden, Schmerzen, Schrecken und Krämpfe der Menschenbrust? zu nichts anderm, als wie das Jannchen von Amsterdam bei seinen Taschenspielerkünsten sagt: als für die Plaisir von die Gesellschaft. Damit eine müßige gaffende Menge ei-

nen Abend auf eine minder langweilige Weise todtschlagen könne, muß ihr der Teufel als Balletttänzer seine Sprünge vormachen, wie man ihn ehemals an den Domen und Münstern bauen ließ. Nur möchte er dießmal bessere Geschäfte machen, wie damals, und sich seine Dienste theurer bezahlen lassen; denn um Gotteslohn zu dienen, das wird man wohl nicht von ihm verlangen. Und wenn man die Volksblätter liest, die Tag für Tag nichts als einfache Morde, Selbstmorde, doppelte und zehnfache Morde, Mordbrennerei, Giftmischerei, Brandstiftung, wahnsinnige Verschwörungen, Pulverexplosionen und Verbrechen der unerhörtesten Art, an denen selbst schon Kinder theilnehmen, berichten; dann weiß man nicht mehr, ob dieß Berichte aus dem wirklichen Leben oder aus jenen Theaterstücken sind; denn der Unterschied ist wirklich unmerklich, und man sieht deutlich genug, daß der Balletttänzer mit der rothen Feder und dem Pferdefuß auch hier eine Hauptrolle spielt, und seine Gäste für die Hochzeitfeier seiner Großmutter abholt.

Darum scheint es eben nicht unrecht, wenn man die Darstellung eines Narrenhauses dem Geschmacke einer solchen Zeit angemessen hält. Welche gräßliche Figuren lassen sich da nicht anbringen, welchen Spielraum hat da nicht die bitterste Ironie in diesem Hospitale des menschlichen Geistes, in diesem Leichenfelde der Lebenden, die wie Gespenster umherwandeln und kaum leserlich die verwischten Züge ihres ehemaligen Namens auf der Stirne tragen. Wie kann da der Künstler in den innersten Eingeweiden des menschlichen Herzens wühlen und sie dem Publikum als Augenschmaus zum Besten geben. Welche Wonne, die wildeste Raserei in ihren Krämpfen darzustellen und es dem Teufel nachzuthun, und mit dem kalten Hohne der Verrücktheit über sich selbst zu lachen und dem ewigen Schöpfer der Dinge spöttisch zuzurufen: siehe da Meister!

das ist das Werk deiner Hände, das ist dein sauberes Meisterstück, nimm dieses verfluchte Leben zurück oder ich werfe es dir vor die Füße. Es wäre Schade gewesen, wird man weiter sagen, hätte man eine so schöne Gelegenheit versäumt, auch auf diese Dissonanz, der das menschliche Leben unterworfen ist, aufmerksam zu machen und die Verzweiflung einer zerrissenen Zeit zu steigern. Und der wird es wohl am besten machen und sich den ersten Dank verdienen, der sich von dem alten Meister der Dissonanz die Hand führen läßt und nun die desperatesten Sprünge zum Besten gibt.

Die also singen und sagen, haben nicht ganz Unrecht, aber es gibt auch eine entgegengesetzte Meinung, die noch mehr im Rechte ist, weil sie weniger auf den Gegenstand, als auf den Geist Rücksicht nimmt, in dem er aufgefaßt wird, und der ihm erst seine wahre Bedeutung, seine sittliche Würde oder unsittliche Verwerflichkeit aufdrückt.

Ohne allen Zweifel ist die Verherrlichung Gottes, die Darstellung ewiger göttlicher Ideen die heilige Aufgabe nicht nur der Kunst, sondern auch jeder Wissenschaft und alles menschlichen Strebens. Es ist ein lächerlicher, armseliger Dünkel, wenn man dadurch der Kunst eine höhere Bedeutung zu geben wähnt, daß man sagt, sie sey um ihrer selbst willen da. Aus einer Dienerin des ewigen Gottes, die in dem großen, alle Welten umfassenden Reigen miteinstimmt in den ewigen Lobgesang, und in deren Augen der Glanz einer höheren, unvergänglichen Welt zurückstrahlt, macht man sie dadurch zu einem Götzen der Welt, der sich selbst anbetet, zu einer Buhlerin des Staubes, die sich einer Leiche angetraut hat und mit ihr im Grabe vergehen wird. Denn welcher Engel soll sie, die nur einzig um ihrer selbst willen da war, am Auferstehungstage wecken; hat sie Gott nicht gekannt, dann

wird auch er sie nicht kennen. Der Mensch soll sich kein geschnitztes Bild machen, um dasselbe anzubeten.

Statt dieses Dünkels ist vielmehr Demuth die erste Bedingung einer wahren Kunst, die nach etwas höherem ringt, als nach einer bloß äußeren, leiblichen Schönheit, aus der kein Funke der ewigen, die Reinheit und Heiligkeit ist, hervorleuchtet. Die wahre Schönheit kann keinem anderen Geiste, als dem der Sittlichkeit und Wahrheit dienen, die sie als Grazie begleitet. Denn alle drei sind sie Ausflüße des einen Gottes und können darum auch nicht feindlich mit einander hadern. Eine Schönheit, die eine Lüge und eine Unsittlichkeit ist, das ist der Böse, der sich in die Lichtgestalt eines Engels gekleidet; denn die Sünde ist schwarz wie die Nacht und ihr Glanz ist ein gestohlener.

Nur knieend mahlte Fiesole die heilige Jungfrau, und ohne dieses wenigstens im Geiste zu thun, wird kein Künstler je das Heilige und Göttliche, die höchsten Gegenstände der Kunst, darzustellen im Stande seyn. Gott und was Gottes, das läßt sich nicht von oben herab behandeln; denn das ist ja eben sein Charakter, daß es hoch über Allem, wie der Geist über den Wässern schwebt, und Jeder nach ihm hinaufsehen muß und mit oder gegen seinen Willen ihm dient. Ohne seinen Beistand, ohne von Gott, der die Quelle aller Schönheit und Harmonie ist, durchglüht und erleuchtet zu seyn, ist der Künstler gar nicht einmal im Stande, etwas wahrhaft Künstlerisches hervorzubringen. Denn was hat der Mensch von sich selbst? was lernt er? was sind jene Augenblicke künstlerischer Begeisterung, aus denen unvergängliche Werke hervorgehen, als einzelne Lichtstrahlen, die aus einer höhern Welt in seine Seele herabfallen? Oder ist das Genie etwas Anderes, als ein von oben erleuchteter Geist, gewissermassen eine stete angeborne Begeisterung.

Nur zu oft besteht das ganze Studium des Menschen darin, diesen ihm angebornen Funken im Schlamme der Sünde zu ersticken, und selbst dann noch, wenn er ihn zu den frivolsten und nichtigsten Zwecken mißbraucht, eine Schlange in gleißnerischer Hülle zur Verlockung darzustellen, gibt dieser Funke seinem Werke die eigentliche Schönheit, die er nie aus seinem finstern, zerrissenen, mißgestalten Geiste hervorgebracht hätte?

Die wahre Aufgabe des Künstlers ist es, die ewigen Ideen in ihrer Verleiblichung, wie er sie in der Schöpfung und vor allem im Menschen, als dem Ebenbilde, das der größte Künstler nach seinem eigenen Bilde, nach der reinsten und fleckenlosesten Schönheit gebildet, darzustellen. Die ganze Kunst ist demnach nichts, als eine heilige Symbolik, überall in der Natur soll sie die Gesichtszüge ihres Meisters aufsuchen, und aus diesem Abbilde soll sie in der Brust des Beschauenden die Sehnsucht nach dem Urbild wecken und ihn in eine höhere Region erheben.

Wie die ganze Schöpfung ein großes Kunstwerk ist, so soll es auch die Geschichte und das Leben jedes einzelnen Menschen seyn, und der Künstler soll aus der Tiefe seiner eigenen rein und harmonisch gestimmten Seele die Farben nehmen, um dieses Kunstwerk der Schöpfung und des Lebens in seinen Bildern abzustrahlen.

Allein der Mensch ist gefallen und mit ihm die ganze Natur, das Ebenbild Gottes ist zu einer Fratze geworden, statt der leuchtenden Züge jener ewigen, nimmer alternden Schönheit sind die Zeichen der Sünde, der Verwesung und des Todes tief in sein Gesicht eingegraben. Noth und Gefahr und Elend aller Art umstehen in tausend Gestalten sein leibliches und geistiges Daseyn; Krankheiten bleichen sein Gesicht; in Finsterniß und Zweifel schmachtet sein Geist, von ungestümmen Naturtrieben hin-

und hergerissen, und das Verbrechen und der Wahnsinn drückt dem Ebenbilde Gottes seine schauerlichen Zeichen auf, wie die Krallen, die der Geier seiner Beute in die Augen senkt, während er das zitternde, warme Herz verzehrt. Auch die Natur ist entstellt, auch sie seufzet nach Erleuchtung und Erlösung, und ein tiefer herzzerschneidender Schmerz geht als Grundton durch alles Daseyn, wie er schon in den Volksliedern aller Völker in ihren wehmüthigen Melodien wiederklingt.

Wohl hat die ewige Barmherzigkeit nach alter Prophezeihung den Erlöser der trauernden, sehnsuchtsvollen Welt herniedergesandt. Wohl hat er den alten Fluch gesühnt und dem Menschen die Seligkeit der ewigen Anschauung Gottes von Angesicht zu Angesicht in einem künftigen Leben gesichert; aber wie die Schlange ihn selbst, den Schlangentreter, zur Erfüllung jener Verheißung, die dem Stammvater nach dem Falle vor vier Jahrtausenden gegeben worden, in die Ferse gestochen, das heißt, seinen Leib an den Baum des Kreuzes geschlagen; so hat auch er zwar die verlorne Gnade wiedergebracht, aber nicht die zeitliche Strafe, die Verwesung und den Tod von der Erde genommen. Noch immer ist hier das Leben ein langsames Dahinsterben, und erst jenseits wird der verwesene Keim zu einer ewigen Blüthe aufsprossen. Bis dahin muß der Mensch immer noch sein Brod im Schweiße seines Angesichtes essen, die Erde wird ihm Disteln und Dornen hervorbringen, Kain wird mit Abel streiten, und jeder muß den Kampf des Lebens auskämpfen und sich darin bewähren, um die ewige Krone zu empfangen.

Mannigfaltig aber und groß, ernst und reich ist in diesem Kampfe des Lebens auch die Aufgabe der Kunst, Gott, dem Menschen und der Natur gegenüber. Als seine Begleiterin und Mitstreiterin ist sie mit ihm von der Höhe herabgestiegen und ihm in die Verbannung und

das Unglück gefolgt. Nicht zum Scherz und zur Kurzweil, zu einem nichtigen und flüchtigen Sinnenreiz ist sie ihm gegeben. Sie soll dem Menschen sein Bild vorhalten; sie soll ihn warnen, ihn strafen und schrecken; sie soll ihn trösten, wenn er klagt, ihn erwecken, wenn er schläft, und ihn zum Siege begeistern, indem sie ihm die Krone, die seiner wartet, in verklärtem Glanze zeigt. Dazu stehen ihr die drei großen Offenbarungen Gottes zu Gebote, sein geschriebenes Wort, wie es von der Kirche aufbewahrt wird und eine unsichtbare Geisterwelt des Lichtes und der Nacht in sich befaßt; dann als zweite Offenbarung das Reich der Geschichte, das der freie Wille des Menschen unter der Leitung der Vorsehung erbaut, und endlich das große im unermeßlichen Raume ausgebreitete Reich der Natur. Ist die Kunst vom Geiste des Lichtes erfüllt, dann kann sie mit dem tiefsinnigen Dichter des Mittelalters Himmel und Hölle und Fegfeuer durchwandeln; die Engel des Herrn werden sie auf ihren Händen tragen, der Schlamm wird sie nicht beschmutzen und die Glut des Feuers den Saum ihres Gewandes nicht versengen, vor dem Throne Gottes aber wird sie im Chore der Geister das ewige Alleluja singen.

Stets soll daher ihr Auge wie das der Blume nach der Höhe gerichtet seyn, und der Duft ihrer Blüthe als Weihrauch zum Himmel aufsteigen und den Menschen nach seiner Heimath hinweisen. Darum fällt es allerdings in ihr Bereich, ihn in seiner ganzen Zerrissenheit und Armuth darzustellen und mit vollem Tone den Schmerz des Lebens auszusprechen. Sie soll ihn und die Natur, als das trauernde, von seinem Gotte abgefallene, in der Gefangenschaft büssende Jerusalem darstellen. Zugleich aber soll sie auch auf seinem Antlitze die verwischten Spuren seiner alten Herrlichkeit und höheren Würde, die entstellten Züge seines Ebenbildes aufsuchen. Auch in der

Natur soll sie die Strahlen sammeln, die ihr von dem früheren Glanze geblieben sind. Denn ist auch die Sonne des Paradieses untergegangen, so glänzen immer noch die Höhen in ihrem Nachschimmer, wie die Alpen noch in purpurner Pracht glühen, wenn der Abend schon über die Tiefe den düstern Schleier der Nacht und des Schweigens gebreitet hat. Auch im Geiste tauchen noch dunkle Erinnerungen seiner ehemaligen Größe auf, wie Blumen eines Gartens, der sich in eine Wildniß verwandelt.

Diese Strahlen verblichener Herrlichkeit, diese Blumen des verlornen Paradieses, soll der Künstler zu einem Bilde und einem Kranze gestalten, und den Menschen an seine Vergangenheit erinnern und ihn seine Zukunft ahnden lassen. Auch er soll ihm die frohe Botschaft seiner Erlösung bringen und gegenüber der Finsterniß, der Zerrissenheit und Mißgestalt der Sünde, den Reichthum, den Frieden und die göttliche Kraft der Tugend in dem vollen Glanze der Schönheit zeigen, wenn sie in Heiligkeit und Demuth von dem Ewigen begeistert sich für Gott und den Menschen aufopfert. Er wird dem Menschen auch sein Endziel, den Lohn des Guten und die Strafe des Bösen in dem allgemeinen Weltgerichte, und was der höchste Gipfel aller Kunst ist, seine leibliche und geistige Verklärung vor dem Throne Gottes, darstellen.

So bildet die Kunst einen goldenen Strom großer, Gott und die Schöpfung umfassender Darstellungen, der im Anfange der Zeiten aus dem Munde Gottes mit dem Schöpfungsworte ausgegangen, die ganze Geschichte des Menschen, die sichtbare Natur und die Welt der Geister umfaßt und am Ende der Tage im Munde derselben richtenden Gottheit, im Schoße der Ewigkeit, sich wieder zusammenschließt.

Wie es eine Weisheit der ewigen Liebe gibt, so ist dieses die Kunst der ewigen Liebe, die so hoch über der

heidnischen steht, wie die Idee jener ewigen Liebe, die ihren Sohn zum Heile der Welt hingegeben und alle Menschen mit ihren Vaterarmen umschlingt, über der Idee einer blos irdischen Liebe und sinnlichen Schönheit steht. Denn nicht durch die äußere Form, sondern vor allem durch die Ideen, die den Künstler begeisterten und die er darstellen konnte oder wollte, unterscheidet sich die christliche Kunst von der antiken.

Die Centralidee der christlichen Kunst ist, die Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit Gottes zu verherrlichen. Voll Frieden und Vertrauen blickt sie zu Gott hinauf, und gestärkt und begeistert von ihm, nimmt sie Theil an dem Kampfe für ihn und sucht dem Menschen den verlornen Frieden wiederzugeben, indem sie die Welt von dem Lichte einer höheren Gnade beleuchtet darstellt und aus der vergänglichen Hülle den ewigen unvergänglichen Geist hervorstrahlen läßt.

Dagegen hatte das Heidenthum in der Zeit seiner höchsten Ausbildung, als die alten Ueberlieferungen mehr und mehr erloschen, entstellt und unverständlich geworden, von seinen Göttern, welche selbst an den Leidenschaften der Menschen Theil nahmen, keine Erlösung und kein Erbarmen für die Leiden der unglücklichen Menschheit zu erwarten. Homer, der Vater der Sänger und Künstler, nennt daher auch den Menschen das unglücklichste aller Geschöpfe, die da auf der Erde athmen und kriechen. Die Götter blicken kalt herab, wie die Häupter ihres beschneiten Olympes; während sie sorglos lächeln, seufzet der Mensch unter dem Fluche des Lebens, für den sie ihm keinen andern Trost als die Geduld gegeben. So wenig nehmen sie an seinen Schmerzen Theil, daß sie ihn selbst eines vollkommenen Glückes beneiden und es tückisch zerstören. Wäre er ja sonst glücklicher als sie selbst, die schweigend sich den Aussprüchen des Schicksales beugen müssen. So

hat der Tod den finstern Mantel ewiger Nacht über die ganze Schöpfung gebreitet, und in seinem undurchdringlichsten Dunkel wohnt das wesenlose Nachtgespenst, das blinde Schicksal. Ohne Vernunft, ohne Gerechtigkeit, ohne Liebe treibt es sein grausames Spiel mit Göttern und Menschen. Nacht ist die Mutter, die das All geboren, und in ihrem finstern alles verschlingenden Schooße geht es wieder unter. Das ganze Daseyn ist ein schmerzliches zweckloses Auf- und Untertauchen. Wie die Wellen, die an einen einsamen Fels schlagen, in ewigem Einerlei heranwogen und wieder verschwinden, so tauchen die Geschlechter sterblicher Menschen in das nichtige Daseyn auf und verschwinden wieder in das Nichts und die Nacht, die sie geboren.

Erfüllten so dunkle Gedanken voll Zweifel und Verzweiflung den Geist der Sänger und der Künstler, welches Licht konnte da aus dem Antlitz ihrer Götter und Menschen, auch bei der vollendetsten äußeren Schönheit der Form, hervorstrahlen? In ihrer Vollendung, in dem Traumbild des schönsten und glücklichsten der Menschen suchten sie ihres Unglückes zu vergessen. Die schaumgeborne Meersee sollte sie für die ewige unvergängliche Schönheit entschädigen, sie war nicht blos mehr Symbol, sie war ihnen die Göttin selbst. Wohl statteten sie ihre Bilder mit allen Gaben ihres reichen, für äußere Harmonie und Schönheit so rein gestimmten Geistes aus. Aber konnten sie ihnen das geben, was sie selbst nicht hatten? Da ihnen ja das ganze Leben ein dunkles unaufgelöstes Räthsel war, das ihre ohnmächtigen lieblosen Götter nicht auflösen konnten. Darum geht auch durch sie der alte Schmerz hindurch, der gerade in ihren größten Dichtern *) am tief-

*) Die Beweisstellen gegen die gewöhnliche Behauptung von der heitern Lebensansicht der Griechen findet man aus ih-

ſten wiederklingt und eine ſtille Wehmuth über die lachenden Gefilde ihrer Phantaſie verbreitet, als wollten ſie ſagen: es iſt ja doch alles nur ein nichtiger Traum, die Sonne geht unter, und alles verſchlingt die Nacht und der Tod. Ihren Bildern fehlt darum die eigentliche Seele, ſie ſtrahlen und leuchten, wie Silven und Salamander, aber ihr Herz iſt gefühllos und kalt. Und doch wohnt auch in dieſen Göttergeſtalten, wie ſie ihre reiche Phantaſie unter ihrem heitern Himmel, von reinen harmoniſchen Formen umgeben, erſchaffen hat, noch immer der göttliche Funke der wahren Schönheit und Jugend; denn jede Harmonie, auch die tiefſte, iſt ein Theil der Geſammtharmonie, wie jede einzelne Wahrheit ein Glied der einen großen Wahrheit iſt und nur dann zur Lüge wird, wenn ſie ſich für die alleinige und ganze Wahrheit ausgeben will.

Wie daher das Heidenthum ſelbſt im Sprachgebrauche des gewöhnlichen Lebens die Erwähnung des Todes ängſtlich vermieden und euphemiſtiſch jede Erinnerung an dieß Schreckbild umgangen, ſo mußte auch ſeine Kunſt, die des beruhigenden Troſtes ermangelte, vor der Krankheit, der Zerriſſenheit und Zerrüttung des menſchlichen Lebens zurückbeben. Sie ſtellte ihren Laokoon dar, wie er verzweiflungsvoll und hoffnungslos in unnennbarem Schmerze mit den Schlangen rang. Die chriſtliche Kunſt dagegen zeigt uns gleichfalls den Menſchen, wie er mit allen finſteren Nachtgeſtalten, die ihn geiſtig und leiblich in engen Ringen umſchlungen halten, einen harten Kampf ſtreitet, aber der Tod hat ſeine Macht verloren, der

---

ren Dichtern und Philoſophen in folgender Schrift zuſammengeſtellt, die auch die obigen Ideen geiſtreich ausführlicher entwickelt: De mortis dominatu in veteres, commentatio theologico-philosophica. Scripsit P. E. de Lasaulx. Monaci, apud J. G. Cottam, 1835.

Schlangentreter hat der Schlange den Kopf zertreten, der Kämpfer kann ruhig und Gott vertrauend, wie Hiob, das Ende des Streites erwarten; denn wenn der Morgen graut, wenn die Nebel der Erde fallen, dann werden die Gespenster der Nacht weichen, und der Held wird siegreich sich erheben und den Staub des Kampfes von seinem Gewande abschütteln. Weil die christliche Kunst eine erlöste ist, darum darf sie dem Tode und seiner Zerrüttung ruhig und fest in das Auge sehen, ihr wird nirgend unheimlich zu Muthe seyn, alle Geister werden ihr im Namen des Höchsten gehorchen. Wenn ihr daher auch immer in den großen welthistorischen typischen Bildern*) des Evangeliums und vor allem in Christus, als dem Salvator Mundi, worin sich alle Momente vereinigen, die höchsten Vorbilder ihrer Darstellung gegeben sind, so kann sie auch in die unteren und tiefsten Regionen des Lebens gefahrlos hinabsteigen. Und dieß ist ihr nicht blos erlaubt, es ist auch ihre Pflicht; denn wie das Christenthum seinen Altar nicht blos in der Kirche aufbaute, sondern wie es das ganze Leben der Völker zu durchdringen und in sich zu verklären strebte, so soll auch die christliche Kunst nicht blos das Heilige unmittelbar, sondern das ganze Leben mit allen seinen Erscheinungen durchdringen und darstellen. Betritt sie aber diese niederen Regionen, durchwandert sie die Reiche der Finsterniß mit ihren tausend Mißgestalten, dann soll sie nie vergessen, daß es ihr nur dann ungestraft gelingen wird, wenn sie

*) Diese typische universelle Bedeutung wird man bei Em. Veith Lebensbilder aus der Passionsgeschichte. Wien, Armbruster, 1830, ausführlicher dargestellt finden. Ein Buch, das auch für Künstler sehr vieles enthält, aus dem sie neue Motive für die Darstellung dieser großen Universalbilder der heiligen Geschichte schöpfen können.

dieselben in ihrer höheren Bedeutung, im Wiederscheine des Ewigen und seiner unvergänglichen Schönheit auffaßt und darstellt. Dadurch erhält das Kleinste und scheinbar Unbedeutendste, wird es in seinem wahren Verhältniß zu dem großen Ganzen gefaßt, einen höheren Werth, und klingt wie ein Ton, der an die allgemeine, allesumfassende Melodie erinnert. Es ist darum die Aufgabe des Künstlers, den Sinn, den die äußere Erscheinung in ihrer Zerrüttung und Unvollkommenheit nur mangelhaft ausspricht, gewissermassen mit prophetischem Geiste zu errathen und ihn aus der Nachbildung in vollem Glanze wieder zurückstrahlen zu lassen. Er soll darum kein Portraitmaler des Menschen und der Natur seyn, der mit äußerer Treue, mit Zirkel und Richtscheit die Züge der Oberfläche nachmacht, während die ganze innere Wahrheit, von der er keine Ahnung hat, verloren geht. Schon das Alterthum stellte den trojanischen Sänger, der das Leben am lebendigsten und im hellesten Licht geschildert, als einen Blinden dar. Die Welt, die er im Feuer der Jugend erblickt, hatte er in sein Inneres versunken im Lichte seines Geistes wiedergeboren und in verklärtem Glanze als ein wahres Kunstwerk wieder dargestellt.

Das heidnische wie das christliche Kunstwerk ist ein im Geiste wieder geborenes, nur kann dieser Geist ein viel umfassender, ein tief in den fremden Geist eindringender, ein von oben erleuchteter und alles erschließender, oder ein eng begrenzter, in sich verschlossener und verfinsterter seyn. Weil der Künstler immer sein eigenes Innere darstellt, darum bilden auch alle Gestalten und selbst die der größten und vielseitigsten Meister immer nur eine große Familie, durch die der Zug einer gemeinsamen Abstammung hindurchgeht. Eine blos äußerlich nachahmende Kunst aber ist gar keine Kunst. Ihre äußere Wahrheit, die die äußeren Formen darstellt, ohne mit dem

Geiste den Geist zu erfassen, wird immer nur eine scheinbare bleiben, deren Mängel dem Verständigen nicht verborgen bleiben können; es sind Worte, die einer nachspricht, ohne die Sprache und ihre Bedeutung zu verstehen. Ohne Gefühl und ohne Gedanken gesprochen sind sie ein todtes Echo, das nur immer die Frage wiederholt, da doch jedes Bild zugleich eine Antwort auf eine Frage enthalten sollte. Und wie sich in den Augen des Menschen die Seele spiegelt, wie wir hier durch das Sichtbare in die unergründliche Tiefe des Geistes hinabblicken, so soll das ganze Bild des Künstlers gleichsam ein von seinem Gedanken und von dem Lichte seines Geistes durchdrungenes Auge seyn, an dem nichts zufällig und bedeutungslos, sondern alles Ausdruck ist und in nothwendigem Zusammenhange zum Ganzen steht. Jeder Ton soll mit der Harmonie des Ganzen übereinstimmen. Und je größer die Kunst des Meisters ist, um so mehr wird er die scheinbar allem Maaß und Gesetz widerstrebenden Mißgestalten und die schreiendsten Mißtöne zu einem großen, reich zusammengesetzten Wohllaute zu vereinigen wissen, der in sich vollendet ist und der mit dem vollen Chore, den die Schöpfung zum Lobe ihres Schöpfers und Erlösers singt, im Einklange steht. Himmel und Hölle kann er durch die Kraft seines erleuchteten Geistes, wie auf dem großen Weltgerichte des Michel Angelo Buonarotti neben einander stellen, ohne daß die Gestalten der Nacht- und die Flammen der Finsterniß und ihr wildes Geheul die göttliche Harmonie, die das Ganze beherrscht, zu stören vermöchten.

Wohl soll dabei Wahrheit, die strengste Wahrheit das beständige Studium des Künstlers seyn, aber nicht die äußere, sondern die innere. Denn was ist der Leib anders als Staub, den der Geist durchscheint und durchleuchtet? und was ist die Form, als das Symbol des

Inneren? wer sie für mehr nimmt, mißkennt ihre Bedeutung.

Der Geist des Menschen soll den Geist, der in der Natur schlummert und in unverständlichen Tönen seinen Schmerz und seine Lust lallt, erwecken, vom höheren Geist durchdrungen soll er ihr seine Sprache leihen und ihr Bild verklärt zurückspiegeln. Wie es die Aufgabe des Geschichtschreibers ist, die jede Zeit und jedes Volk beherrschende Idee zu erforschen, wie er sich durch den Wirrwarr von tausend und tausend scheinbar sich durchkreuzenden und widersprechenden Thatsachen nicht irre machen lassen darf, wie er immer ruhigen und festen Blickes durch alle Verschlingungen dem einen Faden folgen soll, der aus der schaffenden Gottheit ausgeht und wieder zu ihr zurückkehrt, wenn jedes Volk seinen Theil an dem großen Gewande für die Ewigkeit gesponnen, so soll auch der Künstler in jeder Gestalt diesen Faden, der sie mit dem Höheren verknüpft, und die Idee, die ihr vom Schöpfer aufgedrückt ist, und die Stelle, die sie im großen Chore einnimmt, erfassen und in seiner Darstellung wieder geben.

Reicher und klarer und von tieferer Bedeutung, als in der Natur, die ohne geistige Freiheit der Nothwendigkeit folgt, spricht sich für ihn die Idee im Menschen und seiner Geschichte aus. Eine unermeßliche Fülle von Erscheinungen breitet sich da vor ihm aus. Er kann ihm sein Bild von der höchsten Reinheit bis zur tiefsten Verworfenheit, durch alle Stufen der Mittelmäßigkeit hindurch vorhalten und ihm zeigen, was die Seele jedesmal aus ihrem durchsichtigen Kleide, ihrem Schatten, dem Leibe, macht, damit der Mensch in seinem Bilde sich in seinem Reichthume und seiner Armuth, in seinen Tugenden und Lastern und seiner hohen göttlichen Bestimmung erkenne und sich von der Schönheit des Guten er-

hoben und angezogen, von der Häßlichkeit des Lasters zurückgeschreckt fühle und sein Leben selbst zu einem schönen in sich vollendeten Kunstwerk gestalte.

Ist aber etwas in dem großen Gebiete menschlicher Schicksale und Leiden, was ihm mit flammender Schrift seine ganze Armuth und seine Krankheit vorhält, was ihm zeigt, wie wenig er Ursache hat, auf die Vorzüge seines Geistes stolz zu seyn, wie ganz er jeden Augenblick in einer höhern Hand steht, so ist es gerade der Wahnsinn, wie er in seinen tausend traurigen Gestalten durch das Leben wandelt. Keine leibliche Krankheit ruft ihm mit so scharfem, sein Herz zerschneidendem Tone zu: Ecce homo! Wie mag er da im Angesichte dieser entsetzlichen Wahrheit sein Elend, in das er durch die alte Schuld gefallen ist, nicht erkennen? In eben dem Augenblicke, wo er sich rühmt, die Bahnen der Sterne gemessen, die Tiefen des Geistes erforscht, die Welt in seinem Systeme umfaßt und den Schleier von den Mysterien der Gottheit selbst genommen zu haben, in demselben Augenblicke weht ihn ein Hauch an, von dem man nicht weiß, woher er gekommen und wohin er geht, der kleinste Ziegel fällt von dem Dache auf sein erleuchtetes Haupt und Ecce homo! das Licht ist ausgelöscht, seine Weisheit und alle Schätze seines Geistes sind spurlos verweht; er, der das Weltall zu kennen glaubte, kennt seinen eigenen Namen nicht mehr. Nicht einmal der Verstand des Thieres ist ihm geblieben. Auch verfluchen kann er sein Schicksal nicht, wenn er auch wollte; denn selbst dazu muß er von Gottes Gnade die Kraft haben, sonst mattet er vergeblich seinen Geist ab, ohne sich auch nur entsinnen zu können, was er denn eigentlich gewollt.

Manchen hat daher auch diese schreckliche Krankheit, dieser Scheintod des menschlichen Geistes, als ein viel

furchtbareres Zeichen der menschlichen Nichtigkeit geschienen, als der Tod des Leibes selbst. Ja die Unsterblichkeit der Seele schien ihnen damit ganz unverträglich, und der Materialismus die nothwendige Schlußfolgerung. Wir wollen daher, ehe wir diese Frage berühren, einen näheren Blick auf den Wahnsinn selbst und seine verschiedenen Gestalten werfen, um so die Aufgabe, welche sich der Künstler gestellt hat, besser verstehen und ihre Ausführung beurtheilen zu können.

Wenn wir in ein Narrenhaus treten, dann scheint uns, was das Alterthum von den Qualen der Unterwelt berichtet, zur furchtbaren Wirklichkeit geworden zu seyn. Alle Schrecken, die den Menschen in den wildesten Träumen nur leise ängstigen, weil er dunkel ahndet, daß alles nur ein Scheinbild seiner Phantasie ist, all jenes trügerische Gaukelspiel, das ihm blühende Inseln und die Schätze der Welt vorspiegelt und ihn dann, wenn er nach ihnen greift, beim Leuchten der Blitze in den Abgrund stürzt, aus dem höllische Ungeheuer ihn angähnen und den vor Schreck erstarrten verschlingen, all diese Trug- und Schreckbilder ängstigen und höhnen jetzt bei wachen Augen, im fieberlosen Delirium seine zerrissene Seele; sein Auge glaubt wirklich zu sehen, was seine Phantasie ihm vorspiegelt; der Geist liegt in tiefem Schlummer begraben, er hat keinen Willen mehr und kann in den wirren Träumen Recht und Unrecht nicht mehr unterscheiden. Der Mensch scheint bald ohne allen geistigen Lebensfunken in einen stupiden Schlaf versunken, oder es rast ein brennender Geist in ihm, wie Furien sind die Leidenschaften hinter ihm und peitschen den Besinnungslosen mit ihren Schlangenruthen, der ohne Ruhe und Rast vor ihnen flieht, wo er nicht hin will, bis er erschöpft niedersinkt. Furcht in tausend Gestalten, Hoffart, Neid, Zorn, Rache, Wuth, Wohllust, Gewissensbisse, Liebe, Ehrgeiz,

Gram, Zweifel und Schmerzen jeder Art habenalle geistige Klarheit verdunkelt und herrschen nun unumschränkt über den Menschen in seiner Bewußtlosigkeit und machen ihn gleichsam zu ihrem leiblichen Bilde. Allenthalben begegnen uns Tausende solcher Jammergestalten beim Eintritt in die Irrenhäuser.

Hier sitzt einer in der Ecke ohne Gefühl, blaß und bewegungslos, seine Augen aus den Höhlen hervorgedrängt glotzen stier und starr ohne Ausdruck immer auf denselben Punkt, kein Schmerz, keine Lust spiegelt sich darin ab; sein Mund wiederholt eintöniger als das Mühlrad immer nur dasselbe Wort; keine Miene verzieht sich in seinem Gesichte; sein Geist mattet sich eben so ununterbrochen an einem Gedanken ab; alle Erinnerung hat er verloren, und kommt sein Körper einmal in Bewegung, so ist es immer dieselbe, die er wiederholt; wie ein wildes Thier in seinem Käfig, kratzt er sich an der Wand hin und her. Kaum daß er mit dem Munde zuckt, wenn er mit dem glühenden Eisen gebrannt wird. Alle geistige Kraft scheint bei ihm erstarrt, wie bei einem versteinerten Bilde eines Feenmärchens. Neben ihm sitzt ein anderer, dem drehen sich in schwindelnd schneller Kreisbewegung tausend Gedanken rund in seinem Kopf um, er müht sich vergebens von Morgens bis Abends ab, nur einen einzigen zu fangen und festzuhalten; wie er ihn zu halten meint, sind schon tausend andere da, so vergeht ihm im Schwindel Hören und Sehen, er weiß nicht mehr, ob er er selbst ist, ob er die Gedanken fängt, oder ob die Gedanken ihn fangen, alles geht mit ihm rund herum, es reißt ihn mit sich fort, und er dreht sich nun stundenlang in der schnellsten Bewegung um sich selbst. Dort schleicht einer, bleich und abgemagert, mit scheuem, schielendem, lauerndem Blicke; bei jedem Geräusch schaudert er zusammen, er flieht vor seinem Schatten, überall sieht er ge-

zückte Dolche, lauernde Giftmischer; überall hört er Mordbrennern flüstern; er wagt es nicht, eine Speise anzunehmen, aus Furcht vergiftet zu werden; nirgends ist er sicher vor den allmächtigen Kräften des Magnetismus und der Elektricität, die der Elementargeist gegen ihn aufgeboten; denn alle Menschen und Geister haben sich zu seinem Untergange verschworen. Manchen Schritten geht ein anderer auf und ab. Das Leben ist ihm verhaßt; alles bringt ihn zur Wuth; er kennt nur eine Lust, die Lust der Zerstörung; stets hört er in sich eine Stimme, die ihm zuruft: tödte dich, oder hast du Feigherziger den Muth nicht dazu, dann tödte andere, damit sie dich tödten. Alle Todesarten hat er schon vergeblich versucht, bis er sich zuletzt in seinem eigenen Hause lebendig verbrennt und in den Flammen über die Unversöhnlichkeit jener Mächte triumphirt, denen er die Thüre verriegelt hat.

Dort die Frau möchte um keinen Preis den Daumen biegen; denn sie glaubt, die Welt ruhe auf ihm und bei der leisesten Bewegung würde dieselbe einstürzen; in allem übrigen scheint sie bei vollkommenem Verstande zu seyn. Ihr Nachbar ist nicht von dem Stuhle zu bewegen; macht er einen Schritt, so ist es, als ob er auf Eiern ginge. Ihm scheint die äußere Rinde der Erde von Glas, sie ist durchsichtig, und er sieht hinab in einen furchtbaren Abgrund voll Schlangen; bei jedem Tritte fürchtet er das Glas zu zerbrechen und in den Schlund hinabzustürzen. Gemessenen Schrittes, das Haupt hoch emporgehoben und mit gebietender Miene geht ein anderer an ihm vorüber; der Hochmuth hat ihm den Kopf verrückt; er gebietet über alle Schätze der Erde; alle Weisheit ist in seinem Besitze; er hat die Welt aus seinem Munde gehaucht; würde er den Athem einziehen, so müßte sie wieder in ihr Nichts versinken; er droht mit seinem Zorn

und ernennt Kaiser und Könige. Hier stehen [illegible] andere, die sich unter einander ihre Noth klagen; der eine jammert, eine Kröte habe in seinen Eingeweiden; der andere hört Vögel in seinem Magen pfeifen; jener wagt sich nicht in die Sonne noch in die Nähe des Ofens, er fürchtet zu schmelzen. [illegible] ist vom Teufel, dieser hat den Kopf voll Bücher; der Dritte sieht ganz deutlich einen Heuwagen mit Fuhrmann und zwei Pferden in seinem Leibe, er kann genau zeigen, wo die Räder herumlaufen; der sechste endlich spricht nur mit [illegible] Stimme, seine Nase ist länger als eine Elle, er hütet sich, sich ja im Licht zu bewegen und nicht [illegible] zu treten. Neben an sitzt ein anderer, [illegible] im Gesicht, er fühlt sein Herz und seine Eingeweide und seinen ganzen Leib abgestorben [illegible] liegen. Dort wälzt sich eine Frau im Kreis, sie will in den [illegible], wie Feuer brennt in allen ihren [illegible], die sie früher geliebt [illegible]. Ein abgehärmter Gestalt eines [illegible] mit [illegible] Blicke daneben. Tag und Nacht schließt er kaum das Auge, er fürchtet, die Schätze, die er zu besitzen wähnt, würden ihm gestohlen. Aber am meisten ängstigt ihn der Gedanke, verhungern zu müssen; er will nicht mehr aus dem Bette aufstehen, um seine Kleider zu schonen; er hat beschlossen, lieber freiwillig zu sterben. Darum verweigert er jede Nahrung und die ganze Nacht hat er sich gemüht, die Muskeln des Kehlkopfes mit aller Gewalt zusammenzuziehen, so daß [illegible] nicht [illegible], und der [illegible], [illegible] einzutreiben, [illegible] Kreuze [illegible]. Ein anderer liegt auf der Erde, [illegible] ist er im Begriff in Raserei zu verfallen, er [illegible] von dem Ausbruche seiner Wuth, was ihm naht, muß er zerreißen, er wird in Ketten gelegt und [illegible] er in einem [illegible]

bewachten Augenblick seine Finger bis zur Handwurzel ab. In tiefes Nachdenken scheint Jener versunken, er sinnt und sinnt, wer er eigentlich sey, er kann sich nicht recht von einem Dritten unterscheiden. Ein anderer geht suchend und klagend umher, er hat seinen Kopf verloren, da begegnet er einem andern, der behauptet, er habe zwei Köpfe mit gläsernen Nasen und Baumästen, die daraus hervorwachsen, seinen eigenen wahren Kopf aber, den habe man ihm weggeschickt. Aus dieser Gestalt, deren blödes stumpfes Gesicht kaum die Spuren eines Menschen trägt, kommt als einziges Lebenszeichen nur ein dumpfes unartikulirtes Geheul hervor, er kann nicht einmal kauen. Neben ihm schlägt einer mit den Armen und kräht unaufhörlich, denn er glaubt in einen Hahn durch Magnetismus verwandelt zu seyn. Einer glaubt gestorben zu seyn und will darum nichts mehr essen; der andere ist schon auferstanden; der dritte ist überzeugt, nur das zu denken, sein einziger Gedanke ist, was er denn anfangen wolle, wenn kein Mensch mehr auf der einsamen Erde lebe. Einige murmeln unaufhörlich ein furchtbares Gebet, andere fluchen und lästern Gott, sie rühmen sich lobend der größten Verbrechen, während andere in der tiefsten Verzweiflung sich als die schwersten Sünder darstellen, denen Gott unmöglich vergeben könne. Mitten durch alle diese Gruppen tanzen lachend und singend mit der Fröhlichkeit des Schwachsinns, mit bunten Lappen schellenfällig aufgeputzt lustige Gestalten auf und ab; sie lachen über den Schmerz und weinen, wenn man ihnen etwas Fröhliches sagt; unermüdet sind sie beschäftigt; gehen und kommen, tragen alles hin und her, aber ohne Sinn und Verstand. In einem einsamen Winkel, höher als die übrigen, sitzt mit stolzem Blicke ein verrückter Philosoph. Er blickt verachtungsvoll auf das tolle Treiben und freut sich seines Verstandes; er findet Jeden zu belehren

und zurechtzuweisen, und zieht dann, wenn er sieht, daß alles vergeblich ist, voll Mitleid und Verachtung sich aus dem wilden Haufen zurück und versenkt sich in die Tiefe seines eigenen Ichs. Er kennt aufs genaueste die Narrheit eines jeden, nur eine einzige, seine eigene kennt er nicht; denn er glaubt eine Incarnation des heiligen Geistes zu seyn, der gekommen sey, diese Welt eigensinniger, kurzsichtiger Narren zu erlösen. Volle sechs Jahre war sie im Finsterniß und Irrthum, bis er herabgestiegen ist, sie zu erleuchten; alles lebt nur ein Scheinleben der äußeren Erscheinung, bis er durch die richtige Definition es in die Wahrheit des Selbstbewußtseyns ruft; wie die Haide in dem darauf weidendem Schaaf, wie der Fels in der daran springenden und hängenden Gemse und das Kunstwerk in dem dasselbe bewundernden Künstler aus der Verschlossenheit seiner Ichheit in das freie Selbstbewußtseyn übertritt.

Dieses ist ein leider nur zu wahres Bild der traurigen Gestalten, die man in den Narrenhäusern sieht; denn die meisten dieser Unglücklichen sind keine erfundenen Phantasiebilder, es sind Menschen, die von Aerzten behandelt wurden, welche ihre Krankheit beschrieben haben. Leicht wäre es, diese Beispiele, wenn es ihrer nicht schon zu viele sind, noch mit hundert anderen zu vermehren; denn das Reich des Wahnsinnes ist unerschöpflich, und der gesunde Verstand kaum im Stande, all die Qualen zu ersinnen, mit denen der Kranke sich quält und martert.

Und kein Mensch, kein Alter, kein Geschlecht ist zu keiner Stunde vor diesem schrecklichen Unglücke gänzlich gesichert. Wer heute über die Verrücktheit der armen Narren spottet und mit kaltem hochmüthigem Lächeln ihre Reihen durchgeht, kann im nächsten Augenblicke schon einer der Ihren seyn und glauben, die Nase, die er vorhin so hoch getragen, sey an einem Steine hängen ge-

blieben, und Jeder spotte ihn darum aus. Obwohl das Kindesalter, dem tausend Leidenschaften und Bedürfnisse unbekannt sind, dem Wahnsinn auch minder ausgesetzt ist, so gewährt doch auch es keine völlige Sicherheit. In Folge krankhafter körperlicher Anlage, schlechter Erziehung, die statt seine Leidenschaften zu mäßigen und zu zügeln, ihnen freien Spielraum läßt, in Folge schlechter Lehren und Beispiele, die schon in seiner Seele jedes Gewissen, jede Furcht vor einem das Gute belohnenden und das Böse bestrafenden Gotte austilgen und ihm das Leben wie einen Apfel darstellen, den man wegwirft, wenn er nicht mehr schmeckt, in Folge all dieser Ursachen können auch bei Kindern Wahnsinn und Raserei und wahnsinnige Handlungen hervortreten. So führt Esquirol das Beispiel eines Kindes von 13 Jahren an, das sich erhängte und einen Brief hinterließ, der so anfing: Meine Seele vermache ich Rousseau, meinen Körper der Erde. Ein anderes Kind mußte seine Mutter, die zu sterben begehrte, mit Matratzen und Hausgeräth in ihrem Bette zudecken. Es blieb am Bette ohne aufzusehen, gegen die Thüre gekehrt, bis zum andern Morgen sitzen, wie ihm die Mutter befohlen hatte. Als es sie erstickt fand, ging es hin und erhängte sich. Ueberhaupt sind Selbstmorde im ganz jungen Alter gegenwärtig in Frankreich gar nichts so außerordentlich Seltenes. Zuweilen tritt der Wahnsinn im höchsten Alter ein, wie man Beispiele von achtzigjährigen Greisen hat, die von der Manie befallen wurden, während der eigentliche Wahnsinn selten das fünfundzwanzigste Jahr übersteigt. Nach Esquirols Beobachtungen ist Wahnsinn am häufigsten in den Jahren von fünfundzwanzig bis fünfundvierzig. Und namentlich sind die höheren Klassen ihm in einem früheren Alter, als die niedern ausgesetzt.

Und welche Hülfe leistet nun menschliche Wissenschaft

in Aerzten und Philosophen repräsentirt diesen Geisteskranken gegenüber? Sie ist keine eben sehr glänzende. Wie in den meisten übrigen Fragen haben sich die Meister vom Stuhle noch nicht einmal über die allerersten Grundsätze verständigen können, und wäre ihre Macht so groß, wie ihr Wille, dann würde Einer den Andern wegen seiner Theorien über die Narrheit selbst in das Narrenhaus sperren, statt ihm die Pflege der Kranken anzuvertrauen. Er müßte so lange die Zwangsweste anlegen, bis er seine Grundsätze über Entstehung und Heilmethode der Verrückten ablegt. Der Mensch weiß, wenn er bei gesundem Verstande ist, so wenig von sich selbst, daß eine Unkenntniß von dem kranken, fremden Menschen wenig Verwunderung erregen kann. Hatte er ja doch schon viele Jahrtausende sein kleines Haus, das man Leib nennt, bewohnt und doch war er noch so wenig darin zu Hause, daß selbst der große Aristoteles von dem Nervensysteme kaum eine Ahnung hatte, und mußten noch einmal mehr als anderthalb Jahrtausende verfließen, bis er er durch Servet und Harvey erfuhr, daß das Blut in seinem eigenen Leibe seit tausend Jahren in doppelter Kreisbewegung auf und nieder steige. Er müht sich noch immer ab, das Labyrinth des Wahnsinns in Klassen und Ordnungen zu bringen, den eigentlichen Sitz und Ursprung der Krankheit zu entdecken und die wissenschaftliche Zauberformel zur Bannung dieses bösen [illegible] zu finden. Da sind es zwei Meinungen, die sich hier wie anderwärts schroff entgegentreten.

Die Einen bekennen sich zu jener erhabenen Theorie, wodurch die unsterbliche Seele des Menschen nichts ist, als das Product seiner leiblichen Organe, so eine Art von Sumpflicht, das aus den Nerven und dem Eingeweide des Gehirnes sich entwickelt und im Kopfe brennt. Die ganze unermeßliche Welt der Gedanken mit ihren hel-

len Lieben, ihren nachtbedeckten Gründen, mit allen ihren Tugenden und Lastern, ihren Freuden und Schmerzen, ihrer Furcht und ihrer Hoffnung, ist in letzter chemischer Analyse nichts, als das wunderbare Resultat von ein wenig Wasser, halbgeronnenem Eiweiß, milchsaurem Natron, Schwefel und Phosphor mit Talk und Kalkerde und Alkali, in gehöriger Mischung und Bewegung. Wie das Blut durch die Adern, so steigen die Gedanken als Nervengeist im Gehirn auf und ab, und gehen daraus hervor, wie der Mensch aus dem Urschleime. Ein Wunder, was größer ist, als irgend eines, von dem die Legendenbücher berichten; denn dort ist es immer eine höhere göttliche Kraft, die das Untere nach ihrem Willen bewegt, frei darüber schaltet und es durch die Macht ihres Wortes umwandelt. Hier soll aber das Wasser sich aus sich selbst nicht blos in Wein, sondern in einen lebendigen Geist verwandeln!

Nach dieser Theorie ist die Verrücktheit nichts weiter, als ein bloßes Kopfweh, eine Störung der Nerven, des Gehirnes oder der übrigen Organe. Mit den Organen leidet und erlischt auch eine Kraft der Seele um die andere, bis mit dem Tod der Leib vergeht und auch die Seele zu seyn aufhört. Geht das Gehirn in Fäulniß über, oder drückt der Andrang des Blutes darauf, wird es vom Fieber ergriffen, leidet die Verdauung, der Darmkanal oder das Genitalsystem, oder reißt sich sonst ein Theil des Organismus von dem allgemeinen Leben rebellisch los, so tritt Verrücktheit des Geistes ein, der ja nichts als die Blüthe des Organes ist, und wie eine Faser zerreißt oder vertrocknet und ein Glied um das andere stirbt, so stirbt auch der Geist, wie das Sumpflicht erlischt, wenn der Sumpf, der es erzeugte, austrocknet.

Jede Seelenkrankheit ist demnach blos eine Krank-

heit des Leibes, und sie hört von selbst auf, wenn man das kranke Glied des Organismus erkennt und die rechte Medizin dafür gefunden hat, wenn überhaupt dasselbe nicht für immer verloren ist, in welchem Falle der Seele keine Hoffnung einer Herstellung bleibt. Bäder, Brechmittel, Aderlässe, Moxa, Douchen, glühende Eisen, Mohnsaft und Nieswurz, das sind ihnen die rechten Mittel, und der gemeinste Barbier kann mit einem Klystier mehr ausrichten, als der tiefsinnigste Psycholog, der den verrückten Verstand zurechtrichten will, während doch eigentlich nur der Darmkanal gestört ist. Genau genommen sollte man daher auch bei den einzelnen Kranken sagen, er ist gestört oder verrückt in der Leber, im Nervensystem, im Darmkanal, in den Gehirnknochen, im Genitalsystem oder sonst wo, eine eigentliche geistige Verrücktheit gibt es aber nicht, weil das, was nicht für sich besteht, auch nicht für sich leiden kann.

Dieser Meinung tritt die andere entgegen. Ihr ist der Mensch keine Mixtur von Stickstoff und Sauerstoff, sondern eine lebendige Seele, die der Geist Gottes eingehaucht hat, und der er ein Wissen und Gewissen mit Ideen einer höhern Welt, als die ist, welche sein Auge sieht und sein Ohr vernimmt, eingepflanzt hat. Die Seele hat sich hienieden incarnirt; der Leib, den sie bewohnt, muß ihr dienen; sie gibt ihm sein Leben und seinen Zusammenhalt, und wenn sie entweicht, dann kehrt er zum Staube zurück, von dem er genommen ward.

Nach dieser Ansicht nun hat man gefolgert: Ursache und Sitz des Wahnsinns sey wesentlich in der Seele zu suchen und die äußeren Erscheinungen an den gestörten Organen seyen blos die Folge davon. Es ist, heißt es hier, das freie Bewußtseyn des Menschen, das mit den Leidenschaften in den Kampf tritt und ihnen entweder siegreich widersteht, indem es nach dem Rufe seines Ge-

wissens und Kraft seines freien Willens die bösen Triebe und Neigungen bezwingt und die Verlockung von sich abweist, oder indem es ihnen die Zügel schießen läßt, sich ihnen preisgibt und zu ihrem Spielballe wird. Jede Leidenschaft in ihrem Beginne, auch bei gesundem Verstande, der der Mensch sich hingibt, ist schon eine Art Wahnsinn. Er tritt aber entschieden auf, wenn die Leidenschaften den Menschen so in ihren Fesseln halten, daß sie Verstand und Vernunft gänzlich übertäubt und verwirrt haben, so daß er für alles andere blind und taub nur einzig auf sie hört, und nicht sein Geist dem Leibe gebietet, sondern seine Leidenschaft im Geiste rast und in seinen Adern zerrüttend und zerstörend brennt. Die Organe folgen dabei immer den inneren Bewegungen der Seele, und wie alles sich im Menschen zu verleiblichen strebt, so auch die Verrücktheit. Der Wahnsinn und alle seine äußeren Erscheinungen sind daher nur die Bilder dessen, was geistig in der Seele vorgeht.

Darum trägt auch in der Regel jede Verrücktheit das Bild irgend einer Leidenschaft, und es gibt so viele ihrer Arten, als es einzelne Leidenschaften und verschiedene Combinationen derselben gibt. Je nachdem die Leidenschaften über die Seele mehr oder minder herrschend geworden sind, ist Hoffnung zur Heilbarkeit* vorhanden. Nährt der Mensch Tag und Nacht z. B. seinen Zorn, lassen ihm die Pläne seiner Rache selbst im Traume keine Ruhe, brütet er immer nur über diesen einen Gedanken, ohne Gefühl für alles übrige, wie kann man sich da wundern, daß er zuletzt zu dem wird, von dem sich allein sein Geist nährt, zu einem Rasenden, in dessen Fleisch und Blut die Wuth übergegangen, der die ganze Welt zerstören will, wie Leute, die nur Branntwein trinken, zuletzt sich in entzündlichen Stoff verwandeln, der

bei der leisesten Berührung des Feuers zu einem Aschenhaufen niederbrennt.

Nach dieser Ansicht geht daher der Verrücktheit eine Selbstverschuldung voraus, in welcher der Mensch sich für das Böse freiwillig entschieden hat. Wie dem leiblichen Selbstmorde gleichfalls eine leibliche Verletzung der Organe vorausgeht, so ist der Wahnsinn ein geistiger Selbstmord, worin der Mensch freiwillig die Kräfte seiner Seele verletzt oder gänzlich zerstört hat. Nach dieser Theorie muß also das Heilmittel auf die Seele berechnet seyn. Organische Störungen, ob sie gleich zum Ausbruche des Uebels beitragen und seine Heilung erschweren können, sind durchaus untergeordnet, wenn auch keineswegs bei der Cur zu vernachläßigen. Die Seele muß aus den Banden ihrer Leidenschaften befreit werden und ihre alte Herrschaft wieder erhalten, und erst wenn der Mensch mit klarem Bewußtseyn seine Sünden und Ausschweifungen erkannt hat, wenn er sie bereut und entschlossen ist, sich zu bessern, dann erst ist er als vollkommen geheilt aus dem Irrenhause zu entlassen. Mit blossen leiblichen Arzneimitteln aber ist wenig gethan und die Ansicht der Gegner, die alles mit ihren Büchsen gut zu machen wähnen, verlachen sie als den blindesten materialistischen Aberglauben.

Ihr Thoren, sagen sie, ist Einer bei gesundem Verstande, und trifft ihn ein Herzleid, das sein ganzes Wesen mit Kummer und Trauer erfüllt, das ihm seine Kraft nimmt und ihn hinfällig macht und bleich wie ein Schatten, wollt ihr dann seinem kranken Herzen warme Aufschläge zur Linderung auflegen? oder wenn er im heißen Zorne aufbrennt und in seiner Wuth zu vergehen meint, wollt ihr ihm dann zur Löschung des inneren Brandes seiner Seele ein Glas kühles Wasser oder verzuckertes Eis darreichen? Wird das Gift, was in seinem Herzen rast,

nicht den Trunk vergiften, und er sich statt Linderung den Tod trinken? Und doch wähnt ihr die Verirrungen und Ausschweifungen eines ganzen Lebens und nicht des Augenblicks, nachdem sie jede geistige Kraft vergiftet und bis ins tiefste Innere zerstörend sich eingefressen, durch eine Dosis Rhabarber oder ein Klystier oder warme Bäder wie Staub von der Seele oder vielmehr von dem Körper wegzuwaschen! Dieß sind die Folgen eurer materialistischen Theorie, die eine unsterbliche Seele des Menschen läugnet und ihn zum Produkt des Staubes macht.

Zum Beweise dieser Behauptungen kann man unter anderem z. B. die Beobachtung anführen, daß der zwanzigste Theil aller Wahnsinnigen in den Irrenhäusern von Paris aus öffentlichen Dirnen besteht, und daß der Wahnsinn gerade in jenen Ständen am meisten hervortritt, die vorzüglich heftigen Gemüthserschütterungen, Ausschweifungen und Leidenschaften durch eine gefahrvolle oder verführerische Stellung ausgesetzt sind, wie z. B. Kaufleute und Militärs in Frankreich. Ferner hat man bemerkt, daß bei großen politischen Erschütterungen, bei neuen Ideen, welche die Geister mächtig erfaßt und die Schwachen schwindelnd gemacht, der Wahnsinn häufiger eingetreten ist. So kann man in den französischen Narrenhäusern die ganze neuere Geschichte seit der Revolution studieren, indem es dort beinahe für jede Epoche Leute gibt, in denen die jedesmal herrschenden Ideen wie Gespenster spucken und ihnen den ganzen Kopf eingenommen haben. So ist eine speziell französische Narrheit für die nationelle Eitelkeit die Einbildung, die schon so viele erfaßt hat, daß sie glaubten, Ludwig XVII. zu seyn. In England, wo die Industrie die äußeren Reize des Lebens aufs Höchste gesteigert hat, wo der größte Reichthum, der Millionen verschwenden kann und dem alle Genüsse bis zum Ueberdrusse frei stehen, dicht neben

der verhungernden, bleichen, hohläugigen, in den Fabriken ausgesaugten, verzweifelnden Armuth sieht, und ein Sprung aus dem einen Zustand in den andern so leicht ist, ist der Wahnsinn ganz besonders zahlreich. Und solcher Beobachtungen, die zeigen, daß er von der Gemüthsbewegung, von dem Mangel an Mäßigung und Selbstbeherrschung im Kampfe mit den Leidenschaften herrührt, ließen sich noch hunderte anführen.

So sehr wir daher diesen Folgerungen im Allgemeinen beistimmen, so fest wir auch überzeugt sind, daß in sehr vielen Fällen der Wahnsinn ein verschuldeter sey und seine Wurzel in einem verderbten Herzen habe, und nur mit der Besiegung oder Erkaltung seiner Leidenschaften aufhöre, so können wir ihnen nicht beifallen, wenn sie so ausschließlich und schroff aufgestellt werden, wie es in neuerer Zeit z. B. von Heinroth geschehen, der keinen Wahnsinn aus organischen Einwirkungen anerkennen will, und mithin außer der großen allgemeinen Schuld, die auf dem menschlichen Geschlechte lastet, immer eine persönliche Schuld des Individuums annimmt. Wäre diese exclusive Ansicht die richtige, dann, sollte man denken, müßte ein Narrenhaus den Zusammenfluß der allergrößten, hartnäckigsten und ruchlosesten Verbrecher in sich schließen. Aber man findet dort im Gegentheil oft nichts als gutmüthige Unglückliche, die vielleicht nie in ihrem Leben einen Gedanken von dem gehegt, was sie jetzt im Taumel des Geistes thun und sprechen; während man umgekehrt die eingefleischtesten Verbrecher, in denen die teuflische Bosheit sich incarnirt zu haben scheint, bis zum letzten Augenblicke bei klarem ruhigem Verstande über ihre Bosheit brüten und sich derselben rühmen sieht, ohne irgend eine Spur von Verrücktheit an ihnen zu gewahren. Unserer Meinung nach also, so wenig wie die volle Herrschaft einer Leidenschaft nothwendig Verrücktheit, das

heißt Störung der Urtheilskraft oder des freien Willens zur Folge hat, so wenig kann man umgekehrt sagen, daß wo Verrücktheit statt finde, nothwendig eine freiwillige Zerstörung der Vernunft durch Leidenschaften und Ausschweifungen vorhergegangen seyn müsse.

In dem Menschen ist im gegenwärtigen Zustande Geistiges und Leibliches so innerlich und lebendig mit einander verbunden, daß sie nothwendig immer in der engsten Wechselwirkung zu einander stehen, und der Eindruck des Einen dem Andern sich stets mittheilt. Scheint bei dem angebornen Blödsinn oder Cretinismus die Seele in ihrer Latenz wie nicht vorhanden, weil sie keine Organe hat, durch die sie operiren kann, und gleichsam von dichtem Nebel umgeben ist, durch den kaum ein Schimmer ihres Lichtes dringt, so wird sie aus demselben Grunde, wenn jene Organe durch äußere Umstände gestört oder verletzt werden, diese theilweise oder gänzliche Vernichtung in der Ausübung ihrer Kräfte gleichfalls mitleiden. Die gestörten Systeme des Organismus werden auch auf sie störend zurückwirken, wie umgekehrt bei ihren Leiden der Körper mitleidet. Der Biß eines rasenden Hundes, der Genuß geistiger und narkotischer Getränke beweisen hinlänglich die Macht des Leibes über die Seele und wer hiervon, wenn gleich gegen seinen Willen, also ohne Schuld, genossen, wird sich, wenn er auch mit der festesten Willenskraft dagegen kämpft, ihres überwältigenden Einflusses nicht erwehren können. Daß aber mit den Organen, obgleich die Seelenkräfte sich in sich selbst zurückziehen oder in Verwirrung gerathen, der Geist selbst in seiner Tiefe weder theilweise noch ganz vernichtet ist, beweisen eben jene Fälle, wo er durch irgend einen heftigen Anstoß, wie mit einem Blitzschlage auf einmal wieder im vollsten Glanze mit seiner ganzen Kraft hervorscheint; wo plötzlich das Gedächtniß mit seiner unermeß-

lichen Fülle, das klarste Urtheil, das schärfste Bewußtseyn von Gut und Bös und die lebendigste Phantasie, alles in einem Nu aus der Ohnmacht erwacht, ja manchmal noch gesteigert wiederkehrt und durch die zerstörten Organe, die seiner Macht nicht widerstehen mögen und nach wie vor zerstört sind, hindurchbricht. Freilich leidet ein Geist an einer schwereren Krankheit, wie der andere, seine Träume sind tiefer und er ist schwerer zu wecken. Ja der Geist des eigentlich Blödsinnigen ist auf natürliche Weise, ohne eine wunderbare Gnade von Oben, nie zu sich zu bringen.

Allein weit entfernt zu glauben, daß den Wahnsinn jedesmal eine persönliche Schuld begleite, sind wir fest überzeugt, daß er manchmal eine höhere Gnade seyn könne, gleichsam ein bewußtloser Schlaf, eine Ohnmacht der Seele, um ihr größere Schmerzen und Gefahren zu ersparen. Daß der Mensch wahnsinnig werden kann, ist eine Folge unseres gefallenen Zustandes durch die alte Schuld; daß dieß furchtbare Unglück aber den Einzelnen trifft, kann wie bei jedem andern Unglück mit oder ohne seine Schuld geschehen. Gewiß aber ist, daß kein Unglück, im Falle Jemand davon unverschuldet betroffen wird, mehr als dieses dem Menschen seine Gebrechlichkeit und Schwäche, ist es aber verschuldet, ihm mehr die furchtbar zerstörende Kraft der Leidenschaften zeigen und ihn davon zurückschrecken kann. Sein Bild gibt ihm darum auch eine ernste Lehre und ruft ihm mit furchtbarer Stimme zu, wie schwach und elend er an sich selbst sey, wenn er nicht Kraft und Licht aus einer höheren Quelle empfinge. Ein Künstler, der es daher unternimmt, dem Menschen diese ernste Wahrheit, diesen traurigen Spiegel seines Inneren vorzuhalten, so sehr sich auch die eigene Eitelkeit dagegen sträuben und das Bild nicht sehr schmeichelhaft finden möchte, ist keineswegs dem Narren-

haus entsprungen, alle die Narren seines Bildes rufen vielmehr dem Beschauer zu: Was du bist, das waren auch Wir einst, und was wir sind, das kannst du jeden Augenblick werden, bitte darum Gott, daß er dich davor bewahre, und bewahre selbst dein Herz, so viel du kannst, vor dem Wahnsinne der Leidenschaften; ora et labora.

Mancher wird vielleicht auch in diesem Bilde noch einen speziellen Genossen finden, der ihm wie ein Prophet zeigen kann, wohin er schon längst gerathen wäre, hätte es ihm in seinem Hochmuth und in seiner Leidenschaft nicht an Consequenz gefehlt; oder er kann daraus abnehmen, wohin er in der That kommen wird, wenn er so fort fährt. In welchem Falle wir ihm dann rathen, dieß Narrenhaus als ein Memento Mori vor seinen Spiegel zu hangen.

Was nun noch zum Schluße die ästhetische Frage der Schönheit betrifft, so dürfte der Künstler, gälte die wahrhafte Schönheit als einzige Norm in der Wahl seiner Darstellung nichts als das Heilige und wahrhaft Vollkommene darstellen; denn jede Unvollkommenheit jedes Laster streitet mit der Schönheit und ist eine Mißgestalt. Aber wie wir gesehen, soll der Künstler dasselbe gerade in seiner wahren Ungestalt darstellen. Und selbst die alte Kunst, von der man doch eben jenes Prinzip der Schönheit abstrahirte, hat sich nicht gescheut, Gestalten wie die Erinnyen, rasende Bacchantinnen, grinsende Satyren, Harpyen und die Medusa darzustellen; die man mit dem Wahnsinn und seinen Erscheinungen in manchen Beziehungen wohl vergleichen kann. Da auch er häufig wie eine rächende Erinnye dem Verbrecher als Strafe folgt.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über die Aufgabe des Bildes, wenden wir uns zur Betrachtung des Bildes selbst, indem wir die einzelnen Gestalten, die der Künst-

ler aus dem großen Gebiete des Wahnsinns sich zur Darstellung gewählt hat, näher ins Auge fassen und ihre Geschichte, ihre Gedanken und Leiden aus ihren sicher und scharf gezeichneten Gesichtszügen, wo jeder Zug die Seele verräth, herauslesen.

Der allgemeine Moment der Darstellung ist folgender. Die Kranken sind in dem Hofe unter der Aufsicht des Hauswächters, um Luft zu schöpfen. Der Hof von der Mauer und dem Narrenhause eingeschlossen ist nackt und öd, nur hier und da sprossen spärlich einige Pflanzen, noch kahler ist ein Bergzug, der sich hinter der Mauer herzieht. Nur ein Paar einzelne Bäume sind darauf zu sehen. Man kann sich denken, daß es ein düsterer, kalter, trauriger Herbsttag sey. Nachmittags, wenn man nicht weiß, ob das trübe Licht von dem grauen Himmel oder dem Nahen der Nacht herrührt. Sieben von den Kranken sitzen auf viereckigten Steinen in einem Halbkreis neben einander; sieben andere stehen in zwei Gruppen getheilt hinter ihnen.

Der Trieb der Gesellschaftlichkeit, der sich bei den Unglücklichen nur noch in dem Bedürfnisse nach menschlicher Wärme äußert, treibt sie instinktmäßig zusammen; denn ein anderes Band gibt es zwischen ihnen nicht, weil jeder seine eigene Logik hat und keiner den andern versteht. Sie fühlen nur zum Theil dunkel die innere Unheimlichkeit, mit sich selbst allein zu seyn, und suchen sich Einer an dem Andern zu wärmen. Rechts in einiger Entfernung, die rauchende Pfeife im Munde, die Peitsche in der Tasche, die Hände mit den Schlüsseln auf den Rücken geschlagen, steht der wohlbeleibte Wächter; das Gesicht mit einem Ausdruck gleichgültiger Verächtlichkeit halb gegen die Kranken gekehrt, als wollte er sagen: dummes Narrenvolk! rühre sich keiner, sonst kriegt er die Zwangsweste. Ganz links in noch größerer Ferne, nicht

weit von der Mauer, geht ein altes Mütterlein, das Gesicht beinahe ganz verhüllt, die Augen vor sich hin gegen die Erde gekehrt, geschäftig ihren eigenen stillen Weg, der mit den Uebrigen in gar keiner Beziehung zu stehen scheint. Die verhüllte, stille, geschäftige Gestalt hat etwas Geheimnißvolles, man könnte sie für das dunkle still über Menschen und Göttern waltende Schicksal halten, für eine Parze, die eben einen Lebensfaden abschneiden geht, ohne rechts links zu sehen und taub für alle Bitten und Klagen. Aus den verstörten Gesichtern spricht der Wahnsinn, man sieht, daß in ihrem Inneren ein fressendes, wild und wirr loderndes Feuer brennt; die Züge sind scharf und schneidend wie ein Fels, an den mit eintöniger Bewegung eine Welle ununterbrochen anschlägt. Alle Gestalten treten mit einer erstaunlichen Plastik aus dem Bilde hervor, und wer einmal in einem Narrenhause war, wird gewiß hier alte Bekannte wieder zu erkennen glauben, so schaudererregend ist ihre Wahrheit, und sie erzählen ihre Leidensgeschichte und ihren Zustand so deutlich, daß wir ihnen nur Worte geben dürfen.

Der Kupferstich ist von Hrn. März mit lobenswerther Treue und ausserordentlicher Sorgfalt ausgeführt. Er zeichnet sich besonders dadurch aus, daß er den falschen, glänzenden, auf augenblickliche Bestechung berechneten Effekt verschmähend in der guten alten Weise Marc Antons mit wenig Mitteln einfach und sicher das Original wiedergibt. Die Aufgabe war hier um so schwieriger, da sie die vollkommenste Auffassung des feinen Mienenspiels in den verzerrten Gesichtern dieser Verrückten erforderte. So viel über den allgemeinen Eindruck des Bildes.

In der Mitte des Halbkreises sitzt eine edle, hochgewachsene, starke, wohlgebaute Gestalt. Der Kopf ruht

vorgebeugt auf der zornig geballten Faust des rechten Armes und dieser auf dem rechten Knie, das nachläßig über den linken Fuß geschlagen ist. Die Beinkleider sind kurz, die Strümpfe hängen nachläßig tief herunter und zeigen Schienbeine, aus denen man auf den eisernen muskulösen Bau der ganzen Gestalt schließen kann. Links über die Brust gebunden hängt oben an der rechten Schulter ein hölzerner Degen. Aus dem Gesichte mit den aufgesträubten Haaren und den fletschenden Zähnen, der geballten, den halben Mund bedeckenden Faust und vor allem aus den finster drohenden zornblitzenden Augen spricht sich ein furchtbarer Ingrimm drohend aus, der aber seine eigene Ohnmacht fühlt und darum auf die Zähne beißt. Schon lange verzehrt er sich so in seinem inneren Grimme, trotz seiner Kräftigkeit sind die Wangen gegen den Mund mit dem Schnurrbart scharf eingefallen.

Es ist dieß ein Gespenst aus jener glänzenden Kaiserzeit des sogenannten französischen Ruhmes, da der größte Theil von Europa zu Boden geworfen, den blutigen Staub von dem Fuße des Sohnes der Revolution küßte und sich wie ein Wurm vor dem krümmte, auf dessen Fahnen zuerst die Namen der Freiheit und Gleichheit, und dann die des Ruhmes und des Völkerglückes standen. Damals focht er in den Reihen jener berühmten alten Kaisergarde der großen Armee, die von ihrem Herren nur langsam und zuletzt auf den Feind losgelassen wurde, wenn die Gefahr scharf auf sie andrängte, und ihren Zorn hinlänglich entflammt hatte; und die dann im Bewußtseyn ihrer Unbesiegbarkeit auf die Beute sich losstürzte. Aber es gingen andere Sterne am Himmel auf; der Allgewaltige, der mit Kronen und Völkern, mit Rechten und Verträgen, mit Treue und Glauben gespielt, wie Kinder mit Bällen, wurde selbst wie ein Ball von der Hand eines Mächtigeren hinaus auf einen einsamen Fel-

sen in das fernste Meer geworfen, wo ihm nichts blieb, als hinter sich der Rückblick in eine ungeheure Vergangenheit voll unermeßlicher Trümmer, voll von Leichenfeldern und Leichensteinen gescheiterter Hoffnungen und vor sich der Blick in die Ewigkeit und die Stunde einer ernsten Rechenschaft über die Gaben, die in seine Hand gelegt gewesen.

In der letzten Entscheidungsschlacht bei Waterloo erhielt der Unglückliche auf dem Bilde eine Kugel in den Hinterkopf. Er sank hin, rief vive l'empereur und glaubte zu sterben. Doch überlebte er die Wunde und litt von dem an beständig an einem dumpfen inneren Kopfschmerz. Mit dem Sturze seines Idols waren auch ihm alle Hoffnungen und Träume von Marschallstäben und Fürstenthümern zerronnen. Ein finsterer Gram nistete sich in seinem Inneren ein. Da glaubten die Republikaner in seinem mißmuthigen, kühnen, verzweifelten Wesen ein rechtes Werkzeug für ihre Zwecke gefunden zu haben. Sie theilten ihm daher ihre Lehre mit von der Befreiung der Völker, von der großen Propaganda, wie man ganz Frankreich mit einem Gürtel von Revolutionen umgeben müsse, um dann den großen Alexanderzug der Freiheit über die Erde zu beginnen. Die Herrschaft sollte, wie in jenem großen Weltreiche dem würdigsten und tapfersten Streiter zufallen. Da flammte die alte kriegerische Eroberungslust wieder auf; allein je mehr ihm die neuen Lehren unbedingter allgemeiner Freiheit zu Kopfe stiegen, um so wilder wurde sein Grimm; auch das alte napoleonische Kopfweh nahm zu, und da der Augenblick der Ausführung immer nicht kommen wollte, brach endlich die innere Wuth in hellen Flammen aus. Er wurde rasend, stürzte zur Vendomesäule, schreiend, die Ehre Frankreichs sey verrathen, fiel alle Vorübergehenden mit dem Degen an und mußte in Ketten gelegt werden. Seit dem hört

er nichts, als den beständigen Kanonendonner der großen Kaiserschlachten von Marengo und Austerlitz. Mitten in der Nacht steht er auf und commandirt bald zum Sturm auf Saragossa, bald will er die Flammen von Moskau löschen, bald zittert er vor Kälte, dann glaubt er wieder in den Wüsten Aegyptens umher zu irren, oder er befiehlt, eine italienische Stadt zu plündern, oder kündigt einem deutschen Fürsten an, daß er aufgehört habe zu regieren. Zuweilen aber fühlt er seine Ohnmacht; dann setzt er sich nieder, wie er hier dargestellt ist, er möchte seine Wuth verbeißen, aber mächtiger als er ergreift sie ihn immer wieder, und er sitzt dann drohend da, wie ein schwarzes Gewitter über den Bergen, und sein einziger Wunsch ist, die ganze Welt wäre eine Pulvertonne und er könnte sie als Feuerwerk zur Ehre der Republik in die Luft sprengen.

Und wie er mit dem verhaltenen Grimme hier im Narrenhause sitzt, so gehen seiner Brüder Hunderte in Frankreich frei herum und verkünden die alte aufgewärmte Lehre von neuem mit einer Zuversicht, als ob seit vierzig Jahren gar nichts vorgefallen wäre. Gerade wie er so sitzt der gesammte Republikanismus Zerstörung brütend in Paris und ruft der Welt mit glühenden Blicken zu: konnt ich, wie wollt ich! Der französische Gardist ist sein Bild nach allen seinen verschiedenen Farben hin, am frapantesten aber möchte er jener Nüance gleichen, die eine universale Soldatendemokratie als höchstes Ideal der Menschheit ausgibt. Fühlten diese Rasenden sich nicht gefangen, wüßten sie nicht, daß der Eisenmeister mit der Peitsche so nahe stünde, sie würden ganz anders sprechen oder vielmehr handeln; denn aus ihren Absichten machen sie schon jetzt kein Geheimniß und apotheosiren Robespierre und Danton zu mythologischen Halbgöttern. Ihre zornigen Liebesblicke aber gelten vor allen den gutmüthigen Schaafen, die dießseits des Rheines grasen und

aus deren Wolle sie nach altem französischen Herkommen das Zeug zu ihrem republikanischen Purpur nehmen möchten. Was sich ihrer Schur im Namen der Freiheit nicht fügen wollte, würde auf den Kopf geschlagen und dem Boden gleich gemacht, wie man es mit dem Straßburger Münster vorhatte, als man ihm eine rothe Mütze aufgesetzt und nun gewahrte, wie aristokratisch hoch er die Nase über die übrige Gemeinheit und Flachheit trage. Wenn man bedenkt, daß es Republikaner waren, die beim Tode Lafayettes mit einer Freude, die Hyänen Ehre gemacht hätte, ihr Gefängniß St. Pelagie beleuchteten, weil ein Verräther der Freiheit mehr gestorben sey, so kann man fragen: wer wird von unsern schwachherzigen Weltverbesserern frei gesinnt genug seyn, um Gnade vor ihnen zu finden. Mit den Brandfackeln der Lafayett'schen Illumination wird man uns aufklären, wenn wir nicht wie Sklaven vor der neuen Incarnation der Freiheit anbetend niederfallen und zitternd jede ihrer despotischen goldgierigen und ehrsüchtigen Launen befriedigen. Der englische Radikalismus sieht etwas lumpiger, körperlich aufgeriebener, magerer, fieberhafter und geistig verzweifelter und ingrimmiger als unser Gardist aus. Der deutsche Ultraliberalismus dagegen hat mehr von dem Jupiter Ammon, und ein bedeutend einfältigeres halb Affen- halb Schaafsgesicht, das ohne eigene Gedanken mit offenem Munde nach Frankreich hinüber horcht, und was man ihm von dort zuwirft, blöckend nachkäut.

Ein Glück ist es indessen, daß der Degen, den die Vorkämpfer an der Seite führen, derzeit noch von Holz ist. Es liegen der enttäuschten Welt noch zu sehr die Folgen in allen Gliedern, daß sie den Rasenden einmal geglaubt, und der Wahnsinn, der in ihren Köpfen spuckt, tritt zu grell und offen hervor, als daß es für das Nächste zu fürchten wäre, daß Wüthende, wie dieser hier, noch

einmal die Herrschaft der Welt und die Schicksale der Völker in ihre blutigen raubsüchtigen Hände bekommen sollten.

Neben diesem Mars sitzt zur Rechten die Minerva des Narrenhauses in der Gestalt eines philosophirenden Schusters, wie es scheint. Seine körperliche Stellung ist ganz bequem und passend, um die Anstrengung seines scharfsinnigen, spekulirenden Geistes zu erleichtern und ihm volle Freiheit zu geben. Er hat den Stein, auf dem er sitzt, zwischen beide Füße genommen. Zwischen ihnen liegen zwei Bücher über einander. Eine Anzahl Seiten des unteren werden am Steine zerknittert, im oberen liest er. Die rechte Hand hat er dabei fest und bequem auf den rechten Fuß aufgestemmt; mit der Linken aber rechnet er demonstirend nach, wie der vorgestreckte Daumen und Zeigefinger andeuten. Auf der Nase sitzt die Brille, und die Augen sind herab auf das Buch gesenkt. Unter dem Arme hält er noch eine Rolle.

Er scheint ganz in seinem geistigen Reiche, in seiner Forschung versunken, und kümmert sich um den hinter ihm sitzenden Kriegsgott mit seinem Zorne nicht im allermindesten. Sprach sich in jenem ein kühner, kriegerischer Muth aus, so spricht aus diesem Geist und Verstand. Er zeigte auch als Kind viel Talent und Scharfsinn und hatte große Wißbegier. Er war aber in die unglückliche Zeit der Schulverbesserungen gefallen, worin die Bauernkinder mehr von Jupiter und Venus, von Römern und Griechen, von Asien und Amerika und allem Uebrigen lernen, als was ihnen eigentlich zu wissen nothwendig war. Ich weiß nicht, wie viele Schulpläne, wie viele Organisationen, Reorganisationen und Desorganisationen er bis zum Ministerialreskript Nro. 9909, das wieder alles von vorne anfing, erlebte. Kein Lehrer stimmte mit dem andern überein, die wenigsten mit sich

selber, alle aber waren in offener Opposition gegen den Pfarrer und trugen in der Regel das Gegentheil vor. Außer diesem allseitigen Unterrichte genoß er noch den besonderen Vortheil, einem Professor und Scholarchen die Schuhe putzen zu dürfen, wofür dieser ihm den Gebrauch seiner Bibliothek freistellte, die gleich einer Apotheke Gifte und Gegengifte in großer Anzahl enthielt. Dann diente er einer Journal-lesenden Gesellschaft als Bote, der täglich die neueste Weisheit in ihren verschiedenen Proteusgestalten von einem Mitgliede zum andern trug.

Nun versäumte er nicht, von allen diesen Erkenntnißquellen Gebrauch zu machen und schlürfte das pro und contra mit der gleichen Begierde ein. Als aber sein Kopf so voll war, wie ein Faß mit gestampften Futterkräutern und alles in fauler Gährung chaotisch durch einander gährte, mußte ihn sein Vater, der Schuster, zum Bedauern des Direktors, der schon einen ausgezeichneten Jugendlehrer und würdigen Mitarbeiter in seinem allseitig gebildeten Geiste erkannte, wegen Mangel an Mitteln aus der Schule nehmen, damit er das Handwerk erlerne.

Da ihm nun zu seinem Verdruß die Quelle profaner Wissenschaft verschlossen war, besuchte er um so eifriger die Predigten, seine philosophisch-theologischen Studien zu erweitern. War aber die Verwirrung früher groß gewesen, so war sie hier, wo möglich, noch größer. Auch jetzt machte er sich ein Gewissen daraus, alle zu hören, um darüber zuletzt sein Endurtheil abzugeben. Da hörte er denn die ganze Skala durch von den Pietisten der höchsten Note und ihrer sanften Prädestinationslehre und dem Todtjern der Werke, durch alle Nüancen hindurch bis zum krassesten Rationalismus und Atheismus. Er nahm eifrigen Antheil an dem Streite für und gegen die Agende zwischen den Altgläubigen und Neugläubigen. Wo er damals war, als man eine Intervention für nöthig fand,

damit die geflügelten Bauern nicht wie die Sperlinge von den Bäumen auf und davon flögen, darüber schweigen seine wahrheitliebenden Biographen.

Als indessen durch einen Krawall und eine Schwadron Dragoner, mit einem Festungsbohrer und einer Feldbatterie die Pietisten und Altgläubigen in seiner Stadt das theologische Schlachtfeld räumen mußten, trat ein Prediger neuester Façon auf. Derselbe taufte die Kinder im Namen der allervernünftigsten Dreifaltigkeit, nämlich: der Moral, der Aesthetik und Industrie mit Rosenwasser, das man in einer Dampfmaschine, oder wie er sie nannte, in dem größten Wunderwerke des menschlichen Gottesgeistes destillirt hatte. Dieser hielt dann seine erste Antrittspredigt, die ungefähr so lautete: „Sie werden Hochgebildete! ohne Zweifel in unserer Staatszeitung gelesen haben, daß sich in dieser Welt des Fanatismus die Philosophen leider in zwei Schulen spalten. Die Einen behaupten, es gebe einen Gott, die Anderen, und darunter viele scharfsinnige, um die Menschheit hochverdiente, helle Köpfe, behaupten, es gebe keinen Gott. Es wäre von mir in hohem Grade intolerant, wollte ich hierin ihrem Urtheile vorgreifen, prüfen sie selbst und behalten sie das Beste! Sollten indeß nicht neuere Entdeckungen in der Chemie und Physik und in der höheren Mechanik des Himmels ein unerwartetes Licht auf diese dunkle Frage werfen, so möchte ich fast glauben, die Wahrheit könnte vielleicht hier, wie überall in der Mitte liegen. Ich empfehle Ihnen darum, es zur Aufgabe ihres Lebens zu machen, diese richtige Mitte zu suchen; doch warne ich sie bei solchen dogmatischen Untersuchungen vor Mystik, Aberglauben, Köhlerglauben, Jesuitismus und Fanatismus, und überdieß sind diese Fragen, wie die über die Quadratur des Zirkels, mehr oder minder unfruchtbar. Wir unserer Seits wenden uns darum lieber zu noch wichti-

geren Aufgaben, die mehr in das praktische Leben einschlagen". Hierauf begann er einen weitläufigen Vortrag über die beste Bereitung des Düngers zur Veredlung des Bodens und über den Einfluß der Belletristik zur Veredlung des menschlichen Herzens. Man will bemerkt haben, daß unser spekulativer Schuster seit jener Predigt sein Handwerk, das er schon vorher wegen der übermäßigen Gelehrsamkeit nicht sonderlich trieb, von Tag zu Tag mehr vernachläßigte. Sollte er einen Schuh flicken, dann zeichnete er mit dem Pfriemen auf die Sohlen einen Kreis, in diesen machte er ein Quadrat und hielt nun den Pfriemen in die Mitte, indem er Stundenlang in tiefer Betrachtung dasaß. Erinnerte man ihn an seine Arbeit, so war die Antwort: er habe Wichtigeres zum Wohle der Menschheit zu thun, als Schuhe zu flicken. Bald verlor er seinen Schlaf, er war beständig in Rechnungen begriffen und sprach von Nichts, als richtiger Mitte und Quadratur. Zuletzt behauptete er, endlich das Geheimniß gefunden zu haben. Nun wurde es aber noch toller, alles Leder, was er in die Hand bekam, schnitt er zuerst rund und dann viereckigt und bohrte mitten ein Loch hindurch, welches er die philosophische Mitte zwischen Seyn und Nichtseyn nannte. Er saß ganze Tage und schaute durch dieses Loch hindurch, indem er sagte, dadurch könne er alle Wissenschaften durchschauen und die richtige Mitte der Extreme erkennen. Er mußte ins Narrenhaus gebracht werden, und ist seitdem unabläßig beschäftigt, sein System weiter auszubilden, und wie man aus seinem zufriedenen Gesichte sieht, macht er täglich Fortschritte. Das Unglück bei ihm ist, daß er aus seinen früheren gelehrten Studien gerade noch so viele Syllogistik behalten hat, um siegreich alle Einwürfe, die ihn von seiner Verrücktheit überzeugen konnten, zu widerlegen. Er sagt, wie der gelehrte Zambari, der sonst bei gesunder Vernunft in

dem Wahne stand, Pabst zu seyn: Was wollt ihr mit mir, entweder haltet Ihr mich für einen Narren oder nicht; haltet ihr mich nicht dafür, dann thut ihr mir ja großes Unrecht an, mich in einem Tone anzureden, als ob ich einer wäre; haltet ihr mich aber für einen Narren, dann halte ich Euch, mit gnädigster Erlaubniß, für einen noch größeren Narren, als mich selbst, weil Ihr Euch einbildet, einen Narren durch bloßes Zureden von seiner Narrheit überzeugen zu können. Er meint, daß man ihn ins Narrenhaus gebracht, sey blos aus Neid und Mißgunst seiner Feinde, der Philosophen, geschehen, die gefürchtet, daß seine neue Weisheit, so bald sie bekannt würde, sich über den ganzen Erdball verbreiten würde, wo sie mit ihrer Weisheit dann wie unwissende Thoren dastehen müßten. Der Scharfsinnige glaubt daher, daß es keinen besseren Beweis für seinen gesunden siegreichen Verstand gebe, als eben daß er im Narrenhause sitze, und mit diesem Triumphe seiner Lehre ist er sehr wohl zufrieden, da er so auch gehörige Muße hat, sie ruhig auszubilden.

Das Gegentheil von diesem scharfsinnigen, spekulativen Philosophen bildet eine andere Gestalt zur Linken des Gardisten, aus deren Gesicht auf die ausdruckvollste Weise das Hinstarren der Stupidität sich ausspricht. Durch die papierne Krone und den hölzernen Scepter und eine Ordenskette, an der wahrscheinlich das goldene Vlies hängt, ersieht man, daß der Horizont, in den der Wahnsinnige hineinschaut, ein politischer ist. Man kann weiter aus diesem Krönungsornate, den er sich wie Napoleon ohne Zweifel selbst beigelegt hat, schließen, daß, wenn seine Gedanken nicht tief, doch sein Dünkel sehr hoch geht, wie das gewöhnlich der Fall zu seyn scheint.

Ueber dem Gesicht liegt eine unendliche chinesische Langweile und gedankenlose Leere ausgebreitet. Es ist eine

geistige Wüste, auf der nur kümmerlich einiges Gras aufwächst. Er starrt und starrt ins Blaue, ohne irgend etwas, selbst das nicht, was ihm gerade vor der Nase steht, zu sehen. Von dem vielen anstrengenden Nachdenken sind ihm die Knochen über den Augen in die Höhe gegangen, während der untere Theil des Gesichtes sich beträchtlich in die Länge gezogen hat, wegen seines beständigen dummen Erstaunens und Maulaufsperrens. Statt seines hohlen Kopfes könnte man eben so gut einen Kürbis mit einem Lichtchen hinstellen.

Der gute Mann ist zu einfältig gewesen, als daß er hätte von selbst ein Narr werden können, man hat ihn dazu gemacht. Er war ursprünglich ein ehrsamer Schneider oder Knopfmacher, der schon als Kind große Mühe hatte, die Länge von der Breite zu unterscheiden, und die Treppen hinauf zufallen pflegte. Sonntags Abends ging er ins Wirthshaus und trank dort seinen Schoppen Wein. Da wurde zuerst vom Wetter und dann vom politischen Horizont gesprochen, die Zeitungen vorgelesen und über Theater, Ständeversammlungen, Zollverein, Wein und Bier, Volkssouveränität und göttliches Recht gestritten. Alle waren Mitglieder der Gesellschaft zur Verbreitung des Kleesaamens und Inhaber des freimaurerischen Schlüssel-Blumen-Champagner-Geheimnisses, von Altstädt in der goldnen Au, in Folge dessen auch abwechselnd einer um den andern Meister vom Nachtstuhl wurde. Da die ganze Philisterschaft sich zur liberalen Meinung bekannte, so war es nicht sowohl ein Prinzipienstreit, als vielmehr ein Interessenstreit, wie das Journal des Debats sich auszudrücken pflegt, der den Stoff zu ihren Diskussionen hergab. Die ganze Welt wurde in dieser Gesellschaft von oben herab reformirt und arrangirt, es ging nichts in der Christenheit vor, das nicht der Dümmste der Gesellschaft besser auszuführen im Stande gewesen wäre. Jeder hatte

aber seine Lieblingshelden, der eine bewunderte den Talleyrand, der andere betete den alten Lafayette an, als die wahren Männer des Jahrhunderts. Indessen wäre zweifelsohne die Gesellschaft zuletzt an den Folgen einer galoppirenden Langweile gestorben, die bereits mit der einschläfernden Schwüle eines heißen Sommertages ringsum die Luft sehr drückend machte, so daß man schon in einem weiten Rayon unwillkührlich gähnen mußte: da ist aber zum großen Glücke dieser Knopfmacher, die Blume der Philister, in ihrer Mitte erschienen.

Weil er auch an allen Reformen und Verbesserungen unmaßgeblich Theil nehmen wollte, so merkten sie bald, daß er noch ein gut Theil einfältiger sey, als sie selbst. Die Langweiligen suchten sich eine Kurzweil aus seiner Langweile zu machen. Es wurde Styl, daß bei der zweyten Pfeife sich das Gespräch nur mehr um ihn drehte. Sie machten ihm mit geheimnißvoller Miene die wichtigsten Mittheilungen, forderten ihn dann auf seine Meinung zu sagen, und alles lauschte auf das Orakel der Einfalt. Nach und nach machten sie ihn zum Mitwisser einer Verschwörung, die keinen geringeren Zweck habe, als ihn auf den Thron zu heben, damit er seine Reformen zum besten der Welt ausführen könne. Im Geheimen und schriftlich gaben sie ihm auch schon den Titel; sie sagten, der Herzogmantel sey schon zugeschnitten, es fehlen nur noch die Krönungsinsignien, die man in Paris bei einem Juwelier bestellt hätte und die von einem Posttag zum andern eintreffen müßten.

Das währte so lange, bis er eines Abends mehr als gewöhnlich von dem auflösenden Schlüssel-Blumen-Champagner getrunken hatte. Er sah am andern Morgen seinen Nachtstuhl für seinen Thron an, und ließ sich von da herab gravitätisch in gebietendem Tone also zu seiner Frau der Knopfmacherin, vernehmen: laß den Minister

nur herein, ich muß mich mit ihm über einen Vortrag den ich im Staatsrath halten will, besprechen, er betrifft eine Reform, die nächstens im Sonnensysteme eingeführt und den Ständen zur Berathung vorgelegt werden soll. Die Sonne soll künftig früher aufstehen und nicht länger schlafen, als ich, der ich doch ihr König bin. Will sie sich in Gutem nicht fügen, so werde ich sie als Refraktair auf die Festung schicken, das aristokratische Wesen dulde ich nicht. Die Firsterne sind auch nur so fixe Ideen unseres Herrgottes, die er geschaffen, als ihm der Verstand ausging, ich will sie als Nationalgarde mobilisiren, sie können den Depeschendienst versehen und auf meinem Staatswagen hinten aufstehen; denn die königliche Würde muß mit Glanz umgeben seyn, der Einfältigen und Schwachen wegen.

Als die Frau Knopfmacherin diese Worte ihres Herrn Gemahls hörte, sperrte sie Mund und Ohren auf vor Verwunderung, hätte sie statt dessen die Hand aufgesperrt und ihm einige Denkzeichen hinter die Ohren gegeben; so wäre er vielleicht im ersten Augenblicke von seinem königlichen Wahne befreit worden, denn nach Lichtenberg wirken Prügel bei Narren manchmal besser, als alle Medizin, weil sie dieselben an jene Welt erinnern, aus der diese kommen. Statt dessen redete sie ihm gütlich zu, er wurde aber sehr ungnädig und immer zorniger, klagte über die Folgen einer Meßallianz, verurtheilte sie zum Staatsgefängnisse und leitete sogleich im Staatsrath die Scheidung ein. Während der Unterhandlung aber wurde er ins Narrenhaus gebracht, wo er sich seitdem nicht anders, als König gerirt und von Morgens bis Abends reformirt. Ihm selber fällt nichts ein. Was er vorbringt, sind blos Erinnerungen aus der politisirenden, liberalen Abendgesellschaft, die er halb nicht verstanden, halb wieder vergessen und halb gar nicht gewußt hat. Er stellt

sie auf den Kopf, rüttelt sie unter einander wie Erbsen und bringt sie dann mit großer Selbstgefälligkeit vor.

Zur Verbindung von Europa und Amerika will er eine Kettenbrücke anlegen und darüber eine Eisenbahn führen, um auf Dampfwagen die republikanischen Institutionen herüber zu holen, mit denen er seinen Thron umgeben will. Der amerikanische Konsul, sagt er, habe ihm eine Schrift über die Ausführbarkeit und sehr befriedigende Kostenüberschläge vorgelegt. Die Reform in dem Sonnensysteme hat er wirklich durchgeführt, und dessen zum Zeichen in seine Krone als Wappen Mond und Sterne eingesetzt. Die Ausführung soll aber erst mit dem nächsten Etatsjahre ins Leben treten. Es soll künftig kein Stern mehr auf und unter gehen, ohne dem Ministerium davon Anzeige zu machen und um einen Paß einzukommen. Gegenwärtig ist er eben damit beschäftigt, eine ähnliche Verbesserung zum Wohle der Menschheit auszudenken. Er sinnt über eine große tabellarische Knopf-Statistik nach, alle Knöpfe von den Röcken, Thürmen und Blumen seiner Unterthanen sollen in die Tabellen mit hundert Rubriken eingetragen werden. Sein Kopf hat während dem Nachdenken fast selbst die Gestalt eines Knopfes angenommen, und die Nasenspitze gleicht wieder einem kleinen Knöpfchen, das sich im Gesichte zum König erklärt hat. Man könnte den Steinblock, auf dem er sitzt, während seines Nachsinnens vor seinen Augen in die Luft sprengen, und er würde auffahren, ohne das Mindeste davon zu merken.

So stupid er indessen aussieht, so hat er doch viele seines Gleichen in der Welt. Mancher Politiker und mancher Diplomat, der seine Stelle anderswo, als im Narrenhause hat, sitzt gerade so da und starrt mit der gleichen Stupidität in den großen Kampf unserer Zeit hin-

ein, ohne nur einmal zu wissen, wovon denn eigentlich die Rede ist. Mit dem Schlüsselblumen-Champagner der abgetragenen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts haben sie sich noch vollends den letzten Funken gesunden Verstandes herauspurgirt. Es sind die charakterlosen Tagspolitiker, die Alles vergessen und nichts lernen, die jedes Prinzip preisgeben, um ihr kümmerliches Daseyn von einem Tage zum andern zu fristen. Ob das Haus ein Fundament, ob der Baum eine Wurzel hat oder nicht, das ist ihnen ganz gleichgültig, wenn es nur so aussieht. Wie sie kein Prinzip haben, so haben sie auch kein Ziel und meinen darum, mit allen Winden gleich gut, am besten aber mit halbem segeln zu können. Die Revolution bestreichen sie mit Rosenwasser, den Despotismus finden sie auch vortrefflich, wenn er nur die äußere Etikette beobachtet, die konstitutionellen Formen scheinen ihnen ebenfalls besonders geeignet, um zu thun, was man will. So vertragen sie sich mit allem, nur mit dem Rechten nicht, und pflegen ihre Freunde zu mißhandeln und vor ihren Feinden zu kriechen. Sie halten sich eine Staats-Zeitung, die mit der Zeit schwimmt, und eine Privat-Zeitung die dagegen ankämpft. Ohne eigenes Gepräge, nehmen sie nach Belieben, wie das Geld, den Stempel dessen an, der gerade regirt, und halten als Hoflackaien der Zeitmeinungen, wie Polonius im Hamlet, nach Befehl, dieselbe Wolke bald für ein Kameel, bald für ein Wiesel, bald für einen Wallfisch. Heute beugen sie sich wie feige Sklaven vor einer zügellosen Preßfreiheit und fröhnen gehorsam all ihren Launen; Morgen halten sie es mit einer Zensur, die die Lüge wie die Wahrheit gleichmäßig beschneidet; Uebermorgen, wenn die Angst sich ihrer bemeistert hat, gebieten sie den Vögeln im Walde ein altum silentium. Handhabt nur die Polizei die Ruhe der Strassen gegen Gassenbuben, blitzt und donnert es

nicht, dann glauben sie, der tausendjährige Friede sey angebrochen und die Ruhe Europas würde in alle Ewigkeit nicht mehr gestört werden. Zittert dann plötzlich der ganze papierene Bau, so halten sie sich die Augen zu und wissen nicht, was sie denken, noch viel weniger aber was sie thun sollen. Sind sie vom Schreck wieder zu sich gekommen, dann pflegen sie am liebsten, wie der Knopfmacher hier, gedankenlos in die Zeit hineinzustarren.

Indessen soll der arme Tropf sich in Acht nehmen, daß es dem wahnsinnigen Gardisten nicht einmal einfällt, ihm die papierne Krone herunter zu reißen und den hölzernen Scepter ihm auf dem Rücken entzwei zu schlagen. Wann wird einmal der Jumalacarreguy erscheinen, der beiden den rechten Platz anweist?

Unmittelbar hinter diesem schwachsinnigen Politiker sieht man den Kopf und die Brust einer andern Jammergestalt. Es ist ein Mann mit kurzgeschornem Haar, sein Kleid ohne Aermel geht nur bis zur Achsel. Er lehnt sich übergebeugt mit der rechten Hand, die den Kopf stützt, auf den Rücken des Politikers. Das Gesicht hält er lauernd zwischen dem gegen die Nasenspitze vorgestreckten Zeigefinger und Daumen der Linken. Er scheint den Politiker ausborchen zu wollen; denn kein Thor ist so groß, der nicht größere als Zuhörer findet.

Was hat nun diese klägliche Gestalt mit dem geschornen Kopfe, dem rechnenden, lauernden Blicke und dem Bettleranzuge mit der Politik zu schaffen? Offenbar ist es ein schwindelnder Börsenspekulant, der bei einer unerwarteten Kursflauheit Vermögen und Verstand verloren. Er war einmal ein solider, ehrlicher Kaufmann, wie man noch aus seinem mitleidenswerthen Gesichte ersieht. Zwar hatte er keine Aussicht, Millionär zu werden, aber er war wohlhabend und zufrieden, sein Essen schmeckte ihm, weil er es sich im Schweiße seines Angesichtes verdiente,

er schlief ruhig, weil ihn keine Furcht vor mißlungenen Spekulationen quälte, da sein Handel sicheren Gewinn brachte, wie die Saat des Landmannes.

Da mußte er einmal von einem schlechten Gläubiger an Zahlungsstatt Staatspapiere annehmen, die eben in schlechtem Kurse standen. Er sah das Geld schon für verloren an, als die Papiere durch ein unerwartetes Ereigniß plötzlich al pari stiegen, und er mehr gewann, als die verloren geglaubte Schuld betrug. Jetzt regte sich in ihm zuerst eine Unzufriedenheit mit seiner Lage, und die Begier nach mehr ergriff sein Herz. Gegenüber sah er den Pallast eines Staatspapierjuden, und da sprach er zu sich selbst: was sollst du ein Narr seyn und dich von Morgens bis Abends plagen, immer nur Kreuzer und Kreuzer einnehmen, ohne irgend eine weitere Aussicht. Mache es wie dein Nachbar, da kannst du mit Vorsicht und Mäßigung ein ganz anderer Mann, auf eine viel leichtere Weise werden. Du brauchst ja nur einen kleinen Theil deines Gewinnes so anzulegen, den Kram kannst du fürs erste behalten, und wenn es nicht gut geht, steht es dir immer frei, das wieder zu werden, was du jetzt bist, ein armseliger kleiner Kaufmann, der vor jedem vorübergehenden Kunden, hat er einmal für einen Kreuzer gekauft, demüthig den Hut herunternimmt und alle Abend rechnet, ob er nicht mehr ausgegeben, als eingenommen.

Allein der Mann hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, das heißt, ohne die immer steigende Begierlichkeit der menschlichen Natur. Daß er aber, als ihm die Spekulation mißlang, nicht wieder der wohlhabende, jeden behaglich grüßende Kaufmann ward, sondern ein ganz anderer, das zeigt eben die Rolle, die er hier in dem Narrenhause spielt, und das kam also.

Anfänglich machte er mit seiner neuen Spekulation die besten Geschäfte, statt des vierten Theiles setzte er

darum den halben, und wie es immer besser ging, sein ganzes Vermögen auf das Spiel. Er fand es sehr bequem, statt des alten mühe- und sorgevollen Tagewerkes mit seinen tausend kleinen Verdrüßlichkeiten, Plackereien und Unannehmlichkeiten, einige Stunden auf die Börse spaziren zu gehen, seinen Gewinn einzuziehen, die übrige Zeit des Tages aber ganz seinen Vergnügungen zu leben und nichts weiter zu thun, als Zeitungen zu lesen und die höheren Gesellschaften zu besuchen, um Neuigkeiten zu erforschen und die Bewegungen des politischen Meeres zu sondiren. Anfänglich, so lange es mit der Legitimität glänzend stand, spekulirte er darauf, je revolutionärer aber die Zeichen der Zeit wurden, um so mehr spekulirte er à la baisse, daher kam es, daß er bei der Juliusrevolution statt eines Verlustes, wie viele andere, einen unermeßlichen Gewinn machte. Nun aber, je reicher er wurde, um so ärmer fühlte er sich mit jedem Tag; denn nun konnte er erst die Millionen berechnen, die ihm noch fehlten, um einer der großen Geldaristokraten zu werden, die sich rühmen, Krieg und Frieden, wie gefangene Geister in ihrer Börse zu haben, um nach Willkühr den einen oder den andern durch die magische Kraft ihres Goldes loslassen zu können. Da ihm die Revolution so reichen Gewinn gebracht, so machte er sie zur Basis aller seiner Operationen. Es wurde keine begonnen, worauf er nicht Aktien nahm; keine gedungene, halb verhungerte und ganz zerlumpte Mordbrennerbande wurde auf ein Land losgelassen, bei deren Ausrüstung er nicht betheiligt war, und keine revolutionäre Regierung eingesetzt, der er nicht Vorschüsse leistete, um hernach, wenn die Entreprise gelang, sich in die Staats-, Gemeinde-, Kirchen- und Armengüter des unglücklichen Volkes zu theilen, das alsdann im Namen einer verlornen lügnerischen Freiheit von den Blutspekulanten und Munitionslieferanten systematisch

ausgesaugt und niedergetreten wurde. Ausser diesen kriegerischen Spekulationen nahm er endlich auch an den friedlicheren der Brandassekuranzgesellschaften Antheil.

Während all dieser Unternehmungen wurde aber sein eigener Zustand immer gereizter, ängstlich sah er immer dem Ultimo, das heißt dem Abrechnungstage entgegen, Tag und Nacht träumte er von nichts, als Gewinn und Verlust. Es kam kein Kurier, ohne daß er bald roth bald bleich wurde. Seine alte Zufriedenheit und Behaglichkeit war längst dahin, er konnte weder essen, noch trinken, noch schlafen, noch lachen, wie ehedem. Stand ja nicht allein sein ganzes Vermögen auf dem Spiele, sondern ein Credit, der im Unglücksfalle zur Zahlung der Differenzen das Zehnfache übersteigen konnte.

Und die Würfel, welche die Begierlichkeit, einen ruhigen Erwerb im Schweiße des Angesichtes verschmähend, geworfen, sie fielen unglücklich. Die Entrepreneurs der Bürgerkriege machten Bankerott und sein Geld war verloren. Zwar hatte er sich noch eine kleine Summe für den Fall der äussersten Noth zurückgelegt, allein sein Sohn, um dessen Erziehung er sich während seiner rasenden Spekulationen unmöglich kümmern konnte, hatte sie ihm entwendet. Derselbe, ein verschwenderischer, liederlicher, unwissender, aufgeblasener Taugenichts, verspielte nach dem väterlichen Beispiele das gestohlene Geld auf der nächsten Pharaobank und ließ sich dann in der Fremdenlegion anwerben, um für dieselbe Sache sein Blut zu opfern, die seines Vaters Gold verschlungen. Dazu kam noch, daß die Mordbrennerbanden, die er für das sogenannte konstitutionelle System, wie sich der Moniteur ausdrückt, ausgerüstet, desertirten und im Lande selbst Dörfer und Städte in Brand steckten. Alles lief zu ihm und wollte bezahlt seyn, und seine Assekuranzgesellschaft mußte sich insolvent erklären. Diese doppelten Schläge erweckten Angst

und Gewissensbisse in dem Fieberkranken, gern wäre er wieder der kleine Kaufmann geworden, allein Müssiggang, das Bedürfniß stets in großen Hoffnungen und aufgeregten Gefühlen zu leben, die gedemüthigte Eitelkeit und die gänzliche Entblößung nahmen ihm Muth und Kraft und erfüllten ihn mit Lebensüberdruß und Verzweiflung. Durch die vielen Brände, die ihn so lange geängstigt, gerieth er auf den Gedanken, es brenne in seinem Gehirn, da ihn Niemand assekuriren wollte, stürzte er sich, dem Feuer und allem Elend und Jammer zu entgehen, in den Fluß, die Stunde verfluchend, da der Teufel seine Begierde zuerst mit dem schwindelnden Börsenspiele versucht. Indessen wurde er gerettet, aber nun hatte er auch mit seinem Verstande Bankerott gemacht. Tag und Nacht schleicht er lauernd und rechnend herum; kaum geht ein anderes Wort als 5prozentige und 3prozentige aus seinem Munde; bald berechnet er seinen Gewinn, bald jammert und heult er über Verluste. Häufig stöhnt er mit jammernder Gebärde das Wort: Ultimo! Oh Ultimo! hervor; ist er im heftigsten Delirium, so kann man ihn damit wieder zu sich bringen, er fährt sogleich zitternd zusammen. Drei Leidenschaften quälen und peinigen gleichmäßig seinen Geist: er glaubt immer noch im Besitze unermeßlicher Reichthümer zu seyn, der Geiz aber läßt ihn nicht ruhen und der Verdacht, überall sieht er Diebe, die ihm seine Schätze stehlen wollen; dann ist es die Habgier, die ihn peinigt, sein Geld soll nicht todt da liegen, es soll Zinsen tragen, und so müht er dann seinen Kopf unablässig mit Spekulationen ab und schleicht dem Politiker nach und belauscht seine Reformpläne, um darnach die Hausse und Baisse der Fonds zu berechnen. Aber was ihn am meisten peinigt, ist der Gedanke, zuletzt doch eine falsche Spekulation zu machen, und Hungers sterben zu müssen. Darum geht er auch so ärmlich gekleidet, um

seiner vermeintlichen Schätze für den Fall der Noth zu retten. Während er so über seinen verlorenen Reichthümern brütet und sich mit ihnen abquält, sitzt seine Frau mit den übrigen Kindern, die er mit sich in das Elend geführt, daheim und darbt in der größten Noth und Verlassenheit.

Es ist ein Bild jener wahnsinnigen Gewinn- und Spielsucht, die unsere Zeit so furchtbar verödet, wodurch auf eine telegraphische Depesche von drei Zeilen Hunderte von Familien, die früher in unermeßlichen, eben so leicht gewonnenen oder auch manchmal von fleißigen Vorfahren ererbten Reichthümern schwelgten, der gräßlichsten Verzweiflung und gänzlichem Untergang sich preisgegeben sehen; so daß Einer um den Andern von der Börse oder dem Spieltische schleicht, sich die Kehle abschneidet, oder ersäuft, oder eine Kugel vor den Kopf schießt, um dem Jammer seiner eigenen und vieler anderen Familien zu entgehen, die er mit sich hinabgerissen. Dieß Gelbfieber hat sich so tief und zerstörend in unsere gesellschaftlichen Verhältnisse eingefressen, daß selbst Frauen daran Theil nehmen. Die speculirenden Damen mußten erst neuerlich förmlichst von der Pariser Börse ausgeschlossen werden. Die jugendlichen wahnsinnigen Furien hätten sie aber fast gestürmt, und schlugen, als es nicht gelang, ihr Lager nebenan auf. Das überspannte Fabrikwesen, was Tausende und Tausende, die es zu nähren vorgibt, an Leib und Seele zu Grunde richtet und eine Gegend weit umher verpestet, hängt aufs Innigste mit dieser ungenügsamen Gewinnsucht zusammen. Und man wird sich vielleicht über die Behauptung wundern, und doch ist sie wahr, daß ein großer Theil der amerikanischen Bevölkerung, deren jugendliche Freiheit und wunderbare Blüthe man romantisch ausmalt, wenigstens innerlich nicht viel anders aussieht, wie dieser Wahnsinnige

hier. [illegible] ist vielleicht die lodernde Gier nach Geld und das rohe [illegible] nach Gewinn so zu [illegible], wie hier und bei [illegible] in den [illegible]. [illegible] über [illegible] Jugend [illegible], [illegible], durch und durch prosaische [illegible], was [illegible] von Gemüth und Kunst und Poesie erfüllt und sich dann wieder in tausend abgeschmackten [illegible]. In Lumpen gehüllt sitzt der [illegible], [illegible] auf seinen Geldhaufen, [illegible] zu Staub verwandelt, und fühlt mit der Unglücksfrucht im Narrenhause seine Armuth nicht.

Die Gestalt hinter dem [illegible] ist eine der entsetzlichsten und ekelhaftesten auf dem ganzen Bilde. Sie ist aber mit so furchtbarer Wahrheit dargestellt, der verzerrte Mund spricht mit seinem [illegible] Gebiß und Gesichte so deutlich seine [illegible] und ihre schreckliche Strafe aus, daß man [illegible] kann. Mit der linken kratzt er sich in dem mit Grind bedeckten juckenden Haare, seine Züge sind ganz und gar thierisch geworden, sein Schmerz ist so brütend und verzweifelt, daß er mit dem [illegible] Munde halb den Ausdruck eines fletschenden Tigers, halb eines grinsenden Affen hat, und man sieht auch hier, wie nahe Wollust und Grausamkeit verwandt sind. In der gegen den [illegible] bis [illegible] Rechten hält er einen ausgerissenen Büschel Gras oder Kraut. Sein einziges Geschäft ist ein ewiges Kratzen, mit der einen Hand kratzt er sich den Grind und die Geschwüre des Leibes, mit der andern kratzt er die [illegible] Heilkräuter von der Erde und bietet sie Jedem an, weil er glaubt, jeder Mensch leide an der gleichen Krankheit. Er ist so ganz mit seinen Geschwüren eins geworden, daß er sich einen andern Zustand gar nicht mehr denken kann.

Da sein Gesicht [illegible] jeden menschlichen Ausdruck

verloren hat, so können wir unmöglich bestimmen, welchem Stande er früher angehörte. In Folge der moralischen Fäulniß, nach Ausschweifungen aller Art, nachdem er sich in dem tiefsten Pfuhle herumgewälzt, ist auch die leibliche Fäulniß bei ihm eingetreten, die ihm schon die inneren Halstheile und das halbe Gesicht weggefressen hat. Es ist bekannt, daß in Folge von lange anhaltenden Gährungen sich manchmal das Gift in einem Eitersacke so sehr einigt, steigert und verkräftigt, daß es, wenn man nach Jahren ein damit einmal getränktes Tuch berührt, augenblicklich eine fressende Knochenkrankheit bewirkt, wogegen oft nichts anderes, als augenblickliche Amputation des angesteckten Gliedes hilft. Solchen Giftes ist er im Innern voll. Es zeigt, wie der Mensch sich tief, tief unter das Thier stellen kann; sein Leib ist nicht blos degradirt, sondern gänzlich verrumpirt, während das Thier in einem gesunden, seinen geistigen Fähigkeiten angemessenen Zustande lebt. Und doch wohnt auch in diesem Unglücklichen noch eine unsterbliche Seele, die er tief in die Jauche und den giftigen Pfuhl eingesenkt hat. Auch über sie singt die Kirche bei seinem Grabe ihr requiescat in pace, wie bei jedem andern. Möge sie nicht so unheilbar und unrettbar verloren sein, wie er es mit seinem Körper gethan hat.

Wollte man in einem leiblichen Bilde die tiefe innere Fäulniß, der Korruption und Verschlimmerung darstellen, die unter einem übertünchten Aeußeren im Innern unserer großen Hauptstädte, in den sogenannten Herden der Civilisation, wie ein Krebs um sich frißt, ihre Gestalt würde nicht viel anders aussehen, wie diese hier, vor der sich vielleicht mancher mit Schauder und Ekel abwendet, der mit jener in engster Berührung steht. Ja es war eine Zeit, da drohte das ganze menschliche Geschlecht in ein solches bestialisches Bild voll-

Eiterwunden und Geschwüren umgewandelt zu werden, hätte damals nicht von den Bergen des Nordens in die verpesteten Sümpfe des Südens ein frischer Wind geweht, hätte nicht die Völkerwanderung die große Pestgrube, das römische Weltreich, tief im Schutte begraben und das Christenthum ein neues Leben darüber gesät. Es war dieß die Zeit des in die tiefste Fäulniß übergegangenen Heidenthums, als ein Tiber, Nero, Caligula, Heliogabal mit ihres Gleichen die Schicksale der Welt lenkten und sie zu einem großen Capreä ihrer bestialischen Lüste machten. Vielleicht hat der Hof des Regenten mit seinem liederlichen Adel bildlich dargestellt auch nicht viel menschlicher ausgesehen. Aus diesen Beulen ist die Literatur Diderots und Voltaires und mancher Schriftstellers der neuesten Zeit aufgeblüht, und aus ihnen ist das Gift der Revolution aufgegangen, gegen das jetzt unsere Zeit voll Verzweiflung, wie der Kranke hier, die Heilkräuter sucht. Man möchte es gerne für ein gesundes Ringen nach Recht, Licht und Freiheit ausgeben, während es doch nur das Kratzen und Jucken eines Kranken ist, der die blutigen Wunden und Geschwüre, statt sie zu heilen, immer von neuem aufreißt.

Etwas tiefer sitzt eine Frauengestalt, ganz in ein weites, über den Kopf geschlagenes Gewand gehüllt, aus dem das Gesicht wie ein Medusenhaupt herausblickt. Auf den Knieen hält sie ein Scheit Holz wie ein Kind in Tücher geschlagen, das sie singend zu wiegen scheint. Entsetzen und Jammer hat alle Züge, die noch Spuren einer edlen Schönheit tragen, erstarrt. Sie ist eine jener Seelen, die Liebe und Haß und jede Empfindung in ihrer innersten Tiefe auffassen, und sich ihnen ganz hingeben, darum aber auch, sobald ihnen ein fester religiöser Grund, ein höherer Stern, zu dem sie ehrfurchtsvoll aufblicken und dem sie ihre Leidenschaften zum Opfer bringen, fehlt, der überwältigenden Gewalt erliegen, und sich in einem furcht-

nerlichen Seelenkampfe, bricht das Unglück über sie herein, aufreibend. Allen Warnungen zum Trotz hatte sie einen elenden, leichtfertigen Buben geheirathet. Gingen andere zur Kirche, dann setzte er sich fluchend und spottend zum Kartenspiele und sagte, daß er sich vor dem Himmel und der Hölle nach dem Tode nicht fürchte, und was das Leben anbelange, da könne er auch ohne Gott durchkommen. Sie glaubte ihrer Seits, da er ihr schmeichelte, es würde ihr ein Leichtes seyn, ihn nach ihrem Willen zu lenken und zu leiten. Er däuchte ihr ein edles muthiges Roß, das sie fröhlich durchs Leben tragen sollte.

Anfangs ging alles gut, und sie führten beide gemeinsam mit einander ein ziemlich lustiges Leben, das den Nachbarn nicht sonderlich erbaulich schien. Bald aber wurde er ihrer müde. Er verschwelgte auswärts sein Geld. Da er gewohnt war, über alles zu spotten, da ihm nichts heilig war, so konnte er kalt ihrem Verdruß und steigenden Gram zusehen. Je mehr sie ihm über sein wildes Leben Vorwürfe, erst leise und dann immer lauter, machte, je mehr ihm selbst sein eigenes Gewissen unbequem wurde und ihren Klagen Recht gab, um so verhaßter wurde ihm sein Haus. Sie konnte bei ihrem kranken Kinde sitzen und weinen und sich abhärmen, während er mit liederlichem Gesindel sich ergötzte und lachend und fluchend bei den Karten saß. Immer schneller schwand das kleine Vermögen hin. Klagte sie, so drohte er mit geballter Faust und sagte: du hast mich ja genommen, jetzt bin ich Herr im Hause und du mußt thun, was ich will. Zuletzt schien er es selbst eigentlich darauf anzulegen, sie so schnell wie möglich unter die Erde zu bringen, um dann mit einer andern das Leben von vorn anzufangen. Es wäre ihm auch gelungen, hätte

sie nicht aus Liebe zu ihrem Kinde ihren eigenen Kummer gewaltsam verbissen.

Sie mußte endlich mit ihren letzten Habseligkeiten auch ihr Hochzeitskleid, das er ihr unter Drohungen und Schlägen entriß, verkaufen sehen. Er nahm das Geld mit kaltem Hohne und ging, es im Wirthshause zu vertrinken, während sie mit dem kranken Kinde ohne Licht einsam daheim saß und hungerte. Am andern Morgen sollte auch das väterliche alte Haus den Gläubigern überlassen werden. Spät in der Nacht kam er betrunken nach Hause. Sie nahm das halb verhungerte, weinende Kind auf ihren Arm, sie ließ keine Klage vernehmen, keine Thräne floß aus ihrem Auge; so sagte sie zu ihm mit einem fast lachenden Tone, sie habe da draußen unter den Weidenbäumen einen Schatz entdeckt, den wolle sie ihm zeigen, dann könnten sie wieder wie früher lustig mit einander leben. Der Mann glaubte anfänglich nicht, da er aber ihr lachendes Gesicht sah, und da sie ihm ganz gegen sein Erwarten gar keine Vorwürfe machte, so war er bereitwillig dazu. Sie ging mit dem Kinde voran, aber als sie zu dem Teiche unter den Weidenbäumen kam, stellte sie sich oben an den Rand und rief, indem sie das sterbende Kind in den Teich warf, mit heller kreischender Stimme: Da hast du deinen Schatz, verfluchter Mörder! den fische dir aus dem Teiche heraus und gehe damit zu deinem Gesindel und mache dich lustig und laß uns verhungern. Es ist besser, daß der arme Wurm da unten in der Wiege liegt, als daß er in meinen Armen Hungers stirbt.

Der Mann ist seitdem verschwunden, man weiß nicht, ob er sich selbst entleibte, oder ob er in die weite Welt lief; sie selbst aber fand man am Morgen ganz in der Stellung, wie sie hier abgebildet ist. Aus dem Wasser hatte sie sich ein Scheit Holz gefischt, das wiegte sie auf

ihrem Schooße und sang dazu in einförmigem Tone das alte trauer- und schauervolle Lied:

> Maria! wo bist du zur Stube gewesen?
> Maria! mein einziges Kind!

Und seit dem läßt sie nicht ab, Tag und Nacht dasselbe Lied zu singen, das Kind zu wiegen und einzuwickeln. Stundenlang sitzt sie manchmal da und trocknet es in großer Angst ab, indem sie jammert, daß es so entsetzlich naß sey und gar nicht trocken werden wolle. Nur zuweilen spricht sie gleichsam tröstend, es solle sich nur gedulden, sein Vater werde bald heimkehren und ihm einen großen Schatz mitbringen.

Zwischen ihr und ihrem Nachbar mit dem grindigen Kopfe, etwas tiefer zu ihren Füßen, sitzt die Gestalt eines jüngeren Mannes. Ein Mantel mit einem Kragen umhüllt ihn ganz, das Gesicht hat er wie im tiefsten Schmerze auf den rechten Arm, der auf dem Schooße ruht, gesenkt und verborgen, als wolle er von der ganzen Welt nichts hören und sehen, da ihn nichts trösten kann und alles nur an seinen Schmerz erinnert. In der herabhängenden Linken hält er einen Brief, der gerade den Boden berührt und die Nachricht seines Unglückes zu enthalten scheint. Von dem Gesichte ist auch nicht eine Spur zu sehen. Wer ist nun dieser Unglückliche? Wollte der Künstler dadurch den ganz in sich selbst vergrabenen und verschlossenen Schmerz darstellen? Einen Schmerz, dem nur ein einziger Wunsch geblieben ist, den Strahl der Sonne zum letzten Male gesehen zu haben, weil er nur sein Unglück beleuchtet? Wollte er es so der Einbildungskraft eines jeden überlassen, sich nach ihrem eigenen Vermögen in das abgewandte Gesicht den größtmöglichen Schmerz hineinzudenken? Vielleicht ist dem Unglücklichen seine Braut am Hochzeitstage gestorben, vielleicht wurde seine Treue mit Untreue, seine Liebe mit Verachtung,

Haß und Undank vergolten. Oder hat er vielleicht in einem Augenblicke furchtbarer Entscheidung, wo verschiedenartige Pflichten entweder das eigene oder fremde Unglück nothwendig machen, durch Entsagung ein Opfer gebracht, das seine Kräfte überstieg? Sah er auf einem Felsen stehend, etwa seine Familie im Angesichte des Hafens von einem Sturme ergriffen und in den Abgrund des Meeres geschleudert, ohne ihr helfen zu können? Oder glaubte er sich von Gott verlassen und verflucht, und von den Menschen verstoßen, zu nichts auf der Erde bestimmt, als sein Daseyn zu beweinen. Wir können es nicht sagen, denn das verhüllte Gesicht verschweigt das Geheimniß des Herzens. Vielleicht wollte auch nach dem Beispiele der alten Meister sich der Künstler selbst in dieser geheimnißvollen Gestalt darstellen, wie er vor den Gebilden, die sein eigener Geist geschaffen, zurückbebt und voll Grauen und Mitleid sich davon abwendet. Oder hat man ihn vielleicht für einen Geniemaler erklärt, und weiß er sich deshalb nicht zu trösten? Es könnte auch seyn, daß er sein Gesicht darum so versteckt hat, damit niemand daraus, wie bei den anderen, errathen könne, was denn seine Grillen, seine fixen Ideen, seine Schwachheiten und Leidenschaften seyen, die wir um der Gerechtigkeit willen auch keineswegs bei ihm mehr, als bei den andern geschont hätten, um dann entscheiden zu können, in welche von den beiden bekannten großen Klassen der Menschen er falle, ob er ein weiser Thor oder ein thörichter Weiser sey, das heißt: ob bei ihm viel Weisheit mit wenig Thorheit, oder viel Thorheit mit wenig Weisheit gemischt sich finde. Indessen wird diese Annahme, daß der Künstler es sey, durch den Brief etwas zweifelhaft; er würde in diesem Falle ohne Zweifel darauf sein Narrenhaus im Kleinen als sein letztes Produkt dargestellt haben. Jedoch scheint der Name März auf der Adresse des Briefes zu

dem Schlusse zu berechtigen, der Brief sey in Angelegenheiten des Narrenhauses an seinen Kupferstecher gerichtet, und die traurige Gebärde rühre daher, weil er an dem Erfolge seines närrischen Blattes verzweifle. So viel scheint einmal ausgemacht, daß der Mantel, den die Gestalt trägt, derselbe ist, den der Künstler zu tragen pflegt. Die Lösung aller dieser Fragen und Bedenken überlassen wir um so lieber unseren scharfsinnigeren Lesern, da wir uns nicht einer ähnlichen physiologischen Divinationsgabe rühmen können, wie Cuvier, der aus dem Kinnbacken die ganze Gestalt eines antediluvianischen Urthiers errieth. Wir wollen vielmehr mit unserer Erklärung bescheidentlich warten, bis der Geheimnißvolle seinen Kopf aufrichtet, und man ihm in die Augen sehen kann.

Wir wenden uns jetzt zu den stehenden Figuren und fangen zuerst mit der verschlungenen Gruppe links über dem Philosophen und dem Gardisten an. Da wird ein altes Zeitungswerk in der Gestalt eines vertrockneten Kritikus von zweien Seiten bestürmt, und hinten steht lauernd die Muse der Tagesgeschichte mit dem Strickstrumpf und sammelt Materialien zu den Memoiren dieses Kampfes. Der Mann mit seinem zerknitterten runden Hut, dem mißmuthigen, alles tadelnden, scharfen, aber unsicheren Auge und der merkwürdigen Nase, die von stätem Rümpfen und Geringschätzen sich beträchtlich in die Höhe gezogen hat, mit den gleichgültig eben in die Hosen gesteckten Händen, um sich mit der Canaille nicht zu besudeln, diese ganze Gestalt stellt vortrefflich die Hochschätzung der eigenen kümmerlichen Mittelmäßigkeit und die souveraine kritische Verachtung alles Uebrigen eines verrückt gewordenen Kritikus dar. Er ist einer von denen, die in dem Maße, wie sie andere herabsetzen, in ihren eigenen Augen steigen, was denn zuletzt wirklich ins Unendliche geht. Auf der höchsten Höhe angelangt, und von dem ewigen

Kritisiren kritisch abgemagert und abgetödtet, mit einem Colorit Grau in Grau, wie alte bestäubte Schweinslederbände, rufen sie dann herab: Zuerst komme ich und dann noch einmal ich, und dann kömmt lange Niemand, und erst dann kömmt unser Herrgott mit der übrigen Canaille von Menschenvolk, das eigentlich unter aller Kritik ist und nur lebt, damit man es kritisirt und seine eigene Vortrefflichkeit daran spiegelt. Bei solchen Gesinnungen kann man sich wohl denken, daß die beiden Schönen, sähen sie auch etwas vortheilhafter aus, wenig Hoffnung haben, dieß Herz, das trockner als Puder ist, aufzuweichen. Er macht auch wirklich ein Gesicht, das nicht weniger verächtlich ist, als das, was ein englischer Schiffskapitän machen würde, wenn zwei kleine Caperschiffe ihn auffoderten, die Segel zu streichen und gutwillig zu kapituliren mit seinem Kriegsschiff von 90 Kanonen, das den Namen the royal George führt. Vor Verachtung kann der Mann gar nicht zum Zorne kommen. Er läßt es daher mit geringschätzender Gleichgültigkeit geschehen, daß sich die beiden Anbeterinnen um ihn reißen; die eine, eine liederliche Dirne, stürzt wie eine rasende Hündin ihm von vorne um den Hals. In ihren Augen flammt die wildeste Begier, mit Zorn und Wuth gegen ihre Nebenbuhlerin gemischt. Sie faßt den Kritikus als gute Prise mit der Linken beim Kragen, während sie mit der Rechten jene zurückzustoßen sucht. Ihr Auge flammt wie das einer Hyäne, die ihren Knochen allein fressen will. Die sentimentale Nebenbuhlerin scheint aber davon gar keine Notiz zu nehmen, sie hält den Kritikus von hinten umschlungen oben bei der Halsbinde fest. Der Mann war früher Corrector einer Leipziger Buchhandlung, der gegen einige Groschen eine bestimmte Anzahl Bogen Tag für Tag corrigiren mußte und alle Vierteljahre einmal an dem Tische seines Prinzipals essen durfte. Von dem

Druck- und Schreibfehler-Corrigiren war es ein kleiner Sprung zum Gedanken-Corrigiren seiner Autoren, worin er sich mehr und mehr übte. So wurde er kühner und übernahm in der Beilage zu einer kleinen Provinzialzeitung das kritische Richteramt über Literatur von allen Waffengattungen. Er nahm wie alle Philister und Schneider zum Motto: Sieben auf einen Streich. Das alte Correctoramt kam ihm dabei vortrefflich zu statten, denn in der Regel hatte er durch Angabe einiger Schreib- und Druckfehler nach Campe's Wörterbuch seinen Autor schon maustodt geschlagen, ehe er nur einmal an die Gedanken selbst kam. Die Philister rieben sich dabei vor Verwunderung die Augen und riefen ihm Beifall zu. Denn sie sahen, wie bei dem Schneider des Volksmährchens, daß das Wasser aus den blanken harten Diamanten lief, wenn er mit seiner gewaltigen kritischen Faust darauf drückte. Daß er aber statt der Diamanten einen alten stinkenden Käs aus seiner Tasche in die Hand praktizirt hatte, aus dem die Brühe herablief, das merkten die Philister nicht. Und wie schauten sie erst auf, wenn er dann den Stein in die Höhe warf, so hoch, daß er gar nicht mehr zur Erde fiel, weil er statt des Steines einen Vogel in die Luft geworfen und dabei zitterte, der Stein möge sich auf irgend einen Ast setzen und ein Liedchen zu pfeiffen anfangen. Durch solche Heldenthaten stieg ihm der Kamm immer höher; unter Stadt- und Landpoeten wüthete er, wie der alte Moloch. Einige bekamen davon Herzklopfen, andere die Epilepsie, noch andere drohten ihm mit Gift und Dolch, oder suchten ihn dadurch zu rühren, daß sie ihm vorstellten, sie würden sich selbst ums Leben bringen, wenn sein steinernes Herz sich nicht erbarme und sie mit Schonung behandle. Und in der That wollten die Statistiker ein um einige Prozente vermehrtes Sterben im Lande bemerkt haben. Er blieb aber gegen jede Bestechung und Dro-

bung taub und streng wie Minos. Dadurch bekam er ein solches Gefühl seiner erhabenen Würde, daß er nach langem vergeblichem Warten, in einem Schreiben kurz und bündig bei seiner Regierung einkam, man möge ihn mindestens zum ersten Minister, wie dieß in Frankreich bei Leuten seiner Art der tägliche Brauch sey, machen. Da er damit abgewiesen wurde, fand er sich so tief verletzt, daß er melancholisch wurde, über den schwarzen Undank und die Blindheit der Welt klagte und sich und die Welt beseufzte, die dieß Genie verkenne. Die Anzeige der bekannten Druckfehler in den Briefen eines Verstorbenen, welche, wie man sagt, der Fürst Pückler Muskau von Algier aus in die Allgemeine Zeitung rücken ließen, gab den Ausschlag. Er behauptete nämlich, diese Druckfehler schon früher entdeckt und der ehrenwerthen Redaktion der Allgemeinen Zeitung eingeschickt zu haben, diese aber müsse sie aus schwarzem Neid unterschlagen haben, da ja das Unterschlagen und Beiseitelegen bekanntlich häufig bei ihr der Fall sey. Das Postzeichen werde unwiderleglich für ihn sprechen, und er wolle sich mit jedem, auch mit dem Herrn Fürsten, für die Wahrheit seiner Behauptung schießen oder stechen zu Fuß oder zu Roß. Kurz der Arme nahm sich die Sache so zu Herzen, daß der von dem kritischen Plunder ohnehin schon schwere Kopf überschnappte. Im Narrenhaus treibt er nun sein altes Handwerk fort, überall sucht er die Druckfehler auf, alles findet er unter aller Kritik, die Menschen selbst sind ihm weiter nichts als Druckfehler der Natur. Er wollte auch wie früher ein kritisches Blatt herausgeben, aber der Philosoph, der in den meisten Dingen nicht seiner Ansicht ist, weigerte sich, Mitarbeiter zu werden. Sie stritten sich nämlich schon beim ersten Artikel darüber, ob die Plankenmänner, welche man an der Wand des Narrenhauses von einem unbekannten Narren Breughel ausgeführt sieht, zur Genre-

oder zur Historienmalerei gehörten. Der Philosoph stellte die Thesis auf, durch die richtige Mitte betrachtet gehörten sie zur Historienmalerei wegen der scharfen, charakteristischen, geistvollen Umrisse, die ein Rafael, hätte er sich in der Narrheit hervorthun wollen, nicht besser habe machen können. Dagegen wendete der Kritikus ein, mit kritischen Augen betrachtet, sey es Genre, da ein so gemeiner Gegenstand, wie Narrheit, offenbar zum Genre gehöre und das Genre selbst nur eine Verrücktheit der Malerei sey. Ueberdieß seyen es nicht einmal ideale Narren, sondern offenbar Portraits. So wenig wie hierüber, konnten sie über den zweiten Punkt einig werden, ob die besagten Plankenmänner der Münchner oder der Düsseldorfer Schule angehörten. Der Philosoph erklärte sich für die Münchner, weil sie an die Wand gemalt seyen und also entweder al Fresco oder gar al Wachs ausgeführt werden sollten. Der Kritikus, eingedenk seines Leipziger Correctoramtes wollte die Ehre den Berlin-Düsseldorfern zuschreiben. Warte, sagte er, bis sie nur einmal untermalt sind, und man wird sogleich das Düsseldorfer Colorit erkennen, auch hat der Gegenstand einen romantischen Anstrich, auf den man sich ebenfalls nur dort versteht. Dir aber glaube ich nicht eher, bis du sie mir auf einem alten Bild gezeigt hast; denn in München malt man ja nur Gespenster von Bildern, die vor 300 Jahren gelebt haben. Hoho, entgegnete ihm der syllogistische Philosoph, die alten Meister vor 300 Jahren, sag ich, malten gut, in Düsseldorf will man anders, das heißt, schlecht malen, die Plankenmänner aber sind gut, sag ich, ergo sind sie von einem Münchner. Den Major und Minor läugne ich, fiel der Kritikus ein, die Alten malten so ziemlich gut, und ihr Münchner macht sie so ziemlich schlecht nach, in Düsseldorf aber ist man originell und gut, ergo gehören sie uns an.

So stritten sie hin und her, der Philosoph nannte zuletzt den Kritikus einen genremäßigen Originalnarren, worauf dieser ihm die Antwort in gleicher Münze nicht schuldig blieb und in einem Manifeste, das er noch gegenwärtig mit einer Nadel an seinem Hute befestiget trägt, das Publikum des Narrenhauses aufforderte, zu entscheiden, wer von ihnen beiden denn eigentlich der Narr sey. Sollte das Urtheil inzwischen ungünstig für ihn ausfallen, dann ist er fest entschlossen, an das kritische Urtheil der unpartheiischen Nachwelt zu appelliren.

Es ist unsäglich, welche Masse Druckfehler er überall entdeckt, die ganze Welt, alle Geschöpfe und Werke Gottes sind davon voll. Er will davon nächstens eine verbesserte kritische Ausgabe für Denkgläubige herausgeben. So sicher er indessen in seinem Urtheile ist, so hat er doch häufig die Furcht, es könnte einmal ein Ungeschickter hinter seine kritische Brandfackel kommen und das ganze Narrenhaus, ja die ganze Welt damit anstecken, wo dann mit dem übrigen Plunder auch seine unsterblichen Werke untergehen müßten. Er läßt sich daher die Herbeischaffung von Wasser sehr angelegen seyn und sagt, es könne desselben nicht genug in der Welt seyn.

Man kann die beiden Damen, die sich so eifrig um seine Gunst bewerben, auch für zwei literarische Partheien ansehen, die das steinerne Herz seiner Kritik verführen wollen. Die vordere ist die sensualistische Poesie, die bekannte Schweinstallmuse, welche Voltaire anrief, als er sein Pucelle schrieb, und mit deren Gunst H. Heine zuweilen kokettirt. Das ganze Gesicht spricht, wie bei dem Grindigen zu deutlich, als daß wir nöthig hätten, viel von den inneren Affekten zu reden. Man sieht ihr an, daß sie aus niederem Stande ist. Sie war vielleicht ein ordentliches braves Landmädchen. Sie wurde aber von ihren Eltern in die Haupt- und Residenzstadt in Dienst ge-

schickt, um Zucht und Anstand zu lernen. Die guten Leute dachten, wie kann es fehlen, gibt es ja doch daselbst Kinderbewahranstalten und Kinderbälle, wo es hergeht, wie auf gewöhnlichen Bällen. Sie machte nun die traurige Laufbahn durch, die so viele ihrer Mitschwestern zu dem gleichen jammervollen Ziele führt, an dem wir sie hier im Narrenhause angelangt sehen.

Von Haus aus hatte sie ein wenig Religion und Sittlichkeit, die ihr der Urgroßvater vor seinem Tod eingeschärft, mitgebracht, sie selbst hat viel Leichtsinn aus eigenen Mitteln dazu gegeben, und nun wird sie auf allen Straßen von der frech und breit wie ein Pfau daherstolzirenden Liederlichkeit angerufen und angerissen. Welchen Widerstand sie da leisten wird, ist leicht zu errathen; denn nach neueren constitutionellen Staatsmaximen scheint die Polizei nur da, nicht um ein Verbrechen zu verhüten, sondern um das begangene zu bestrafen.

Die Sprossen der Leiter, auf denen die Unglückliche mit tausend andern in den Abgrund stieg, waren eine liederliche Herrschaft, welche dem Pfandhaus und der Gebähranstalt gegenüber wohnte, privilegirte Tanzgesellschaften unter den Augen der Polizei, häufige sogenannte Freinächte, späte Polizeistunde und diese obendrein schlecht beobachtet, und endlich ein zunehmender Kleiderluxus, der sie vollkommen zu dem Titel: Fräulein Köchin, wie man ihn nicht selten hört, berechtigte. Alle diese Lustbarkeiten forderten Geld, und dazu gibt es allerlei Mittel, wenn der Lohn nicht ausreicht. Da steht ebenan das Pfandhaus, was jedoch eine dürftige schwindsüchtige Quelle ist, dann kommen in zweiter Instanz die wohl calculirten Marktrechnungen und andere dergleichen unmerkliche nicht unmoralische Diebstähle, drittens endlich der Liebhaber, und wenn einer nicht ausreicht, mehrere. Um alles zu krönen ist dann noch die Lotterie da, die mit ihren Num-

mern in allen Ecken und Enden die einfältigen Leute herbeilockt, damit sie ihren sauren Erwerb, oder den Lohn der Sünde, oder den Diebstahl zum Besten des Staates ihr in den Rachen werfen, um sich dann der Verzweiflung preisgegeben zu sehen. Freilich wirkt eine Predigt am Sonntage, die nicht gehört wird, wegen der Tanzmusik bei Sonnenaufgang im englischen Garten, gegen alle diese Verführungen sehr viel, noch mehr aber die Polizei, wenn sie am Schlusse jedes Monats anzeigt, welche erstaunliche Masse von Individuen polizeilich sey abgestraft worden. Unsere weisen Vorfahren haben nicht ohne Grund Gesetze gegen den Kleideraufwand und anderen Luxus erlassen, weil sie darin den Grund vieler Laster und Verbrechen erkannten. Allerdings sind Gesetze bei schlechten Sitten von wenigem Belang, aber selbst das wenige wird nicht einmal beachtet, geschweige denn die Hauptsache.

Die zum Stadtmädchen gewordene Landjungfer kam aus einer Hand in die andere, und wurde zuletzt eine hogarthische Hackabout oder ein lichtenbergisches Pandemchen. Sie wollte sich dann beim Ballet anwerben lassen, wegen Mangel an Gewandtheit wurde sie abgewiesen. Diese Kränkung, verbunden mit den Folgen ihres Lebenswandels, brachte sie in das Narrenhaus, wo sie das schreckliche Schicksal so vieler ihres Gleichen erwartet. Die Leidenschaft hat sich bei ihr zur konvulsivischen Raserei gesteigert, in der sie sich aufzehrt, bis sie in gänzliche Verwesung übergegangen an einer der verschiedenen Krankheiten der Entkräftung stirbt.

Ihre Nebenbuhlerin, die schmachtende sentimentale Mondschein-Poesie, die sich aber bei ihren romantischen nächtlichen Promenaden fast auf dieselben Wege verirrt hat, wie Jene, scheint von besserem Stande zu seyn. Ihre hohe Gestalt, das noch immer schöne Gesicht mit den großen, edlen, regelmäßigen Zügen zeigt, daß sie An-

lagen zu etwas Besserem hatte. Sie stammt aus einer alten Patrizierfamilie her, die lange in Ehre und Ansehen im Rathe ihrer Stadt gesessen und das Regiment uneigennützig und strenge in alter Ehrbarkeit geführt. In den Stürmen und Nöthen der neueren Zeit, wo größere Häuser, die länger als ein Jahrtausend in die Geschichte Europa's verflochten waren, gefallen sind, fiel auch dieses Haus in Trümmer. Ihre Eltern starben frühe, ihr blieb nichts, als die Erinnerung an das ehemalige Glück, den Reichthum und die Ehre ihrer Familie. Zum Theil aus Mitleid, zum Theil Dienste zu leisten wurde sie dann in einem aufgeklärten Kaufmannshause von entfernten Verwandten aufgenommen, wo man sie halb als eine Tochter, halb als eine Magd des Hauses behandelte. Unglücklicher Weise fiel sie gerade in die cidevant sentimentale Roman-Literaturzeit, und ihrer Wohnung gegenüber war eine Leihbibliothek mit der Aufschrift: für Deutschlands gebildete Frauen und sinnige Jungfrauen. Sie verschlang das weichliche, ihrer Einbildung schmeichelnde Gift mit gierigen Zügen und bildete sich daraus in Verbindung mit den Erinnerungen ihrer Kindheit ein erträumtes Paradies, in das sie sich zuerst aus der kalten Welt zurückzog und welches sie dann wieder, nachdem sie einzig in ihren Träumen lebend allen Sinn für die Wahrheit der Wirklichkeit verloren, überall in die wirkliche Welt übertragen wollte. Alles wurde da mit Prinzen bevölkert, die dem kalten Glanze des Thrones entsagen, um glücklich in den Armen irgend einer Pfarrerstochter oder Schäferin auf einem anmuthigen Lustschlosse ganz den schönen Gefühlen der reinen Menschheit und der Liebe zu leben; überall wimmelte es von reichen Lords, von besternten Regierungspräsidenten, von goldenen alten Onkeln und ihren edelmüthigen Neveu's, die das große Loos in der Lotterie gewannen. Diese gesammte Ritterschaft der Ro-

manliteratur aber hatte nichts auf Gottes weiter Welt zu thun, als durch Wälder und Thäler umher zu irren, bis sie das stille Veilchen, von dem ihnen geahndet, im Verborgenen blühen fanden und nun voll Entzücken es an den Busen drückten und den duftenden Thau küßten.

Auch sie glaubte endlich ihr Ideal in einem vornehmen jungen Herrn gefunden zu haben, der täglich mit zierlichen Capriolen an ihrem Fenster vorbeiritt und sehr gewandt die Rolle eines Helden ihrer Traumwelt spielte. Er gehörte auch wirklich zu jener weit verbreiteten Chevalerie gewissenloser Liederlichkeit, die Veilchen, welche im Verborgenen blühen, sehr emsig und unverdrossen aufsuchen, die sie aber pflücken und einen Tag ins Knopfloch stecken und dann wegwerfen, um ein neues frischeres an die Stelle zu setzen. Die Unglückliche hatte wie natürlich, trotz den klarsten Aussprüchen der Romane und den Betheuerungen des jungen Herrn, auf den sie ihr Glück gebaut, kein anderes Schicksal. Durch diesen Sturz aus ihren Träumen in die eiskalte Welt und in eine Zukunft der Schande und des Elendes verfiel sie im Uebermaaße des Schmerzes in Wahnsinn. Die Sehnsucht nach dem verlornen Paradies ist ihr einziges Sinnen. In jedem Manne, dessen sie ansichtig wird, glaubt sie den treulosen Geliebten wieder zu sehen; sie stürzt ihm entgegen oder hält ihn klagend und bittend fest, daß er sie doch nun ja nicht mehr verlassen möge, nun wollten sie ihres Glückes genießen, und nichts solle sie mehr trennen. Niemand ist sicher vor ihrer Zudringlichkeit, wie sie es jetzt gerade mit dem Kritikus macht, der indessen mit seinem kritischen Herzen nichts in ihr sieht, als einen schlechten Nachdruck der Clauren'schen Romane, der entsetzlich voll Druckfehler sey und mit dem er sich nicht befassen könne, während er vor dem unvergleichlichen Originale eine unbegränzte Hochachtung hege und ihn auf einen Besuch einlade.

Die lauernde Alte mit dem Strickstrumpf, neben der Sentimentalen, sieht äußerlich recht manierlich aus. Ihr Kleid ist zwar etwas altmodisch, dafür aber sitzt es ihr gut und ist sogar zierlich. Es erinnert ganz an eine gewisse reichsstädtische bürgerliche Wohlhabenheit, die es sich in ihren Häusern und Kleidern weit und bequem machte. Die Alte hat wie in dem wohlgeordneten Anzuge, so auch in dem Gesichte etwas Kluges, so daß man bei ihrer vernünftigen Beschäftigung zweifeln könnte, ob sie nicht vielmehr eine Art Aufseherin sey. Sie ist es auch allerdings, jedoch unbeschadet ihrer Narrheit, wie dieß vielfältig in der Welt der Fall ist, wo man die Narrheit manchmal sogar zur aller ersten Bedingung macht und oft sehr weit her die ausgesuchtesten Närrinnen zur Mädchen-Erziehung verschreibt. Die Narrheit der Alten hier verrathen die scharf eingefurchten Züge über dem Munde, die eine gewaltsam nagende Leidenschaft bezeichnen. Dann blinzelt sie auch mit ihren Katzenaugen so scharf hervor, daß man glauben möchte, sie sähe im Dunkeln. So halb aus Klugheit und Schlauheit, halb aus Narrheit mit einer guten Dosis Bosheit und Verschmitztheit zusammengesetzt, scheint sie zu jener Klasse zu gehören, aus der man früher die Hofnarren und Hofnärrinnen nahm, die nach Shakspeare ihre Thorheit zum Schilde gebrauchten, hinter dem sie die Pfeile ihres Witzes ungestraft auf jeden abschossen und daher dem Sprichworte den Ursprung gaben: Kinder und Narren reden die Wahrheit. Ein Sprichwort, was beiläufig gesagt, der Menschheit nicht sonderlich zur Ehre gereicht. Die Wahrheit nun scheint nicht eben die starke Seite unserer Alten hier. Sie hat ein böses Maul, pflegt damit unter den Narren hin und her zu gehen, horcht alles aus und schwatzt alles aus, ohne es mit der Wahrheit sehr puritanisch zu nehmen. Ihre besondere Freude hat sie dagegen, wenn sie die armen

Thoren recht unter einander hetzen kann. Früher schon, ehe sie hierher kam, versah sie ein ähnliches Amt. Sie pflegte nämlich ihren gewöhnlichen Sitz auf den Gräbern zu haben; aber nicht, um für die Seelen der Abgeschiedenen zu beten, oder Betrachtungen über die Nichtigkeit alles Irdischen anzustellen und an dem Heile ihrer eigenen Seele zu arbeiten. Sie hielt vielmehr mit ihren zahnlosen Mitschwestern so eine Art von Minoischem Todtengerichte über die armen Seelen ihrer hingeschiedenen Brüder. Man hat aber nicht erlebt, daß das Endurtheil bei einem einzigen Verblichenen ganz günstig ausgefallen wäre. Jede gab zu diesem Piknik boshafter Klatschereien ihr Schärflein und brachte vor, was sie gehört hatte, oder gehört zu haben meinte, oder was sie vermuthete. Während dieses Todtenschmauses pflegte sie mit ihren Schwestern auf den Gräbern die Todtenköpfe zu suchen und die Zähne herauszubrechen. Fand sie ein recht schönes Gebiß mit einer Reihe solcher elfenbeinerner Perlen, dann hielt sie es grinzend in die Höhe, und freute sich über den Erlös, den sie dafür in der großen Schmink- und Modehandlung erhalten würde. Man kann daraus abnehmen, welche Zähne manchmal in dem lächelnden Munde der brillantesten Ballschönheit während dem Rauschen der Tanzmusik glänzen. Nicht wahr, es ist ein romantischer Garten, in dem die Blumen und Federn dieser verjüngten Phönixe wachsen? man wird dabei unwillkührlich an die hamletische Kirchhofsbetrachtung erinnert.

Uebrigens ist das Zähnsammeln auf den Gräbern der Leichen, die man lästert, ein Geschäft, wie ein anderes auch, und mancher Journalschreiber hat, ohne es zu wissen, kein anderes als dieses. Wie oft nicht ist er zu den Hügeln der Todten gegangen und hat die Gräber aufgewühlt und gleich den alten Weibern die Scandale ihres Lebens zum Besten gegeben, um dann mit einigen gestoh-

lenen Phrasen und Sentenzen zu kokettiren. Unserer Alten bekam indessen dieß Geschäft schlecht. Es setzte sich nämlich bei ihr nach und nach die Idee fest, sie sey in eine Katze verwandelt, die allenthalben den Mäusen und Ratten auflauern müsse. Bei heftigeren Anfällen fängt sie zu miauen an, beißt und kratzt um sich, setzt sich still in eine Ecke, und springt dann plötzlich wie auf eine Maus hervor. Gegenwärtig lauert sie die zwei Verehrerinnen des Kritikus aus, um Stoff zu ihren boshaften Klatschereien zu erhaschen, wobei wir sie lassen wollen.

Nun noch die letzte Gruppe. In der Mitte steht ein neuer Religionsverkündiger, in der linken Hand das Kreuz haltend, mit der Rechten auf sich deutend; rechts und links gehen zwei traurige weinende Gestalten hinweg, die in seiner neuen Religion, wie es scheint, keinen großen Trost für ihren Schmerz gefunden haben. In dem Gesichte des Religionsfabrikanten ist auch in der That ein so furchtbarer Ausdruck, daß man schon davor zurückschaudert, noch ehe man ein Wort seiner neuen Lehre vernommen hat. In den Augen glüht etwas von demselben Feuer, was in denen der liederlichen Dirne brennt. In dem gleichen Schmutz, in dem der Grindige sich gebadet, hat auch er sich herumgewälzt, nur ist bei ihm zu der leiblichen Versunkenheit der geistige Hochmuth gekommen. Er liegt tief in dem Pfuhl und kehrt hohnlachend sein verzerrtes Gesicht gegen den Himmel und ruft, daß er eigentlich der Gott sey und sein Pfuhl der wahre Himmel. Er wuchs in der großen Schule der Illuminaten auf und nahm als Beamter jene Staatsprincipien an, die während der Besetzung Tirols so glänzende Beweise ihres Erfolges gaben, und deren Früchte wir noch heutiges Tages zu genießen haben. Die Pulverthurm-Explosion ist einer von den Halmen, die damals gesäet wurden und nun heranreifen. Als man liederliche Häuser an der Stelle der Klö-

ster errichtete, als man die Kreuze mit Kanonen zusammenschoß, die Kelche in den Kirchen verkaufte und die Liederlichkeit patentisirte und privilegirte, da glaubte er und seine Schule, nun sey das goldene Zeitalter gekommen. Er fand indessen doch, daß es ohne Religion nun einmal nicht auf der Welt gehen könne, und darum kam er auf den sublimen Gedanken, seine Liederlichkeit in eine Religion umzuwandeln, sie zu canonisiren und zu apotheosiren. Er ging dabei von dem großen Grundsatz der Emanzipation aus, und da mußte dann vor allem vom religiösen Gesichtspunkte aus gesehen, der Teufel und das Fleisch und die Materie emanzipirt und der Tyrann da oben in der Höhe vom Throne gestürzt werden. Ueber diesen religiösen Emanzipationsgedanken schnappte er über. Was man vielleicht nicht bemerkt hätte, denn man war seine neuen Predigten schon längst gewohnt, wenn er nicht zuweilen konsequent nach seiner Theorie stundenlang auf dem Kopfe ginge und die Füße gegen Himmel streckte, was er auch eine Emanzipation nennt, da der Kopf sich eine Tyrannei angemaßt habe. Er hat aber aus der Naturgeschichte berechnet, daß die Religionen ungefähr das Alter der Eichen erreichen und circa 50 Generationen alt werden. Das Christenthum, sagt er, habe sich schon um gute 300 Jahre unbegreiflicher Weise überlebt. Er macht es darum wie der österreichische Korporal in der bekannten Geschichte. Der Soldat, dem das Begraben der auf dem Schlachtfelde Gebliebenen befohlen war, meldete diesem, der eine Todte wolle sich nicht begraben lassen. Das wäre mir schön, sagte dieser darauf, da könnte ein jeder sagen, er wäre nicht todt, und sich nicht begraben lassen. Darum war auch er so eifrig, demselben gewaltsam zu einem ruhigen Grabe zu verhelfen. Als unpartheiischer Mann glaubt er indessen, auch seine Religion werde nur 50 Generationen halten; er will darum aus besonderer Vorsicht

seinem Testament ein eigenes Codizill beyfügen, worin er bestimmt, wie es nach Ablauf dieser Zeit gehalten werden soll. Da die Sache aber in die Naturgeschichte gehört, so gedenkt er sein Codizill den Naturforschern auf ihrer nächsten Versammlung zur Begutachtung vorzulegen.

Er ist auf dem Bilde dargestellt, wie er eben eine Homilie an das wahnsinnige Publikum hält. Wenn uns sein eben so gründlicher als ernsthafter Biograph, dem wir diese Notizen entnehmen, nicht betrogen hat, dann mag diese Predigt ohngefähr so lauten:

Höret die Worte und Wunder des neuesten Evangeliums, ihr Brüder und Auserwählte der Liederlichkeit. Ihr die ihr die Scham von Euch gethan, wie Männer ihre Kinderschuhe, höret und staunet. Eine Stimme geht aus von der Lache, welche sich die Hauptstadt der Welt nennt, sie wird Alles mit Wohlgeruch und Licht erfüllen; thuet nach meinen Worten, und ihr werdet seyn, wie die Götter, denen keine Lust versagt ist. Ihr wißt es, ich trage das Weh einer Welt in meiner Brust, und der Schmerz frißt mir das Herz ab, und doch mache ich aus dem Heiligsten einen Witz und singe mit den Brüdern im Faust: Uns ist so kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen. Ihr meine Vertrauten, ihr Männer von Sodom und Gomorrha, ihr kennt mich, daß ich den Titanen in mir fühle, ha ich bin ein gewaltiger Goliath und wie ein Winkelried wollte ich meine Brust dem Schwerte aller Tyrannen darbieten und aus meinem Herzblute sollte die Rose der Freiheit aufsprossen, und doch bin ich so schnellfüßig wie das Zwerglein im Zauberer Malagis und liebe die Sicherheit, wie eine kranke Henne ihr Nest, und schmeichle meinen Feinden ins Angesicht, und verlästere sie hinter dem Rücken. Die Tiefe der Weisheit vergangener Tage ist mir aufgeschlossen, die Pforten der Zukunft sind mir entriegelt, ich kann Euch das Räthsel des Chri-

stenthums, das Euch befangen hält, lösen und Euch den Weg der Wahrheit zeigen, und doch weiß ich viel besser als Sokrates, daß ich eigentlich nichts recht weiß, was mir fehlt, ersetze ich reichlich durch pikante Frechheit und brillante Unverschämtheit, und von dem Christenthum und seinen Tugenden weiß ich so viel, wie Herodes vom Christkind. Deutschland, du weißt es, wie ich dich liebe, wie nahe mir dein Unglück zu Herzen geht und wie ich um dich mein Lager mit Thränen benetze, und doch stelle ich dich vor den Augen Frankreichs dar, als wärst du eine liederliche Dirne aus dem Palais Royal, ich schmücke dein Gesicht mit der Schönheitssalbe aus dem Boudoir der infernalischen Großmutter und behandle dich wie meines Gleichen, daß kein christlicher Hund ein Stück Brod aus deiner schmutzigen Hand nehmen möchte. Du Feuergeist der alten Göttin von Babel! steige herab und erleuchte mich, daß ich deine Altäre wieder errichte und alles Volk in deinen Venusberg einführe. Die Menschheit lechzet nach nahrhafterer Speise, nach ächtem Brode und schönem Fleische. Mitleidig lächelt sie über jene Jugendideale, welche trotz aller mühevollen Versuche sich nicht verwirklichen konnten, und sie wird männlich praktisch. Große Sühnopfer müssen der Materie geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, Feste der Göttin von Babel, und der Materie noch mehr Entschädigungsehren erwiesen. Wandelt die alten finsteren Dome in Häuser der Lust um und bringt auf ihren Altären der neuen Göttin würdige Opfer dar. Denn das Christenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat sie bei jeder Gelegenheit beschimpft und unsere edelsten Genüsse herabgewürdigt; die Sinne waren zur Heuchelei gezwungen, und überall war Lüge und Sünde. Das Böse ist eines Theils nur ein Wahnbegriff der Weltanschauung der

Spiritualisten, andern Theils ist es ein reelles Ergebniß ihrer eigenen Welteinrichtung. Gott ist identisch mit der Welt, im Menschen kommt er zum Bewußtseyn seiner selbst. Wir streiten nicht für die menschlichen Rechte der Völker, sondern für die göttlichen Rechte der Menschen. Wir wollen keine Sanskülotten seyn, keine frivole Bürger, keine wohlfeile Präsidenten; wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr Männer der Revolution fordert einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse, wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, balsamische Wohllust und Pracht, Nymphentänze, Musik und Schauspiel. Zürnt nicht tugendhafte Republikaner! Auf euren Tadel und eure Rüge antworten wir mit jenem Narren im Shakespeare: meinst du, weil du tugendhaft bist, sollte es auf dieser Erde keine angenehmen Torten und keinen süßen Sekt mehr geben? *) — Sprich, wer ist Gott? du weißt es nicht unschuldiger Atheist, philosophisches Kind! Ach! hätte auch nie die Welt von Gott gewußt, sie würde glücklicher seyn. Frankfurt am Main, im Januar 1835.

Dem aufmerksamen Leser wird ohne Zweifel nicht entgangen seyn, daß unser Biograph sich in dieser Predigt eines unverschämten Plagiats schuldig gemacht hat, indem der größere Theil derselben und namentlich der ganze Schluß von den Purpurmänteln, der Wohllust und den Nymphentänzen aus den nicht weniger geistreichen als gelehrten und gründlichen Betrachtungen über das, was Heine Geschichte der Religion und Philosophie in Teutschland zu nennen beliebt, entlehnt oder gestohlen ist. Allein der Biograph beharrt darauf, er habe diese Predigt Wort für Wort aus dem Munde jenes wahnsinnigen alten

*) Heine in der Revue de deux Mondes und im Salon. 2. Band. S. 155.

Illuminaten vernommen, und ihm scheine es, als habe Heine vielmehr bei einem Besuche im Narrenhause sie demselben abgehorcht. Die Entscheidung dieser delikaten und schwierigen Frage überlassen wir dem Urtheile des Lesers, und glauben unserer Seits, der Unterschied, ob Heine die Worte von dem Narren oder der Narr sie von Heine habe, sey bei näherer Betrachtung minder groß, als er anfänglich scheine. Ueberdieß behauptet sogar unser Philosoph, die alte Schlange im Paradieß habe schon dieselbe Lehre von dem Baume herab docirt und das fatale Ereigniß mit der großen Ueberschwemmung sey auch eine mythologische Anspielung darauf, weil man gefürchtet, das wilde Feuer dieser Wohllustlehre würde das ganze Menschengeschlecht sonst aufgefressen haben. Nicht lange vor der Erscheinung des Christenthums sey sie wieder von einer Brüderschaft verbreitet worden, die Würmer hätten aber die respektiven Gottheiten bei lebendigem Leibe aufgefressen. Der Kritikus, welcher in diesem Punkte mit dem Philosophen übereinstimmt, meint, er habe etwas Besseres werden können, als der Anbeter der Dea Cloacina. Wie er aber sein schönes und gutes Talent verlumpe, das wisse er (Heine) selbst am besten, und wenn er einmal damit zu Ende sey, die Scandale aus dem Leben anderer mitzutheilen, dann könne er damit anfangen, Notizen aus seinem eigenen zu geben. Uebrigens sey die Frechheit ein schlechtes Fundament für ein Renommee auf die Dauer, und wie er von seinen Collegen wisse, fange die Heinische, wie die Pfennings-Literatur an, in Frankreich ganz außer Kurs zu kommen, keine Parthei wolle den rothen Löwen, der übrigens nicht so bös sey, als er aussehe, auf seinem Schilde sonderlich respektiren, da er selbst nichts respektire.

Uebrigens machen die allerletzten Worte die Treue unseres Biographen doppelt verdächtig, da er sie offenbar

aus der geharnischten Vorrede von Gutzkow entwendete, den Einige anfänglich für den bekannten Schildknappen jenes Goliaths II. hielten, indem sie Chiffern K. G., womit er seine Artikel in dem verbreitetsten Organe deutscher Oeffentlichkeit unterzeichnet, auslegten: der Knappe Goliaths, andere hielten ihn für den großen Riesen selbst. Und in der That renommirt er mit seinem Priesterhaß und seinem alten, abgehetzten, neumodisch aufgezäumten Atheismus und läßt das magere arme Thier Capriolen machen, wie der alte Ritter mit seiner Rozinante. Doch wir wollen den schlafenden Löwen nicht wecken, ruft er ja den großen Berliner Professoren, die sich an der Pensions- und Ordenssonne wärmen, mit gewaltigem Drohen zu: „gegen diese Herren bin ich gerüstet bis an die Zähne, die eine scharfe Rede umhegen und die deutschesten Laute." Ritterlicher und heldenmüthiger hat wahrhaftig sein uralter Vater nicht gesprochen, als er den glänzenden Helm Mambrins, das bekannte Barbierbecken, auf dem Haupte hatte und Windmühlen und Schaafherden zum Kampfe aufforderte. Der Kritiker behauptet, er habe schon mehr der Art Kämpfen zugesehen, und man könne ihren Memorabilien als Motto vorsetzen, was in einer alten Kölnischen Chronik steht:

Und do war ene bledige Krieg
Doch Jott gaf
Dat Niemand blaf.

Sind übrigens die Nachrichten der Alten mit dem Strickstrumpfe richtig, so hat auch wirklich schon seine Vorrede einen solchen Berliner siegreich aus dem Felde geschlagen. Der große deutsche Buchhändler-Börsenverein, der sein Haus am Reformationsfeste einweihte, soll geglaubt haben, auch etwas für die Moral thun zu müssen, und trug darum, dem Vernehmen nach, auf Excommunikation des Herrn Campe in Hamburg an, weil er

die obigen Worte gedruckt. Dieser soll aber den neuen Moralitätswächtern erklärt haben, daß er sich gar erstaunlich wundere über diese befremdliche Prüderei und Splitterrichterei seiner Collegen, da dieser fanatische Vorschlag ja von einem Berliner Buchhändler ausgegangen, der eine Prachtausgabe der so schmählich gelästerten Luzinde veranstaltet, wozu er doch nur nachträglich die Vorrede geliefert; daß er demnach so unschuldig sey, wie ein neugebornes Kind. Wobei es denn auch in der That sein Bewenden hatte zum Vortheile der Moralität, die sich dadurch merklich erweitert fand.

Der Unglückliche, der von ihm weggeht und den kummerschweren Kopf auf die gefalteten Hände mit dem Rosenkranze stützt, erweckt nicht sowohl Abscheu, als tiefes Mitleid, denn er trägt nicht wie die meisten Anderen den Stempel des Lasters und Verbrechens. Er sieht aus wie Einer, der schon vierzehn Tage geweint hat und noch weinen wird; nirgends aber einen Ausweg aus seinem Kummer gewahrt. Er war von Jugend auf ein zartes weiches Gemüth, das in der Zimmerluft und im Schatten auferzogen und von jeder Zugluft sorgfältig bewahrt, zu schwach war, um den rauhen Stürmen des Lebens Trotz zu bieten. Er konnte sich mit einer bis ins Kleinliche getriebenen Gewissenhaftigkeit ängstigen und abquälen, daß ihm oft der Kopf schwindelte. Nun wurde ihm die Erziehung zweier Knaben anvertraut, die er mit der angstvollsten Sorgfalt bewachte. Er machte mit ihnen eine Reise durch die Alpen. An einem heißen Mittag kamen sie auf eine jener wundervollen Höhen, von wo man in weiten Kreisen die weißen Schneeberge Haupt an Haupt mit ihren tausend Spitzen an einander gedrängt sieht, wo man den Thälern von ihrem Ursprunge an mit allen ihren Zweigen und Aesten bis tief in die Ebene folgen kann. Dort legten sie sich nieder in der glühenden Mit-

tagssonne auszuruhen. Es war ein grüner Rasenplatz, der sich nach allen Seiten senkte, nur nach einer Seite hin war er durch starke Bäume verdeckt und die Aussicht versperrt. Er sagte den Knaben, sie sollten ruhig an seiner Seite bleiben und ein wenig schlafen. Er selbst dachte zu wachen. Allein die Hitze, die Ermüdung und die beständige ängstliche Sorge schloß auch ihm bald die Augen zu. Die Knaben wachten vor ihm auf und schlichen leise gegen seinen Befehl nach den Bäumen hin, um Heidelbeeren und Erdbeeren zu pflücken. Wie es aber in dem hohen Gebirge häufig ist, hinter den grünen Sträuchen war eine senkrechte hohe Felsenwand versteckt. Der jüngere beugte sich über den Rand, bekam das Uebergewicht, wollte sich an dem Rocke seines Bruders halten und mit einem Schrei des Schreckens stürzten beide die Wand hinab, wo man sie zerschmettert fand. Der Unglückliche, im ersten Augenblicke wie rasend, riß sich die Haare aus und rannte mit dem Kopfe wider die Wand, dann fiel er in tiefen stummen Kummer, er sprach kein Wort, wollte nichts essen, schien Niemand zu erkennen, ja alles vergessen zu haben. Seit einiger Zeit hat sich sein Schmerz in Thränen aufgelöst, immer hört er noch den Schrei der Hinabstürzenden und sieht die Felsenwand; er bedeckt sich die Augen, um den Jammer der Eltern nicht zu sehen. Gerne möchte er beten, allein immer übermannt ihn von Neuem der Schmerz.

Zwischen dem Gefängnißwächter und dem Religions-Fabrikanten geht eine andere Gestalt des Schmerzes, ein Mädchen mit gefalteten Händen, das lange Haar mit dem Kamm nachläßig auf dem Kopf festgesteckt und über das Gesicht herabfallend. Sie hat uns den Rücken gekehrt, und man sieht das Gesicht nur von der Seite. Auch sie hatte von Natur ein weiches sanftes Herz, das in dem religiösen Zwiespalt ihrer Confession aufgerieben wurde.

Ohne höhere feststehende, durch Jahrhunderte unwandelbare Autorität, der sie ruhig hätte vertrauen können, sollte sie sich in einer hundertfältig zerrissenen Zeit ihre eigene Religion schaffen. Die Kälte der Rationalisten mit ihrer trocknen Geistesdürre und Armuth, die statt Beruhigung dem Menschen nichts zu geben weiß, als ein zweifelhaftes Achselzucken und eine bettelarme Moral ohne sichern Grund, konnte ihr nicht genügen; sie besuchte nun die pietistischen Prediger jeder Art, von den zuckersüßen, sentimental flüsternden, bis zu den einfachen, naiven populairen; von den giftigen, die jeden anders denkenden schief ansehen, und wenn er bettelt, ihm ihr Gold verführerisch zeigen, als Lohn, wenn er sich bekehren wolle, während sie ihm das Brod versagen, wenn er sich weigert, bis zu jenen salbungsreichen Naturen, die alle Welt in einen Brei zusammenrühren möchten. Alle hörte sie, und von jedem glaubte sie, bei ihrer Gewissenhaftigkeit, das Strengste nehmen zu müssen. So wagte sie bald nicht mehr frei zu athmen, sie seufzte, wenn sie ein fröhliches Kind sah, die bunte Farbe eines Kleides machte ihr Angst, gern hätte sie die ganze Welt in eine große Herrnhutter Anstalt umgewandelt. Und für alle diese Entsagung hatte sie nicht den Ersatz, daß sie abgeschieden von der Welt nun ihren Blick voll ruhiger Zuversicht zu Gott hätte richten, für sich und andere beten und ihre Seele reinigen und läutern können. Es war ja alles so unsicher und ungewiß in ihrem Innern, ihr Glaube schwankte in steten Aengsten hin und her. Aus diesem Prediger hatte der heilige Geist so gesprochen, aus jenem so, und man fürchtete, er möchte bald aus dem ersten wieder anders sprechen. Es wurde ihr oft schwer, das Strengste und Ueberspannteste herauszufinden, so gern sie es gethan hätte. Ihr Kampf stieg aufs Höchste, als sie unwillkührlich eine Neigung für einen Offizier fühlte. Nun quälte sie sich damit ab, ob

es nicht eine Sünde sey, wenn sie sich verliebe, und ob sie nicht lieber einen heirathen müsse, den sie nicht liebe. Es kam zuletzt dahin, daß sie sich selbst ein Gewissen daraus machte, zu beten, denn sie hielt sich dazu ganz unwürdig, sie könne nur Gott dadurch erzürnen. So fiel sie in eine tiefe Schwermuth, in der wir hier die Unglückliche finden; da sie indessen, wie das Bild zeigt, bereits wieder Muth zum Beten gefaßt hat, so steht zu hoffen, daß sie in einiger Zeit ganz wieder geheilt werde.

In einem sonderbaren Contrast zu all diesem Jammer und diesen wirren wilden Träumen, womit die Unglücklichen sich peinigen und abmagern, steht der gleichgültige, wohlbeleibte Gefängnißwächter; er steht da, nicht als ob er in einen solchen Abgrund des Elendes hinabsähe, sondern wie ein Landmann, der behaglich am Sonntag sein wohlbestelltes, frisch aufsprossendes Feld betrachtet. Er weiß sich gewiß nicht mehr zu erinnern, ob er einmal ein Gefühl des Mitleids mit dem Unglücke gehabt habe. Ist er nur warm gekleidet und wohlgenährt, dann mögen jene immerhin frieren und abmagern, es ist ja doch nur dummes Narrenvolk. Und obschon er so ruhig unter seiner langen Pelzmütze, die die ganze Stirne bedeckt, hervorsieht, so ist doch auch er nicht sicher, daß er nicht vielleicht einmal unter denen sitzt, die er gegenwärtig bewacht. Denn es ist eine allgemeine Erfahrung, daß der beständige Umgang mit Narren leicht ansteckend wirkt, und daß die täglich wiederholten Eindrücke unwillkührlich sich ihren Aufwärtern einprägen. So geschieht es zuweilen, daß die, welche Rasende zu verpflegen haben, selbst rasend werden; so sieht man auch unter den Narren, daß einer, dessen Krankheit auf einer niedern Stufe steht, beim Anblick eines solchen, der sie im vollsten Maaße hat, heftiger und in der gleichen Weise ergriffen wird. Und doch ist dieser Wärter mit seiner gleich-

gültigen Miene noch sehr respektabel gegen den gebildeten Pöbel, der des Vorwitzes halber die Narrenhäuser besucht und sich von den Wärtern, wie bei wilden Thieren, ihre verschiedenen Künste und Sprünge zum Amüsement vormachen läßt.

In diesem Gefängnißwärter ist eben der kalte, egoistische Weltverstand repräsentirt, der hier, wie überall, sein Amt verrichtet, weil er dafür bezahlt wird, der gleichgültig und gefühllos auf das Unglück herabblickt und es sich wie ein Mistkäfer dabei wohl seyn läßt. Für all das Elend und den Jammer der Unglücklichen hat er kein anderes Beruhigungsmittel, als die Peitsche in seiner Tasche. Es wäre aber unserer Ansicht nach zu wünschen gewesen, daß zur Milderung und Versöhnung des schmerzlichen Eindruckes, den der zusammengedrängte Jammer des Bildes nun immer machen muß, der Künstler neben diesem kalten, egoistischen Weltverstand auch den höheren von Gott erleuchteten und erwärmten Verstand dargestellt hätte, der nicht, weil er bezahlt ist, gleichgültig und gefühllos, wie eine Maschiene, seinen Dienst versieht, sondern der um Gottes willen freiwillig, voll Mitleid und Liebe die Kranken wie seine Brüder pflegt. Hätte er z. B. einige barmherzige Schwestern in seine Composition aufgenommen, dann würde er gegen die wilde Wuth der Wahnsinnigen, gegen ihre kalte Erstarrung, ihre endlose Angst, ihre flammende Begier und thierische Versunkenheit ein vollkommenes Gegengewicht erhalten haben in der stillen Hingabe und Aufopferung christlicher Seelen, die sich selbst vergessen und nur für andere leben, und freiwillig und freudig ihren Brüdern Dienste leisten, die man um keinen Preis erkaufen kann. Aus ihrem ruhigen mitleidsvollen Auge, dem Spiegel einer reinen, von keiner Leidenschaft, sondern von heiliger Liebe erglühten Seele, wäre in diese Nacht des Elendes und des Verbrechens ein Licht-

strahl aus einer höheren Welt herabgefallen. Und gewiß würde man seine erleuchtende und erwärmende Kraft auf dem Gesichte der Unglücklichen wieder erkannt haben. Denn es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, welche wunderbar magische Kraft selbst das gewöhnliche ruhige und feste Auge des Arztes auf die Seele, auch in dem Zustande ihrer völligen Zerrüttung übt. Wie denn umgekehrt auch hier noch sehr häufig das Gewissen sich in seiner verhüllt wirkenden Kraft zeigt, indem Esquirol die Beobachtung gemacht, daß Wahnsinnige, welche in ihrer Wuth große Verbrechen, wie die Ermordung ihrer Freunde oder Verwandten begangen, eine völlige Unheilbarkeit fürchten lassen, da er noch keinen behandelt, der in diesem Falle wieder genesen.

Wer übrigens die grossen Wunder des segensreichen Wirkens dieser frommen Jungfrauen unter den Wahnsinnigen kennen lernen will, der kann es aus der Geschichte und dem gegenwärtigen Zustande der großen französischen Irrenanstalt zu Maréville bey Nancy ersehen.

Die erste Revolution verpachtete diese Anstalt an eine weltliche Administration, die sie zu dem niedrigsten Preise entreprennirte, und das Unglück der ihren raubgierigen, egoistischen Händen preisgegebenen Wahnsinnigen zu einem Gegenstande ihrer schmutzigen Spekulation machte; denn je weniger sie von dem Staate erhielten, um so mehr mußten sie den Hülflosen wieder abpressen. Die Anstalt gerieth dadurch in einen schaudervollen Zustand, wie es bei solchen spekulirenden weltlichen Administrationen nur allzu häufig der Fall ist, so daß man sich genöthigt sah, seine Zuflucht zu dem Heldenmuthe jener gottgeweihten Jungfrauen zu nehmen, die ihr Leben ihren Mitbrüdern als ein freiwilliges Opfer der Liebe darbringen, für das sie keinen Lohn begehren. Und in welchem Zustande empfingen sie das Irrenhaus aus den Händen ihrer philan-

thropischen Vorgänger. „Ein Theil war verbrannt, und durch das zerfallene Dach stürmte Wind und Wetter in die Wüstenei des Ueberrestes. Die Wahnsinnigen lagen unrein wie Schweine in dunkeln Behältern, bis an den Hals in faulem Stroh, mit wenigen alten Lumpen kaum halb bekleidet, und zwar in so schauderhafter Vernachläßigung und Verwirrung, daß man nicht wußte, welches die Männer, welches die Weiber seyen. Das Ungeziefer hatte sie mit lebendigen Geschwüren bedeckt. Die Rasenden hatten sich tiefe faulende Wunden mit ihren Ketten geschlagen, Vielen waren die Füße durch Frost, Andern durch Brand verstümmelt und gefühllos, und die hungernden Ratzen frassen, den Freunden der Menschheit, die hier gepflegt hatten, nicht ungleich, den Leichen Augen und Nase hinweg. Es befanden sich ungefähr 300 Wahnsinnige im Hause. Die Schwestern hatten im Anfang nicht einmal einen geringen Tisch für ihren eigenen Bedarf, sondern mußten auf Brettern an der Erde ihre Mahlzeit halten. Ja sie waren damals so wenig im Stande, die armen Wahnsinnigen zu kleiden und zu reinigen, daß sie dieselben vorerst nur mit alten zerrissenen Decken verhüllt, nackt im Stroh stecken ließen, um ihre Lumpen im Backofen vom Ungeziefer zu reinigen, dann zu waschen und mühselig zusammen zu flicken *).

---

*) Die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. — Zum Besten des Frauenvereins in Coblenz. In Kommission bei Hölscher in Coblenz, 1831. In diesem Buche, das allen, die sich um Krankenpflege kümmern, wohl zu empfehlen ist, wird man genügende Aufschlüsse über diesen Orden finden. Es enthält Betrachtungen, die in einer Zeit sehr zu beachten sind, wo die immer zunehmende Masse der Armen das Vermögen der Reichen zu verschlingen droht und die Armentaxen bald alle übrigen Abgaben übersteigen. Wir können noch hin-

Das war das Kapital, womit sie anfingen und in zehn Jahren hatte ihre segensreiche Hand die wunderbarste Veränderung hervorgebracht. Sie haben aus dieser Wohnung des Gräuels, des Elendes und der Zerstörung innerhalb zehn Jahren eine der blühendsten Anstalten gemacht. Die Unglücklichen, die früher auf ihrem faulenden Lager Verzweiflung brüteten und wie rasende Thiere über ihre Wohlthäterinnen herfielen, sind nun durch ihre Liebe und ihren Frieden gezähmt, sie bieten sich willig ihrer mitleidvollen Pflege dar, und Entsprungene lassen sich von ihrer Hand friedlich zurückführen. Sie haben das früher verfallene, leere Haus ganz hergestellt, mit allen Vorräthen reichlich versehen, überall Ordnung und Reinlichkeit eingeführt. Nur wenige der wildesten Narren sind eingesperrt, alle empfangen von Ihnen nicht nur leiblichen, sondern auch geistigen Trost. Jede, auch die geringste ihrer Fähigkeiten wird sorgfältig und liebevoll in ihnen gepflegt, um sie durch Fleiß in ihren wilden Träumen zu zerstreuen, und selbst dem Blödsinnigen eine dunkle Ahnung zu verschaffen, auch etwas Nützliches zum Wohle des Ganzen beitragen zu können. Selbst das ist ihnen gelungen, die Augen der Unglücklichen von ihrem fürchterlichen Elende nach oben einer besseren Ewigkeit entgegen zu wenden, und man sieht sie still und ehrerbietig

---

zufügen: seit das allgemeine Krankenhaus in München durch den segensreichen Befehl König Ludwigs den barmherzigen Schwestern übergeben ist, hat troz vielen höchst ungünstigen Umständen, unter denen sie das verschuldete, schlecht verwaltete Haus übernahmen, die Sterblichkeit unter den nun mit liebevoller Sorge gepflegten Kranken sich so sehr vermindert, daß während früher der 10 bis 11te, nun nur mehr der 13 bis 14te stirbt, die sehr bedeutenden ökonomischen Verbesserungen und Ersparungen nicht zu erwähnen.

Gottesdienste beiwohnen. Ueberdieß haben sie in den 10 Jahren nicht nur alle Schulden bezahlt, sondern noch 200,000 Fr. durch ihren Fleiß, ihre Sparsamkeit und ihre Aufopferung erübrigt. Wofür sie Neubauten errichtet und Feldgüter und Gärten angekauft. Und um alle diese Wunder zu verrichten, gab die weltliche Obrigkeit nicht mehr als 60 Centimes Verpflegungsgelder für jeden ihnen anvertrauten Wahnsinnigen und 10 Centimes als provisorische Bauzulage. Ihre musterhafte Verwaltung hat ihnen aber auch das Vertrauen der reicheren Familien zugewendet, die ihre Familienglieder ihnen gegen eine höhere Pension zur Verpflegung anvertrauen. Und nun zeige man uns, wo eine weltliche Administration trotz der besten Controlle so Ausserordentliches bewirkt, wie diese Jungfrauen bei ihren 480 bis 500 Wahnsinnigen, unter denen sie still und ruhig gehen, wie höhere Wesen verehrt.

Wir wiederholen daher nochmal, wie unendlich wohlthätig es dem Gefühle gethan hätte, wenn der Künstler diese Gestalten des Friedens und der Barmherzigkeit lindernd und tröstend ihren unglücklichen Pfleglingen gegenüber gestellt hätte, wie sie das wilde Ungeheuer des Wahnsinnes an dem seidenen Bande ihrer Liebe führen. Da indessen der Künstler die Absicht hat, Blätter dieser Art von Darstellungen, welche unmittelbar aus dem Leben gegriffen sind, und die das Leben in seinen verschiedenen Verhältnissen an unserem Auge vorüberführen sollen, noch mehrere zu geben, so ist zu hoffen, er werde in einem künftigen Blatte ein Gegenstück zur Versöhnung dieses schmerzlichen Eindruckes uns darstellen. Möge es ihm dann gelingen, daß, wie der Beschauer bei der furchtbaren Wahrheit dieses Blattes von Schauer und Schreck über die entsetzlichen Gestalten des Unglücks und des Lasters im Wahnsinn erfaßt wird, er in gleichem Grade voll freudiger Ueber-

raschung auf den Frieden und das Glück der Tugend, der Weisheit und Heiligkeit herabblicke.

Wir glauben auch, daß solche Blätter, wenn wirklich das Leben, dem sie entlehnt sind, aus ihnen herausspricht, auch lebendig wieder auf das Leben zurückwirken werden; denn es bedarf zu ihrem Verständniß keines Studiums, da ihre Wahrheit jedem verständlich ist und ihm das zurückruft, was er so oft gesehen oder selbst erfahren. Auf diese Weise haben auch die Hogarthischen Darstellungen so außerordentlich auf ihre Zeit gewirkt, wenn sie gleich bey ihrem unerschöpflichen Reichthume von gesundem, scharfem Volkswitze sich nicht über eine gewisse Höhe des Gedankens erheben und manchmal unter die Sphäre der Kunst herabsinken.

Mögen Einige immerhin solche Gemälde aus dem wirklichen, alltäglichen Leben als Genrebilder geringschätzig behandeln, so bleiben wir unserer Seits, wie wir am Eingange schon angedeutet, bei der Ueberzeugung, daß in dieser Beziehung die Aufgabe des Künstlers ganz mit der des wirklichen Historikers zusammenfällt.

Auch dieser kann die bedeutendsten, ganze Jahrhunderte oder große Wendepunkte der Geschichte, repräsentirenden Charaktere und die folgenreichsten, universalhistorischen Ereignisse auf die kleinlichste, gedankenloseste und oberflächlichste Weise darstellen, so daß sie alle Größe und Bedeutung verlieren und das Ganze zu einer Sammlung geistloser Anekdoten, kleinlicher Intriguen, gewöhnlicher Tagsgeschichten, zu einer sogenannten Memoirenklatscherei herabsinkt. Man lernt daraus so viel von dem eigentlichen Charakter und der Richtung einer Zeit, und von dem innern Grunde der einzelnen Ereignisse und warum sie diese und keine andere Wendung genommen, wie man aus dem Munde eines antichambrirenden Kammerdieners die Gedanken eines Fürsten und die Gesinnung und den Zu-

stand eines Volkes erfahren kann. Dieses ist historische Genremalerei.

Und umgekehrt kann auch der wahrhafte Historiker, gleich dem wahrhaften Künstler, das ganz alltägliche Leben mit allen seinen scheinbar unbedeutenden Erscheinungen in einer Weise auffassen, daß es zu einem großartigen, gedankenreichen Gemälde wird. Er kann in dem Leben und den Schicksalen eines zerlumpten Bettlers, mit seinen Sorgen und Hoffnungen, den Charakter eines ganzen Volkes und seiner Zeit abspiegeln und aus den Augen eines gemeinen Gardisten wird er besser die Geschichte jener glänzenden Kaiserzeit herauslesen, als ein anderer aus dem Angesichte des Welterschütterers selbst.

Doch wird immer, wie sich von selbst versteht, das Große, Heilige und Göttliche, ist es auf eine seiner würdige Weise dargestellt, den Vorrang vor dem Kleinen, Nichtigen, Unvollkommenen und Flüchtigen behaupten, da die Größe der Darstellung des Letzteren einzig nur darin besteht, daß es entweder als Symbol von jenem erscheint oder eben durch seine in die Augen fallende Nichtigkeit und Unvollkommenheit, den Geist an das erinnern soll, was ihm gerade fehlt, während das Große groß dargestellt für sich selbst in dem verklärten Lichte seiner ganzen höheren Würde und Herrlichkeit vor unsere Augen tritt.

Das
Weihnachtskripplein
und
Prinz Schreimund
und
Prinzessin Schweigstilla.

Z. K. E. I.

Ein
Christtagsbüchlein
von
Guido Görres.

Schaffhausen, 1843.
Verlag der Hurter'schen Buchhandlung.

Vorerstes Kapitel.

Eine Weihnachtsbetrachtung, in der erzählt wird, wie die Geschichte von der Weihnachtsruthe zum Vorschein kam.

Es war der Abend vor Weihnacht, der seligen Nacht der Gnade, die uns das Licht geboren.

Kalt war es draußen; der Winter hatte die Fenster mit Eisblumen geschmückt; hoher Schnee bedeckte Stadt und Feld und die laublosen Bäume senkten die weißen Aeste tief zur Erde, unter der schweren Last.

Der Bach, sonst so laut, so munter, floß still und geräuschlos, wie abgestorben unter seiner krystallenen Eisdecke; mit kargem Mahle hatten sich die Vögel schweigend zur Ruhe begeben müssen, die Abenddämmerung umdüsterte dieß winterliche Bild.

Ich ging in meinen Mantel gehüllt; ein scharfer Schneewind pfiff mir entgegen. Es war wenig Leben auf den Straßen. Wer beim warmen Feuer sitzen konnte, der blieb sitzen und wer hinaus in den Schnee und die Kälte mußte, der eilte, daß er wieder nach Hause zum Feuer kam.

Ich ging weiter, dem Felsen zu. Arme Kinder begegneten mir am Thore, die Almosen begehrend von Haus zu Haus zogen und Weihnachtlieder sangen.

Ich ging zum Thor hinaus, den Bach entlang, den Bergen zu: ein Schlitten fuhr jetzt klingend und klirrend blitzschnell an mir vorüber; er scheuchte die Raben auf, und krächzend flogen sie von der Krone der alten Eiche.

Dann ward es still; ich war allein, um mich her lag unabsehbar weit ein düsteres Wintergefild, das mich anstarrte, öd und verlassen, kalt und schweigend und todt.

Ich hüllte mich fester in meinen Mantel und dachte der Zeit der ersten Christnacht; die Welt des Alterthums, die auf Erlösung harrte, stieg vor meinen Blicken auf.

Sie glich dem düsteren Schneegefilde. Es war Winter auf Erden und öd und kalt, die Schatten des Todes umnachteten sie, der Himmel schien finster und hart wie Eisen. In den Herzen der Menschen war der Glaube erstorben, die Liebe erkaltet, die Hoffnung verwelkt; Staub war ihre Nahrung; sie schmachteten in unsäglichem Durst, den der berauschende Becher vergänglicher Sinnen-Lust nicht stillte; sie hungerten nach dem Brode des Lebens, und der Tod bereitete ihnen ein Feuermahl, das sie verzehrte; sie verlangten nach Freiheit, nach Erlösung, aber die Tyrannei hatte ihren eisernen Fuß auf den Nacken der Unseligen gesetzt, sie lagen im Staube und küßten zitternd die Ketten ihrer Knechtschaft.

Da hörte ich das sehnsuchtvolle Seufzen der Propheten auf Sion, sie saßen, das verschauende Auge der verhüllten Geistersonne zugekehrt, und erhoben im Trauergewand die Hände und sangen mit flehender Stimme: Thauet ihr Himmel den Gerechten; die Patriarchen auf den Weiden des Jordans erschienen meinem Blicke, unbekümmert um die Lämmer, die zu ihren Füßen grasten, lasen sie gedankenvoll in den Erinnerungen der Vergangenheit, forschend, ob die Zeit der Verheißung noch nicht erfüllt sei, da die Taube den Oelzweig bringen würde; auf hoher Warte sah ich die Weisen des Morgenlandes, sie spähten mit dem immerwachen Auge hoffenden

Vertrauens in den unermeßlichen Räumen des Himmels, ob der gnadenreiche Stern alter Prophezie noch immer nicht in diese Nacht tausendjähriger Trauer und Buße hinabscheinen würde.

Da theilte sich endlich im Aufgange die stumme trostlose Wolkennacht; ein ungeahnter Glanz stieg fern herauf; sein Licht röthete die Ränder der getheilten Wolken; Thränen der Freude füllten die Augen der harrenden Seher; sie nahmen die Kronen von ihrem Haupte und fielen anbetend zur Erde und mit Freudengesang begrüßten sie den leuchtenden Stern des Heiles.

Jetzt erschien mir auch im Judäer Lande Bethlehem; ich sah den Stall; ich sah die heilige Jungfrau; sie kniete in anbetender Demuth, in liebender Hingebung, vor der Krippe und ihr zur Seite kniete St. Joseph, in der Krippe aber lag das Opferlamm der Liebe, der König des Himmels, nackt und bloß, ein armes Kindlein. Hinter ihm ruhten friedlich die Thiere. Das göttliche Kind blickte mit einem Blicke unendlicher Liebe nach der mütterlichen Jungfrau hin, daß ihr Antlitz in himmlischer Freude sich verklärte: Da sangen die Chöre der Engel über dem armen Stalle mit helltönender Stimme Hymnen des Preises, Hymnen des Friedens, und Flöten- und Pfeifenspiel nahte dem Stalle, die Hirten traten herein und knieend brachte die Armuth das erste Opfer der Andacht dar.

Himmelsglanz erfüllte jetzt den Stall, sonnenhell stand der Stern über ihm, die Jungfrau nahm das Kind aus der Krippe auf ihren Schooß, Kameele nahten, Rosse wieherten, in königlichem Schmucke schritten die drei Weisen des Morgenlandes, ernste, hohe, würdevolle Gestalten ehrfurchtvoll herein, auch sie sanken nieder und berührten mit ihrer Stirne den Staub, und boten die Gaben ihrer Huldigung Gold, Weihrauch und Myrrhen, dem menschgewordenen König der Ewigkeit dar.

Das war das erste Christfest, und das Licht, das diese Nacht erhellte, ich sah es, wie es sich gleich einem Quell ergoß und durch-

die Jahrhunderte hindurch sehen; und die heiligen Gesänge der Engel und das Flötenspiel und das Lied der Hirten, ich hörte, wie es von Jahrhundert zu Jahrhundert tönte, und wie es von Volk zu Volk gesungen wird und wie bei einem Klange die Fürsten in ihren Palästen und die Armen in ihren Hütten das Weihnachtsfest begingen.

Unvermerkt war ich unter diesen Betrachtungen an den Saum des Waldes gekommen; die dunklen Tannen, die ich wie eine finstere Mauer vor mir sah, erinnerten mich, daß es völlig Nacht geworden; ich bog also um und lenkte meine Schritte wieder der Stadt zu.

In der nächtlichen Stille aber, die nur von Zeit zu Zeit das Schlagen einer fernen Thurmglocke, oder das Bellen eines Hundes in einem abgelegenen Meierhofe unterbrach, kehrten meine Gedanken bald wieder zu den Tagen der Vergangenheit zurück.

Ich weilte wieder bei der Krippe zu Bethlehem, die Weisen zogen nach der Heimath, und auch meine Gedanken traten eine weite Wanderschaft durch die Zeiten an, und gingen von Land zu Land und von Volk zu Volk, der Feier des heiligen Christfestes beizuwohnen.

Von Jerusalem wandte ich meinen Blick nach Rom hinüber; ich stieg in die stillen Grabhöhlen der Katakomben hinab, dort fand ich die erste Christengemeinde versammelt. Es war finster und feucht und schauerlich in den engen hohen Gängen, Sarg an Sarg, und Sarg über Sarg war zur Rechten und Linken in den weichen Felsen gehauen. Hier sah ich die Verfolgten, die Bedrängten, sie trugen unter stillen Gebeten, mit weinenden Augen, die heiligen Leichen der Gemarterten zu dem Altare; nur ein spärliches Licht erleuchtete ihn und der Schein fiel auf die verklärten bleichen Gesichter der Brüder die ausgelitten hatten; sie waren mit Lilien und Palmzweigen geschmückt, und mit ihren purpurrothen Wundmalen schienen sie zu den Füßen des Kreuzes in süßem Frieden zu ruhen. Ihnen zur Seite knieten die Mütter, die Schwestern, die noch fern dem Vater-

hause, fern dem Ziele ihrer sehnsüchtigen Liebe mit den Stürmen und Mühen des Lebens rangen, dort betete Sanct Agnes mit dem weißen Lamme, dort sang die heilige Cäcilia mit engelheller Stimme den Weihnachtsgesang. So begingen sie, von den Lebenden verstoßen und verfolgt, und bei den Todten eine Zuflucht suchend, ihre Weihnachtfeier in Trübsal und Noth, in Armuth und Verborgenheit; aber aus ihren Blicken leuchtete siegverkündend, hoffnungsreiches Gottvertrauen und liebeglühte Sehnsucht, ihren beseligenden Glauben in den Qualen des Feuers und unter dem Schwerte der Verfolger zu bewähren. So gaben sie sich den Bruderkuß, so gingen sie betend auseinander.

Die Jahrhunderte zogen langsamen Fluges über die ewige Stadt hinweg, ich sah dieselbe Stätte wieder. Der Geist des Heilandes war siegreich dem Grabe entstiegen; der arme Stall von Bethlehem hatte sich in einen hohen, stolzen, prachtreichen Dom verwandelt, der sich über den Gräbern der Blutzeugen in kühnen Bogen wölbte und seine Kuppel hoch zum Himmel hinan hob; Marmor blendenden Glanzes waren Wände und Säulen, und auf goldenem Grunde leuchteten mir die Bilder jener Heiligen und Märtyrer entgegen, die ich verfolgt in den Gräbern hatte weinen und beten sehen; über den Gräbern hingen Lampen von Gold und Silber und tausend Lichter machten die heilige Nacht hell wie der Tag. Jetzt stiegen süß duftend die Wolken des Weihrauchs hinan, das Lied der Engel, das Lied der Hirten erklang in vielstimmigen Chören zu den mächtig dahin rauschenden Tonwellen der Orgel, und durch die festlich geschmückten Hallen schritt erhabenen Ernstes ein Feierzug von Priestern, Perlen und Edelsteinen glänzten an dem weißen, seidenen Festgewande; sie schritten langsam mit den greisen Barten und den würdevollen ernsten Mienen, und in ihrer Mitte trugen sie in Krystall gefaßt die arme Krippe von Bethlehem, und der Stellvertreter des göttlichen Kindes, der Vater ungezählter Gläubigen, folgte der Krippe die niederknieende Menge segnend.

Auch dieß Bild verschwand; und ein anderes tauchte aus dem Meere meiner Erinnerungen auf. Die Wüste Aegyptens lag vor mir; ich sah an einsamer Stelle, fern von den Klosterzellen der Altväter, die schweigende Dulderin, die unschuldige Büßerin fremder Schuld, eine reine, zarte, duftende Himmelslilie, die heilige Marina sah ich, hinausgestoßen in die einsame Nacht, in die nackte Wüste, in Sturm und Regen. So kniete die Verlassene und hielt das Waisenkind fremder Schuld mit erbarmender Liebe an ihre Brust gedruckt, und sie baute ihm ein armes Krippelein; aus dem weißen Wachse wilder Bienen formten ihre zarten Hände das Christkindlein, dann bettete sie es mit liebender Sorgfalt auf weicher Wolle, die die Lämmer am Dornbusch vorüberstreifend zurückgelassen, sie legte es mit andächtigem Ernste neben die Thiere; und als nun fern des Klosters Glocken in helltönender Freude zur Weihnachtfeier erklangen und mit dem Lichterscheine der Jubelgesang der Mönche hinüber tönte, da öffnete auch sie den zarten Mund, und obdachlos sang auch sie mit ihrem armen Kinde an der Krippe ihr Weihnachtslied hinaus in die öde Nacht der stummen Wüste.

Gerührt und erbaut nahm ich von der heiligen Tochter der Wüste Abschied; anderen Flug nahmen meine Gedanken. In dem apenninischen Felsenthale zu Rieti befand ich mich; es war Nacht, es war wieder die heilige Weihnacht; sie war dunkel, kein Stern leuchtete, da ward sie vom Scheine von tausend Fackeln plötzlich helle, von allen Höhen, auf allen Stegen und Wegen kamen fackeltragend und Hymnen singend die Hirten und die Diener Gottes, die mindern Brüder heran, und an ihrer Spitze schritt der König der Armuth, St. Franziskus, um das Fest der Einfalt, Armuth und Demuth, das Geburtsfest des Heilandes zu feiern.

Der arme Stall zu Bethlehem war in Waldesmitte in dem Felsenthale der Einsamkeit aufgeschlagen, Heu und Stroh bedeckte die Erde, Ochs und Esel ruhten drauf; der Stall diente wieder zur

Kapelle, zum Gotteshause, und die Krippe zum Altar. Das heilige Opfer wurde gefeiert, der Heilige diente bei der Feier in andächtiger Demuth, in strahlender Heiterkeit; er sang mit freudiger Stimme das Evangelium; dann öffnete er den Mund zu Worten anbetender Liebe von dem Kinde von Bethlehem, von dem reinen Lamme, von seiner Niedrigkeit und seiner Hoheit; er selber schien in ein Lamm verwandelt; und bald floß seine Rede kindlich und süß wie Honig von seinen liebreichen Lippen, bald schlug sie wie zündende Flammen aus seinem glühenden Herzen; die Vergangenheit schien wieder zur Gegenwart geworden; Alle knieten in Bethlehem, und die Begnadigten sahen auf dem Opferaltar in der Krippe das lächelnde Kind in unendlicher Klarheit, wie die Weisen, die Könige des Morgenlandes es geschaut. Weithin aber leuchtete das Licht dieser heiligen Krippenfeier im einsamen Felsenthale von Rieti und ich sah, wie nach seinem Vorbilde weit um in den Ländern der Christenheit, in ihren hohen Domen, in ihren gnadenreichen Gotteshäusern, in ihren abgeschiedenen Kapellen, Weihnachtskrippen erbaut wurden, und wie die Könige und Fürsten des Abendlandes, im Gewande der priesterlichen Könige des Orients, vor der jungfräulichen Mutter erschienen, um, wie in der Zeit des Anbeginnes, die Gaben ihrer Huldigung: Gold, Weihrauch und Myrrhen, dem Kinde von Bethlehem, dem Könige der Himmel, darzubringen.

Ich wandte meinen Blick von den Fürsten und ihrem reichen Schmucke; ich trat aus den blendenden Tempelhallen; ich wandelte durch die Länder; den Geringen und Niederen gesellte ich mich bei; ich ging an den einsamen Muttergottesbildern vorüber und auch hier hörte ich wieder den rührenden Feiergesang andächtiger Armuth. Ein alter Mann, in ärmlichem Kleide, das greise Haupt entblößt, stand mit der Sackpfeife vor dem einsamen Gnadenbilde, und ihm zur Seite sangen die aufblühenden Enkel mit heller Stimme das Lied, das im Stalle von Bethlehem erklungen.

Die Thäler schritt ich entlang zum himmelanstrebenden Gebirg schneebedeckter Alpen, aber auch hier sangen mir von der einsam emporragenden Felsenspitze die Hirten der Berge das frohe Lied von der Geburt des göttlichen Hirten entgegen. Dann wieder dem Laufe der Ströme ins Flachland folgend, schritt ich durch die aufsprossenden Saatgefilde, durch die Dörfer der Landbauern, und überall begegneten mir singende Schaaren, die mich mit dem heiligen Liede begrüßten, das aus den leuchtenden Höhen die Engel zu den Hirten in der ersten Christnacht hernieder gesungen.

So hörte meine Seele all um Gesang und sie stimmte in den Jubel der Völker und der Jahrhunderte ein, die Zeit aber schwand mir in der Freude des Herzens unvermerkt dahin; ich hatte nicht wahrgenommen, daß die Stadt, die sich zur Feier der heiligen Nacht bereitete, wieder nahe vor mir lag. An der weißen Mauer des Kirchhofes erwachte ich aus meinen Betrachtungen; die ernste Pforte stand offen; ich trat hinein und wandelte zwischen den Gräbern der Hingeschiedenen, wo der Tod, die Nacht und das Schweigen herrscht.

Aber auch hier schien es mir, als sey ein Hauch des Lebens, ein Duft der Freude, ein Licht der Gnade über die stillen trauernden Ruhestätten der Schlummernden ausgegossen; ihre Geister schienen mich zu umschweben, auch aus ihrem Munde glaubte ich mit leiser Stimme, wie aus weiter Ferne selige Gesänge zu vernehmen. Ein frisches Grab lag vor mir; noch hatte das Gras es nicht übergrünt; ich blieb stehen und lauschte und es sang mit wehmuthvollem Tone; es war das heilige Wüstenkind, es war Marina, die mit ihrer reinen Stimme mir von dem Grabe her zusang:

Kommt, laßt uns das Heil der Welt begrüßen,
Geboren ist uns ja ein Kindelein,
Mein armes Herz ruht liebend ihm zu Füßen,
Denn alle Macht ruht auf den Schultern sein.

Den Schultern huldiget, die, unsre Schulden
Zu büßen, trugen schwere Kreuzeslast;
Kommt, huldiget der Unschuld, die voll Hulden
Ein heilig Kind bei Sündern kommt zu Gast.

Es nimmt fürlieb; o huldiget dem Kinde,
Bringt bittre Myrrhenbüschlein eurer Schuld,
Bringt eures bösen Herzens harte Rinde,
Bringt einen blüh'nden Dornkranz der Geduld!

O kommt mit mir und betet an ihr Sünder!
Für uns ja kam dies Kind, für uns allein,
Erbarmet euch gleich ihm der armen Kinder,
Erbarmet euch doch seiner Brüderlein *).

Ich ging weiter; ein anderes Grab war diesem gegenüber; schon von Ferne tönte mir von dort eine Stimme entgegen, glockenhell und voll und ritterlich, wie der Klang eines scharfen Stahls, der auf silbernen Schild trifft. Es sang:

Wer ist noch, welcher sorgt und sinnt?
Hier in der Krippe liegt ein Kind
Mit lächelnder Gebährde.
Wir grüßen dich, du Sternenheld
Willkommen Heiland aller Welt!
Willkommen auf der Erde **).

Den Siegerkranz ewiger Seligkeit dem Geiste des ritterlichen Sängers wünschend, schritt ich die Ruhestätten weiter entlang; da winkte mir ein milder Lichtschein; ich blieb wieder stehen und lauschte und leise klang ein Lied, das sich wie auf Schwingen der Engel lichtverlangend und sehnsuchtvoll zum Himmel erhob:

*) Aus der Legende der heiligen Marina von Clemens Brentano.

**) Aus den Gedichten von Max v. Schenkendorf.

Fern im Osten wird es helle,
Graue Zeiten werden jung;
Aus der lichten Farbenquelle
Einen langen tiefen Trunk!
Alter Sehnsucht heilige Gewährung,
Süße Lieb' in göttlicher Verklärung.

Endlich kommt zur Erde nieder
Aller Himmel sel'ges Kind,
Schaffend im Gesang weht wieder
Um die Erde Lebenswind,
Weht zu neuen ewig lichten Flammen
Längst verstiebte Funken hier zusammen.

Ueberall entspringt aus Grüften
Neues Leben, neues Blut;
Ew'gen Frieden uns zu stiften,
Taucht er in die Lebensflut;
Steht mit vollen Händen in der Mitte,
Liebevoll gewärtig jeder Bitte *).

Unter diesen Gesängen war ich wieder zur Pforte des Kirchhofes gekommen; „Herr, schenke ihnen die ewige Ruhe" sprach ich und stand wieder im Freien und eilte nach der Stadt zu.

Ehe ich das Thor erreichte, kam ich an einem einsamen Hause vorüber; ich wußte, vor drei Tagen hatten sie den Mann, einen armen Taglöhner, hinaus zu den Todten in die Gruft getragen; ein trübes, spärliches Licht leuchtete mir aus dem Fenster entgegen; ich trat hinzu und blickte in die niedere, dunkle Kammer.

Das Licht brannte vor einem Muttergottesbilde; die heil. Jungfrau hielt das Kindlein auf dem Schooß, es breitete die Arme weit aus; eine Wittwe in schwarzem Kleide saß unter dem Bilde und

*) Aus den Gedichten von Novalis.

wiegte ihr krankes Kind, das bleich und abgezehrt, wie sterbend, sie schmerzlich anblickte und dazu sang die Mutter:

Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

Das Kindlein weint und spricht
Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht,
Und hat dran seine Freude,
Nur blos ich armes nicht!

Läßt mich denn Niemand ein?
Ich will ja selbst Nichts haben,
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein!

O, lieber heil'ger Christ!
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn du's nicht bist,
O, sey du mein Berather,
Weil man mich hier vergißt.

Da kommt mit einem Licht
Durchs Gäßlein hergewallet
Im weißen Kleide schlicht,
Ein ander Kind; — wie schallet
Es lieblich, da es spricht:

„Ich bin der heil'ge Christ,
War auch ein Kind vordessen,
Wie du ein Kindlein bist,
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn alles dich vergißt.

Ich will dir deinen Baum,
Fremd Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offnen Raum,
So schön, daß die in Zimmern
So schön seyn sollen kaum."

Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sterngewimmel
Vielästig ausgespannt.

So fern und doch so nah,
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Das seinen Christbaum sah!

Es ward ihm wie ein Traum;
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist
Zur Heimath nun gekehret,
Bei seinem heil'gen Christ;
Und was hier wird bescheeret,
Es dorten leicht vergißt *).

Das Lied, das die trauernde Mutter dem todkranken Kinde sang, hatte mich mit Wehmuth erfüllt; ich dachte wieder an die Weihnachtsfeier der ersten Christen in den Gräbern, und das Leben selbst erschien mir wie ein finsteres Grab; so trat ich wieder in die Stadt.

---

*) Aus Fr. Rückerts Gedichten.

Allein hier umgab mich bald die geräuschvolle Menge. Der Christkindelmarkt hatte seine glänzenden Schätze und Herrlichkeiten ausgebreitet; es war ein Trommeln, ein Pfeifen, ein Schnattern, ein Schnarren und Schreien; Alt und Jung wogte in dicht gedrängtem Strome auf und ab.

Die Gegenwart hielt nun alle meine Gedanken fest, ich hatte Mühe mich durch das ungestüme Meer des Lebens durchzudrängen. Wer kümmert sich, dachte ich, von allen diesen Tausenden um das arme trauernde Mutterherz da draußen in der Verlassenheit seiner Armuth! so denkend bog ich in eine stillere Straße ein.

Mein Weg führte mich an einem großen stolzen Hause vorüber; ein blendender Lichtschein fiel aus den hohen Fenstern hernieder. Eine bekannte Stimme lud mich ein hereinzutreten. In dem festlich geschmückten Saale strahlte mir ein Christbaum mit tausend Lichtern entgegen. Unten aber, von Moos und Tannenzweigen überwölbt, war ein kleines Kripplein wie eine stille Kapelle erbaut; darüber erhob sich der Himmelsbaum mit seinen prächtigen reichbeladenen Aesten, voll süßem Zuckerwerk und voll buntem Spielzeug.

So strahlte und glänzte der wunderbare Baum und mit freudeglänzenden Augen blickten die Kinder hinan. Jauchzend sprangen sie hin und her; besahen bald dieß, bald jenes; sie wußten kaum, wonach sie zuerst greifen sollten, denn Eines bedünkte sie immer schöner als das Andere. Sie schrieen und klatschten in die Hände und hatten kaum Zeit, einen Augenblick in das Kripplein zu schauen, wo von einem kleinen Lichtchen beleuchtet, im stillen Dunkel der Tannenzweige, das Jesuskindlein lag, dem sie alle die Herrlichkeit zu verdanken hatten und dem zu Bethlehem im armen Stalle kein so reicher Baum gebrannt hatte.

Allein jetzt traten zwei arme Waisenkinder herein; christliche Barmherzigkeit hatte sie zu dem seligen Geburtsfeste des armen Kindes von

Bethlehem eingeladen; die guten Kinder schienen von all dem Glanze und der überreichen Herrlichkeit fast mehr erschrecken als erfreut; ohne es zu wagen nach dem wundervollen Baume hinanzublicken, stellten sie sich gesenkten Blickes vor das Kripplein hin und sangen mit schüchterner, fast zitternder Stimme:

Was ist das doch ein hehres Kind,
Das man hier in der Krippe find't?
Ach, solch ein süßes Kindelein
Das muß gewiß vom Himmel seyn.

Die Frau, die bei der Krippe kniet,
Und selig auf das Kindlein sieht,
Das ist Maria fromm und rein;
Ihr mag recht froh im Herzen seyn.

Der Mann, der zu der Seite steht,
Und still hinauf zum Himmel fleht,
Das muß der fromme Joseph seyn,
Der thut sich auch des Kindleins freun.

Und was dort in der Ecke liegt,
Und nach dem Kindlein schaut vergnügt,
Ein Oechslein und ein Eselein,
Das mögen gute Thierlein seyn.

Und was den Stall so helle macht,
Und was so lieblich singt und lacht,
Das sind die lieben Engelein,
Die schau'n zu Thür und Fenster ein.

Sey hochgelobt, du dunkle Zell!
Durch dich die ganze Welt wird hell.
Klein Kindlein in Mariens Schooß,
Wie bist du so unendlich groß!*)

Als sie ausgesungen hatten, kamen die andern Kinder herbei und jedes von ihnen brachte ihnen ein schneeweißes, ganz neues Kleidungsstück, und als sie weihnachtlich umgekleidet waren, schenkte ihnen jedes

*) Aus Diepenbrock's geistl. Blumenstrauß.

noch etwas von dem Seinen, so daß sie die Hände übervoll hatten. Sie sprachen aber kein Wort, sie waren des Glückes nicht gewohnt, ihr Herz war zu beklommen, erst als sie Alles in zwei weiße Tüchlein eingebunden hatten und glücklich wieder draußen auf der Straße waren, da ging auch ihnen Herz und Mund auf und auch sie dankten dem Christkindlein für den glückseligen Abend.

Sobald die Waisenkinder weg waren, überließen die übrigen sich wieder ganz ihrer Freude und ihrem Muthwillen. Alles wurde nun von Neuem im Einzelnen durchmustert.

Immer neue Gaben entdeckten sie und so schwanden ihnen die Stunden flüchtig dahin, wie mir während meinen Betrachtungen auf dem abendlichen Gange.

Endlich, nachdem sie Alles von oben bis unten betrachtet, nahmen sie auch eine Weihnachtsruthe wahr. Obgleich sie recht groß und stattlich war und ganz vornen über dem Kripplein hing, so war sie doch das Letzte, was die Augen der Kinder auf sich zog. Sie baten mich jetzt, sie herunter zu holen und betrachteten sie sehr genau. Als sie aber sahen, daß sie, trotz dem zierlichen rothen Bande, welches sie festlich schmückte, nicht von Zucker, sondern von gemeinen Birkenreisern war, wie sie im Walde wachsen: fragten sie mich mißmuthig, was denn eine so häßliche böse Ruthe mit dem lieben Christkindlein und allen den guten und schönen und süßen Sachen zu thun habe.

Ich erwiederte ihnen kurz: eine Ruthe gehört zu einem Weihnachtsbaum, wie eine harte Schale zu einem süßen Mandelkern, das ist ein altes Herkommen.

Ei, fuhren sie in ihren Fragen fort, so sage uns, wer hat denn dieß Herkommen eingeführt und warum hat er damit unsere Freude an diesem Fest stören wollen?

XVIII

Wer die erste Ruthe an den Weihnachtsbaum gebunden, entgegnete ich ausweichend, wollt ihr wissen: nun, das war ein weiser Mann, der wohl wußte, was er that.

Wie hieß er aber? fragten sie weiter, wo hat er gelebt? was hat er gethan? wie ist er gestorben? und wo liegt er begraben und hat er Kinder gehabt und wie viele und wo hat er die Ruthe geschnitten und sind seine Kinder artig gewesen und was hat er mit der Ruthe gemacht und . . . . Und, fiel ich in die Rede, wie viele „Und“ habt ihr noch zu fragen? Antwortet mir lieber selbst auf eine Frage: habt ihr denn nicht gehört, daß die Uhr eben draußen geschlagen hat, und daß ich jetzt in die Christmette gehen will und keine Zeit habe, eure tausend Fragen zu beantworten?

Damit wollte ich meinen Hut nehmen; allein alle meine Vorstellungen halfen nichts, sie hielten mich an meinem Kleide fest, und hiengen sich mir zwischen die Füße und ließen mich nicht los, bis ich das feierliche Versprechen gegeben, daß ich ihnen am folgenden Abend alles haarklein erzählen wolle, was es für ein Bewandtniß mit der ersten Ruthe gehabt und wer sie zuerst an den Weihnachtsbaum gebunden.

So ging ich dann, und dem Geräusche des blendenden Saales und dem fröhlichen Muthwillen der glücklichen Kinder, folgte die feierliche heilige Stille der Kirche.

Das Lied von der gnadenreichen Geburt des göttlichen Kindes, das so viele Jahrhunderte hindurch tausende und tausende andächtiger Herzen mit feierlicher Freude erfüllt, und sie im Vorgefühle künftiger Seligkeit himmelan gehoben, erklang wieder in den gottgeweihten Hallen; die Gemeinde lag betend in dem Staube, den der Himmel mit dem Thaue seines Segens getränkt und verklärt hatte, und ich flehte: Bescheere uns ein reines, fröhliches, kindliches Herz.

Der Gottesdienst war geendet, die Lichter wurden ausgelöscht, die Kirche leer, der Küster mahnte mit den klirrenden Schlüsseln; auch ich ging nach Hause. Allein auf dem Heimwege fiel mir die Weihnachtsruthe wieder ein und das Versprechen, das ich den Kindern gegeben.

Ich hatte aber mehr versprochen, als ich halten konnte, das fiel mir jetzt heiß auf die Seele. Wie hieß der Hartherzige, dachte ich, der dieß traurige Zeichen der Strafe zuerst an den festlichen Baum himmlischer Freude, an das Vorbild der gnadenreichen Güte und Liebe Gottes, angebunden? Vergebens forschte ich im Meere meiner Erinnerungen bis auf den tiefsten Grund nach, allein es wollte mir nicht einfallen, daß ich jemals irgend etwas von diesem Ruthenbinder gelesen oder gehört hätte.

So im Nachdenken verloren, führte mich mein Weg an einem alten Heiligenhäuslein vorüber. Von ferne hatte ich schon ein ungewöhnliches Licht und eine Gestalt wahrgenommen; ich wunderte mich, wer noch in so später Stunde hier beten möchte; ich fuhr aber einen Schritt zurück, als mir beim Vorübereilen die hohe Gestalt einer leuchtenden Jungfrau entgegentrat.

Mein Schrecken aber wich sogleich, als ich ihr in die Augen sah; ihre Blicke waren ernst und ruhig und kühn, wie die einer Heldin, allein sie bargen eine unaussprechliche Milde, eine sanfte, heitere Klarheit, die mein ganzes Herz gewann, und es schien mir, als hätte ich sie schon vielmal gesehen. Ich konnte aber vor Erstaunen nicht Worte finden und stand stumm da in Betrachtung verloren.

Sie trat mir einen Schritt näher und das Auge mehr zum Himmel als nach mir gerichtet, öffnete sie den Mund, und mit einer süßen, engelreinen Stimme, wie mein Ohr sie noch nicht vernommen, nannte sie mich beim Namen und sprach: Ei, wo sind denn jetzt deine

Gedanken? Mich will fast bedünken, du kennst mich nicht, wie ich dich kenne, und doch habe ich dir gar oft schon in das Auge geblickt. Flüchtiger Geist! fuhr sie mit lächelnder Miene, im Tone sanften Vorwurfes fort, unruhiger Wanderer mit der redseligen Zunge, zerstreuungssüchtiger, schaulustiger, fahrender Schüler! der du die Todten selbst nicht ruhig schlafen läßt, der du in alle Fenster hineinblickst, der du dich durch jedes Gewühl hindurchdrängst, und bei jedem Spiele zugegen seyn willst: o ich kenne dich wohl; gewiß warst du in deinen tausend Gedanken jetzt an mir vorbeigeeilt, leichter Geist! hätte ich dich nicht angerufen: so wisse denn, ich bin dieselbe, die einst einen Würdigeren, als dich zu jenen lichten himmlischen Räumen hinan geleitete, die dein zagender Fuß nicht zu betreten wagt. Unter meinem Schirme durchwanderte der große Meister göttlichen Gesanges, dessen Wiege an den blühenden Ufern des Arno's stand, die Schreckensthale des finsteren Abgrundes; an meiner Hand durchschritt er die Regionen läuternder Buße und sehnsüchtiger Liebe; und ich schwebte ihm voran, als er sich aufschwang zu jenen Frühlingsauen des Lichtes, wo die Heiligen und Seligen in den Strahlen der Geistersonne wandeln. Mir ist auch gar wohl bekannt, daß du jetzt so in Gedanken gehst, weil du wieder ein Versprechen gegeben, das du nicht halten kannst. Wer die erste Weihnachtsruthe gebunden, darüber sinnt dein Fürwitz nach und das kurzsichtige Auge deiner Weisheit sieht nur Nebel des Zweifels dich rings umhüllen. Nicht wahr? — — Doch weil du ohne Arg bist und das Christfest eben begonnen hat, wo Alles sich freut und jubelt und singt, so will ich aus Mitleid dir auch ein Christkindlein bescheeren und dir aus deiner Noth helfen. Nimm diese Rolle und lies sie mit Aufmerksamkeit; Alles, was du zu wissen begehrst, enthält sie.

Damit reichte sie mir eine Rolle dar; sie war auf schneeweißem Pergament mit goldener Sternenschrift geschrieben, die trotz der Nacht mir hell entgegenleuchtete. Ich nahm die Rolle und las als Auf

schrift darauf: Geschichte des Prinzen Schreimund und der Prinzessin Schweigstilla, und als ich sie aufrollte, las ich weiter: Erstes Kapitel. Von einem lustigen Garten und einem traurigen König. Jetzt wollte ich mich bei der Geberin bedanken, als ich je doch wieder auffah, stand ich im Dunkeln da, allein und verlassen, die weiße Rolle in der Hand.

Zornig steckte ich die Rolle ein, die mich um den Anblick der himmlischen Erscheinung gebracht; ich sah mich nach allen Seiten um, allein vergeblich; Alles war still und dunkel; ich wartete lange, allein kein Licht wollte sich zeigen und als die Uhr eine Stunde nach Mitternacht schlug, ging ich, meine voreilige Neugierde verwünschend, traurig nach Hause, in meinen Gedanken nur mit jenem wunderbaren Bilde beschäftigt, ohne an die Rolle, die Gabe ihrer Gnade, zu denken.

So legte ich mich zur Ruhe und schlief ein; da erst besann ich mich wieder auf ihre goldgeschriebene Schrift; ich sprang sogleich auf, nahm sie und las und las ohne abzusetzen und je mehr ich las, um so mehr ward ich von dem Gelesenen entzückt und mit wahrem Schmerz sah ich, wie der Blätter immer weniger wurden; eben hatte ich das letzte Verslein der Schrift:

Jesuskindlein präge mild
Uns ins Herz dein heilig Bild,
Ist es deinem Herzen gleich,
Nimms zu dir ins Himmelreich.

gelesen, als mich ein lautes Geräusch aus dem Schlafe aufweckte; ich fuhr auf und horchte: es waren die Glocken, die im festlichen Jubel hellen Klanges den Christtag begrüßten. Ich sah mich alsbald nach meiner Rolle um, allein zu meinem großen Herzeleid war auch sie, wie ihre Geberin, verschwunden und hatte mir nur die Sehnsucht zurückgelassen.

So wußte ich denn am Abend den Kindern nichts zu erzählen, als die bleiche Erinnerung dessen, was ich in der Rolle mit goldener Sternenschrift in meinem Traume gelesen, und wie ich es damals erzählt, so folgt es hier. Wer die Geschichte aber unendlich schöner und viel genauer hören will, der suche die auf, der ich sie selbst verdanke; in dem alten Kirchlein der Muttergottes vom guten Rathe wird er sie vielleicht finden.

München im November 1842.

Geschichte

des

Prinzen Schreimund und der Prinzessin Schweigstilla.

Erstes Kapitel.

Von einem lustigen Garten und einem traurigen König.

Es ging einmal ein König frühmorgens in seinem Lustgarten spazieren; der Lustgarten war sehr schön, der König aber hatte eine gar böse Krankheit, die Langeweile, und wußte nicht, was er anfangen sollte.

Der Garten stand in voller Blüthe wie eine Braut; die Blumen dufteten so süß und die Morgensonne glänzte so hell in den Thautropfen, und jeder Baum strahlte wie ein Christbaum; dem König aber that das Herz weh, und er ging traurig in seinem Lustgarten auf und nieder.

Wohl lachten ihm von den Bäumen golden und purpurfarben die seltensten Früchte entgegen; die Wasser in den Marmorbecken sprangen so klar; die Fische schwammen darin

so lustig und die Schwäne glitten so still und so ruhig darüber hin: allein der Duft der Blumen war dem kranken König zuwider wie böser Gifthauch; er fühlte kein Verlangen nach den edlen Früchten, und wenn er sein Bild in dem Wasser erblickte, dann fuhr er erschrocken zurück, als habe er seinen Todfeind gesehen.

So rannte er durch den Garten bis zu dem Rosenhaag, der ihn einzäunte. Er blickte über den blühenden Haag hinüber und hinaus in den rauschenden Wald; dort sah er unter dem Schatten der alten Bäume weiße Lämmer grasen, unter den Wurzeln spielten Kaninchen, und von ferne, aus der Tiefe des Waldes, kamen Hirsche und Rehe mit silbernen Glocken helltönend herbeigesprungen und streckten die Köpfe durch den Rosenhaag neugierig und zutraulich dem König entgegen, hoch oben aber in den Kronen der Waldbäume wiegten sich die Vögel und begrüßten ihn tausendstimmig mit ihren Morgenliedern.

Doch der König schlug den Thieren mißmuthig auf die schnuppernden Nasen, und hieß die Vögel mit ärgerlicher Stimme schweigen. Die Vögel hörten aber nicht auf sein Gebot und jubilirten fort; darüber gerieth er in so zornigen Eifer, daß er anhub mit Steinen nach ihnen zu werfen, um sie aus dem Garten zu jagen. Aber das machte sie nur noch eifriger, und je zorniger er nach ihnen warf, um so

lauter und lustiger pfiffen sie ihm in die Ohren. Da lief er schreiend und Steine werfend hinter ihnen her; doch was half es? je mehr er sie jagte, je mehrere wurden ihrer immer; denn sie kamen von allen Seiten aus dem Walde zu Tausenden herbeigeflogen, und pfiffen und krähten, was sie nur immer konnten.

So trieb er sie oder vielmehr sie trieben ihn, durch die Büsche und über die Blumenbeete, den Garten auf und ab, und kreuz und quer, bis sie sich zuletzt alle auf eine hohe, uralte Birke setzten, die mitten in dem Garten stand.

Als der König die Vögel alle auf dem Baume beisammen sah, da sprach er: Gottlob! nun will ich bald mit euch fertig werden! Er legte Krone und Scepter nieder, damit er um so leichter werfen könnte, und warf und warf. Allein die Vögel blieben ruhig sitzen auf dem hohen Baume und musicirten und jubilirten fort, als thäten sie es ihm zum Spott und Verdruß. Bald fand er keine Steine mehr, und da nahm er in der Blindheit seines Zornes Scepter und Krone, und warf damit so lange nach den Vögeln, bis die Zeichen seiner königlichen Würde oben in den Aesten der Birke hängen blieben.

Da hätte man sehen sollen, wie sich die Vögel darauf setzten und ihm ihr Siegeslied herunterpfiffen, und wie er so ärgerlich und grimmig hinaufschaute. Was wollte er aber

machen? Er zog seinen Königsmantel aus und legte ihn ins Gras, und versuchte es, auf den Baum zu steigen, um die königlichen Kleinodien aus der Gewalt seiner unscheinbaren Feinde zu befreien; allein der Stamm der alten Birke war zu dick, und der König, des Baumsteigens ungewohnt, war von dem Rennen und Schreien und Werfen gar zu müde: da fiel er von dem Baume hinab ins Moos; und wie er hineingefallen, so blieb er liegen, ohne sich zu regen oder zu wegen. Ja er drückte noch obendrein die Augen fest zu und hielt sich beide Hände vor die Ohren, um nur nichts von der Pracht seines Gartens zu sehen und nichts von dem Gesange der Vögel zu hören.

So lag er eine gute Weile, und die Morgensonne erhellte die finsteren Falten seines bleichen Gesichtes, ohne sein Herz aufzuheitern.

Unruhe und Wehmuth, sprach er zu sich selber, haben mich Armen so frühe hinaus in den Garten aus meinem Schlafgemache getrieben; hier in dem Morgenthaue, hier in der Morgenluft suchte ich Kühlung für meine heiße Stirne, und in diesem blühenden Garten suchte ich eine Ruhestätte für mein armes, müdes Herz. Aber die Langweile, ach die Langweile, meine böse Feindin, sie hat sich vor mir aufgemacht, und kaum war ich ihr im Schlosse entflohen, ach! da hab' ich sie hier im Garten wieder gefunden. Es ist wahr,

ich habe Herz was begehrst du im Ueberflusse; allein der Ueberfluß ist mir zum Ueberdruß; Ruhe fehlt meinem ruhelosen Herzen, Ruhe kann ich nirgends finden, und doch bin ich so müd, so todmüd, und die Sonne ist kaum aufgegangen, und der ärmste Bettler meines Reiches ruht noch in stillem Schlaf, und ich muß hier seufzen!

So sprach der König, und ihm war zu Muthe, wie einem kranken Menschen, der an einer reichen, goldnen Tafel sitzt, vor Hunger und Gier aber nicht essen kann; da sitzt er ächzend und seufzend, und nimmt den vollen Becher von dem Munde, und stellt ihn nieder und spricht: Ach Gott! ach Gott! könnte ich doch nur trinken, ich sterbe ja vor heißem Durste!

Zweites Kapitel.

Von einem eisgrauen Männlein und seinem seltsamen Traume.

Wer weiß, wie lange der arme König unter der alten Birke liegen geblieben wäre; ja Niemand dürfte sich darüber verwundern, wäre er vor Langeweile gar nimmer aufgestanden; Scepter und Krone beschwerten ihn ja nicht mehr, denn sie hingen ihm gut auf dem alten Baume.

Allein nachdem er eine Weile geklagt hatte, und dann stille wurde vor Müdigkeit: da war ihm einmal um das anderemal, als höre er dicht neben sich husten, und als stoße ihn Jemand an den Fuß. Sogleich verwandelte sich sein Mißmuth in Zorn; er fuhr auf, um zu sehen, wer ihn auch hier wieder in seinem Elende störe. Als er die Augen aufschlug, war er nicht wenig verwundert, ein uraltes, eisgraues Männlein neben sich zu sehen.

Das alte Männlein saß auf einem bemoosten Steine und schien sehr tief zu schlafen. Es hatte einen grauen Mantel an; seine Haare waren so weiß, so weiß, wie frisch gefallener Schnee; mit den beiden Händen lehnte es sich auf einen Stab, und sein müder, alter, schwacher Kopf ruhte so tief zwischen den beiden Armen, daß es mit dem langen weißen Barte gerade die Erde berührte, der König aber von seinem Angesichte nichts sehen konnte. Der Alte regte und wegte sich nicht, und man hätte ihn wohl für ein Steinbild oder eine Leiche halten können, hätte er nicht von Zeit zu Zeit mit klangloser Stimme gehustet, und ein wenig mit dem Kopfe genickt, wie es alte Leute zu thun pflegen.

Der König wußte nicht, ob er in seinem Aerger über die Vögel zuerst den Schlafenden nicht wahrgenommen, oder ob dieser später hieher gekommen; allein je länger er den alten Mann anblickte, um so zorniger wurde er in seinem

Gemüthe, da er den Eintritt in seinen Lustgarten bei Lebensstrafe verboten hatte.

Anfänglich glaubte der König, er könne mit einem zornigen Blick den Alten aufschrecken; der aber schlief ruhig fort; also hieß er ihn mit zorniger Stimme aufstehen. War aber der Alte taub, oder schlief er so fest, er regte und wegte sich immer nicht, und ließ den König rufen. Der König stampfte nun zornig mit den Füßen; der Alte aber hustete und nickte mit dem Kopfe, und schlief fort, ohne aufzusehen. Endlich faßte der König ihn bei seinem schneeweißen Barte, und schüttelte ihn dreimal recht ärgerlich und rief: „Wart Alter, ich will dich wecken."

Jetzt fuhr der Alte mit einem tiefen Seufzer aus dem Schlaf empor; er richtete das Haupt auf, blickte mit traurigem, aber festem Blicke dem König in die zornig funkelnden Augen, und sprach in klagendem Tone:

Unheil ist der Hand beschert,
Die das greise Haar nicht ehrt;
Was der Morgenthau der Blüthe,
Ist die Milde dem Gemüthe;
Wie die Blume in dem Frost verbrennt,
So ein Herz, das keine Milde kennt:
Drum, o König, hab' Erbarmen
Mit dem Alter, mit dem Armen.

„Warum hast du auch meinen Schlaf gestört,“ fuhr der Alte dann fort, „warum hast du mich an meinem Barte gerissen; warum blickst du mich so zornig an? Ich weiß gar wohl, daß du der König bist; aber wüßtest du, was mir auf diesem Steine hier in deinem Garten geträumt, du würdest mir gnädiger seyn.“

„Das wird wohl ein recht thörichter Traum gewesen seyn,“ erwiederte der König, „denn im Leben, scheint mir, hast du es wenigstens nicht gar weit gebracht; dein Mantel hat die Sonne schon so oft auf und untergehen sehen, daß er davon ganz durchsichtig geworden ist. Doch fange nur deine Geschichte an; denn die Zeit wird mir hier im Schlosse und in diesem Garten so lang, so schrecklich lang, daß ich ohnehin nicht weiß, wie ich heute mit dem lieben, langen Tage fertig werden soll. Die Lieder, die die Vögel da oben singen, langweilen mich, weil ich sie schon längst auswendig weiß; die Blumen, die hier blühen, sind auch immer und immer dieselben, und die Hirsche und Rehe machen dieselben langweiligen Sprünge, und haben immer dasselbe Kleid an, wie die Bäume dasselbe Laub und die Sonne dieselbe Gestalt; und das Alles langweilt mich so sehr, und macht mich so müde und so verdrießlich, daß ich vor lauter Gähnen nicht essen und trinken und vor Müdigkeit nicht schlafen kann, und fürchte vor Langweile am Ende zu sterben. Erzähle mir

darum, und ist dein Traum kurzweiliger, so will ich dir verzeihen und dich noch ebenein königlich belohnen."

Während der König dieß sprach, gähnte er so sehr und machte ein so verdrießliches Gesicht, daß der Alte fast Mitleid mit ihm gehabt hätte, wäre der arme König in seinem Elende nicht so stolz gewesen, daß sich Niemand erkühnen durfte, mit ihm Mitleid zu haben. Also begann der Alte ohne Weiteres:

Gestern Abend irrte ich müde und hungrig hier draußen in dem weiten Walde. Da fand ich zum Glück deinen Lustgarten und trat hinein, um meinen Hunger mit seinen abgefallenen Früchten zu stillen, und hier auf dem bemoosten Steine auszuruhen oder zu sterben, so müde war ich. Als sich nun allgemach das nächtliche Dunkel verbreitete und es stiller in den Bäumen wurde, und ich das Sprudeln des dahinrinnenden Wassers deutlicher hörte: da dachte auch ich an den Abend meines Lebens und an mein Grab, und ich warf einen Blick zurück zur Wiege meiner Kindheit, und die Jugenderinnerungen wachten in meinem Geiste, wie die Sterne des Abendhimmels, auf. Da war mir, als sey ich wieder jung und blühend, und rings umgab mich ein lachender Frühlingsmorgen.

Ich stand mit den Gespielen meiner Jugend auf einem herrlich geschmückten Schiff; es wurde von schimmernden Schwänen gezogen; ein frischer Morgenwind schwellte die

bunten Wimpel und lustig flatterten die Fahnen mit ihren Bildern und Sprüchen. Wir standen unter einer Rebenlaube, die blumendurchschlungen sich über das Schiff wölbte, und rings im Kreise saßen Sänger und Sängerinnen mit duftenden Kränzen und heller klangen die goldenen Becher zum Saitenspiele, und singend und lachend und jubelnd glitten wir den Fluß hinunter.

Das Schiff flog so eilig; wir waren so fröhlich; rings um uns blühten die Ufer des Flusses so lieblich, daß uns die Stunden flüchtig dahinschwanden, wie die Bilder an den Ufern des Stromes.

Wir sahen zur Rechten und Linken fleißige Menschen im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten; Hirten hüteten ihre Heerden; Fischer warfen ihre Netze aus; Schnitter und Winzer brachten den Segen der Erndte ein; neuen Saamen streute der Landmann aus; der Jäger folgte der Spur des Wildes; die Kinder liefen zur Schule, und der müde Pilger eilte singend und betend dem fernen Gnadenkirchlein, auf der Höhe des Berges, zu. Wir aber dachten nicht an Arbeit und Fleiß, an Säen und Beten; die Lust trieb uns weiter, scherzend den Strom hinab.

Es ward Mittag, die Sonne schoß glühende Pfeile auf uns hernieder, wir hielten Mahl im Schatten der Rebenlaube; der Abend nahte, die Sonne senkte sich, die Schatten

wurden länger, der Fischer trocknete sein Netz, der Schnitter kehrte heim, die Glocken und Glöckchen das Ufer entlang mahnten zum Abendgebet: allein unsere Becher klangen heller, und lauter ertönte Spiel und Gesang.

Es wurde Nacht, ein Wetter zog fern herauf, dumpf wie eine drohende Stimme der Zukunft rollte der Donner, der Himmel ward immer finsterer: aber hell brannten die tausend Fackeln unseres Schiffes, und den Donner übertönte der Freudengesang.

Der Sturm wurde wilder, noch wilder unsre Lust: Blitze durchzuckten die finstre Wetternacht, die Erde bebte unter den Donnerschlägen, die Wellen schäumten hoch auf, das Schiff schwankte: wir aber merkten es nicht, im Taumel des Weines und im Rausche der Lust.

Da breitete sich vor uns das weite, unendliche Meer aus; lachende Bilder winkten uns Trunkenen von dort herüber; ihnen steuerten wir zu, nach dem hohen Felsensturze, über den der Strom sich hinab in die See stürzt.

Jetzt streifte der Sturmwind die bunten Fahnen und Segel und die duftenden Blumengewinde von unserem Schiffe, und eilte mit unseren Kränzen uns voraus dem Abgrunde zu: trinkend und singend und jubelnd und jauchzend eilten wir ihm nach.

Da begannen dicht vor dem Abgrunde die Schwäne

klagend ihren Sterbgesang: wir aber lachten darüber, denn uns bedünkte, sie wollten unserer Liederlust sich beigesellen. Ich stand auf der Spitze des Schiffes, und breitete meine Arme dem Meere und seinen lockenden Truggestalten entgegen; sie winkten, da konnte ich mich nicht länger halten, und sprang hinab in die unergründliche See. Im Sprunge sah ich, wie das Schiff von einem Blitz getroffen an dem Felsenhange zerschellte; ich wollte eben in dem Meere meiner erträumten Lust untertauchen: da faßte mich aber eine starke Hand am Barte und schleuderte mich gegen die Felsen. Ich seufzte und erwachte aus meinem Traume, und du, o König, standest vor mir, dem lebensmüden, hinfälligen Greise, um mich mit zorniger Stimme aus deinem Lustgarten zu weisen.

Drum, o König, habe Acht:
Denn es naht auch dir die Nacht,
Die verdunkelt deine Pracht,
Da sich endet deine Macht,
Da in nichts zerrinnt der Schaum,
Da verfliegt der eitle Traum,
Und die Wange dir erblaßt,
Und der kalte Tod dich faßt.
Nutze drum die kurze Zeit
Für die lange Ewigkeit;
Gute Saaten säe fein,
Gute Thaten sammle ein.

Sey barmherzig mit dem Armen,
Daß auch Gnade und Erbarmen
Einstens werde dir zum Lohn,
Und der Herr dich willkomm heiße,
Seines Gartens nicht verweise.

Der Alte hatte kaum seinen Spruch geendet, als der König wieder einmal recht zu gähnen anfing und sprach: Gehe mir aus den Augen mit deinen Träumen und lüge sie einem andern vor; denn du siehst mir nicht aus, als ob du je ein ander Lied, als das der ewigen Trübsal gesungen hättest. Ich glaube, du hast dir diesen trübseligen Traum eigens hier in meinen Garten bestellt, um mir gute Lehren zu geben, die ich nun ein für allemal nicht hören will. Alles, was du mir da vorgejammert: von Jugend und Morgen, Zeit und Strom, Scherz und Gesang, Rausch und Becherklang, Traum und Schaum, Meer und Tod und Ewigkeit, das ist ja immer das alte, verdrießliche Lied, das mir meine Amme schon tausendmal vorgesungen, ehe ich noch den Mund auftun konnte, um es ihr nachzusingen.

Nimm dich Alter! denn in Acht,
Weil du übel dich bedacht,
Der du gähnen mich gemacht:
Deine Rede dünkt mich Schaum,
Aberwitzig ist dein Traum:

Wisse, daß mein Herz dich haßt;
Fürchte, daß mein Grimm dich faßt;
Schon zu lang wird mir die Zeit,
Schweig mir von der Ewigkeit;
Nur die Nothdurft sammelt ein,
Ich der Reiche laß es seyn;
Was bekümmern mich die Armen?
Hoff' drum auf kein Erbarmen!
Denn du bist des Todes Sohn,
Geb ich dir den rechten Lohn;
Weiche drum aus meinem Kreise,
Eh' ich dir die Pforte weise.

So sprach der König. Der Alte aber ließ sich dadurch nicht irre machen; er blieb ruhig sitzen, blickte ihn unerschrocken an und sprach: „Willst du auch auf meinen warnenden Traum nicht hören, und fühlt dein Herz auch mit meiner Armuth und meinen weißen Haaren kein Erbarmen, so erweise mir um dieser alten Birke willen Gnade."

„Es ist gut," erwiederte der König, „daß du mich an den Baum erinnerst; was ich schon lange thun wollte, das soll noch heute geschehen: die Birke soll noch vor Abend fallen; denn der alte Waldbaum gehört so wenig unter die seltenen Bäume und köstlichen Blumen, wie ein Bettler in den Lustgarten eines Königs."

„Hüte dich, o König," entgegnete der Alte ruhig, „und versündige dich nicht an dem alten Baume; du hast heute in

der Blindheit deines thörichten Zornes Krone und Scepter von dir geworfen: hüte dich, daß sie nicht ewig an dieser Birke hangen bleiben. Deine Amme, die dir so Vieles vorgesungen, hat dir gewiß auch erzählt, wie dein Geschlecht Krone und Scepter diesem Baume zu verdanken hat, den dein Urahn hier mitten in dem Lustgarten in so hohen Ehren hielt, daß er den Fluch über Jeden sprach, der sich an ihm vergreifen würde."

„Nein," sagte der König, „von diesem Ammenmährchen habe ich noch nichts gehört; es ist wahr, ich habe schon bei Vielen gefragt, welche Bewandtniß es mit diesem seltsamen Baume habe, allein Niemand konnte mir darüber Auskunft geben. Du aber bist, wie mir scheint, nicht jünger als der Baum; denn dein Bart ist weiß, wie seine Rinde; weißt du darum mehr, so erzähle mir; doch hüte dich, Alter, daß deine Geschichten nicht so trübselig sind, wie deine Träume: sonst will ich dir ein Schlaflied singen, vor dem du nimmer erwachen sollst."

Drittes Kapitel.

Hier erzählt das eisgraue Männlein die Geschichte von der alten Birke in des Königs Lustgarten.

„Du weißt also nicht," begann der Alte seufzend seine Geschichte, „o König, wie der arme Baum hier in diesen reichen Garten gekommen ist, und warum das Glück deines Hauses an ihn geknüpft ist? Armer König! armer König! hätte dich deine Mutter alle Morgen zu diesem Baume geführt, und dich mit seinen Ruthen berührt, und dir mit seiner Geschichte dein Herz gerührt: das Leben würde dir nicht so lang werden, deine Krone hinge jetzt gewiß nicht auf dem Baume, und du würdest dich deines Gartens mehr freuen. Aber die Wahrheit schmeckt bitter, wie die Blätter der Birke, und wer an süße Schmeicheleien gewöhnt ist, der mag sie nicht hören, bis er sie fühlt. So laß dich denn belehren, während es noch Zeit ist, und setze dich zu mir nieder, dann selbst du Alles erfahren."

Der König hatte mißmuthig zugehört; da er aber doch neugierig war, welche Bewandniß es denn mit dem seltsamen Baume haben möchte, so setzte er sich zu dem Alten nieder, und dieser fuhr also fort:

„So wisse denn, an dieser Stelle, wo nun dein Schloß und dein Lustgarten mit seinen Blumen und seinen Spring-

brunnen prangt, dort war in meiner Jugend eine kühle, stille, weite Haide. Hie und da stand ein Wachholdersträuchlein, und dazwischen dürres Gras und Haidekraut und Thimian. Gerade hier aber, wo wir nun sitzen, mitten auf dieser armen, traurigen Haide, stand ein kleines Birkenwäldchen und darin floß ein klares Brünnlein. In dem Wäldchen, bei dem stillen Borne, in der Einsamkeit wohnte ein armer Mann mit seinem jungen Söhnlein. Seine Hütte war aus Laub und Reisern, und weil er allein unter den Birken wohnte, so nannten ihn seine Nachbarn um die Haide her nur den Alten vom Birkenfelde. Die große Birke hier stund aber gerade vor der Thüre seiner Hütte, und oft saß der arme Mann mit seinem einzigen Kinde mutterseelenallein unter ihrem Schatten, und dachte mit bekümmertem Herzen an den folgenden Tag, der ihm nicht fröhlicher erschien, als die nackte, kalte, öde Haide; denn wenn er am Morgen hungrig aufwachte, so wußte er gar oft, daß er sich Abends noch hungriger würde niederlegen. In deiner gegenwärtigen Herrlichkeit, o König, bedünkt dich jetzt diese Birke ein gar verächtlicher und unnützer Baum, allein dem armen Mann, der hier wohnte und von dem dein stolzes Geschlecht herstammt, diente sie zu Trost und Nahrung, so daß er jeden Abend und jeden Morgen mit seinem Kinde Gott dafür dankte. Von den Reisern des Birkenwäldchens band er seine Besen,

die sein einzig Verdienst waren, und darum waren ihm aus Dankbarkeit die Bäume fast so lieb, wie sein Kind, denn sie waren sein alleiniger Schatz, den er auf Erden hatte.

Im heißen Sommer begoß er sie mit dem kühlen Wasser aus dem klaren Brünnlein, und er hätte lieber selbst Durst gelitten, als daß er es ihnen daran hätte fehlen lassen, und wenn im Winter der Sturm auch noch so kalt und schneidend über die Haide pfiff, und die Häschen sich tief in das Moos drückten, so schonte er doch seine Birken, und schleppte lieber Holz aus dem fernen Walde herbei, oder er behalf sich mit den Wurzeln der Wachholdersträuche, als daß er einen von diesen Bäumen niedergehauen hätte, so lieb und werth waren sie ihm.

Da wuchsen denn die Birken gar fröhlich auf, und breiteten ihr Gezweig weit aus, und streckten die zitternden Kronen hoch in die Lüfte, daß es eine Lust war, sie zu sehen. Und von allen Seiten kam das Waldgevögel herbeigeflogen: Birkhühner und Haselhühner und wilde Tauben und Auerhühner, und bauten ihre Nester in die grünen Kronen der friedlichen Birken. Denn alle Vögel, die sich dort niedergelassen, genossen, wie die Bäume selbst, eines heiligen Landfriedens, und nie geschah ihnen etwas zu Leide. So ward das Birkenwäldchen bald zu einem großen Vogelgarten, und die wilden Hahnen und Hennen flogen darin ein und aus.

als ob der arme Besenbinder ihr vertrauter Freund sey, und sie setzten sich auf seine armselige Hütte, und tranken aus seinem Brünnlein, und fraßen die wilden Beeren aus seinen Händen. In der Nacht aber, wenn die Füchse geschlichen kamen, dann stand er bereit, und schirmte die Vögel als ihr treuer Hüter und achtsamer Wächter. Billig theilten daher auch die Hennen für den Schutz und als Miethzins für die Wohnung mit dem armen Herrn vom Birkenfelde ihre Eier.

So lebte der arme Mann, dein Stammherr, und so wuchs das Söhnlein unter den Birkhühnern in dem Birkenwäldchen auf. Die Mutter war am Tage seiner Geburt gestorben, und nach ihrem Tode saß der Besenbinder manchen Abend hier unter dem Baume; er hing die Wiege mit dem weinenden Kindlein an dem untersten Ast der Birke fest, so daß sie frei in der Luft schwebte, und band seine Besen, und die wilden Hennen kamen herbeigeflogen, und lasen die Körner zu seinen Füßen auf, setzten sich auf die Wiege und spielten mit dem Kinde; wenn es aber müd war und nicht schlafen wollte, und zu weinen anfing, dann zog er mit dem Fuße, ohne sich in seinem Besenbinden stören zu lassen, an dem Wiegenbande, und sang dazu im Takte dem schaukelnden Kinde sein Schlaflied vor:

Schlaf, mein Lämmchen, schlaf,
Das Wölfchen sucht die Schaaf,
Die Schäfchen, die so klagen,
Die faßt es bei dem Kragen:
Drum schlaf, mein Lämmchen, schlaf.

Der Jäger paßt im Walde auf,
Das Wölfchen kömmt in vollem Lauf,
Der Jäger läßt es knallen,
Nun muß das Wölfchen fallen:
Drum schlaf, mein Lämmchen, schlaf.

Und Berg und Thal und Meer
Die schlafen um ihn her:
Und auf die alten Bäume
Da setzen sich die Träume:
Drum schlaf, mein Lämmchen, schlaf.

In ihrem Duftgewand,
Mit ihrer luft'gen Hand,
So sitzen sie und sinnen,
Und fangen an zu spinnen:
Drum schlaf, mein Lämmchen, schlaf.

Sie spinnen dir ganz leis
Ein golden Kleid mit Fleiß,
Und wenn sie dir es bringen,
Dann werden sie dir singen:
Drum schlaf, mein Lämmchen, schlaf.

Sie bringen's nur im Schlaf:
Drum schlaf, mein Lämmchen, schlaf.
Und willst du noch nicht schlafen,
So kommen sie dich strafen:
Drum schlaf, mein Lämmchen, schlaf.

Nun ist der Schlummer nah,
Die Träume sind schon da,
Sie rauschen mit den Schwingen,
Ei horche, wie sie singen:
O schlaf, mein Lämmchen, schlaf.

Das Kind wuchs allgemach heran, und blühte auf, wie das einsam duftende Kraut der stillen Haide, und es gewann die Birken und die Vögel und die Quelle so lieb, wie sein Vater. Der aber sang ihm nicht immer süße Schlummerliedchen vor; er machte sich auch eine Ruthe aus seinen Besenreisern, und wenn das Kind nicht folgte, wenn es das Wasser des Brünnleins trübte, wenn es den Vögeln die Federn ausrupfen wollte, oder die Eier aus ihrem Neste werfen, und wenn der Vater ihm winkte, und wenn er ihm zurief, und das Kind immer nicht hören wollte: dann sprach der alte Besenbinder: nun ist es Zeit, daß ich den Schulzen von Birkenfeld rufe, der soll dem Kinde die Ohren aufwecken. Hatte das Kind aber die Bitterkeit der Birkenruthe verkostet, dann mußte es sich niederknieen und sie küssen; denn der Vater sprach:

Merke dir, mein liebes Kind,
Daß die Strafen Gnaden sind,
Die dir Gott vom Himmel schickt,
Der dich in Gefahr erblickt;
Seine milde Vaterhand
War es, die die Ruthe band,
Aus dem Schlummer dich zu wecken,
Von dem Abgrund dich zu schrecken,
Dir den rechten Pfad zu weisen:
Ihn drum sollst du dankbar preisen.

Der gute Besenbinder hatte aber große Mühe, seinem Söhnlein diesen Spruch einzuprägen; denn das Kind hätte die Ruthe lieber ins Feuer geworfen, als sie geküßt. Nichts hatte jedoch der Vater seinem Kinde so strenge verboten, als das Anbohren seiner Birken im Frühling, um den süßen daraus rinnenden Saft zu trinken. Denn es schien ihm übel gethan, den Bäumen, denen er seine Nahrung verdankte, damit zu lohnen, daß er ihnen ihren Lebenssaft, seiner Süßigkeit wegen, entzog. Wenn das Kind darum Durst hatte, so zeigte er ihm den Quell und sprach:

Sieh, mein Kind, wie frisch und helle
Rinnt das Wasser aus der Quelle;
Ist das nicht der beste Wein!
Nährt er nicht der Eichen Mark,
Macht er sie nicht groß und stark,
Sage, könnt' er besser seyn!

Aus dem hohen Himmelsbronnen
Kömmt er kühl herabgeronnen,
Gott der Schenke schenkt ihn ein;
Keiner mangelt nie die Noth,
Bleiche Wangen macht er roth,
Grün das dürre Felsgestein.

Ihn trinken die Rehe, die springen,
Ihn trinken die Vögel, die singen,
Drum trinke auch du, mein Kindelein,
Am quellenden Fels den kühlen Wein.

So lebten sie arm und zufrieden, und die Jahre schwanden ihnen still dahin, der Knabe wurde größer und die Haare des Alten grauer.

Nun geschah es aber eines Frühlingsnachmittags, da die Birken gerade in ihrem vollen Safte stehen, daß der Vater in den Wald gehen mußte, um Holz für den Winter zu holen, und Beeren für den Abend zu pflücken. Ehe er ging, sprach er: Sey fleißig, mein Kind, und habe auf die Raubvögel Acht, damit sie unseren jungen Hühnchen nichts zu Leide thun;

Doch kehrt ein müder Gast
Zu unsrer Hütte ein,
Dann laß ihn dort, mein Kind,
Von Herzen willkomm seyn

Und gib dein Stücklein Brod
Dem Hungrigen zum Gruß,
Und darbe lieber selbst,
Wenn einer darben muß.

Der Vater war schon fortgegangen, als er noch einmal zurückkehrte, und sein Kind mit scharfen Worten ermahnte, um Alles in der Welt die Birken nicht anzubohren.

Der Knabe setzte sich, sobald er allein war, mit seiner Armbrust unter die Birke, er blickte fleißig nach den Raubvögeln in den Lüften um, und schnitt Kienspäne, und sang dazu ein Liedlein, das ihn der Vater nach dem Tode der Mutter gelehrt hatte, und das also lautete:

Auf der Haide bin ich geboren,
Auf der Haide wohn' ich allein,
Meine Mutter hab' ich verloren,
Auf der Haide ruht ihr Gebein,
Dort bet' ich am Abend und Morgen
O Haide, o Haide,
Du hältst meine Liebe geborgen.

Wilde Hennen und Turteltauben
Fliegen bei uns ein und aus,
Reisig und Beeren gehen wir klauben
Fern in die grünen Wälder hinaus.

Und lodern dann Abends am Heerde die Flammen,
O Haide, o Haide,
Dann freuen wir dein uns zusammen.

Wo die säuselnden Birken sich wiegen,
Wo das klare Brünnlein fließt,
Wo die Adler, die stolzen, fliegen,
Und einsam der duftende Thimian sprießt,
Dort leuchten mir friedlich die Sterne:
O Haide, o Haide,
Wie hab' ich dich stille so gerne.

Als die Sonne unterging, gewahrte das Kind in der Ferne einen Reiter, der in der Abenddämmerung über die Haide geritten kam; als er näher kam, da sah der Knabe wohl, daß es ein Fremder sey, den er noch nie gesehen. Der Reiter war in einen großen Mantel gehüllt, und darunter trug er ein grünes Jägerkleid, und in der Hand führte er einen goldnen Speer. Seine Gestalt und seine Haltung war hoch und stolz und königlich, und er blickte um sich, als sey er gewohnt, daß man ihm überall gehorche. So kam er auf die Hütte zu geritten.

Hier vor der Birke hielt er still und sprach: Ich habe mich auf der Jagd verirrt, und nun fängt es an dunkel zu werden; drum will ich die Nacht hier in der Hütte deines Vaters bleiben. Er stieg von seinem Rosse, band es an

einen Baum, und setzte sich zu dem Knaben, um auszuruhen. Nach einer Weile sprach er: Mich dürstet, reiche mir einen Trunk, mein Kind. Der Knabe stand auf, und ging zu dem Brünnlein, und füllte den Becher von Birkenholz, und reichte ihn dem fremden Jäger dar. Der aber betrachtete verächtlich den Becher, und goß denselben, ohne ihn an die Lippen zu setzen, aus und sprach: Nach Wasser gelüstet mich nicht. Mein Vater, erwiederte der Knabe, sagt mir aber immer, das sey der beste Wein, und immer spricht er zu mir:

Ihn trinken die Rehe, die springen,
Ihn trinken die Vögel, die singen,
Drum trinke auch du, mein Kindelein,
Am quellenden Fels den kühlen Wein.

Wenn du aber das Wasser nicht trinken willst, so wirst du wohl dürsten müssen, denn einen andern Trunk gibt es bei uns nicht. Der Fremde blickte nach den Birken hin und sprach: Ei so bohre mir hier die Birke an, damit ich mich an ihrem süßen Safte erlabe, und sogleich reichte er dem Knaben einen goldenen Becher und ein blankes Jagdmesser dar.

Der Knabe sah das hellglänzende Gold und den scharfen Stahl, er wollte aber nichts von beiden anrühren und sprach: ehe mein Vater wegging, hat er mir dieß noch einmal hoch und theuer verboten, und kömmt er nach Hause,

und sieht er, daß ich sein Gebot übertreten, so würde es seinem Herzen wehe thun, und er mich mit der Ruthe den Ungehorsam bitter büßen lassen: darum sey so gut, und gib dich mit dem Wasser zufrieden.

Nein, sagte der Fremde, das Wasser habe ich verschworen, und mich verlanget gar sehr nach dem Birkensafte. Sieh hier den goldnen Becher, ich will dir ihn schenken, wenn du mir mit dem Messer die Birke anbohrst und einen Trunk reichst.

Der Fremde hielt dem Kinde bei diesen Worten den Becher dicht vor die Augen, der Knabe blickte hinein und das Gold funkelte ihm lockend entgegen; gern hätte er die Hand darnach ausgestreckt: allein in dem Grunde des Bechers sah er im Spiegelbilde die alte Birke, er sah wie ihre Aeste und alle ihre Blätter leise zitterten, und es war ihm, als ob sie trauernd das Haupt schüttle und spräche: Erinnere dich an das Verbot deines Vaters. Da wurde sein Herz bewegt, und er stieß den Becher hinweg und sprach: Behalte dein Gold, denn was du mir befiehlst, das darf ich nicht thun.

Der Fremde schien über diese Antwort sehr erzürnt; er faßte den Knaben bei den Haaren, nahm ihn zwischen seine beiden Kniee, hielt das Messer gegen seine Brust gezückt und sprach: Nun will ich entweder von dem Birkensafte, oder ich

will von deinem Blute; denn was ich befehle, das muß geschehen. Der Knabe sah die drohende Spitze des Messers, da sank ihm sein Muth; er schlug die Augen nieder und sprach zitternd: Schenk mir mein Leben, und ich will deinen Willen erfüllen.

Da gab der fremde Jäger ihm den goldenen Becher und das Messer, und der Knabe ging zitternd zu der Birke hin, und hob die Hand auf, um das Messer hinein zu stoßen; aber die Blätter der Birke zitterten noch heftiger, als das erstemal, und oben in der Krone des Baumes hörte er ein kleines Vögelchen, ein Rothkehlchen, das hüpfte gar ängstlich von Zweig zu Zweig, und flatterte mit den Flügeln, und wehklagte und rief um Hilfe, als wolle eben ein Raubvogel auf sein Nest herabstoßen. Da dachte der Knabe wieder an das Verbot seines Vaters, und es war ihm, als rufe das Vögelchen: Stoße nicht, um Gottes willen stoße nicht, denn du stößt in das Herz deines Vaters.

Der Knabe erschrack, er ließ weinend die Hand sinken, er kniete mit dem goldnen Becher und dem Messer vor dem Fremden nieder, und sprach flehend: Habe Barmherzigkeit mit mir, denn ich kann nicht thun, was du mir befiehlst; soll ein Herz bluten, so soll es das meinige seyn. Der Jäger blickte den Knaben an; er verzog aber keine Miene, ob ihm die Rede gut oder schlecht gefiel, sondern nahm ihm schwei-

gend den Becher und das Messer aus der Hand. Dann stieß er den Stahl mit ganzer Kraft bis an das Heft in die Birke, schnitt ein Herz in die Rinde, und trank den herausquellenden Saft.

Hier hielt der Alte in seiner Erzählung ein, er stand auf, zeigte mit seinem Stabe gegen die Birke und sprach: Du wolltest meinem Traume, o König, keinen Glauben schenken; zum Beweise aber, daß ich diese Geschichte von dem Besenbinder vom Birkenfelde, deinem Stammvater, nicht ersonnen oder geträumt habe, so magst du hier in der Birke noch das Herz sehen, das der Fremde hineingeschnitten. Der König erhob sich, und wie der Alte gesprochen, so war es auch; er konnte noch deutlich die Narbe eines Herzens erkennen, das vor vielen Jahren in den Baum geschnitten und nun schon wieder halb zugewachsen war. Der König wurde über das Herz nachdenklich; er gähnte dießmal nicht, er sprach aber auch kein Wort, sondern schüttelte blos, wie einer, der etwas sieht, was er nicht glauben mag, den Kopf, setzte sich wieder nieder, und sah horchend nach dem Alten hin, der in seiner Erzählung also fortfuhr:

Es war schon spät Abends, als der alte Besenbinder mit einem Bündel Reisig in seine Hütte heimkehrte. Er hieß den Gast willkommen, und theilte seine Beeren mit ihm. Als er aber von ohngefähr an die Thüre trat und beim

Scheine der lodernden Flamme die frische Wunde in der Rinde seiner Birke sah: da rief er außer sich vor Zorn den Knaben zu sich, und hieß ihn niederknieen. Der Knabe blickte nach dem Fremden hin; allein dieser verzog wieder keine Miene, als ob es ihn nichts anginge. Der Vater nahm die Ruthe; der Knabe wollte sprechen, allein er dachte an den Zorn seines Vaters und an das scharfe Messer des Fremden, und ihm fiel ein, wie der Vater ihn so oft ermahnt, fremde Gäste heilig zu halten; er gedachte seines Spruches:

Und gib dein Stücklein Brod
Dem Hungrigen zum Gruß,
Und darbe lieber selbst,
Wenn einer darben muß.

Da dachte er: Ich will lieber leiden, und hielt geduldig die Hand hin; der Vater aber gab ihm darauf drei scharfe Streiche, sprechend: Den ersten nimm hin, weil du gegen mein Gebot ungehorsam gewesen; den zweiten, weil du deiner Begierlichkeit gefolgt bist, und den dritten, daß du es nicht wieder thust.

Die hellen Thränen flossen dabei aus den Augen des Kindes, und von den drei Streichen rannen drei Blutstropfen hernieder, und die Thränen und die Blutstropfen tranken die Wurzeln der alten Birke, oben in ihrem Wipfel

aber saß das Rothkehlchen, und die Aeste des Baumes und alle seine Blätter begannen zu säuseln und zu zittern; allein es war ein Zittern der Freude, und das Vögelchen von dem höchsten Zweige der Birke sang in leisem bewegten Tone:

Wie leuchten die Thränen so helle,
Die still die Unschuld weint,
Viel heller denn die Sonne,
Wenn sie am hellsten scheint;
Wie duftet das Blut zum Himmel,
Das schweigend der Unschuld entfließt,
Viel süßer denn jede Blume,
Die duftend dem Frühling entsprießt.

Seiner Gewohnheit gemäß reichte hierauf der Alte dem Knaben die Ruthe dar, um sie zu küssen; er that es und wollte eben aufstehen, da trat aber der Fremde vor ihn hin, und ließ seinen Mantel fallen, und sprach zu dem Alten: Sieh, ich bin der König dieses Landes; ich bin ausgezogen, um mir einen zu suchen, der würdig sey, nach mir meine Krone zu tragen. Weite Wege bin ich geritten, durch Wälder und Felder, durch die Ebene und über die Hügel, an jeder Thüre habe ich angeklopft, und jedes Herz habe ich geprüft; keines hat meine Proben bestanden, hier aber auf der Haide, in der Waldhütte, habe ich gefunden, was ich

suchte: ein königliches Herz, das der Krone werth ist. Dein Kind wußte zu gehorchen, drum soll es einst herrschen; nicht durch Geld ließ es sich zum Unrecht verlocken, nicht durch den Stahl zur Missethat schrecken. Dein Sohn hat es erfahren, wie wehe erlittenes Unrecht thut, und er hat in Demuth die züchtigende Hand geküßt, darum ist die seine würdig, den Scepter zu führen. Bei diesen Worten hob der König den Knaben auf, und nahm ihn in seine Arme und küßte ihn. Am andern Morgen aber mußte er mit ihm nach seinem Schlosse reiten.

Der alte Vater drückte sein Kind ans Herz und weinte vor Freude; doch wollte er seine Hütte in dem Birkenwäldchen nicht verlassen, und beim Scheiden sprach er: Gesegnet sey die Birke, an der die Ruthe gewachsen ist, die sich in ein königliches Scepter verwandelt hat; gesegnet soll ihr Andenken immerdar in meinem Geschlechte seyn, denn sie trug eine Königskrone als Frucht. So sprach der Alte. Sein Sohn aber wurde in dem Schlosse königlich auferzogen, und als der alte König zum Sterben kam, empfing er die Hand seiner Tochter und die Krone seines Reiches. Er wurde auf den Thron gesetzt und die Hochzeit mit großen Freuden begangen; auch der alte Besenbinder wohnte ihr bei, dann kehrte er aber wieder heim in die Waldhütte; denn er sprach: Als ein Besenbinder bin ich geboren, und als ein Besenbinder will ich

sterben, und auf der Haide, in dem Birkenwäldchen, unter meinen Vögeln will ich meine letzten Tage verleben, und wann ich gestorben bin, dann sollst du mich unter dem Kreuze, neben deiner Mutter, begraben und Haideblumen über meinem Grabe pflanzen.

Der Alte kehrte auch wirklich heim, und lebte noch manches Jahr in seiner stillen Einsamkeit; als er aber das Zeitliche gesegnet, da begrub ihn sein Sohn, wie er es gewünscht, bei der Birke, unter das Kreuz, neben seiner Mutter, und pflanzte Haideblumen über sein Grab, und streute Morgens und Abends den Birkhühnern Futter darauf.

Die Haide selbst aber wandelte er um in eine reiche Flur, und rings um das Birkenwäldchen und die Waldhütte pflanzte er diesen herrlichen Lustgarten. Stets war er jedoch der Armuth seines Vaters, und der Birke und der Ruhe, und wie er die Krone gewonnen, eingedenk, und ein milder und gerechter Fürst, und sein Land und sein Volk blühten wie dieser Lustgarten.

Als aber auch er den Tod herannahen fühlte: da ließ er seine Söhne zu seinem Lager kommen und sprach: Ihr wißt, meine lieben Söhne, daß ich all meine Macht und all meine Herrlichkeit meinem Gehorsam zu verdanken habe und der alten Birke vor der Hütte meines armen Vaters, des Besenbinders vom Birkenfelde; denn von ihr ward die

Ruhe genommen, die mich den Gehorsam gelehrt hat. So seyd denn auch ihr gehorsam, und vernehmet meinen letzten Willen. Soll mein Scepter bei euch und euren Kindern bleiben: dann haltet die Birke und diese Ruthe stets in Ehren; schonet die Hütte meines Vaters, und haltet sie heilig als ein Andenken an die Armuth und Niedrigkeit, aus der uns Gottes Gnade zu dieser Herrlichkeit erhoben hat; wie ich gethan, so thuet auch ihr, und gehet fleißig zu dem Kreuze auf dem Grabe euerer Voraltern, betet oft um Demuth, und schmücket das Kreuz mit Blumen, und streuet den Birkhühnern Futter. Keinen größeren Schatz aber weiß ich euch zu hinterlassen, als diese Ruthe; ihre Frucht ist die Zucht, und so lange ihr sie in Ehren haltet, wird es euch wohl ergehen und mein Segen euch begleiten. Damit ihr euch aber immer erinnert, wie die Krone uns zu Theil geworden: so soll jeder Sohn meines Hauses, ehe er den Thron besteigt und sich die Krone auf das Haupt setzt, drei Streiche mit dieser Ruthe empfangen, und die Wiege jedes neugebornen Kindes soll mit frischen Birkenreisern geschmückt werden, zum Andenken, daß ihr Ahnherr ein Besenbinder war. So sprach der König und schloß die Augen und starb.

Nun hast du die Geschichte deiner Stammältern und der Birke vernommen; willst du aber wissen, wie es ihre Söhne und Enkel mit ihrem letzten Willen gehalten, so will ich dir

auch dieß sagen. Die Ersten erfüllten Alles getreulich, die ihnen aber folgten, ließen allgemach den alten Brauch mehr und mehr außer Acht; sie gingen nicht mehr zu dem Kreuze auf dem Grabe der Stammältern; sie streuten den Hühnern kein Futter mehr, und ließen die Birken niederhauen. Das Kreuz zerfiel, der Wind zerriß die Hütte: da verlor sich das Andenken an den alten Besenbinder; sie waren Könige, von Königen entsprossen, und dachten, es sey immer so gewesen, und müsse immer so seyn; keiner aber getraute sich, sie an ihre Abstammung aus der armen Waldhütte auf der Haide zu erinnern. Nur der einzige Baum hier, die alte Birke, dieselbe, die vor der Hütte deines Stammvaters gestanden, blieb verschont; aber ihre Bedeutung habt ihr vergessen. Und hättest du, ehe du den Thron bestiegen, die drei Streiche mit der Ruthe empfangen, du würdest dich der Armuth und Niedrigkeit deiner Ahnen erinnert, und mich nicht mit so harten Worten aus deinem Lustgarten gewiesen haben. Doch, o König! ich warne dich noch einmal, habe Barmherzigkeit mit meiner Armuth und meinem Alter um dieser Birke willen, sonst möchte es um deine Krone und das Glück deines Hauses geschehen seyn, und deine Kinder könnten wieder Besenbinder werden, wie es deine Stammältern gewesen, die unter diesem Baume hier ruhen.

Hiemit endete die Erzählung des eisgrauen Männleins;

es hatte aber mehr gesagt, als der König vertragen konnte; seine Stirne war immer finsterer und finsterer geworden, und als der Alte die letzten Worte sprach, da konnte sich der König in seinem Zorne nicht länger halten, er sprang auf und schrie: Schweige, böser Unglücksprophet; ist es dir nicht genug, daß du meine Vorfahren mit deinem albernen Ammenmährchen entehrt und sie zu Besenbindern gemacht hast, möchtest du auch meine Nachkommen wieder dazu machen! aber deine Kühnheit soll dir theuer zu stehen kommen; du hast meinem Hause mit der Ruthe gedroht: so soll dir mit den Ruthen dieser Birke der Tod werden.

Der König setzte nun ein kleines silbernes Horn, das er immer bei sich führte, an den Mund, und blies dreimal hinein, da kam sogleich eine Schaar seiner Diener von dem Schlosse herbeigeeilt. „Faßt mir den Alten hier," rief er ihnen entgegen. Doch als er sich wieder nach dem Männlein umkehrte, siehe, da war es verschwunden, und als er hierauf die Birke hinan blickte, da war auch nichts mehr von seiner Krone und seinem Scepter zu sehen.

Hatte der Alte sie mitgenommen, waren die Vögel damit hinweggeflogen: er wußte es nicht, und ließ seinen ganzen Garten durchsuchen, und schickte seine Leute in den Wald hinaus, nach allen Richtungen hin: allein nirgend fanden sie eine Spur von dem Alten, nirgend konnten sie

etwas von der Krone und dem Scepter entdecken, alle mußten unverrichteter Sache heimkehren; Jeder aber, der vor den König trat, weckte dessen Zorn aufs neue auf.

Da ihm der Alte entschlüpft war, so wollte er es dem verhaßten Baume entgelten lassen. Also ließ er die alte Birke, die so viele Jahre friedlich in des Gartens Mitte gestanden und mit seinem Geschlecht aufgegrünt war, vor Sonnenuntergang, wie er am Morgen gedroht, niederhauen, und rings herum einen großen Scheiterhaufen errichten. Und als nun die Flammen hoch aufschlugen und der Baum von den Gluthen verzehrt wurde, da hob der König seine Hand empor, und that einen feierlichen Schwur: daß nie eine Ruthe sein königliches Geschlecht berühren solle, und wer von Birkenreisern und Besenbindern in seiner Gegenwart zu sprechen wage, der solle des Todes seyn.

Der König hatte kaum das letzte Wort gesprochen, siehe, da bliesen die Wächter auf dem Schloßthurme, und die Glocken begannen zu läuten, und er sah von ferne die Dienerinnen der Königin herbeigesprungen kommen. Da vergaß er einen Augenblick seinen Mißmuth, und neugierig ging er ihnen entgegen, um zu hören, was sich im Schlosse begeben.

Viertes Kapitel.

Von dem jungen Prinzen Schreimund und seiner Schwester, der Prinzessin Schweigstilla.

Freue dich, o König, riefen ihm die Dienerinnen, wie aus einem Munde entgegen; was du so lange gewünscht, ist zur Stunde doppelt in Erfüllung gegangen. Gott hat der Königin ein Knäblein und ein Mägdlein geschenkt.

Der König eilte in das Schloß, und die Königin hielt ihm die beiden Kinder, das Knäblein in der Rechten und das Mägdlein in der Linken, entgegen, und die Kinder lachten und schrieen ihn mit heller Stimme an, daß es eine Freude war. Da lachte der traurige König auch wieder einmal, und ließ in der Freude seines Herzens ein großes Fest anstellen, wozu er sein ganzes Volk einlud, um seinem kleinen Erben und Nachfolger die Hand zu küssen. Und da Alle versammelt waren, wiederholte er noch einmal seinen Schwur wegen der Ruthe und der Birke und den Besenbindern, und ließ verkünden, wer seine Gnade verdienen wolle, der müsse den Kindern allen ihren Willen thun.

Da wuchsen denn die beiden Kinder auf in Pracht und Herrlichkeit, ohne eine Ruthe zu sehen oder den Namen der Birke zu hören. Der Prinz hatte schwarze Haare und eine große gebogene Adlernase, seine Stimme war stark und voll

klingend, und seine Mutter nannte ihn Prinz Schreimund, weil er aus vollem Halse zu schreien anfing, sobald er früh-morgens die Augen aufschlug. Seine Schwester dagegen hatte lange blonde Haare und ein gerades Stumpfnäschen und ein feines durchdringendes Stimmchen, und sie wurde von ihrer Mutter, der Königin, Schweigstilla genannt. Nicht deßwegen, weil die kleine Prinzessin das Stillschweigen so sehr geliebt hätte: o nein, sondern wenn Prinz Schreimund seiner Gewohnheit nach mit lauter Stimme zu schreien anfing, dann schrie Schweigstillchen mit ihrem feinen durchdringenden Stimmchen: Schweig still, Schreimund! Schreimund, schweig still! Wollte er aber immer nicht schweigen, dann zupfte sie ihn mit der einen Hand bei seiner großen Adlernase, mit der andern hielt sie ihm den Mund zu; er aber faßte das Schwesterlein mit beiden Händen bei den langen, blonden Locken, und nun schrieen die Königskinder mit einander, ohne daß sie Jemand stören durfte. Und wenn sie sich also rißen und einander überschrieen, dann fingen alsbald alle Papageien des Königs in ihren goldenen Käfigen, was gibst du, was hast du, zu schreien an, und vor den Thüren bellten die Hunde, und auf den Dächern miauten die Katzen, und in den Schloßhöfen schüttelten die Hahnen und Pfauen ihre Flügel, und flogen auf die höchsten Thürme, und schrieen von dort so laut hinab, daß die Schaafe und

Ochsen rings auf den Weiden brüllten und blöckten, in der Stadt aber lief alles Volk auf dem Markte zusammen, und Einer fragte den Anderen, wo es brenne und was für ein Unglück geschehen sey. So kam das ganze Reich in Aufruhr, und Menschen und Thiere hatten der Kinder wegen keine Ruhe. Je schlimmer sie es aber machten, um so mehr lachte der König darüber, um so größer war seine Freude. Und wenn endlich Niemand mehr sein eigen Wort verstand und Allen der Kopf wehe that: dann brachte der König ihnen Mandelkerne und Rosinen.

Prinz Schreimund knackte sogleich die Mandelkerne und Schweigstillchen naschte die Rosinchen, und beide hielten mit ihrem Schreien so lange inne, bis des Königs Hände leer waren: dann warf zuerst der Prinz seiner Schwester, der Prinzessin, die Mandelschalen an den Kopf, und diese nicht faul, warf ihm die Rosinenstiele in die Augen, und der Spektakel ging wieder von neuem an, bis Müdigkeit und Schlaf den beiden verwöhnten Königskindern die Augen schloß, und Thiere und Menschen nun auch ruhen konnten.

So schrieen die Beiden ein Jahr um das andere, und über dem Schreien hatten sie keine Zeit, horchen und gehorchen zu lernen; denn sie brauchten nur den Mund aufzuthun, und Alles gehorchte ihnen, und es geschah, was sie nur immer begehrten.

Manchem that von dem Schreien der Kopf weh, und der Eine und der Andere dachte bei sich seufzend im Stillen: Ach! wenn in des Königs Lustgarten unter den vielen köstlichen und seltenen Bäumen doch auch nur ein Birkenreis wüchse, um uns Ruhe zu verschaffen! Auch der König hatte keine Zeit mehr zum Gähnen, denn er mußte von früh bis spät auf den Beinen seyn, so viel machten ihm die Kinder zu thun. Da ihm übrigens Alles nach Herzenswunsch zu gehen schien, so hatte er die Drohung des eisgrauen alten Männleins längst vergessen, und er dachte, es würde immer so bleiben; allein er wurde an die Ruthe, womit ihm der Alte gedroht, in einem Augenblicke erinnert, als er es vielleicht gerade am wenigsten fürchtete.

Es war ein schöner Herbstabend, da führte er seine beiden Kinder in seinem Garten an der Hand spazieren, zuletzt ließ er sich auf dem bemoosten Steine nieder, wo er das alte Männlein gefunden, und wo die Birke seines Stammvaters gestanden. Dort saß er und sah den Kindern zu, die mit den zahmen Schwänen in dem Marmorbecken spielten.

Zu seinen Füßen prangten herrliche Blumen, die aus der Asche der Birke aufgesproßt waren. Die Sonne erleuchtete die Blumen und die Bäume mit ihren rothen und gelben Herbstblättern, und der König sah mit stolzem Wohlgefallen jetzt die Pracht seines Gartens, die ihn früher so langweilig

gedünkt; er blickte nach seinem Schloß hinüber, und golden glänzten seine Dächer; er sah seine Kinder, die so frisch und so fröhlich spielten, und die Zukunft erschien ihm nicht minder golden und lachend, als die Gegenwart; da sprach er zu sich selbst: Wie bin ich so glücklich, wie bin ich so reich, wie bin ich so mächtig!

Im selben Augenblicke aber war ihm, als höre er Jemand hinter sich husten; ja er glaubte die klanglose Stimme des grauen Männleins wieder zu erkennen. Sogleich erwachte sein alter Zorn; rasch drehte er sich um, allein er sah nichts, und glaubte, es sey vielleicht ein Vogel krächzend über ihn hinweggeflogen. Er setzte sich also wieder zurecht, und fuhr in seinem Selbstgespräche fort: Wer könnte mir auch schaden? wen hätte ich zu fürchten? wer ist mächtiger als ich?

Bei dem letzten Worte hörte er noch viel deutlicher dieselbe klanglose Stimme husten und ächzen. Zum zweitenmal drehte er sich um, aber auch dießmal sah er Niemand, als die Kinder, die mit Steinen nach den Schwänen warfen, um sie zornig zu machen.

Was wird es seyn? dachte er bei sich, es wird wohl ein Schwan gezirpt haben, und damit kehrte er sich wieder um, und fuhr in dem unterbrochenen Gespräch fort. Lachen muß ich, sprach er, wenn ich an den alten Graubart und

sein Mährlein denke. Mein Großvater ein Besenbinder gewesen! und meine Kinder wieder Besenbinder werden! O du alter verschmitzter Spitzbube, der du mir mit deinen Träumen und Geschichten meine Krone und meinen Scepter so listig von der Birke entwendet hast, wärst du mir nicht entwischt, wie hätte ich dich zu deiner Birke auf den Scheiterhaufen gesetzt, und wie hättest du mir da deine falschen Weissagungen abschwören müssen.

„Abschwören müssen!“ wiederholte jetzt die klanglose Stimme ganz dicht im Rücken des Königs, ja er meinte sogar das bleiche, eingefallene Gesicht des alten Mannes über seinen Schultern zu sehen, und rasch sich umkehrend, wollte er ihn wieder bei dem langen Bart fassen. Aber er hatte nur einen herabhangenden Baumzweig in der Hand und sah weiter nichts.

Jetzt sprang er auf; er blickte in die Luft; er blickte auf alle Bäume; er blickte unter den alten bemoosten Stein; er stampfte auf die Erde, ob sie vielleicht hohl sey: aber nirgends war auch nur das Geringste zu verspüren.

Der König schüttelte zuerst zweifelhaft den Kopf, dann dachte er wieder: nun was wirds gewesen seyn? ich werde wohl von dem verwünschten Alten geträumt haben, somit rieb er sich die Ohren und die Augen und setzte sich wieder auf den bemoosten Stein nieder.

Er hatte aber sein Selbstgespräch noch nicht wieder begonnen, als er aufs Neue gestört ward. Allein dießmal war es nicht die klanglose, hustende Stimme des Alten, er hatte auch nicht nöthig, sich viel umzuschauen, wo die Stimme herkäme, denn es waren seine Kinder, die viel lauter als gewöhnlich an dem Wasserbecken schrieen. Der Prinz hielt die Hände in die Höhe und rief: mir eine Krone! mir eine Krone! und Schweigstillchen blickte in das Wasser und schrie: mir ein Schäfchen! mir ein Schäfchen!

Der König trat herzu, um zu hören, was die Kinder mit ihrer Krone und ihrem Schäfchen wollten. Damit hatte es aber folgende Bewandtniß. Während er auf dem bemoosten Steine seine Selbstgespräche geführt und das hustende Männlein erhaschen wollte, waren die Kinder des Spielens mit den Schwänen müde geworden; die Zeit wurde ihnen lang und sie verlangten ein ander Spielzeug. Prinz Schreimund blickte dem Wasserstrahle des Springbrunnens zu, wie er aufschoß und von den Sonnenstrahlen durchleuchtet gleich blitzenden Edelsteinen niederfloß. Er sah in der Luft die Fäden, die der Herbst gezogen, die bald weiß wie Silber schimmerten, bald in den bunten Farben des Regenbogens schillerten. Kaum hatte der Prinz die Edelsteine und das glänzende Luftgeweb gesehen, so streckte er auch die Hände darnach aus und rief: nun will ich eine Krone haben aus den leuchtenden

Goldfäden dort oben, besetzt mit den Edelsteinen hier unten. Schweig still, Schreimund! so schrie dagegen Schweigstillchen: erst muß ich so ein silbernes Wolkenschäfchen mit den rosenrothen Bändchen haben, wie sie da unten im Wasser weiden; dann kannst du deine Krone aufsetzen und dann wollen wir hinaus in den Wald fahren. Das Kind meinte aber damit die purpurnen Abendwolken, die sich im Wasser spiegelten. Und nun wollte jedes das Seine zuerst haben und das andere überschreien.

Der König nahm rechts aus seiner Tasche Mandeln und links Rosinen, wie es seine Gewohnheit war; allein Prinz Schreimund warf mit den Mandeln nach seinen Goldfäden, und Schweigstilla warf ihre Rosinen den Wolkenschäfchen im Wasser zu, und beide schrieen: meine Krone! meine Schäfchen.

Der König wußte sich nicht zu rathen und zu helfen, all sein Zureden nützte ihn nichts: denn seine Kinder wollten ihren Willen haben. Da ließ er denn einen Jäger und einen Fischer kommen, die mußten nach den Goldfäden in der Luft jagen und schießen, und nach den Edelsteinen und Schäfchen im Wasser fischen. Was sie aber brachten, war graues Spinngeweb und farbloses Wasser: so schrieen denn die Kinder fort und streckten immer wieder die Hände von Neuem aus.

Also hieß der König alle Kronen aus seiner Schatzkam-

mer vor den Prinzen bringen, und alle Schäflein von seinen Weiden der Prinzessin verführen; allein Schreimund wollte die Kronen nicht anrühren, und Schweigstilla die Schäflein nicht ansehen.

Wie sie nun gar so ungestüm thaten, und auf gar kein Wort in ihrer Unvernunft hören wollten, da fiel dem König das Wort des hustenden Alten auf die Seele, und es war ihm, als würde er selbst mit dem Birkenreise berührt.

So ging die Sonne unter, die Silberfäden, die Edelsteine und die Wolkenschäfchen verschwanden; die Kinder aber weinten fort. Da versprach er ihnen, er wolle sie am andern Morgen mit sich in den Wald auf die Jagd nehmen, dort wolle er dem Prinzen die Nester der Adler und das Lager der jungen Bären zeigen, die Prinzessin aber zu den Seidenhäschen und den Eichhörnchen führen; diese Rede gefiel den Kindern gar wohl, sie vergaßen darüber Krone und Schäfchen, und schlossen für heute aus übergroßer Müdigkeit die Augen und den Mund, und somit konnte denn auch der müde König schlafen gehen.

Fünftes Kapitel.

Von dem schwarzen Vogel und was mit dem Prinzen und der Prinzeßin weiter geschah.

Der Schlaf des Königs währte nicht allzu lange, denn in der frühesten Frühe wurde er schon von Schreimund und Schweigstilla aufgeweckt, die fortfuhren, wo sie gestern nachgelassen.

Der Morgenstern schien noch hell am Himmel und der Mond neigte sich eben erbleichend den Bergen zu, da ritt er schon mit den Kindern, die ihm keine Ruhe mehr ließen, zum Schloßthore hinaus, auf wilden und einsamen Pfaden, tief in den Wald hinein.

Berge und Thäler erdröhnten bald von den Hörnern seiner Jäger und den bellenden Hunden, und manches Wild fiel unter den Pfeilen. Um Mittag kamen sie auf einen grünen Wiesenplatz in des Waldes Mitte. Hohe uralte Eichen, von Schlingpflanzen umrankt, schlossen ihn wie eine Mauer ringsum ein. Wilde Rosen, Kreuzdorn und Brombeerstauden bildeten unter den Eichen einen dichten Hag. Nur durch eine ausgetrocknete Bachrinne, durch welche das Wild gewöhnlich seinen Gang hatte, wenn es sich hier tummelte, konnte der König mit den Kindern hindurchschlüpfen.

Mitten auf dem Wiesenplane stand eine einzelne Birke;

allein die Mittagsonne schien so brennend heiß, daß der König mit gebücktem Haupte und halbgeschlossenen Augen auf den Baum zueilte und sich unter seinen Schatten setzte, ohne auch nur zu ahnden, daß es eine verhaßte Birke sey.

Jetzt ließ er den Eingang mit Netzen verspannen, und sandte seine Jäger mit den Hunden nach allen Seiten, um das Wild der sonnigen Wiese zuzutreiben. Er selbst setzte sich mit seiner Armbrust dem Eingange gegenüber, die Kinder hieß er ruhig neben sich sitzen und sich nicht regen und nicht bewegen, und auch kein lautes Wort sprechen.

Der gute König aber hatte vergessen, daß seine Kinder nicht hören gelernt hatten.

Er hatte noch nicht lange so ruhig auf das Wild in der Mittagshitze gewartet, da fielen ihm vor Müdigkeit die Augen zu, und er sank in tiefen Schlaf. Kaum war er aber eingeschlafen, da dachten die Kinder nimmer an seinen Befehl. Sie sprangen auf und wälzten sich auf der Wiese herum, pflückten die wilden Rosen und flochten daraus ihrem Vater eine Krone und rissen sich einen Birkenzweig herunter und gaben ihm denselben als Scepter in die Hand. Zuletzt nahmen sie eines von den Netzen, das zu seinen Füßen lag, das banden sie mit seinen Enden, wie der alte Stammherr mit der Wiege seines Kindes gethan, an den untersten Ast der Birke fest. Dann stieg Prinz Schreimund auf den Baum,

und sprang in das Netz hinein und half auch dem Schwesterlein hinein. Sie schaukelten sich nun mit einander und lachten und scherzten, der Vater aber schlief unterdessen mit seiner Krone und seinem Scepter ruhig fort. Der Pfeil war ihm auf die Erde gefallen und die Armbrust auf die Kniee gesunken.

Allein die Eintracht der Kinder währte, wie gewöhnlich, nicht allzu lange. Sie geriethen alsbald in Streit und faßten sich bei der Nase und den Locken, als ob sie daheim im Schlosse wären. Der König erwachte nicht, denn er war seit lange an diese Musik gewöhnt.

In diesem Augenblick aber flog ein Raubvogel über die Birke hinweg; sein Gefieder war schwarz, wie die mondlose Nacht, seine Augen dem Feuer gleich und seine Krallen so scharf, ein Dolch kann nicht schärfer seyn.

Als der Vogel das Geschrei der Kinder unter dem Birkenbaume hörte, hielt er in seinem Flug inne, er kreiste dreimal um den Baum her, und den schlafenden König erblickend, schoß er senkrecht auf die Birke nieder. In einem Knack knappte er mit seinem scharfen Schnabel den Ast ab, woran das Netz mit den Kindern hing, und den Ast in den starken Fängen, so schwang er sich blitzschnell, wie er herabgekommen, mit den Kindern hinauf in die blauen Lüfte.

Welch ein Angstgeschrei die Kinder ausstießen, als der

schwarze Vogel mit den glühenden Augen sie fortrug, läßt sich wohl denken; es war so groß, daß selbst der König aus seinem Schlummer erwachte.

Wie er die Augen nun aufschlug, sah er den schwarzen Vogel mit dem Netze über sich schweben; er zielte mit der Armbrust nach dem Vogel und drückte los, aber vergeblich, denn in der Eile hatte er nicht wahrgenommen, daß ihm der Pfeil im Schlaf hinuntergefallen war; ehe er jedoch einen zweiten aufgelegt, war der Vogel dem Schuße längst entflohen.

Verzweifelnd stand der König da und mußte sehen, wie der Adler hoch in den Wolken weiter und weiter flog und kleiner und kleiner wurde, zuletzt ganz seinem Gesichte entschwand; aber auch dann noch glaubte der unglückliche Vater das Jammergeschrei seiner Kinder zu hören.

Kein Andenken war ihm von ihnen geblieben, als der Birkenzweig, den sie ihm in die Hand gegeben, und die Krone von wilden Rosen, die sie auf sein Haupt gesetzt; da gedachte er der Warnung des Alten und rang die Hände, raufte sich das Haar und schlug sich die Stirne mit dem Birkenreis. Wehe mir, rief er, nun hat sich der Fluch des Alten an mir gerochen; mein Scepter ist zum Birkenreise geworden, und meine Kinder, das Glück meines Lebens, habe ich verloren!

Wohl berief er alle Jäger seines Reiches und versprach

ihnen den kostbarsten Stein seines Schatzes, wenn einer ihm Kunde von dem schwarzen Vogel und seinen Kindern bringen könnte. Die Jäger durchzogen auch alle Wälder weit und breit, sie kletterten die steilsten Felswände hinan und stiegen in die finstersten Schluchten hinab, sie durchsuchten die Nester aller Adler und Raubvögel in dem wilden Gebirge: allein nirgend war der schwarze Vogel zu entdecken, und was sie in den Nestern fanden, war die Wolle zerrissener Lämmer und weißes abgenagtes Gebein. So trat einer nach dem andern vor den König, und keiner wußte ihm zu sagen, woher der Vogel gekommen und wohin er seinen Flug genommen.

Traurend kehrte darauf der König mit seiner Rosenkrone und dem Birkenreise nach Hause; dort ließ er sein ganzes Schloß mit schwarzen Gewändern verhängen, und alle seine Gemächer ließ er sich mit grünen Birkenreisern ausschmücken, weil sie ihn an seine lieben Kinder erinnerten, die er an dem Birkenaste hatte hinwegtragen sehen. Dort aber, wo die alte Birke seines Stammvaters, des Besenbinders vom Birkenfelde gestanden, die er in seinem frevlenden Stolze hatte niederhauen lassen und wo er den unseligen Schwur gethan, dorthin ließ er seinen Königsstuhl stellen.

Und dort saß er mit der welken Rosenkrone und dem Birkenzweige, seinem Scepter, täglich von Morgen bis Abend,

nach der Gegend hinblickend, wo der schwarze Vogel mit seinen Kindern verschwunden war, und das Lied seiner bitteren Reue und Wehklage singend. Er saß also ein Bild des herzzerreißenden Jammers manchen Tag, und blickte klagend in die Ferne, ob ihm kein Vogel seine Kinder wieder brächte; doch die Bäume seines Gartens wurden grün und wieder welk, die Schwalben kamen und schieden und die Haare seines Hauptes wurden dünner, aber der Vogel kehrte nicht wieder.

Sechstes Kapitel.

Von dem Fluge des schwarzen Vogels und dem Schützen, der ihn erlegte.

Der schwarze Adler, den der König überall vergeblich hatte suchen lassen, hatte sein Vaterland im hohen, kalten Norden; wilde Stürme hatten ihn hinabgetragen nach Süden, mit seiner Beute nahm er wieder den Flug nach den schneebedeckten Felsen der Heimath, die sein Nest bargen.

Auch die Kinder dachten nicht anders, als daß er sie seinen hungrigen Jungen zutragen würde. Gefangen in dem Netze ihres Ungehorsams, schrieen sie anfänglich so laut sie nur konnten, um Hülfe hinunter in die Tiefe; aber ach! ihr

schwacher Ruf verhallte in den weiten, einsamen Lüften. Kein Mund gab ihnen Antwort, kein Ohr hörte auf ihr Wehegeschrei, wie sie früher auf kein Gebot gehört. Jeder ging tief, tief, unten auf der Erde ruhig seines Weges, ohne des Vogels zu achten, der unscheinbar, wie ein schwarzes Sandkörnlein, hoch in den Wolken des Himmels flog.

Die Kinder hatten sich endlich müde geschrieen und wurden stiller, ohne daß ihnen der Vater Mandeln oder Rosinen gereicht hätte. Sie zupften sich nicht mehr an der Nase, sie rissen sich nicht mehr an den Haaren; sie waren zum erstenmal einträchtig und schwiegen; und doch fühlten sie jetzt zum erstenmal, wie wehe dem Armen Hunger und Durst thut.

Sie faßten einander bei den Händen und blickten mit verweinten Augen einander an; Niemand tröstete sie; Niemand reichte ihnen ein Stücklein Brod oder einen Trunk Wasser. Ach, dachten sie seufzend, hätten wir doch nur ein klein wenig von dem Zuckerbrod, das wir daheim zerbröckelt und auf die Erde geworfen und mit Füßen getreten, wie tief wollten wir uns jetzt bücken und es aus dem Staube aufheben und es küssen und Gott dafür danken.

Während sie also einander bekümmert anblickten, flog der Vogel weiter; nirgend ließ er sich nieder; immer weiter, immer weiter ging sein Flug, über die Länder dahin, den weißen Schneebergen der fernen Heimath zu.

Der abendliche Duft stieg in der Tiefe auf; der Schäfer sang heimkehrend sein Abendlied; die Vögel flogen ihren Nestern zu; die Erde hüllte sich in Schweigen ein und die Nacht breitete langsam ihren düsteren Mantel über Felder und Wälder, und aus den unergründlichen Tiefen des Himmels tauchte Stern um Stern auf, und ihr stilles Himmelslicht fiel hinab und erleuchtete mit ungewissem Scheine das bleiche Antlitz der einschlummernden Erde. Ihre Fluren lagen einem schweigenden Leichenacker gleich in der Tiefe; nur hier und da brannte auf der Spitze eines Berges oder im Grunde eines Thales ein nächtlich Feuer, das einsame Hirten oder Fischer sich angezündet. Die Schneegefilde der Alpen schienen wie weiße Grabtücher in die traurende Finsterniß ausgebreitet, und hier und dort blitzte aus dem rabenschwarzen Dunkel eines Waldes, silberhell vom Mond beleuchtet, der Spiegel eines stillen Sees, den steile Felswände rings umschlossen. Lautlose Ruhe herrschte allum in der Höhe und in der Tiefe; die Königskinder hörten nichts, als das einsame gleichmäßige Rauschen der Flügel des schwarzen Vogels, der durch die Lüfte ruderte und sie einer Zukunft entgegenführte, dunkler als die Nacht, die sie umgab.

Wie anders! ach wie anders! war ihnen jetzt in der schauerlichen Stille zu Muthe, als daheim in ihrer Pracht und Herrlichkeit!

Wie der Vogel flog, so schritt die Nacht voran; Mitternacht schlugen die Glocken auf Erden, die Stunde der tiefsten Ruhe. Der Sterbende schloß die lebensmüden Augen; der Genesende schöpfte neue Hoffnung und seufzte leiser; alles ruhte, nur das Gewissen des Verbrechers wachte und ließ ihn nicht ruhen; nur der Horengesang der betenden Brüder vor dem ewigen Lichte stieg ungehört von den schlafenden Menschenkindern, gleich einer einsam duftenden Blume, himmelan.

Der Vogel flog unterdessen schweigend zwischen den leuchtenden Sternen des Himmels und den nachtbedeckten Gründen der Erde weiter, weiter seine einsame, lautlose, geheimnißvolle Bahn, und kein Wächter auf den höchsten Thürmen der Erde nahm seines stillen Fluges wahr.

Da wurde es den Königskindern immer einsamer ums Herz; sehnsüchtiger gedachten sie der verlorenen Heimath und der fernen Eltern. Zum erstenmal fühlten sie sich hülflos und verlassen und hinausgestoßen in die Welt und die kalte Oede ihrer unermeßlichen Nacht, in der Gewalt des schwarzen Unglücksvogels.

Sie fingen aufs Neue an bitterlich zu weinen, und heiß rannen ihre Thränen hinab auf die kalte Erde.

Hatten früher hundert Ohren und hundert Augen auf jeden Wink und jeden Laut ihres kindlichen Uebermuthes ge-

lauscht: so verhallten jetzt die Klagen ihres bittersten Schmerzes in der tauben Nacht, und ungesehen, wie der Abendthau, versiegten die Thränen ihres Kummers im dürren Boden der kalten, nachtbedeckten Erde.

Da heben sie ihre Augen von der Tiefe höher zum Himmel empor und riefen zu Gott mit gefalteten Händen, daß er ihr Vater seyn und sich ihrer erbarmen wolle. Gott erhörte ihr Flehen. Der Schlaf senkte sich mild auf sie hernieder und trocknete ihre Thränen; der schwarze Adler aber trug schweigend die Schlummernden weiter.

Das Licht der Sterne erblaßte jetzt; im fernen Ost griff blitzend der grauende Tag mit rosigem Finger in den dunkeln Schleier der Nacht; langsam stieg die Königin des Tages, die Sonne, mit den Flammenrossen die Himmelsbahn hinan, hellstrahlende Pfeile flogen ihr voran, bis sie selbst in ganzer Herrlichkeit strahlend auf der Höhe erschien und Licht, Leben und Freude in die nächtliche Tiefe verbreitete.

Ihr frohes Licht weckte auch die Kinder auf, und da sie die Augen öffneten, glänzte ihnen die morgenliche Erde, von leuchtenden Nebelschleiern umhüllt, hoffnungweckend entgegen.

Scharf und klar, wie neugeschaffen, tauchten aus dem Nebel zuerst die Spitzen der Berge auf und die Schlösser und Kirchen und Thürme; bald wich auch die Finsterniß

aus den Schluchten und Thälern, und die Länder mit ihren Flüssen und Seen lagen offen vor den Blicken der Kinder.

Alles glänzte in freudiger Hoffnung; Alles begrüßte jubelend den Morgen: nur die Kinder sahen traurend und seufzend hernieder; denn fremd war ihnen das Land, auf das sie blickten, und fremd die Berge und Flüsse. Die Erde in ihrem Morgenglanze schien ihnen einem hellbeleuchteten Marmorbilde gleich, stumm und kalt und herzlos, und weinend wandten sie ihren Blick wieder davon ab.

Also flog der Vogel unaufhaltsam fort, drei Tage und drei Nächte; der Thau des Morgens und des Abends war ihr Trank und die Blätter des Birkenastes ihre einzige Nahrung. Schon hatten sie alle Blätter aufgezehrt und der Ast sah kahl aus, als ob ihn die Raupen abgenagt hätten, der Abend des dritten Tages senkte sich eben wieder, als der Adler noch hoch über dem weiten Weltmeer schwebte.

Wie ein finsteres, unfruchtbares, gränzenloses Feld, von den Stürmen gefurcht, lag das Meer in der Tiefe. Einsam glitt ein einziges Schifflein über den dunklen Wellenspiegel. Sein Segel schien schneeweiß im Sonnenlichte und am Steuerruder stand ein singender Jüngling in leuchtendem Gewande.

Der schwarze Adler, müde von dem langen Fluge, flog jetzt langsamer und gesenkter; als er aber über das Schiff

hinwegrauschte, da schoß der Jüngling einen goldenen Pfeil nach ihm hinan; der Adler zuckte, der Pfeil hatte ihm den rechten Flügel durchbohrt.

Noch einmal faßte der Vogel seine letzte Kraft zusammen; noch einmal schwang er sich hoch auf, und flog weit hinweg von dem Schifflein und dem leuchtenden Schützen. Der Pfeil aber hinderte seinen Schwung, die Wunde blutete und mattete seine Kräfte ab, sein Flug wurde schwerer, er senkte sich immer tiefer und tiefer, und als der Mond aufging, schwamm er todt, mit ausgebreiteten Flügeln, auf den Wellen des Meeres.

Die Kinder machten sich an dem Birkenaste aus dem Neste heraus, und setzten sich auf die Leiche. Allein sein schwarzes Gefieder hatte kaum die Wellen berührt, als diese zu zischen und zu schäumen begannen, und in wildem Zorne sich bäumten. Die Kinder hingen sich fest um den Hals des Adlers, und so wurden sie von den Wogen auf und abgerissen. Endlich aber schwieg der Sturm; das Meer wurde ruhiger und klarer; und auch sie legten sich auf den todten Vogel zur Ruhe nieder, um zu sterben, da ihnen alle Kraft und alle Hoffnung entschwunden.

Sie blickten noch einmal zum Himmel flehend hinan, und dann schloß der Schlummer ihnen wieder die müden Augen, und im Traum erschien ihnen der Lustgarten ihres

Vaters, und der König breitete ihnen seine Arme entgegen, da eilten sie an sein Herz, und weinten Thränen der Freude, einen Augenblick vergessend, daß sie fern und verlassen auf dem weiten Weltmeere umhertrieben.

Siebentes Kapitel.

Von einem alten Mütterlein und ihrem Hündchen.

Der Wind trieb die Schlummernden über die Wellen eise dahin, und als sie am Morgen erwachten, lagen sie n dem steilen Felsenufer einer Insel; der schwarze Vogel ber war verschwunden.

Prinz Schreimund sprang zuerst auf die Beine; er letterte einen Felsenabsatz nach dem andern hinauf, und wenn r oben war, reichte er jedesmal dem Schwesterlein die Hand nd half ihm auch hinauf. Dort, wo die Felsen aufhörten, ieg ein grüner Wiesenabhang hinan, aber so steil und so latt, daß die Kinder ihre Schuhe ausziehen, und mit blo- en Füßen hinaufsteigen mußten, um nicht wieder hinab über ie Felsen ins Meer zu fallen. Obschon das spitze Gras nd die Steine ihre zarten Füße verwundeten, so daß sie luteten, so schrieen sie doch nicht, und stiegen ganz still

hinan, voll banger Erwartung, wie es ihnen nach so viel ausgestandenen Leiden hier auf der Insel weiter ergehen würde.

Als sie den Rand des Wiesenabhanges erstiegen hatten, hörten sie ein Geißlein mäckern, und sahen vor sich einen kleinen Garten. Allein ein undurchdringlicher Zaun von Kreuzdorn, mit langen und scharfen Stacheln, lief rings herum, und Disteln und Brennesseln wuchsen in solcher Menge um den Haag her, daß sie nicht wußten, wie sie herzu sollten.

Sie gingen rund um den Zaun herum, und fanden endlich eine eiserne verschlossene Thüre. Ihr unterer Theil war undurchsichtig, allein oben hatte die Thüre ein Gitter. Dasselbe war aber so hoch, daß die kleine Prinzessin gar nicht hinan konnte, und Prinz Schreimund konnte eben mit Noth, wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte, in den Garten hineinsehen.

Es war kein Lustgarten, wie daheim der Garten des Königs, seines Vaters; es stand auch kein Schloß mit goldenen Dächern und purpurnen Teppichen darin, es war ein armes Küchengärtlein, und mitten innen stand ein armseliges Hüttchen, und dahinter ein Geißenställchen, in dem die Geiße meckerte. Blumen waren wenige in dem Garten zu sehen.

Prinz Schreimund betrachtete sich die Bäume, sie hin

gen voll Aepfel und Birnen; ja ein rother Apfel hing bei der Thüre tief herunter, und berührte fast seine Stirne; er sah Niemand in dem Garten, und leicht hätte er ihn abbrechen können, und an Hunger fehlte es ihm auch nicht; allein er getraute sich nicht, es zu thun. Er blickte sich noch einmal rings in dem Garten um, da gewahrte er endlich am hinteren Ende ein altes Mütterlein, das gebückt auf der Erde kniete, und damit beschäftigt war, das Unkraut aus den Küchenkräuterbeeten auszujäten.

Vor der Alten saß ein schwarzes Hündchen, das über dem Zuschauen eingeschlafen war, wenigstens hielt es die Augen geschlossen, und rührte und regte sich nicht.

Prinz Schreimund dachte, dem alten Mütterlein müsse wohl der Garten gehören; allein sie war so sehr in ihre Arbeit vertieft, daß sie gar nicht aufschaute.

Der Prinz hätte ihr gern zugeschrieen, er dachte aber an den schwarzen Vogel und an die Luftfahrt und die kalte Meerreise, und traute sich nicht den Mund aufzuthun.

Er ließ sich also wieder auf die Erde und sagte seiner Schwester ganz leise ins Ohr: Bitte du die Alte dahinten im Garten, daß sie uns einläßt, denn du hast eine feinere und sanftere Stimme, als ich; sie hat dann vielleicht eher Erbarmen mit uns und schließt uns den Garten auf.

Hierauf wälzte er einige Steine zu der eisernen Thüre,

und legte sie übereinander. Die Prinzessin trat hinauf, ihr Bruder hielt sie hinten am Röckchen fest, sie preßte das Köpfchen durch das Gitter, so weit sie konnte, und rief mit ihrem allerfeinsten Stimmchen: Ach liebes, liebes Mütterchen, sey doch so gut, und mache uns armen Kindern um Gottes willen die eiserne Thüre auf, denn es hungert und dürstet uns gar zu sehr, und wir wissen auch nicht, wie wir hier in dem fremden Land schlafen sollen und fürchten, daß uns die wilden Thiere fressen.

Die Alte schien aber taub zu seyn; sie hob den Kopf nicht auf, dagegen spitzte das schwarze Hündchen neben ihr die Ohren, sprang auf, lief bellend zur eisernen Thüre, und in einem Sprung war es oben am Gitter, und biß zum Willkomm dem kleinen Prinzeßchen in ihr Stumpfnäschen.

Sie zog im Schreck, so schnell sie konnte, das Köpfchen wieder zurück, die Steine aber, worauf sie stand, fielen auseinander, und so fiel auch sie auf den Boden.

Prinz Schreimund wurde über diese unfreundliche Begrüßung böse, und er wollte wieder einmal einen lauten Schrei aus vollem Halse thun, und dem schwarzen Hündchen einen von den Steinen an den Kopf werfen. Allein sein Schwesterlein hielt ihm die Hand fest und legte die Fingerchen zum Zeichen des Schweigens auf ihren Mund, und bat ihn um Gottes willen, er möge ruhig bleiben. Dann stieg sie selbst

noch einmal zum Eisengitter hinan; sie sah, wie der kleine Hund bellend zur Alten gelaufen war, gleichsam um die Fremden vor der Thüre anzumelden, und somit wiederholte sie noch einmal in einem recht kläglichen, fast weinerlichen Tone, der einen Stein hätte bewegen können, ihre Bitte, während Prinz Schreimund hinter ihr stand, und seinen Verdruß verbiß, so gut er konnte.

Jetzt richtete sich die Alte auf, und kam langsam gegen das Gitter hingewackelt. Sie sah recht alt und arm und dürftig aus, wie die theuere Zeit; die Last der Jahre und der Mühseligkeiten hatten ihren Rücken tief gebeugt, die Sorgen ihre Stirne gefurcht, und von der Arbeit waren ihre dürren braunen Hände rauh geworden. Sie hatte eine lange spitze Nase, und zitterte vor Alterschwäche etwas mit dem Kopf, dabei sah sie ernst und strenge, aber nicht gerade böse drein.

Als das Mütterlein endlich dicht vor der Thüre stand, wollte die Prinzessin von Neuem ihre Bitte anfangen, die Alte sprach aber: Nun taub bin ich, Gottlob! nicht; ich habe schon lange gehört, daß ihr gern zu mir herein möchtet; allein ihr müßt an einer anderen Thüre anklopfen, denn mein Häuschen ist zu klein, kaum habe ich und mein Hündchen Platz darin, und dann kann ich euch auch in meiner Haushaltung nicht brauchen; darum geht in Gottes Namen weiter.

Da fing die Prinzessin bitterlich zu weinen an, und wollte der Alten ihre Geschichte erzählen. Sie begann schluchzend, wie der schwarze Vogel sie ihrem Vater entrissen und fortgetragen. Schweige, mein Kind! fiel die Alte ihr in die Rede, ich kenne eure Geschichte gar wohl, denn mir hat heute Nacht von euch geträumt, und ich sah euch herbeigeflogen kommen. Dann verstehe ich mich auch auf die Augen, und wenn ich Einen anblicke, weiß ich, was er in seinem Herzen denkt. O ich kenne eueren Vater, den König, recht gut; ich weiß, daß er Keinen in seinen Lustgarten läßt, und daß er meinen armen, alten, sterbensmüden Bruder hinauswies, und daß er ihn mit der alten Bürke seines Stammherrn, des Besenbinders vom Birkenfelde, wollte verbrennen lassen. Auch euch kenne ich besser, als ihr denkt: du bist der Prinz Schreimund, der immer schreit, und du bist das Prinzeßchen Schweigstilla, das niemal still ist. Freilich hat der schwarze Unglücksvogel euch hinweggeführt; aber ihr bösen Kinder, warum habt ihr aber auch euerem Vater nicht gehorcht? warum seyd ihr nicht ruhig gewesen und in das Netz hineingeschlüpft, und warum habt ihr mit euerem Ungehorsam den Unglücksvogel herbeigeschrieen? Gelt, jetzt wollt ihr in mein armes Gärtlein und Häuslein hinein; allein ich bin alt und kann das Schreien nicht vertragen, und bei mir gibts viele Arbeit und wenig Brod: darum

aber seyd ihr nicht gewohnt, darum kann ich euch nicht brauchen, geht also in Gottes Namen weiter und sucht einen anderen, dem euer Vater eine Wohlthat erwiesen hat, der wird euch eher aufmachen.

Ach! schrieen da die Kinder, liebes Mütterchen, siehe doch, wie wir an Händen und Füßen zittern, wir sterben ja vor Hunger und Durst und Kälte vor deiner Thüre; wir wollten gern weiter gehen, aber wir können vor Müdigkeit keinen Schritt mehr machen; unsere Füße sind schon ganz wund und thun uns so wehe; liebes, liebes Mütterchen! sey barmherzig um Gottes willen und mache uns auf, wir wollen dir ja gern versprechen, recht still und artig zu seyn, und Alles, was du uns nur befiehlst, das wollen wir ja gleich auf der Stelle thun, und sind zufrieden, wenn wir es nicht besser haben, als dein Hündchen. Die Alte zog endlich einen rostigen Schlüssel hervor und sprach: Nun weint nur nicht so sehr, es war nicht so böse gemeint; da ich aber wußte, daß ihr so gut zu befehlen versteht, so wollte ich doch sehen, ob ihr auch zu bitten wüßtet, sonst hättet ihr es vor meiner Thüre lernen können. Aufmachen will ich euch jetzt; aber Eins sage ich euch, ihr Kinder, voraus und das merkt euch wohl: Ich habe keine Zeit, euch gute Lehren und Warnungen zu geben; in meinem Garten da wächst das bittere Kräutlein Muß, wenn ihr mir darum nicht auf das erste Wort,

geberdet, dann müßt ihr sogleich wieder fort, und dann lasse ich euch nimmer herein. Habt ihr mich verstanden?

Schweigstilla und Schreimund dachten, das ist leichter verstehen als halten, versprachen aber noch einmal, nimmer mehr ungehorsam zu seyn; dann schloß die Alte die eiserne Thüre auf, und die Kinder traten ganz sachte und fein auf den Zehen hinein, und verneigten sich ganz demüthig vor dem armen alten Mütterlein, wie daheim in dem Schlosse ihres Vaters die Diener und Dienerinnen es vor ihnen gethan hatten. Schweigstilla ging voran, und Prinz Schreimund, den die Strafpredigt der Alten nicht wenig erschreckt hatte, folgte ihr mit niedergeschlagenen Augen nach.

Achtes Kapitel.

Wie die Königskinder bei der Alten und ihrem Hündchen dienten.

Die Alte führte die Kinder in ihr Häuschen, gab jedem ein Stück Brod und setzte ihnen einen schwarzen Haferbrei in einem hölzernen Schüsselchen vor. Das grobe Brod und der schwarze Brei schmeckte den Kindern besser, als das feine Zuckerbrod und der süße Zuckerbrei, den sie

daheim bekamen; sie aßen das Schüsselchen so sauber aus, als ob das Hündchen es ausgeleckt hätte; auch an den kleinen Löffelchen ließen sie nichts übrig; sie hätten noch gar zu gern mehr gegessen, wenn nur mehr da gewesen wäre; allein die Alte sprach: Ich habe es euch ja vorausgesagt, daß es bei mir viel zu arbeiten und wenig zu essen gibt; bin ich doch selbst arm, und habe mich an den Hunger gewöhnen müssen!

Das Erste, was die Alte nun that, nachdem die Kinder gegessen hatten, war, daß sie ihnen ihre seidenen Kleider und ihre sammtenen, goldgestickten Schuhe auszog und in eine große, schwarze Kiste einschloß. Dabei sprach sie: Das sind Kleider zum Spielen in einem Königsschloß, aber nicht zum Arbeiten in einem armen Hüttlein; dafür gab sie ihnen Röcke von grobem Zeug und Schuhe von Holz, die sie im Hause trugen; denn wenn sie in dem Garten oder auf der Wiese etwas zu thun hatten, dann mußten die Königskinder auf ihren eigenen Sohlen, das heißt, barfuß gehen.

Für heute, sprach sie dann, mögt ihr euch von eurer Reise ausruhen; morgen aber wollen wir mit der Arbeit anfangen.

Auch ein weiches Bettlein, wie daheim, hatte die Alte nicht, statt dessen mußten sich die Kinder am Abend ein Lager von dürrem Moos zurecht machen; die Augen fielen ihnen

daher fast vor Müdigkeit zu, und sie sanken darauf nieder, Gott dankend für das Obdach, das sie in der Fremde gefunden. Sie schliefen, ohne aufzuwachen, bis am anderen Morgen die Sonne schon hell in das Hüttlein der Alten schien, und das schwarze Hündchen sie aus dem Schlafe aufweckte, indem es ihnen bellend in die Nase biß, wie dieß seine Gewohnheit war, die den verwöhnten Kindern anfänglich gar nicht gefallen wollte.

Das Leben, das sie nun bei der Alten begannen, war ein Leben der Armuth und Mühseligkeit, ein Leben des Gehorsams, der Arbeit und der Geduld, und so verschieden von dem, was sie daheim in dem goldenen Schlosse ihres Vaters geführt, wie das trockene, rauhe, harte, karge Stücklein Brod der Alten, das sie mit ihren Thränen erweichten, von dem feinen, weichen, süßen Zuckerbrod, das ihnen in ihrem Müßiggange dort in Hülle und Fülle war geboten worden.

War ihnen daheim Alles nach ihrem Wunsch und Willen geschehen: so mußten sie hier Alles gegen ihren eigenen Willen, nach dem Wunsche und dem Willen der Alten thun; hatten sie dort Allen befohlen: so mußten sie hier dem Hündchen und dem Geißlein der Alten aufwarten, und erst, wenn dieses sein Futter hatte, dann durften auch sie essen, und erst, wenn dieses sich auf sein Lager ausgestreckt hatte, dann durften auch sie von ihrer Müdigkeit ausruhen. Hatten sie

früher den ganzen Tag gespielt und genascht: so mußten sie jetzt den ganzen Tag arbeiten, und dann bekamen sie kaum genug, um ihren Hunger zu stillen. Hatten sie früher in kindlichem Uebermuthe über Alles gelacht, so durften sie jetzt nicht einmal zur Erleichterung ihres Herzens weinen, und mußten ihre Thränen heimlich aus den Augen wischen, und ihr Schluchzen und ihre Seufzer unterdrücken, um die Alte nicht böse und ungeduldig zu machen, und nicht von ihr hinaus in das Elend verstoßen zu werden.

Dann gab es hier nicht immer etwas Neues, wie in dem Königsschloß, sondern ein Tag verlief in stiller Geschäftigkeit, wie der andere, und er brachte so viel der Mühen, daß die Kinder kaum an den folgenden denken konnten.

Morgens, wenn sie aufstanden, mußten sie sich vor der Alten niederknieen, und ihr Gebetlein verrichten. Dann mußte Prinz Schreimund Feuer anzünden, wobei ihm oft, wenn der Wind draußen blies, vor Rauch die Augen übergingen; Wasser mußte er auch holen; Prinzessin Schweigstilla aber hatte das Geißlein zu melken. Der Prinz mußte dann Besen binden, und sie segte damit das Häuslein der Alten und das Ställchen, und stellte das Essen zum Feuer. Dann mußten sie mit einander im Garten die Disteln und Nesseln und die Dornen und das böse Unkraut mit ihren zarten Händen ausreißen; im Sommer, wenn die Sonne recht

brannte, den Garten begießen, im Winter, wenn ihre Hände starr vor Kälte waren, Reisig im Walde sammeln.

Hatte die Alte gegessen, dann aßen die Kinder auch; nach ihnen kam das Hündchen an die Reihe, und zuletzt mußten sie die hölzernen Teller wieder reinigen.

Nachmittags schickte das alte Mütterlein den Prinzen und die Prinzessin mit dem weißen Geißchen und dem schwarzen Hündchen auf die Wiese am Meeresufer. Das Geißlein hieß Zickzick, und konnte gut springen, und ehe sich die Kinder versahen, gleich war es in dem Felsgestein, und dann kletterte es von Fels zu Fels. Da mußte dann Prinz Schweigmund mit seinen bloßen Füßchen dem Geißchen Zickzick nachklettern und über die spitzen Steine zickzack an dem Abgrund vorbeispringen, daß die Prinzessin oft vor Angst laut aufschrie, und ihr vor Schmerz die Augen übergingen.

Das schwarze Hündchen hieß Wauwau, und Schweigstilla mußte es täglich, ehe sie beide nach Hause gingen, im Meere baden und kämmen; da es aber die Unart hatte, daß es gleich, wenn es rein gewaschen und gekämmt war, sich wieder im Sande herumwälzte, so mußte der Prinz es auf seinen Arm nehmen und nach Hause zu der Alten tragen, während Schweigstilla das Geißchen am Strick hintendrein führte.

Das Hündchen hatte aber noch andere Unarten; was

es auch anstellte, sie mußten es geduldig ertragen, denn die Alte ließ ihm kein Leid geschehen. Wenn es daher über die weiß gewaschenen Tüchlein mit seinen schmutzigen Pfoten lief, oder die ausgelesenen Früchte aus einander scharrte und in den Sand ausstreute, dann mußten die Kinder die Arbeit wieder von Neuem anfangen, und die Alte sprach noch obendrein in ihrem rauhen griesgramigen Tone: Warum habt ihr nicht besser Acht gegeben! hütet euch, daß es nicht wieder geschieht.

Ja Prinz Schreimund selbst mußte ihr nicht nur Besen, sondern auch eine Ruthe binden, die das alte Mütterlein nicht sparte, denn sie sprach: Ich muß nachholen, was euer Vater versäumt hat, und kein Schlag ist verloren, als der daneben fällt.

Das Schlimmste aber war, daß die gute Frau Griesgram, wie es bei alten Leuten der Fall zu seyn pflegt, auch ihre Schwachheiten und ihre Grillen und Launen hatte, und daß sie dann auf keinen Einspruch hörte, sondern gleich mit der Ruthe zufuhr.

Ihr Gedächtniß war schwach und unsicher geworden, wie ihr Gang, und da befahl sie bald das Eine und dann das Gegentheil, und zuletzt wußte sie selbst nicht mehr, was sie befohlen hatte, die Kinder aber bekamen richtig immer

die Ruthe, und je schlechter sie selbst hörte, um so lauter schalt sie die Kinder aus.

Hatte das Hündchen etwas aus dem Topf gestohlen, so mußten es die Kinder gethan haben; ließ sie beim Spinnen mit ihrer zitternden Hand die Spindel fallen, ohne daß die Kinder es sahen, und rollte der Knaul im Zimmer herum, und kam dann Wauwauchen gesprungen, und nahm ihn in den Mund und zwischen die Pfoten und sprang damit herum, bis der Faden abriß, so wurde wieder nicht das Hündchen, sondern die Kinder gestraft, weil sie den Knäuel sogleich hätten aufheben sollen. Ging die Alte selbst einmal zu ihrem Gärtlein hinaus, so mußte Schweigstilla sie führen, stolperte das Mütterlein aber über einen Stein, so ward sie wieder über das Kind ungeduldig, als hätte es ihr den Stein in den Weg gelegt.

Da kann man sich denn gar leicht denken, wie froh die Kinder waren, wenn der Abend gekommen und es Schlafengehenszeit war; allein auch dann endete die Noth der Kinder noch nicht. Schreimund und Schweigstilla hatten ihr Mooslager zur Rechten, neben dem Bette der Alten, ihr zur Linken lag die Ruthe und ihr zu Füßen das Hündchen.

Allein sobald sich nur das Geringste im Zimmer regte; wenn sich die Kinder im Schlaf auf dem Moose herumdrehten, oder wenn sie im Traume seufzten, gleich sprang

Wauwauchen auf und fing zu bellen an und biß die Alte in die Füße, die dann aufwachte und nach der Ruthe griff und, selber noch halb im Schlafe, blind nach den Kindern hinüberschlug.

Nicht selten geschah es aber auch, daß der Wind an die Fenster geschlagen, oder daß eine Maus an dem Häuslein genagt, oder daß der schwarze Wauwau selbst geträumt und im Traume das alte Mütterlein in die Füße gebissen, da machte sie aber im Dunkeln keinen Unterschied, sie griff gleich nach der Ruthe und weckte mit ihren Streichen die Kinder aus dem besten Schlaf, ihnen zurufend: Ei wollt ihr denn gar nicht stille seyn, ihr gottlosen Kinder, macht ihr mir den Tag über nicht Unruhe genug? Habt ihr vergessen, was ihr mir versprochen, als ich euch hereinließ? Morgen des Tages werde ich euch fortjagen.

Die Kinder mußten schweigen und Alles über sich ergehen lassen, damit die Alte nur wieder einschlief; denn hätten sie den Mund geöffnet, um sich zu rechtfertigen, so wäre sie nur noch ärgerlicher geworden.

Wie anders, ach! wie anders war es jetzt, wo sie zittern mußten, wenn ein Mäuschen an der Thüre nagte, und damals, als ihr eigen Geschrei das ganze Reich in Aufruhr gebracht und sie Menschen und Thiere in ihrer Ruhe gestört!

Manchmal geschah es daher auch in einer mondhellen

Nacht, wenn Schweigsama aufwachte und in dem Häuschen Alles in stillem Schlummer lag, dann richtete sie sich leise auf, um das Hündchen nicht zu wecken; sie blickte hinüber nach der strengen Alten und ihrer Ruthe, sie blickte auf ihren Bruder, der müde von der Felsenspringerei so fest schlief, sie sah rings um sich die arme Hütte und wie der Mond durch das kleine Fensterlein hinein schien und das Gesicht der Schlummernden beleuchtete; und wenn sie dann fürchten mußte laut zu athmen, um nicht den kleinen Hund zu wecken, dann trat ihr das Bild ihres Vaters und ihrer Mutter und die verlorene Herrlichkeit vor die Seele, und sie sprach in sich selbst: Ach du lieber Gott! wann wird unser Elend enden, wann werden wir die Heimath wieder sehen und an dem Herzen unseres Vaters ausruhen; o wie folgsam und still wollten wir dann seyn!

Neuntes Kapitel.

Welchen Lohn die Alte den Königskindern gab.

Wahr ist es, das Leben in der armen Hütte bei der Alten war gerade nicht das kurzweiligste, es war an Freuden arm und an Mühen reich und kümmerlich; allein die Kinder

waren in dem Elend einträchtig, wie sie es daheim nie gewesen, und halfen und trösteten einander, während sie früher ewig in Zwist und Streit sich das Leben verbittert hatten. Das Brod der Alten war karg gemessen und schwarz, der Hunger aber war ein guter Bäcker, und so schmeckte es ihnen um so besser; das Lager war auch hart, allein die Müdigkeit machte es weich und es schlief sich sanft darauf; auch die Arbeit erschien ihnen anfänglich sauer und widerwärtig, allein allgemach ward auch sie ihnen süß und leicht, und wenn ihnen etwas gelungen war und der Garten, den sie gepflanzt und begossen, Blüthe und Früchte trug und die strenge Alte sie einmal streichelte und ihnen einen Apfel gab, dann war ihre Freude um so größer und sie sprangen, wie sie daheim nie gesprungen.

Es mochte ohngefähr ein Jahr verlaufen seyn, seitdem sie auf diese Weise mit dem alten Mütterlein Griesgram und ihrem Hündchen Wauwau und dem Geißlein Zickzick treulich Haus hielten. Da rief eines Abends vor dem Schlafengehen die Alte die Kinder zu sich und sprach: Weil ihr nun fleißig und gehorsam und still geworden seyd, so sollt ihr auch einen Lohn von mir erhalten. Allein ihr wißt, was schimmert und glänzet, Geld und Schätze, wie euer Vater, der reiche König, das habe ich nicht, und er, der sie im Ueberflusse besitzt, was helfen sie ihm auch jetzt, da sie ihn im Unglücke doch nicht

trösten können. Allein dafür will ich euch einen Lohn geben, den euch die Diebe nicht nehmen und die Würmer nicht benagen können; ja hört mich nur an, einen Lohn, der euch all euer Leben lang zu gut kommen soll.

Seht hier in der schwarzen eisernen Truhe, in die ich euere feinen Königskleider hineinlegte, als ich euch das Gewand der Armuth anzog, hier ruht mein Schatz, den mir mein Bruder geschenkt hat, derselbe arme Alte mit dem langen weißen Barte und dem zerrissenen Mantel, der eueren Vater unter der Birke gewarnt hat.

Die Kinder mußten hierauf etwas zurücktreten und dann schloß sie die Kiste sorgfältig auf, ohne daß der Prinz oder die Prinzessin sehen konnten, was noch weiter darinnen sey. Sie holte einen Spiegel hervor und drehte denselben den Kindern vor den Augen herum, damit sie ihn von vorn und hinten besehen konnten.

Aeußerlich aber sah er ganz unscheinbar aus; die Alte jedoch sprach: Freilich, ich weiß gar wohl, wenn ihr an die Pracht eueres Vaters denkt, so wird euch gewiß dieser Spiegel als ein geringes und verächtliches Gut erscheinen; denn er ist nicht mit Edelsteinen und Perlen eingefaßt und er glänzt nicht, wie die Spiegel in den Königsschlössern; allein hätte euer Vater diesen Spiegel gehabt und fleißig hinein geblickt, er würde noch glücklich seyn und der schwarze Unglücksvogel

hätte euch wohl nicht entführt, denn er hätte ihn von ferne heranfliegen sehen und euch in Sicherheit gebracht.

So wisset denn, es ist dieß der berühmte uralte Spiegel des Lebens, ein Erbstück Salomonis, dem die Wahrheit inne wohnt und nach dem so Mancher ausgegangen, ihn zu suchen und sein ganzes Leben in der weiten Welt umhergewandelt, ohne ihn zu finden.

Es lohnt sich aber auch reichlich der Mühe ihn zu suchen, denn er ist von wunderbarer Kraft, wer in ihn hinein schaut, der wird an Weisheit reicher und erkennt das innerste Wesen der Dinge in den Bildern, die er zeigt.

Er warnt und demüthigt den Stolzen im Glücke und tröstet und ermuthigt im Elende den Unglücklichen, und der Müde geht mit neuer Lust und neuer Hoffnung wieder an sein Tagewerk. Auch euch habe ich gar oft an eueren Augen angesehen, daß die Arbeit, die ihr in meiner armen Hütte fandet, euch sauer ward und daß ihr gern in euerer Unerfahrenheit darüber gemurrt hättet; damit ihr jedoch einsehet, welch eine große Wohlthat der Fleiß ist, so soll euch der Spiegel jetzt das Bild der Trägheit zeigen und dann werdet ihr mir gewiß dafür Dank wissen, daß ich euch zur Arbeit angehalten habe.

So sprach die alte Mutter Griesgram und hielt nun den Kindern ihren Spiegel dicht vor die Augen.

Aber sie sahen anfangs nichts; der Glanz des wunderbaren Spiegels blendete sie; es glitzerte und blitzerte ihnen vor den Augen; sie sahen tausend Farben und tausenderlei Gestalten, konnten aber nichts unterscheiden; denn Alles schwamm wirr und unbestimmt in einander. Allein allgemach gewöhnte sich ihr Blick an das Licht, und es fiel wie Schuppen von ihren Augen und ein großes prächtiges Bild entfaltete sich vor ihnen.

Sie sahen eine weite, weite, lachende Flur; die Sonne ging eben hellen Glanzes darüber auf. Es war ein gesegneter, fröhlicher Anblick.

Hier wogten reiche Felder mit goldenen Aehren, dort sproßte die junge, grüne Saat auf, dazwischen zogen sich Rebengelände mit rothen und weißen Trauben hin, weiterhin Obstgärten und grüne Wiesen, durch die ein lauterer Quell floß, der das Erdreich kühlte und tränkte. Rings um die Flur her lief ein hochstämmiger Wald, der sie gegen den kalten Nordwind schützte. In der Mitte der Flur aber war ein brach liegender Acker zu sehen. An seinem Saume hielt ein Pflug mit vier Ochsen bespannt und dahinter stand ein Mann, stark und groß, der Herr und Meister dieser Flur. In der einen Hand hielt er das Leitseil, in der andern die Geißel, um die Ochsen anzutreiben. Hinter ihm lagen Säcke mit Saatkorn zum Besäen des Ackers.

Der Mann ging einigemal langsam und verdrossen mit seinem Pflug das Feld auf und ab; blieben die Ochsen stehen und fraßen das Gras zur Rechten und Linken, so blieb er auch stehen; gefiel es ihnen endlich weiter zu gehen, dann ging er auch, und dabei sang er ein Lied nach der Melodie: kömmst du heut nicht, so kömmst du morgen. Das währte so eine Weile; als die Sonne aber höher stand und ihre Strahlen heißer herniederbrannten, da warfen die Ochsen seiner Unachtsamkeit wegen den Pflug an einem Steine um. Er hob ihn nicht wieder auf, sondern setzte sich auf denselben Stein in den Schatten seiner Ochsen, ließ das Leitseil fahren und legte die Hände ruhig in den Schooß.

Die Thiere aber hatten keine Ruhe und gingen mit dem umgestürzten Pfluge weiter: er ließ es geschehen. Aber nun saß er mitten in der Sonne. Verdrießlich kroch er auf Händen und Füßen in den Schatten eines Baumes, lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm an, drückte die Augen zu und schlief ein.

Unterdessen gingen die Ochsen weiter; an einem Felsen zerbrachen sie den Pflug; dann gingen sie in die reifen Aehrenfelder, zerstampften und zertraten die Garben und machten sich zuletzt über die Saatfelder her und fraßen so lange, bis sie niedersanken.

Der Mann aber schlief ruhig fort. Da machten sich

denn die Feldmäuse aus ihren Löchern auf und zernagten seine Säcke; die Saamenkörner fielen heraus, der Wind zerstreute sie rechts und links und die Vögel flogen herbei und pickten sie auf.

Der Schläfer an seinen Baum gelehnt wachte immer nicht auf.

Allein der Schatten war unruhiger als er und rückte weiter fort; die Sonne schien ihm wieder gerade ins Gesicht, da mußte er niesen und darüber wachte er einen Augenblick auf. Er sah sich aber nicht um, weder nach seiner Flur, noch seinem Pflug, noch seinem Saatkorne, sondern rückte nur mißmuthig ein wenig weiter, um der Sonne auszuweichen. Und den ganzen übrigen Tag that er nichts, als schlafen und rund herum um den Baum dem Schatten nachrücken, und das that er mit solchem Aechzen und einem so verdrießlichen Gesichte, als ob er der allergeplagteste Mensch auf der ganzen Welt wäre, der auch keinen Augenblick Ruhe hätte.

Unterdessen fraßen die Raupen das Laub und die Blüthen von den Bäumen, die Würmer zernagten ihre Wurzeln, der Bach stemmte sich und trat aus; ein Theil der Flur ward überschwemmt, ein Theil vertrocknete von der Sonne versengt; der Mann aber schlief sorgenlos seinen langen ermüdenden Schlaf fort.

Nun schliefen ihm auch Hände und Füße ein und er

ließ sich aus Faulheit auch die Sonne ins Gesicht scheinen, um nicht dem Schatten nachrücken zu müssen.

Da fing denn das Moos des Baumes an, den Regungslosen zu überwachsen, die Spinnen spannen ihn rings mit ihren Netzen ein, die Motten fraßen seine Kleider, die Vögel rissen ihm die Haare aus für ihre Nester, die Mäuse kletterten furchtlos seine Beine hinan und nagten ihm die Aermel von den Händen ab und die Ratten liefen mit seinen Schuhen davon. Er aber merkte nichts davon und schlief fort, wie ein fühlloser Stein.

Als es Abend ward, brach auch das Wild aus dem Walde hervor; die wilden Schweine wühlten die Saatfelder auf, die Hirsche bissen die jungen Baumpflänzlinge ab und die Wölfe fraßen seine Ochsen; der wilde Wald aber rückte vor und Disteln und Dornen und stinkender Moor bedeckte die blühende Flur und reißendes Wild und giftige Schlangen nisteten sich da ein.

So war nun Alles ringsum ein Feld der Zerstörung und eine traurige Wildniß. Da endlich wachte der Mann auf, denn er begann zu frieren beim Nahen der Mitternacht.

Er sah rings den Gräuel der Verwüstung und wollte sich aufmachen; allein es war zu spät; denn die Füße versagten ihm ihren Dienst und ein Rabe setzte sich auf sein Haupt und hackte ihm die Augen aus. Er mußte es ge-

schehen lassen; denn die Hände waren ihm steif und bewegungslos geworden und das Ungeziefer, das Moos und das Spinngeweb hielt ihn rings eingesponnen. Da stieß er ein dumpfes Geheul aus und ging zu Grunde, wie er seine Flur, die reiche, gesegnete, zu Grunde gehen lassen, und die Wölfe, die seine Ochsen zerrissen, zerrissen auch ihn und liefen mit ihrer blutigen Beute dem Walde zu; so daß am folgenden Morgen seine Spur nimmer gefunden ward.

Die Kinder wurden von dem Bilde der Zerstörung und Verwilderung mit Trauer erfüllt und das Ende des trägen Mannes erfüllte sie mit Schrecken. Sie dankten der Alten für die gute Lehre und prägten sich das Bild tief ins Herz. Und von dem an bezeigten sie sich nur noch unverdrossener und rühriger, und wenn ihnen je einmal die Hände in den Schooß sinken wollten, dann durften sie blos an den Unglücklichen denken, wie ihn Trägheit und Müssiggang eingesponnen und fühllos und bewegungslos gemacht, und wie der Rabe ihm die Augen ausgehackt, ohne daß er es wehren konnte: dann wich die Trägheit von ihnen und sie griffen singend und lachend mit frischem Muthe die Arbeit wieder an. Und sie dankten Gott dafür, daß er sie unter die Zuchtruthe der Alten gelangen lassen und daß sie von ihr Arbeit und Fleiß gelernt hatten.

Zehntes Kapitel.

Von einem zweiten Bilde, welches der Spiegel des Lebens den Königskindern zeigte.

Das zweite Jahr, welches die Kinder auf der Insel im Häuslein der alten Mutter verlebten, glich dem ersten, wie ein Ei dem andern; sehnsüchtig blickten sie noch jeden Abend über die einsamen Wellen des Meeres hinüber; allein es war ihnen doch schon leichter ums Herz. Sie hatten sich in ihr Schicksal ergeben gelernt und an die Strenge der Alten und die Unarten ihres Hündleins und die Sprünge der Geiße allgemach gewöhnt.

So kam denn auch der letzte Tag dieses Jahres, und an seinem Abend ging die Alte wieder zu ihrer Truhe und nahm den Spiegel hervor und sprach: dieser Spiegel war es, der euch die Arbeit segnen lehrte und euch zeigte, was das schreckliche Elend der Trägheit sey; diesmal soll er euch zeigen, wie es um die Hoffart beschaffen ist.

Ach, sprachen die Kinder, liebes Mütterchen, zeige uns in dem Spiegel lieber ein anderes Bild, denn von der Hoffart haben wir hier in deinem Häuslein gar wenig zu befahren

Es ist wahr, erwiederte die Alte, ihr seyd wieder geworden, was euere Voreltern waren und ihr wohnet hier bei mir in Armuth und Niedrigkeit, und du Schreimund bindest Besen und du Schweigstilla fegst damit das Häuslein; doch glaubet nicht, daß ihr darum vor Eitelkeit und Stolz und Hoffart sicher seyd.

Aber, erwiederten die Kinder, sage uns doch, wer uns hier zur Eitelkeit und zur Hoffart verführen könnte; wir haben hier ja keine Diener, wie daheim bei unserem Vater, die auf unsere Befehle horchen, keine Schmeichler, die uns liebkosen, wir armen Kinder müssen ja deinem Hündlein aufwarten und deinem Geißlein dienen und den ganzen Tag unseren Rücken bücken, da vergeht uns ja die Hoffart und die Eitelkeit von selbst.

Ihr sprecht wie unerfahrene Kinder, entgegnete die Alte, betrachtet meine grauen Haare und glaubt es mir, die Hoffart, diese einschmeichlende Prinzessin, kann mit ihrem ganzen Hofstaate ebensowohl in der Hütte, das heißt im Herzen des Armen, wie in den Schlössern der Könige und Mächtigen wohnen. Wem es an Schmeichlern und Höflingen fehlt, der stellt sich nicht selten vor den Spiegel und da legt er seinen Bettelrock mit größerer Selbstgefälligkeit zurecht als ein König seinen Königsmantel und da sagt er sich selbst mehr Schmeicheleien, als alle Schmeichler und Höflinge einem

Fürsten sagen können, und findet er Niemand, der ihm ein Ordensband und ein Ehrenzeichen umhängt: nun so schmückt er sich selbst mit dem Orden des Eigenlobes, und fehlen ihm die Anbeter, die vor ihm auf die Kniee niedersinken und ihm den Staub von den Fußsohlen küssen, ei so fällt er vor sich selbst nieder und bringt sich den Weihrauch der Selbstbewunderung und des Selbstlobes dar. Darum seyd wohl auf euerer Hut, seyd demüthig und gottesfürchtig und bestreuet euer Haupt mit Staub und Asche, damit die Verführerin sich nicht in euer Herz einschleiche; und was ich euch bitte, gebet jetzt wohl Acht, der Spiegel wird euch nun das menschliche Herz unter dem Bilde einer festlich geschmückten Stadt zeigen, er wird euch die Hoffart zeigen, wie sie als gebietende Fürstin eben ihren triumphirenden Einzug mit ihrem ganzen Hofstaat, das heißt, mit allen sie begleitenden Lastern halten will; ihr werdet zugleich aber auch sehen, welch einen kläglichen Ausgang ihr Prunk nimmt und wie sie mit Schanden zu Grunde geht.

Nachdem die Alte dieß gesprochen, hielt sie den Kindern den Spiegel vor die Augen.

Das Bild aber, das er dießmal zeigte, war nicht weniger wunderbar, als das erste und die Kinder hatten kaum Augen genug, um Alles recht genau zu betrachten, so viel

gab es da zu sehen und Eines bedünkte sie immer wunderlicher und seltsamer als das Andere.

Vor ihnen lag, wie die Alte vorausgesagt, eine große, herrliche Stadt. Es war eine wunderreiche Stadt des Orients. Der Halbmond glänzte auf hundert goldgedeckten Moscheen. Eine Krone grüner Berge mit lachenden Villen umgab sie rings. Palmen, Zedern und Pinien bückten mit ihren schattigen Kronen zu ihr hernieder; schlanke Cypressen stiegen wie lebendige Obelisken in die Höhe, um sie her dufteten Zitronen und Orangen mit ihrer zarten, schneeweißen Blüthe und zeigten goldene Früchte. Ueberall rannen von der Höhe in die Straßen klare, kühle Bäche und sprangen in hellem Strahle hoch auf aus den Springbrunnen. Die Stadt selbst war geschmückt mit Pallästen und Thürmen, Hallen und Theatern, Kaufläden und Denkmälern und Bildsäulen und allem, was man in einer großen Stadt zu sehen pflegt.

Das Volk stand festlich geschmückt in seinen Feierkleidern dicht gedrängt in den Straßen, die alle mit goldgestickten Purpurteppichen und Blumen belegt waren. Ueberall waren Altäre und Altärchen errichtet und darauf brannten silberne Rauchfässer und rings herum stand in goldenen Schaalen der feinste Weihrauch zum anzünden bereit.

Zu allen Fenstern hinaus, bis zu den höchsten Dachkammern und von den Dächern selbst hinab schauten die

Köpfe der Neugierigen in vielen Reihen. Kinder hingen an den Gittern der Thüren und Fenster oder waren auf vorspringende Steine geklettert. Frauen und Jungfrauen im reichsten Schmucke, die goldenen Fächer in den Händen, saßen rechts und links auf den Balkonen. Die Lahmen hatten sich vor die Thüren tragen lassen, die Blinden streckten die Köpfe hervor, damit ihnen kein Laut entgehen möchte, selbst die Kranken ließen ihr Bett ans Fenster stellen und legten sich mit dem Kopfe höher, um auch mit hinabsehen zu können.

So harrte Alles in geräuschvoller Erwartung und wer die festlich geschmückte Stadt und das Volk sah, der mußte ohne Zweifel denken, ein Kaiser halte seinen Einzug, um Gott für einen Sieg zu danken und ihm gälten alle die Altäre und die Blumen und die Feieranzüge der Menge.

Die Leute sprachen noch eine Weile in der Ungeduld ihrer Erwartung von einer großen Zauberin und ihrer Macht und ihren unermeßlichen Schätzen; dann wurde plötzlich eine allgemeine Bewegung unter ihnen sichtbar, tausend Stimmen riefen: sie kommen, sie kommen, die Häupter entblößten sich und Alles wurde still.

Nun theilte sich die Masse des Volkes ehrfurchtsvoll zur Rechten und Linken und es kamen als Herolde des Zuges vier weiße Hirsche schnellen Laufes daher gesprungen, jeder trug auf den beiden obersten Spitzen seines Geweihes

einen stattlichen Hahn mit hohem Federbusche und rothem Kamme.

Wo sich ein freier Platz öffnete oder die Straßen sich kreuzten, da liefen die Hirsche nach den vier Winden hin auseinander und alsogleich begannen die Hahnen von oben herunter mit ausgespreizten Flügeln aus Leibeskräften in den höchsten Tönen zu krähen, allem Volke das Nahen seiner Herrin und Gebieterin, der größten Fürstin der Welt verkündigend.

Die Thiere krähten so durchdringend, daß sich das Volk die Ohren zuhielt und sie hörten nicht auf, als bis ihnen der Athem ausging; dann setzten sich die Hirsche unter dem Jubel und Beifallruf der Menge wieder in Bewegung und liefen zum nächsten Kreuzwege, wo die Hahnen mit frischer Stimme ihr altes Trompeterstücklein von neuem begannen.

Wer aber von den Bewohnern der Stadt noch im Verborgenen oder in der Ferne geblieben, der konnte dem Hahnenschrei nicht widerstehen und drängte sich nun auch herzu, um dem Triumphzug beizuwohnen.

Den vier Herolden folgten die Bannerträger der Zauberin, eine Schaar geschmückter und geputzter Aeffchen, die mit ihren Fahnen auf den Zehenspitzen einherstolzirten, sich beständig von Kopf bis zu Fuß betrachteten und belächelten und nach rechts und links mit freundlicher Herablassung

grüßten. War auch Einer wunderlicher gekleidet als der Andere, so trugen doch alle dieselbe Narrenkappe und alle gingen in grellen Farben, die mit den Hahnen um die Wette schrieen.

Hierauf kam halb gegangen halb gefahren und geflogen die Feld- und Leibmusik der Zauberin. Voran schritt sehr ernst und feierlich eine Schaar von Klapperstörchen, die mit ihren langen Beinen die ganze Breite der Straße einnahmen; dann folgte ein Wagen mit pfeifenden Stadt- und Feldmäusen, denen ein Murmelthier, das die Stelle des Capellmeisters versah, den Takt angab.

Ein zahlreicher, vielstimmiger Sängerchor reihte sich ihnen an, es waren Schnattergänse, Lachtauben, Staarmatzen, Krähen und Elstern; den ganzen Zug schloßen endlich die Rohrtrommler, die recht wacker darauf los trommelten.

Nun kam ihre Dienerschaft und ihr Leibgefolge, zuerst die Lakaien und das Gesinde, dann immer höher die Kammerdiener und Kammermädchen. Es waren meist Füchse und Füchsinnen, die in allen Gestalten die verschiedenen Dienste und Aemter versahen und die Schnauzbärte und Schweife bald lang bald kurz, bald spitz bald breit tragend, in allen Uniformen gingen und sich bald mit liebenswürdiger, scherzender Leichtigkeit bewegten, bald erstaunlich ehrbare und frommergebene Gesichter machten; alle hatten jedoch die Gabe

gemein, so sanft und leise aufzutreten, daß man sie kaum hörte.

Jetzt entstand ein leises Geflüster, alles Volk ließ sich auf die Kniee nieder, aus den Fenstern und von den Dächern flog ein wahrer Regen von Blumen und Kränzen und Gedichten, auf allen Altären duftete der Weihrauch, die Frauen und Jungfrauen auf den Balkonen schwenkten ihre weißen Tücher: denn siehe, es kam rings von den Füchsen umgeben, und von bunten Schmetterlingen umflattert, und von acht prunkend einherschreitenden Pfauen gezogen, der Triumphwagen der zauberkundigen Fürstin langsam daher gefahren.

Der Wagen war von durchsichtigem Glase, reich vergoldet, rings mit Glocken und Glöckchen behangen, und sah sehr lustig und schimmernd und schillernd aus. Die Fürstin saß auf einem hohen Throne, der aber so fein und durchsichtig und künstlich gearbeitet war, daß sie auf einer Wolke oder auf einem blauen Nebel oder Dunst zu schweben schien.

Ueber dem Throne wölbte sich ein sehr hoher Triumphbogen aus Palmen und Lorbeerzweigen, ihre Siege im Kriege und ihre Thaten im Frieden bezeichnend. Auf der Spitze des Triumphbogens saß ihr Wappenkönig, ein zierliches Eichhörnchen in scharlachrothem Mäntelchen, und hielt einen

großen goldenen Schild vor sich, worauf mit großen Buchstaben die Inschrift stand: Vanitas Vanitatum.

Dem Wagen voran flog eine Schaar von Wachteln, welche die Leute zur Ehrerbietung aufforderten, indem sie ihnen unermüdet: Bück den Rück! Bück den Rück! nach Rechts und Links hinriefen; hinter dem Wagen dagegen flog eine Schaar von Kuducken, die durch ihren Ruf: Guck Guck! Guckguck! Jeden zum Aufschauen und zur Bewunderung der Prinzessin aufforderten.

Den Triumphwagen der großen Königin Vanitas selbst lenkte als Kutscher ein alter aufgeblasener Frosch; ihre geheimen Räthe saßen in den Zweigen des Triumphbogens, es waren Grillen und Gimpel und Papageien. Neben ihr in den Winkeln des Wagens, recht warm und weich gebettet, lagen einige wundernette seidenpfötige Kätzchen, die ihr unablässig schmeichelten und süß und lieb thaten.

Zu den Seiten des Wagens aber schritten, als ihre obersten Leibwächter, zwei fletschende Tieger einher; sie hatten weiße Zähne und scharfe Krallen und funkelnde Augen, und wer auf den Ruf der Wachteln sich nicht niederkniete, oder auf den Kuckucksruf nicht voll Bewunderung zu der Prinzessin hinaufschaute, dem senkten sie schweigend die Tatzen in den Nacken, und drückten ihm den Kopf hinab, oder hoben ihn ein wenig hinauf, so daß er sein Leben daran dachte.

Die Zauberin Vanitas selbst trug ein erstaunlich weites Gewand von Rauschgold und auf dem Haupt ein reiches Diadem, dessen Glanz jedes Auge blendete; wenn man es aber näher besah, so waren es keine Edelsteine, sondern schillernde, in einander geschlungene Schlangen, die ihre Köpfe mit den giftigen Zungen alle zischelnd dicht an das Ohr der Prinzessin hielten.

Ihr gegenüber zu den Stufen des Thrones kniete ihr Oberstmundschenk, ein alter ergrauter, sehr stattlicher Fuchs. Er hielt ein goldenes Gefäß, das mit Perlen und Edelsteinen von außen aufs reichste besetzt war, in den Händen, innen enthielt es aber nichts als gemeines Seifenwasser, und damit machte er farbige Seifenblasen, die er sehr behende zu dem geschminkten Angesichte seiner angebeteten Herrin hinaufblies, so daß sie sich stets darin bespiegeln konnte, und die ganze Welt durch seine buntschillernden Seifenblasen erblickte.

Rings zu ihren Füßen, auf den Stufen des Thrones, standen seidene Körbe und goldene Gefäße, angefüllt mit Perlen und Edelsteinen, mit Ehrenzeichen und glänzendem Spielzeug aller Art. Auf den Lippen der Prinzessin aber schwebte das Lächeln ewiger Selbstgefälligkeit.

So saß sie nachlässig in den Thron zurückgelehnt, bald sich in den Seifenblasen spiegelnd, bald die Kätzchen mit Zuckerbrod für ihre Liebkosungen fütternd, bald den Papa-

geien in den Lorbeerzweigen ihre Befehle zunickend, oder den Grillen und Gimpeln Gehör ertheilend.

Von Zeit zu Zeit aber, wenn der Jubelruf des Volkes lauter wurde, wenn die Blumen reichlicher aus den Fenstern herabregneten, und die Rauchwolken dichter und erstickender aufstiegen: dann nickte sie den Herren und Damen wohlgefällig mit dem Kopfe zu, und bückte sich ein wenig, und that einen Griff in die Körbe mit den Edelsteinen, dem Zuckerwerk und den Ehrenzeichen zu ihren Füßen.

Nun streckte ihr Alles die Hände entgegen: sie aber blickte nach links, und warf nach rechts ihre Gaben blind aus, und wer das Geringste davon erhaschen konnte, der küßte, von ihr bezaubert, es inbrünstig und kreuzte zum Zeichen dankbarer Ergebenheit die Hände über der Brust.

In ehrerbietiger Entfernung folgte ihrem Wagen endlich eine zahllose Heerde schneeweißer Schaafe, mit blauen und rosenrothen Bändchen und Blümchen geziert; die harmlosen Thiere fühlten sich glücklich, die Schleppe oder auch nur eine Schleife der Prinzessin Vanitas tragen zu dürfen; den Beschluß des Festzuges machten dann ihre Schatzmeister, ein Trupp hungriger Wölfe, der mit verlangendem Blick nach den Schaafen hinsah.

Das war der große Triumphzug der größten und mächtigsten aller Zauberinnen, der Königin Vanitas; und so be-

wegte er sich langsam und feierlich durch die Straßen der geschmückten Stadt, und Alles war Jubel und Herrlichkeit.

Sie waren aber kaum auf den großen Marktplatz in ihrer Mitte gekommen, siehe, da erhob sich ein leichter Wind, der den Staub aufregte, und der Staub flog gerade dem Zuge entgegen, den Herolden, den Musikanten, den Kammerfräulein und Kammerjunkern, der Königin selbst und den Schaafen und Wölfen in die Augen und in den Mund.

Sie mußten alle niesen und sich die Augen reiben.

Der Staub aber ward dichter und der Wind nahm an Stärke zu, und der Zug hatte große Mühe voranzuschreiten. Besonders hatten die Bannerträger ihre liebe Noth, die Fahnen aufrecht zu erhalten, und der Wappenkönig auf dem Triumphbogen in seinem scharlachrothen Mäntelchen wußte nicht, wie er sich und sein Schild halten sollte.

Nun verfinsterte sich der Himmel und es begann leise zu regnen; da rann zuerst die Schminke den Geschminkten von den Wangen herunter. Bald aber verwandelte sich der Wind in einen Sturm und der Regen in einen Wolkenguß.

Alles Volk lief über Hals und Kopf nach Hause, alle Fenster und Thüren und Läden wurden geschlossen, und die Blumengewinde und die Teppiche und die Altäre hereingenommen.

Es wurde öde auf den Straßen; Niemand blieb zurück,

als der Sturm und der Regen und der Hofstaat der Königin Vanitas, und diese begannen nun einen harten Kampf mit einander.

Der wüthende Sturm fiel zuerst über die Hirsche her, und riß ihnen die krähenden Hahnen von den Geweihen herunter; die Bannerträger sammt ihren Fahnen warf er Einen über den Anderen; sie verwickelten sich untereinander und in ihre Fahnen zu einem großen Knäuel, den der Sturm gegen die Feld- und Leibmusik der Königin hintrieb.

Da hätte man sehen sollen, wie diese so schnell verstummte, oder sich in ein Angst- und Klaggeschrei verwandelte, und wie die Musikanten nach allen Seiten hin auseinander stäubten.

Nachdem auch diese Abtheilung geworfen, machte der Sturm seinen Angriff auf den Hofstaat selbst; allein die schlauen Füchse drehten sich um. Sie hatten den Wind in ihrem Rücken, und dachten bei sich, mit dem groben Gesellen werden wir wohl auch noch fertig werden.

Was sie aber nicht dachten, das geschah; der Regen, mit dem Sturme verbündet, stürzte nun wie mit Eimern gegossen hernieder; das Wasser rann rings von den Bergen in die Stadt; die Hauptstraßen wurden zu Strömen, und die Nebenstraßen zu Bächen, und alles Wasser rann auf dem Markte zusammen, und er bekam allgemach das An-

ſchen eines Sees, und das Waſſer ſtieg immer höher und höher.

Da hatten die Füchſe ſich gut gegen den Wind drehen und wenden; was half es ihnen? Das Waſſer ſtieg ihnen an den Kragen, und mit dem Waſſer kamen von den Bergen Steine herabgerollt.

Kling, kling, da ging der gläſerne Wagen der Prinzeſſin in tauſend Stücke, und der Sturm riß ihren Triumphbogen mit den Papageien und Gimpeln und Grillen über den Haufen, und ſie ſelbſt mit ſammt ihren Kätzchen und ihrem Obermundſchenke fielen in das Waſſer und in die Scherben.

Die Körbe und die Gefäße mit dem Zuckerzeug und Spielwerk und Ehrenzeichen ſchwammen durcheinander; die Füchſe ergriffen die Flucht, nahmen ſich jedoch in der Eile noch ſo viel mit, als ſie erhaſchen konnten; die Wölfe und die Tiger verſchmausten unterdeſſen die Schaafe; Jeder dachte an ſich; Niemand kümmerte ſich um die arme Prinzeſſin, die unterdeſſen in ihrem rauſchgoldenen Kleide hülferufend in der Sündfluth ſchwamm.

Sturm und Wetter trieben ihr Spiel mit ihr; ſie wirbelten die Unglückliche, von Allen Verlaſſene ſo lange im Kreiſe herum, bis ihr der Athem ausging und ſie vor Müdigkeit und Erſtarrung kein Glied mehr rühren konnte; da

stürzten die Wasserfluthen vom Sturme getrieben aufs Neue über sie her, warfen sie nieder und begruben sie.

Mit der abgeschwemmten Erde und den Steinen von den Bergen und dem Unrathe aus den Straßen der Stadt thürmten sie alsdann über ihr ein hohes Leichenmal, und als die Leute am folgenden Morgen ihre Thüren und Thore wieder öffneten und auf den Markt traten und das Feld der Verheerung besahen, da war Alles verschwunden und oben auf dem Leichenmale fanden sie den todten Wappenkönig liegen; sein rothes Mäntelchen war zerfetzt, er hielt aber seinen Schild noch fest mit der Inschrift: **Vanitas Vanitatum!**

Nachdem die Kinder von dem Betrachten dieses großen Bildes ganz müde waren, legte die Alte ihren Spiegel wieder in die große schwarze Truhe, verschloß dieselbe und sprach zu den Kindern: Was alle die einzelnen Thiere in dem Festzuge zu bedeuten haben, das will ich euch jetzt nicht sagen, ihr mögt selbst darüber nachdenken und den Sinn davon ergründen; denn ihr seyd nun verständig genug und an Zeit fehlt es euch auch nicht und hier auf meiner Insel ist es so still, daß euch Niemand stören wird; aber ich sage es euch noch einmal, hütet euer Herz vor der Prinzessin Vanitas und ihrem ganzen zauberischen Hofstaat; doch nun ist es Schlafensgehenszeit, darum betet und geht ins Bett.

Eilftes Kapitel.

Das dritte und letzte Bild, welches die Kinder in dem Spiegel des Lebens sahen.

Auch in dem folgenden Jahre lebten die Kinder so ruhig bei der Alten, wie ihr Ahnherr unter den säuselnden Birken in seiner Waldhütte auf der stillen Haide; kein Schiff und kein Schifflein landete an der Insel; die Zugvögel und die Wolken, die hoch über ihr dahinzogen, waren die einzigen Boten von der übrigen Welt; die Kinder aber wurden größer und verständiger, und als der letzte Abend des Jahres gekommen, ließ die Alte, ohne ihnen, wie früher, im Voraus eine Erklärung zu geben, sie in den Spiegel blicken.

Umgekehrt, wie früher, begann der Anblick, den er ihnen darbot, dießmal traurig, er endete aber fröhlich.

Sie sahen das Meer; es war finster; eine schreckliche Mitternacht lag über den Wogen. Kein Stern schien vom Himmel hernieder; der Sturm heulte; die Wellen brüllten und zerstäubten brandend am Ufer; rabenschwarz wälzten sie sich von ferne aus dem tiefsten Grunde heran und schneeweiß überschlugen sie sich.

In Mitte der wilden Wogen schwebte eine kleine schwache

Barke auf und ab; eine Jungfrau in weißem Gewande kniete in der Barke mit einer goldenen Harfe; vor ihr stand ein weißer Altar von Marmor und darauf brannte eine zitternde Opferflamme himmelan; die Flamme war das einzige Licht, das diese Nacht erhellte und wenn ihr Schein in die dunklen Tiefen des Abgrundes fiel, dann wurden dort die scheußlichen, vielköpfigen Meerungeheuer sichtbar, die gähnend den Rachen gegen die Jungfrau und ihre Barke aufrissen, um sie zu verschlingen; fiel aber ein Lichtstreif der heiligen Flamme auf das abschüßige Ufergestade: dann erhellte er dort die Schreckensgestalten der reißenden Thiere der Wildniß, die auf den vorspringenden Felsen lauerten, um sich über die Unglückliche zu stürzen, wenn sie am Ufer scheitern würde.

Hinter der Jungfrau, über den stürmenden Wogen, schwebte der Geist des Todes, im schwarzen Mantel der Nacht, und hielt das Schifflein mit beiden Armen umfaßt und stieß es mit dem Sturme unermüdet gegen einen scharfen Felsen, der sich einsam mitten aus den Wellen erhob.

Die schwache Barke seufzte und stöhnte, wenn sie gegen die Schneide des Felsens stieß und dann hart wieder zurückprallte, so daß die Jungfrau und die Opferflamme schwankte. Der Geist des Todes aber faßte sie stets von neuem und von neuem, stieß sie schweigend gegen den Felsen, und der scharfe Fels bohrte sich mehr und mehr ein und das Wasser

sickerte anfangs leise hinein und dann drang es immer gewaltiger hindurch und umfloß die Füße der Jungfrau und rings den Altar.

Die Barke senkte sich; noch ein Stoß und es schien das gebrechliche Fahrzeug war zerschellt und der finstere Geist hatte gesiegt.

Da aber hob die Jungfrau die Augen gen Himmel; sie öffnete wie ein sterbender Schwan flehend den Mund und griff in die Saiten ihrer Harfe und sang zur Flamme des Opfers und die Töne klangen aus der Tiefe so schmerzlich, so klagend, so wehmuthvoll, so sehnend, so hoffend, so süß, wie die Stimme einer reuigen Seele; sie riefen voll Demuth um Erbarmung, sie flehten voll Inbrunst um Gnade; vergib uns unsere Schulden, als auch wir vergeben unsern Schuldnern!

Die Stimme klang anfänglich leise und schwach und zitternd; auf den Flügeln der Hoffnung aber schwang sie sich auf und wurde voller und mächtiger und heller und freudiger und wirbelte wie die Lerche und erklang dann voll wie die Posaune, die die Glorie und Herrlichkeit Gottes verkündete.

Da hielt der Geist des Todes lauschend in seinem Stoß inne; sein Zorn schien gebunden; er klammerte sich mit müdem Arme an die Barke und seine Augen senkten sich wie in Schlummer und um ihn her ward es stiller.

Die Wuth des Sturmes ließ nach und schweigend legten sich die Wogen zur Ruhe; auch sie schienen der Sängerin zu horchen und bedeckten die Ungeheuer der Tiefe. Das reißende Wild auf dem Felsengestade sank mit ihnen in Schlummer; allum herrschte Ruhe und Schweigen und einsam klang die Stimme der singenden Jungfrau und leuchtete die ruhige Flamme ihres Altares.

Aber es war nicht mehr der Angstruf schmerzlicher Wehklage, es war der jubelnde Festgesang der Freude; es war eine Hymne des Sieges, ein Loblied der Ehren, ein Preisgesang des Höchsten, der himmelan drang; da endlich zerriß der dunkle Wolkenschleier und milden Lichtes erschien der Friedensbogen über den schlummernden Wellen des Meeres und vereinigte und versöhnte Himmel und Erde. Und die Chöre der Engel schwebten rings geschaart um den leuchtenden Himmelsbogen des Friedens hernieder und blickten horchend auf die singende Jungfrau in der Tiefe, deren Lieder helltönend zu ihnen hinan stiegen; über des Bogens Mitte aber erglänzte die Sonne der ewigen Liebe und warf ihre Strahlen herab und erhellte das Meer und die Erde und freudig erglänzten in ihrem Strahle die Augen und die Stirne der gottbegeisterten Sängerin und ihre Lieder erklangen immer heller, voll begeisterter Liebe.

Aber das Wasser in der lecken Barke stieg höher und sie schien mit dem Tode in die Tiefe zu versinken.

Da stieg der Engel des Friedens von dem Friedensbogen hernieder zu ihrem Altare und reichte ihr eine strahlende Palme. Die Jungfrau hielt in schweigender Ehrfurcht inne mit Spiel und Gesang und legte die Palme in die Opferflamme; das Feuer loderte hell auf und verzehrte die Palme. Da aber theilte sich der Fels, gegen den der Geist des Todes die Barke getrieben und ein leuchtender Himmelsbaum mit einer Blüthenkrone wuchs aus seinem Schooße empor; der Engel reichte der Jungfrau die Hand und setzte sie mit ihrer Harfe in die Krone des Lichtbaumes.

Alleluja sang die Jungfrau und der Baum wuchs und wuchs, Blüthenkrone sproßte aus Blüthenkrone und er stieg höher und höher zu den Chören der Engel und der Sonne der Liebe empor, während im Grunde die zerschellte Barke mit dem Geiste des Todes in die Tiefe des Abgrundes versank.

In den Höhen des Himmels hießen die Engel die Sängerin willkommen und um ihre Stirne schlangen sie eine Krone von leuchtenden Sternen.

Das war das Bild, dessen Anblick das Herz der Kinder tief bewegte.

Die Alte hatte schon lange ihren Spiegel wieder in die

alte Truhe verschlossen, die Kinder aber glaubten noch immer den Gesang der Jungfrau zu hören und die leuchtenden Gestalten der Engel zu sehen. Das Mütterlein sprach endlich zu ihnen: seyd gut und fromm und singet mit der Jungfrau zur goldenen Harfe eueren Bußgesang und den Lobgesang des lieben Gottes, das heißt, wachet und betet in den Stürmen dieser Welt, wo Gefahren und Leidenschaften euch rings umdrohen und der Tod euch unablässig am Lebensmarke nagt, dienet ihm mit reinem Herzen, lasset die Opferflamme auf dem Altare nicht erlöschen und bringet die Krone euerer Ehre ihm darauf zum Opfer: dann werdet auch ihr auf dem Himmelsbaume, wenn die Barke des Leibes versinkt, hinan steigen und mit der Sternenkrone im Angesichte der ewigen Liebe gekrönt werden. Jetzt aber geht schlafen; denn ihr wißt, daß ihr morgen früh aufstehen müßt und das Haus fegen, Schreimund muß Holz holen für den Winter und Schweigstilla das Spinnrädchen drehen.

Zwölftes Kapitel.

Hier kommt das alte eisgraue verschwundene Männlein wieder zum Vorschein.

Noch einmal grünte und welkte der Wald, noch einmal rann ein Jahr wie ein verborgenes Waldbächlein still und geräuschlos auf der Insel dahin und die Kinder sprachen schon lange, ehe es sich zum Ende neigte, was denn dießmal der Spiegel wohl zeigen würde.

Endlich war der letzte Tag gekommen, sie führten, wie gewöhnlich, das Geißlein auf die Wiese am Meeresufer und das Hündlein zum Bade. Doch als sie vor dem Heimkehren noch einen letzten scheidenden Blick sehnsüchtig über die Wellen warfen: da sahen sie einen Mann unter einem grauen Hut die Felsen hinaufklettern. Sie liefen herzu und als sie näher waren, da sahen sie wohl, daß es kein anderer seyn konnte, als das eisgraue Männlein, der Bruder der Alten, der ihrem Vater, dem König, in seinem Lustgarten auf der bemoosten Bank, unter dem Birkenbaume ihres Ahnherrn, erschienen und dann mit Scepter und Krone verschwunden war.

Er sah noch ganz wie damal aus, er trug noch denselben grauen Mantel, der unterdessen noch etwas durchsich-

tiger und farbloser geworden war. Sein Haupt bedeckte dießmal ein grauer Pilgerhut mit Muscheln geziert. Oben auf dem Hut saß ein kleines weißes Täubchen, in der rechten Hand führte er seinen alten Stab, in der linken trug er etwas in einem rothen, zusammengeschlagenen Tuche, man konnte aber nicht sehen, was es eigentlich war.

So kletterte er mühsam die Felsen hinauf; von Zeit zu Zeit setzte er sich nieder und ruhte eine Weile aus, denn es schien, als käme er eben von einer weiten Wanderschaft und sey überaus müde.

Die Kinder sprangen halb erfreut, halb furchtsam herzu und grüßten ihn sehr freundlich; er blickte sie von Kopf bis zu Füßen an und da er sie so groß und so freundlich und verständig sah, machte auch er ein freundliches Gesicht und sprach: Was macht die alte Schwester Griesgram, was macht Wauwau, das Hündelein und Zickzick, das Geißlein und was machen die Königskinderlein?

Der Prinz und die Prinzessin antworteten: Griesgram, das Mütterlein, sitzt daheim am Feuerlein und brockt das Abendsüppchen ein; Wauwauchen bellt am Strande und wälzt sich im Sande; Zickzick, das Geißlein klein, frißt die Gräslein zart und fein, und springt über Stock und Stein; willst du aber erfahren, ob die Kinderlein artig waren, geh das alte Mütterlein fragen, das wird dir Alles haarklein sagen.

Die Kinder wollten nun auch dem Alten helfen, er aber sprach freundlich sie abweisend: Ich gehe lieber allein; ihr seid zum Führen noch zu klein und müßt noch selber auf euch schauen, weil euren Füßlein nicht zu trauen; doch wollt ihr guten Kinder, mir meine Mühen machen minder, dann dürft ihr nicht lange fragen, ich gebe euch etwas zu tragen. Damit reichte er der Prinzessin Schweigstilla das kleine weiße Täubchen mit einem rothen seidenen Bande und setzte es ihr auf den Zeigefinger der rechten Hand, dem Prinzen Schreimund aber gab er das rothe zusammengeknüpfte Tuch zu tragen. Die Prinzessin nahm nun noch das Geißlein beim Strick, ihr Bruder hob das Hündchen auf den Arm und so gingen sie langsam, den Alten in der Mitte, zu dem Häuslein der guten Mutter Griesgram.

Der ungeduldigen Alten waren die Kinder heute Abend über die Zeit ausgeblieben; sie stand daher schon in der Thüre und schaute nach ihnen, ob sie noch nicht bald kämen, oder ob ihnen vielleicht ein Unglück zugestoßen wäre.

Sie war darum sehr erfreut, wie sie sie endlich kommen sah; noch mehr aber, als sie den Alten in ihrer Mitte gewahrte.

Der Alte hob auch schon von ferne vor Freude seinen Stab in die Höhe und rief: Grüß dich Gott, mein liebes Schwesterlein, nun wollen wir einmal recht fröhlich seyn. Sie

antwortete: Glück und Heil sei dein Theil; willkomm liebster Bruder mein, Gottes Segen kehre mit dir ein.

Hierauf drückten der alte Bruder und die alte Schwester einander die Hand und das Männlein sprach: Nun will ich aber erfahren, ob die Kinderlein artig waren; mache mir die Wahrheit kund, von Schweigstilla und Schreimund; lernten sie folgen, lernten sie hören, werden sie nimmer die Ruhe stören? lernten sie beten, lernten sie schweigen und ward die Tugend der Demuth ihr eigen? und lernten sie bücken zur Arbeit den Rücken und ihrem Willen entsagen und folgen ohne zu fragen?

Die alte Frau Griesgram blickte hierauf die Kinder freundlich an und erwiederte: Das machte das Rüthlein vom Birkenstamm, Schweigstilla ist fromm wie ein Lamm; das machte das bittre Birkenreis, Schreimundchen lernte Gehorsam und Fleiß; die Kinder sind artig, die Kinder sind gut, sie ließen die Unart, den Uebermuth, gewannen in Thränen und Schmerzen die Frucht der goldenen gottgefälligen Zucht; drum kann ich die Kinder nur rühmen und loben, denn glücklich bestanden sie alle Proben und wer die freundlichen Kinder wird sehen, der muß es mit freudigem Herzen gestehen: zu ihrem Heil, zu ihrem Frommen, hat sie das Unglück in die Lehr genommen.

Das alte Männlein war über diese Rede sehr erfreut,

es streichelte die Kinder und sprach: Nun danket Gott, der Alles so gewendet; nun preiset ihn, die Trauer ist geendet; geendet sind alle Schmerzen, deß freuen wir uns von Herzen und Morgen sollt ihr wieder kehren, zu euren alten Ehren, in eures Vaters Arm, zu enden seinen Harm, zum König auf dem goldnen Throne, damit er euch mit seiner Liebe lohne; für heute aber wollen wir uns laben, mit dem Besten was wir haben: mit Trank und Speise, zu Gottes Lob und Preise.

Die Kinder wußten nicht was das Alles zu bedeuten habe; der Alte ermahnte sie jedoch zur Geduld bis Morgen, dann wolle er ihnen Alles sagen. Und so gaben sie sich denn zufrieden und alle waren vergnügt mit einander und die Mutter Griesgram suchte das Beste aus, was sie hatte, Schweigstilla und Schreimund aber spielten den ganzen Abend mit dem weißen Täubchen, bis ihnen die Augen zufielen.

Dreizehntes Kapitel.

Wie die Königskinder in das Schifflein stiegen und von dem traurigen Abschiede.

Des folgenden Morgens begann das eisgraue Männlein zu den Königskindern in dieser Weise seine Rede: So wisset denn, ich komme aus dem Lustgarten eures Vaters; aber ach! wie ist es da so viel anders geworden, als damal, da ich den Garten noch sah so blühend in seiner Herrlichkeit und euren Vater, den König, so stolz in seinem Glück!

Seit lange liegt nun der Garten in wilder Trauer und sein Anblick that mir so weh im Herzen! Denn seit jenem unseligen Tage, da euch der schwarze Adler von dannen führte, will euer trauernder Vater nur von Trauer umgeben seyn und darum mag er es in der Bitterkeit seines Grames nicht über sein Herz gewinnen, daß die Gärtner, wie ehemals, den Garten pflegen und ihn zieren und schmücken.

Unbegossen welken die armen durstigen Blumen dahin, sie senken die duftlosen Kronen zur Erde und klagen mit ihrem Herrn. So ist der Lustgarten ein Trauergarten geworden und wie in den Zeiten seines Ahnherrn, des Maiers vom Birkenfelde, so nistet wieder das wilde Waldgevögel

um den König her; er aber sitzt in des Gartens Mitte, mit der Dornenkrone wilder Rosen auf dem Haupte und dem Scepter von Birkenreis in der Rechten und da singt er den schmerzlichen Klaggesang seiner Reue und harret der Stunde seiner Erlösung, da ihm seine ungehorsamen Kinder wieder zurückkehren werden.

So trat ich vor ihn hin, als die Zeit des Fluches erfüllt war, und wie ich ihn früher gewarnt, so habe ich ihm jetzt verkündet, daß die Zeit seiner Buße vorüber und daß ihr noch am Leben seid. Da sprang euer Vater hoch auf vor Freuden und segnete das Andenken seines Ahnherrn und begann mit lauter Stimme das Lob der Birke zu singen; dann küßte er meine Hand und bat mich flehentlich, daß ich ihn zu euch führen möchte.

Ich hieß ihn aber sich gedulden, dieweil ich erst sehen müßte, ob ihr in der Schule des Unglücks brav und verständig geworden seid und mit Achtsamkeit und Nutzen in den Spiegel des Lebens geschaut habt. Er hielt mich so fest, ich mußte mich mit aller Kraft von ihm losreißen. Und so bin ich hieher gewandert und ließ ihn daheim, euerer voll Sehnsucht harrend.

Da ich nun aber wohl sehe, daß Mutter Griesgram mir die Wahrheit gesagt und ihr alle Proben wohl bestanden habt, so sollt ihr jetzt heimkehren zu eurem Vater; ich aber

bin des Wanderns müde und werde statt euerer bei meiner alten Schwester bleiben und da wollen wir hier in Stille und Einsamkeit unsere alten Tage mit einander beschließen.

Die Kinder hüpften bei dieser Rede vor Lust und Freude; sie sprangen im ganzen Häuslein herum und erzählten Alles, was sich begeben, dem Hündchen Wauwau, damit es sich mit ihnen freue; dann aber gingen sie wieder zu dem alten Männlein und sprachen: Aber sag uns, liebes Väterchen, wie sollen wir denn allein den weiten Weg nach Hause über Land und Meer finden? wird der böse schwarze Adler wieder kommen, um uns abzuholen und uns durch die Luft zu tragen; und werden wir wieder frieren und Birken-Blätter essen müßen?

Nein, nein, erwiederte der Alte, gebt euch nur zufrieden, so schlimm wird es nicht werden, es wird Alles gut gehen. Sehet, als ich von eurem Vater schied, da nahm ich dieß weiße Täublein mit, das in seinem Kummer ihn tröstend neben ihm sein Nest sich gebaut hatte. Es flog mir von dem Neste auf die Hand und nun verlangt es wieder nach Hause und wird euch mit seiner Sehnsucht den geraden Weg zeigen. Unten aber am Meeresufer steht ein kleines Schifflein mit seidenem Segel, das wird statt des schwarzen Vogels mit euch über die Wellen fliegen, wenn der Wind, der lustige Jäger, frisch hinter ihm drein jagt.

Nun mußte die gute Mutter Griesgram frisches Brod backen und dazu nahm sie ihre schönsten Aepfel und das trugen sie Alles in das Schifflein. Dann schloß sie ihre Truhe auf und nahm daraus die Königskleider hervor, die sie selbst getreulich aufbewahrt hatte; sie schlang ein Tuch darum und sprach: Diese Kleider sind euch nun viel zu klein, aber nehmt sie mit zum Angedenken und erinnert euch bei ihrem Anblicke, warum ihr sie ablegen mußtet.

Dann langte sie noch einmal in die Truhe und holte den Spiegel des Lebens hervor: Diesen Spiegel, sprach sie, in den ihr bei mir hineingeblickt habt, nehmt auch ihn mit, und spiegelt euch fleißig in dem Spiegel der Wahrheit und laßt euch durch seine Bilder belehren und warnen und denket dabei an den schwarzen Vogel und an die alte Mutter Griesgram, die euch wohl manchen harten Streich gegeben, aber es immer gut gemeint hat.

Jetzt faltete auch der Alte sein rothes Tuch auseinander und siehe, es kamen zwei Paar grüne Schuhe zum Vorscheine und ein Scepter und eine Krone. Der Alte aber sprach: Der Weg zu eueres Vaters Schloß ist gar weit und rauh, drum habe ich euch neue Schuhe mitgebracht, die alten, in denen ihr gekommen, sind nun zu klein und auch zu zart; die Holzschuhe aber, die ihr hier in der armen Hütte getragen,

sind zu grob und zu schwer; mit bloßen Füßen aber könnt ihr nicht durch Dorn und Distel gehen.

Die Kinder zogen die blanken grünen Schuhe gar bereitwillig an, der Alte aber fuhr in seiner Rede fort: den Scepter und die Krone hier sollt ihr vorher in Ehrfurcht küssen; es sind die alten heiligen Kleinodien eures Hauses, die das Kind der Haide im Birkenwalde zuerst überkommen, und die dann auf dem armen alten Birkenbaume, in dem stolzen Lustgarten eueres Vaters, als er in seinem Uebermuthe ihn niederhauen ließ, verschwunden sind; bringet sie ihm jetzt, statt der Dornenkrone und dem Birkenreise zurück; denn der Dorn des Unglücks, das er an seinen ungehorsamen Kindern erlebt, hat ihn gedemüthigt und die Ruthe der Züchtigung ihn weise gemacht; darum wird er nun den Willen seines Ahnherrn nimmer verachten und das arme Reis der Strafe, dem die edle Zucht entsprießt, in Ehren halten; ihr aber thut desgleichen und seid gehorsam; denn wird eure Schuld diese Kleinodien noch einmal verlieren, so fürcht ich, wird sie euch Niemand wieder bringen. Allein nun weht ein frischer Wind, drum auf, es ist Zeit, daß ihr euch auf den Weg macht.

Die beiden Kinder küßten hierauf die Kleinodien, dann setzte Schweigstilla das weiße Täubchen mit dem seidenen Bande auf die rechte Hand, in der Linken trug sie das

Tuch mit den Königskleidern; Prinz Schreimund aber nahm in die eine Hand den Spiegel des Lebens, in die andere Scepter und Krone und so gingen sie, von dem eisgrauen Männlein und der Mutter Griesgram geleitet, hinab zum Meeresufer. Voraus lief das schwarze Hündchen Wauwau und hintendrein folgte das weiße Geißlein Zickzick.

Allein je näher sie dem Meere kamen, um so schwerer fiel es ihnen aufs Herz, daß sie nun von der guten Alten und ihrem Häuschen scheiden sollten; sie dachten, wie sie hier eine Zuflucht gefunden, sie dachten an den Garten, den sie so oft begossen, an das Häuschen, das sie gefegt, an das Geißlein, das sie auf die Weide geführt und das Hündchen, mit dem sie gespielt und an die Alte, die mit ihnen ihr dürftiges Brod getheilt; sie dachten an alle die Tage, die sie hier so still verlebt und es wollte ihnen auch bedünken, als wüßten die guten Thiere, daß sie zum Letztenmal mit einander gingen; denn das Hündchen sprang den Vögeln nicht nach und bellte nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, und das Geißchen wollte kein Gras anrühren und ging traurig an Blumen und Kräutern vorüber.

Auch die Kinder wurden immer trauriger, je näher sie dem Strande kamen, und als sie das weite, unbegränzte Meer vor sich sahen, so öd, so einsam, und dabei an die ferne Reise dachten, da schien es ihnen, als könnten sie keinen

Fuß mehr bewegen, sie blieben stehen und baten die Alten sie möchten sich zusammt den Thieren mit in das Schifflein setzen und mit zu dem König, ihrem Vater, fahren, wo es ihnen alle die Tage ihres Lebens gewiß wohlergehen würde.

Der Alte schüttelte jedoch mit dem Kopf und sprach: Euere Wege sind die unseren nicht; wir sind für Armuth und Niedrigkeit, ihr für Reichthum und Hoheit geboren: darum müssen wir hier bleiben nach Gottes Willen, wie auch euer Stammvater, der Alte vom Birkenfelde, seine Tage auf der stillen Haide beschlossen hat. Denn seht, das Schifflein ist zu klein, und würden wir uns alle hineinsetzen, dann würden wir alle miteinander zu Grunde gehen.

Die Kinder schwiegen eine Weile traurig stille, dann sprachen sie wieder zu dem Alten: so gehe du lieber zu unserem Vater und bringe ihn mit dir hieher: dann wollen wir hier mitsammen auf der Insel wohnen.

Auch das, sprach der Alte, kann nicht geschehen, denn es will sich für einen König nicht geziemen, daß er seinen Thron und sein Reich verlasse und sich auf eine einsame Insel in eine arme Hütte setze und ein Hündchen und ein Geißchen hüte: darum ziehet euerer Bestimmung nach und Gottes Segen geleite euch, daß wir uns fröhlich im Himmel wieder sehen.

Nach diesen Worten betrachteten die Kinder bald das

Schifflein vor sich, bald blickten sie zurück nach dem Häuslein und den guten Thieren, oder sahen der alten zitternden Mutter Griesgram in die Augen und fingen an, bitterlich zu weinen.

Vierzehntes Kapitel.

Wie die Kinder von dannen fuhren und von ihrem tröstlichen Traum.

Während die Kinder noch so weinten, hob der Alte sie auf und setzte sie in das Schifflein und dann gab er dem Schifflein einen Stoß und ein frischer Wind schwellte seine Segel und trieb es von dannen.

Das arme Hündchen aber that gar kläglich; es wollte mit und lief unten am Rande des Wassers hin und her und jammerte und winzelte, weil es sich nicht ins Wasser traute, das Schifflein aber immer weiter und weiter fuhr. Das Geißlein dagegen kletterte auf einen vorspringenden Fels; dort wuchs ein alter krummer Eichstamm weit hinaus, es stellte sich vorn auf den Stamm und meckerte ganz betrübt ins Meer hinaus: die beiden Alten blickten auch den Kindern traurig nach und winkten ihnen noch lange und riefen ihnen ihr letztes Lebewohl zu.

Unterdessen aber führte der Wind das Schifflein dahin; Schweigstilla ließ das weiße Täubchen an dem rothseidnen Faden fliegen und das Täubchen flog voran, immer heimwärts, nach seinem Neste in des Königs Lustgarten; Prinz Schreimund faßte das Steuerruder und steuerte dem Fluge des Täubchens nach. Wehmuthsvoll aber blickten beide nach der Insel zurück und je weiter das Schifflein dahin schwebte, und je leiser das Winzeln des Hündchens und das Meckern des Geißleins allgemach hallte und verhallte, und die Insel bleicher und bleicher wurde und in den Duft der Ferne sich hüllte: um so schwerer und einsamer ward es ihnen ums Herz. Die Tage, die sie hier in Abgeschiedenheit und Armuth verlebt, und alle ihre Freuden und Leiden gingen, wie die Bilder abschiednehmender Freunde, noch einmal an ihren Blicken vorüber. Hatten sie früher gar oft gewünscht von der einsamen Insel erlöst zu werden, hatten sie vor Sehnsucht weinen müßen, wenn sie am Ufer standen und die Wogen einsam mit gleichmäßigem Schlage an dem nackten Felsgestade brandeten, keine ihnen aber einen Trost brachte, und wenn sie über den weiten, weiten Spiegel des Meeres seufzend hinüberblickten und kein Schiff und keine Barke weit und breit ihrer Sehnsucht sich zeigte: so that es ihnen jetzt doch so wehe, von der Armuth und Einsamkeit, die ihnen lieb geworden, sich zu scheiden, und mit bangem

Herzen blickten sie der Zukunft entgegen; der bittere Schmerz des Scheidens trübte die süße Hoffnung des Wiedersehens.

Der Wind aber blies frischer, das Täubchen flog rascher und das Schifflein glitt leichter dahin; noch einmal sahen sie die liebe Insel mit dem Häuschen der Alten scharf gezeichnet im Abendgolde vor sich liegen, dann ging die Sonne unter und Alles war für immer verschwunden; andere Inseln tauchten zur Rechten und Linken in der Abenddämmerung auf; auch sie verschwanden und neue wurden sichtbar; leise breitete endlich die Nacht ihren stillen Schleier über das einsame, lichtlose Meer aus.

Das Täubchen wurde aber müder; es flog langsamer und langsamer und setzte sich dann, um auszuruhen, auf die Spitze der Segelstange; Prinz Schreimund ließ das Ruder los, denn die Nacht war so dunkel und er kannte die Pfade des Meeres nicht. Mit Schweigstilla faltete er die Hände und betete, wie damals, als sie zur Insel hergeschwommen, daß der Vater im Himmel das Schifflein steueren möge und seine Gnade sie glücklich zum Vaterhause heimführe. Dann lehnte Schweigstilla das müde Köpfchen an die Brust des Bruders, die Augen fielen ihr zu und sie schlief ein. Prinz Schreimund sah noch eine Weile hinaus, über die öden Wellen, in die finstere Nacht; allein auch seiner ward die Müdigkeit Meister, auch er senkte den Kopf, noch einmal

athmete er tief auf, da nahm auch ihn der stille Schlummer väterlich in die Arme.

So schwebte nun das Schifflein, vom Winde getrieben, mit den schlafenden Kindern unhörbar über die Wellen dahin, sie ruhten so süß; die Trauer um die Vergangenheit, die Sorge um die Zukunft beängstigte und bekümmerte ihr Herz nicht mehr; sie athmeten so leicht, und wie das Schifflein sie linde auf- und niederschaukelte, da war ihnen so selig zu Muthe, als ob die allgütige Vaterliebe Gottes sie sanft und milde in ihren Armen wiege.

In dem Schlafe aber schloßen sich die Augen ihrer Seele auf und so bedäuchte es sie, als sähen sie von ferne durch die dunkle Nacht, die sie rings umgab, eine weiße leuchtende Wolke langsam sich niedersenken. Die Wolke kam näher; sie glänzte immer heller; über dem Steuerruder des Schiffleins ließ sie sich nieder.

Sie war zuerst an Gestalt einer geschlossenen Blume zu vergleichen; dann öffnete sie sich; ihre Blätter entfalteten sich, die Ränder bogen sich um und erglänzten leicht geröthet, wie der Purpur der ersten Frühe; in der Mitte der Blume aber, in ihrem Kelche, strahlte es wie ein Morgenstern; doch es war kein Stern, es war ein Engel in weißem, sternbesätem Gewande, der in der wunderbaren Blume kniete.

Himmlische Reinheit, milde Klarheit, Hoheit und Ernst

und liebliche Anmuth verkündete sein Blick; und von dem Glanz der Wolke und dem Antlitz des Engels ward Alles ringsum erhellt und das Meer bis zu seinem tiefsten Grunde durchsichtig. Da sahen die Kinder die Fische und die Fischlein hin und her schwimmen und tief unten die vieläſtigen, vielfarbigen Korallenbäume, die rankenden Gewächse, die Perlen und die schlummernden Ungeheuer der Tiefe; ja es schien ihnen, als schwebe das Schifflein in freier Luft, so durchsichtig war das Wasser, als der Himmelsglanz es durchquellen.

Der Engel richtete sich jetzt auf; in jeder Hand hielt er einen Lilienstängel mit vielen Blüthenknospen, die in dem fleckenlosesten Weiß so wunderbar licht und doch so sanft und mild und augenerquickend strahlten, daß es den Kindern schien, als hätten sie nie etwas Schöneres gesehen.

Der Engel aber schwang die beiden Lilien über den schlummernden Kindern und sang dazu süße Himmelslieder, und wie das Licht hinab in die See gedrungen war, so drang der Ton und der Blick des Engels tief in die Herzen der Kinder und machte darin Alles hell und licht und heiter und fröhlich, so daß im Wiederscheine dieser Freude ihr Angesicht in seliger Verklärung lächelte. Und wie die Wellen der Töne ruhiger oder rascher, leiser oder lauter und voller

dahinschwebten, so glitt auch das Schiff wie ein Schwan über den sonnenhellen Wellenspiegel.

Der Engel hielt jetzt die Lilien kreuzweise über den Kindern übereinander, also daß sich die Stengel berührten. Da entzündete sich ihr Glanz gegenseitig, mit doppelter Stärke strahlten sie auf und von der Berührung erschlossen alle die Lilienknospen ihre Kelche. Ein süßer, wunderbarer Duft quoll daraus hervor; jede Knospe verwandelte sich wie in einen Quell, und Rosen und Blumen von jeder Gestalt und jeder Farbe und jedem Dufte strömten daraus auf die Kinder hernieder; es war wie ein Blüthenregen des himmlischen Mais.

Die Blumen jedoch waren keine gewöhnlichen der Erde; sie waren ganz Licht und ihre Farbe, ihre Gestalt, ihr Duft, Alles bildete eine süße Harmonie, und wenn die Kinder sie aufhoben und hineinblickten, dann war ihnen, als ob auch die Blumen gleich dem Engel ihnen Lieder zusängen. Es schien ihnen, als rufe ihnen jede einen Gruß von Gott zu; als sey jede ein Strahl seiner unendlichen Güte; als sänge jede ein Loblied auf seine ewige Schönheit und preise seine väterliche Gnade.

Und je mehr sie sahen und hörten, um so mehr wuchs ihre Liebe zu den Blumen, um so seliger fühlten sie sich in

der wachsenden Sehnsucht; ihr Herz erblühte, wie die Blumen, in der Freude seliger Anschauung.

Die Stunden schwanden vorüber und sie merkten es nicht; denn immer andere Blumen, immer andere Freuden strömten aus den Lilien des Engels hernieder.

Zuletzt aber trennte der Engel die beiden Stengel wieder, ihre Knospen schloßen sich, noch einmal öffnete der Engel seinen Mund und seine Worte klangen wie: Reinheit, Unschuld, Liebe, bewahret sie treu in eueren Herzen und die Himmelsblumen werden in ihrer stillen Verborgenheit fortblühen und duften bis zu jenem Tage, da die Schatten der kalten Mitternacht fliehen und der frohe Morgen des ewigen Frühlings anbricht.

So sang er und von den Worten tönte das ganze Herz der Kinder wieder, daß sie dieselben nimmer vergaßen und wenn das Unglück des Lebens sie später rings umnachtete und die schillernde Schlange der Verführung ihnen nahte: dann stieg das Bild des Engels warnend und tröstend in ihrem Inneren auf, sie gedachten der Himmelsblumen und der Friede war mit ihnen und Hoffnung und Vertrauen wichen nicht von ihrer Seite.

Doch das Gesicht schwand jetzt; der Engel hüllte sich wieder in die Lichtwolke ein und die Wolke schwebte empor, höher und höher; die Kinder blickten ihr sehnsüchtig nach:

allein sie verschwand in den unermeßlichen Räumen des Himmels vor den sich wieder schließenden Augen ihrer Seele.

Da weckte sie ein plötzlicher Stoß des Schiffleins aus ihrem Schlummer; sie fuhren empor und da sie die Augen aufschlugen: da sahen sie, daß die Nacht unterdessen vergangen und im Osten die Sonne licht heraufgestiegen war und das Schifflein an dem grünen Ufer der Heimath, unter einem blühenden Baume, stille hielt.

Letztes Kapitel.

Wie die Königskinder wieder zu ihrem Vater zurückkehrten und die Birke und Ruthe auch wieder zu Ehren kommen.

Das Ufer war gar herrlich anzusehen; längst seinem Saume hüpften die perlenden Wellen, wie vor Freude, in dem hellsten Sonnenscheine; ringsum grünte und blühte ein fröhlicher Mai und überall, wo sie nur hinsahen, da nickten ihnen die Blumen, von den frischen Morgenlüften bewegt, freundliche Grüße entgegen: doch wenn die Kinder an die Herrlichkeit dachten, die sie auf der Fahrt gesehen, dann schien

ihnen Alles so farblos, so trüb, so kalt, und ihnen war zu Muthe, wie einem, der in dem heiligen, andächtigen Dunkel einer Kirche, wo die Sonne verklärt durch die tausendfarbige Fensterrose hineinschien, sein Herz zu Gott erhoben und der nun hinaustritt in das gewöhnliche Tagslicht und das wirre, mißtönende Treiben des Marktes.

Schweigend stiegen sie also das Ufer hinan; noch einmal zurückblickend sagten sie dann dem Meere und dem Schifflein Ade; doch wie sie nun voranschritten und die Bilder zur Rechten und Linken immer wechselten und die Vögel immer lauter und vielstimmiger ihre Morgenlieder sangen und die bunten Schmetterlinge sie zu Tausenden rings umflatterten: da erbleichte das nächtliche Traumgesicht und die Sehnsucht nach ihrem Vater und dem Lustgarten ihrer ersten Kindheit erwachte wieder mächtiger.

Das weiße Täubchen flog unterdessen munter voran und sie gingen ihm rüstig nach, einen langen Weg, Berg auf Berg ab, Wald aus Wald ein, bis sie endlich zu dem Rosenhaag des Lustgartens ihres Vaters kamen.

Aber ach! wie war ihnen Alles da so fremd, als seyen sie niemal hier gewesen. Nur die uralten tausendjährigen Eichen mit den abgestorbenen Kronen erkannten sie noch wieder. Von dem Rosenhaag selbst war wenig mehr zu sehen; der wilde Wald hatte ihn wie ein Räuber durchbrochen,

Haidekraut und junge Tannen und Eichen sproßten darinnen lustig auf und Disteln und Dornen machten sich überall so breit, als ob sie immer hier gewesen; nur hie und da blickte kümmerlich und schmächtig unter dem wuchernden Unkraut noch eine von den seltenen Blumen hervor, die einst so herrlich hier geprangt. Von Weg und Steg aber war gar keine Spur mehr zu sehen; auch die Springbrunnen trauerten seit lange versiecht und eingestürzt und grün verschlammt; in dem Moor um sie her nistete allerlei Wassergevögel, das mit großem Geschrei unter den Füßen der Kinder schnatternd aufflog.

Es ward ihnen bei diesem Anblicke bange und wehe zu Muth; doch gingen sie in Gottes Namen getrost voran; das Täubchen konnte in dem Dickicht auch nicht mehr fliegen, es hüpfte von Zweig zu Zweig und die Kinder mußten bald über die Dornen wegspringen, bald mußten sie darunter hindurch kriechen; so behende sie dieß aber auch thaten, so hielten doch die scharfen Dornen sie gar oft beim Durchschlüpfen fest und rießen ihnen ein Andenken aus ihrem Kleid, oder drückten ihnen selbst eines auf die Stirne, so daß sie die Augen fest zudrücken mußten.

Endlich kamen sie auf eine lichtere Stelle; hier blieben sie stehen, um sich auszuruhen; allein als sie sich rings umschauten: sahen sie durch das Dickicht in der Ferne etwas

Schwarzes, wie eine menschliche Gestalt durchscheinen; das Täubchen wurde unruhiger und zerriß im gleichen Augenblick den rothen Faden und flog in der gleichen Richtung davon.

Sie liefen ihm mit klopfendem Herzen nach; je näher sie kamen, um so deutlicher wurde die schwarze Gestalt.

Es war ein Mann, der in Mitte der Wildniß in einen dunklen Trauermantel gehüllt saß; sein Gesicht konnten sie von ferne nicht sehen, denn es war von der linken Hand verdeckt, auf die er die Stirne aufstützte, wie einer, der in den tiefsten Trübsinn versunken ist.

Dem Winde preisgegeben, flog sein weißes, dünnes Haar wirr und ungekämmt um sein Haupt, die herabrinnenden Thränen hatten seinen Bart oft benetzt und gebleicht. Er war unbeweglich und sah und hörte nichts; wer ihn aber sah, mußte von Mitleid bewegt werden.

Die Kinder blieben einen Augenblick erschrocken stehen; sie erkannten ihn so wenig, als sie den Garten wieder erkannt; doch als sie das weiße Täubchen dicht neben der Trauergestalt in seinem Neste sitzen sahen und die welke Krone wilder Rosen um sein Haupt und das Birkenreis in seiner rechten Hand gewahrten: da konnten sie nicht länger zweifeln, daß es ihr alter Vater sey; sie sprangen auf ihn zu, fielen vor ihm nieder und umfaßten weinend seine Kniee.

Der Alte fuhr aus seinem Schlafe empor; er sah sie zuerst starr an; es schien, er traue seinen Augen nicht; doch als die Kinder an ihm hinaufsprangen und seinen Hals umfaßten und ihn küßten: da sprang auch er freudejauchzend auf und drückte sie zitternd und weinend an sein Herz. Wer aber wollte die Freude der Kinder und des armen alten Vaters beschreiben. Er hatte schon an ihrem Wiedersehen verzweifelt; denn als das graue Männlein wieder von dannen gegangen, da hatte er geglaubt, sein Erscheinen sey nur ein Traum gewesen; in finsterer Trostlosigkeit hatte er da sein Haupt wieder gesenkt, um es nimmermehr aufzurichten. Je größer darum sein Leid gewesen, um so unsäglicher war jetzt seine Freude über das plötzliche, unverhoffte Glück.

Als sie endlich wieder ruhiger geworden, reichte Prinz Schreimund ihm die Krone dar und Prinzessin Schweigstilla übergab ihm den wunderbaren Spiegel des Lebens; der König aber faßte zum erstenmal sein Silberhorn wieder und blies hinein, daß es froh und hell weit hin erschallte und von dem Tone erwachte Jubel und Freude alsbald in seinem Schlosse und in der Stadt und in dem ganzen Reiche.

Seine Diener mußten sogleich alle Trauergewänder wegnehmen und viele Tage lang hieß er sie ein großes Fest, wie nie eines gefeiert worden, bereiten, und dann mußten seine Schatzmeister alle die alten eisernen Truhen voll Gold

und Silber aufschließen, damit das Köstlichste und Herrlichste von nahe und ferne herbeigeschafft würde, sein Schloß und seinen Lustgarten damit zu schmücken.

Und als nun Alles zubereitet war, da lud er wieder, wie bei der Geburt seiner Kinder, sein ganzes Volk, reich und arm, vornehm und gering, alt und jung, auf einen Tag zu seinem Feste ein.

Es kamen wohl viele Tausende in ihren reichsten Feierkleidern und wurden gar herrlich mit Saiten- und Flötenspiel und Paucken und Trompeten in dem Lustgarten empfangen. Mitten in dem Garten aber, an derselben Stelle, wo einst die Hütte des Alten vom Birkenfeld und seine Birke gestanden, war ein prächtiger goldner Thron aufgerichtet und darauf saß der König mit Scepter und Krone und ihm zur Seite standen Prinz Schreimund und Prinzessin Schweigstilla, und rings um den Thron her die Großen des Reiches und weiter das ganze Volk. Alle horchten schweigend, der König aber begann also zu ihnen in ernstem, feierlichen Tone:

Ihr Alle, meine Lieben und Getreuen, ihr wißt gar wohl, wie mich Gott für meinen Uebermuth gestraft und wie er mir meine Kinder genommen und sie in die Schule des Unglücks geschickt, dort Demuth und Gehorsam zu lernen.

Seine strafende Gerechtigkeit hat meinen Stolz zu Schanden gemacht und mich in den Staub geworfen, wie ich mit

der Birke gethan, die an dieser Stelle, auf dem Grabe meines Ahnherrn, es Besenbinders vom Birkenfelde, so viele Jahre friedlich grünte.

Die Zuchtruthe, die ich verachtet, habe ich mit sammt meinen Kindern gar hart empfinden müssen; meine goldene Königskrone ward in eine Dornenkrone bitterer Schmerzen und mein Scepter in ein scharfes Birkenreis verwandelt.

Weil aber Gottes Barmherzigkeit Alles wieder zum Besten gewendet: so wollen wir dem lieben Gott dafür danken und ihm mit fröhlichem Herzen einen Jubelgesang singen; eingedenk jedoch des letzten Willens meines sterbenden Ahnherrn, des Besenbinders vom Birkenfelde, und damit zum Frommen meines Geschlechtes und meines Reiches die Lehre, die es der göttlichen Güte gefallen uns zu geben, nimmer verloren gehe, darum soll von heute an, zum ewigen Gedächtniß, eine Dornenkrone und ein Birkenreis in unserem königlichen Wappen stehen.

Ihr selber habt den thörichten Schwur gehört, den ich am Geburtsfest meiner Kinder gethan: nie solle eine Ruthe mein königliches Geschlecht berühren und sterben solle, wer in meiner Gegenwart von Ruthen und Besenbindern spreche; mit reuigem Herzen gedenke ich jetzt dieses Schwures und ihm zur Sühne will ich für ewige Zeiten in meinem Hause einen heilsamen Brauch einführen.

Ihr wißt es, welch ein heilig Fest die Christnacht ist, da das Christkindlein die Freuden des Himmels ließ, um aus Liebe zu uns nackt und bloß in der armen Krippe von Bethlehem zu liegen und dann mit Dornen gekrönt und mit Ruthen gegeißelt zu werden, damit es allen guten Kindern das Himmelreich und die Krone ewiger Seligkeit bescheere.

Wenn also, dem ewigen Christfeste im Himmel zum Vorbilde, der Christbaum in meinem Schlosse mit seinen hundert Lichtern glänzt und wenn meinen Kindern die goldenen Sterne und die silbernen Aepfel und das süße Zuckerbrod und das bunte Spielzeug entgegen lacht: dann soll zur heilsamen Warnung, und ihnen zur Erinnerung, daß unser Leben auf Erden ein mühseliges Leben der Züchtigung und der Buße ist, das heilige Zeichen der Zucht, die Ruthe, nicht fehlen. Und damit es meinen Nachkommen niemalen an Reisern für die Weihnachtsruthe mangele, darum setzte ich heute, hier an derselben Stelle, wo die alte meines Ahnherrn gestanden, eine junge Birke mit meinen königlichen Händen, und ihre Pflege empfehle ich bei meinem Fluche allen meinen Nachkommen, damit die Birke immer grüne und mein Geschlecht in Gerechtigkeit und Gottesfurcht blühe zu ewigen Zeiten.

Also sprach der alte König„ und wie er gesprochen, so that er auch, und wie er verordnet, so ward es in seinem Geschlechte gehalten.

Alle aber, die seine Worte vernommen, sprachen: er habe königlich gesprochen und weise wie Salomon. Sie feierten dann mit ihm in Freude und Herrlichkeit das Fest und reich beschenkt und fröhlichen Herzens kehrten sie wieder nach Hause.

Allein die Worte, die sie aus seinem Munde, auf dem Grabe seines Ahnherrn, vernommen, behielten sie getreulich in ihrem Herzen und als der Weihnachtabend gekommen, da brannte in dem ganzen Reiche kein Christbaum, es hing auch eine Ruthe von Birkenreisern, mit einem rothen Bändchen geschmückt, daran. Und wenn die Kinder nach ihrer Bedeutung fragten, dann erzählten sie, wie es dem Prinzen Schreimund und der Prinzessin Schweigstilla ergangen, und wie sich ihr Scepter in ein Birkenreis und das Birkenreis wieder in ein Scepter verwandelt. Und hatten sie die Geschichte zu Ende erzählt, dann fragten sie die Kinder: wißt ihr's jetzt? und antworteten die Kinder: ja, wir wissen es jetzt: dann sprachen sie: ei so merkt es euch fein und haltet recht die Zucht in Ehren, sonst müßte euch die Ruthe lehren, und schweiget still und schreiet nicht, wie Schweigstilla und Schreimundus spricht. Die Kinder versprachen es dann hoch und theuer, und waren brav und gehorsam und still; wie lange es aber währte, das ist nicht bekannt, gewiß

aber, daß von dem an die Weihnachtrüthlein in dem ganzen Reiche in Aufnahme und Schwung kamen.

Weil nun das Lied zu Ende ist:
So bitten wir den lieben Christ,
Daß er uns helf zu aller Frist.

O Jesukindlein präge mild
In unser Herz dein heilig Bild,
Und ist es deinem Herzen gleich,
Dann nimm's zu dir ins Himmelreich.

Sprüche
für den
Prinzen Schreimund und die Prinzessin Schweigstilla.

Gute Sprüche möchte ich
Heute gern dich lehren,
Halte sie, ich bitte dich,
Ja mein Kind in Ehren.

Lerne hier in dieser Zeit
Das vor allen Dingen,
Was du in die Ewigkeit
Kannst hinüber bringen.

Einer kurzen Sommernacht
Gleicht das längste Leben,
Lasse es nicht unbedacht,
Ungenützt entschweben.

Jeder Hauch, so leis so fein,
Kann dein Glück entlauben;
Deine Hand nur kann allein
Dir den Himmel rauben.

Trifft dich unverdienter Spott
Wolle dich gedulden,
Opfre ihn zur Sühne Gott
Für verdiente Schulden.

Wird ein Lied zu deinem Preis
Unverdient gesungen,
Ruhe nicht mit deinem Fleiß,
Bis du ihn errungen.

Wenn dein Herz vor Leiden bricht
Geh zum Kreuzes Stamme,
Sieh dein Leiden gleichet nicht
Dort dem Opferlamme.

Mitten in den Kampf gestellt,
Sei wie abgeschieden;
In dem Kampfe lebt die Welt,
Gott im Seelenfrieden.

Sterne, die mit goldnem Licht
Hoch am Himmel wallen,
Sie begehr zu eigen nicht,
Freue dich mit Allen.

Littst du Unrecht ohne Maaß:
Grolle nicht im Herzen,
Daß der Bruder sich vergaß,
Soll dich einzig schmerzen.

Halte stets in treuer Hut
Deines Herzens Wahrheit;
Sie, des Menschen höchstes Gut,
Spiegelt Gottes Klarheit.

Wie verborgen still der Keim
Sproßt aus dunklem Schooße,
Wächst voll Demuth insgeheim
Im Gemüth das Große.

Ist dein Aug von Weinen roth:
Auf zum Himmel schaue;
Gott erbarmt sich deiner Noth;
Drum mein Kind vertraue.

Willst du nach dem höchsten Gut,
Nach dem Himmel trachten:
Mußt du frei und hochgemuth
Erdenstaub verachten.

Liebe, um zu lieben, liebt,
Ohne Selbstverlangen;
Güte, um zu geben, gibt,
Ohne zu empfangen.

Willst du Gott mit ganzem Sinn
Liebend recht umfassen:
Mache dann den Anbeginn,
Ihm dich selbst zu lassen.

Die arme Pilgerin zum heil. Rock und der kritische Katzenjammer.

Zwey Gedichte

von

Guido Görres.

Der Ertrag gehört dem bischöflichen Knabenconvicte in Trier.

Coblenz 1845.
Verlag von Wilhelm Blum.

Vorbemerkung.

Der Inhalt des folgenden Gedichtes ist keine Erfindung, nur die Einkleidung gehört der Dichtung; es ist vielmehr eine Geschichte aus dem wirklichen Leben, und sie wurde mir von dem katholischen Pfarrer selbst erzählt, in dessen Hand die arme alte Pilgerin das großmüthige Opfer ihrer Andacht niederlegte. Denen, die nicht müde werden, der Welt in hundert Journalen zu verkünden, nur gemeiner Pöbel sey nach Trier gewallfahrtet, mag ihr Beispiel zurufen: gehet hin und thuet des Gleichen; dann aber mag auch dieser Zug neben so vielen anderen, zur gerechten Würdigung einer Behauptung der beiden Bonner Professoren, der H. Gildemeister und von Sybel, dienen, wenn sie sagen: „Die Trierer Sache ist lediglich als ein politisches Ereigniß zu betrachten. Siehe ihre Schrift Seite VII.

Koblenz, 14. Januar 1845.

Guido Görres.

I.

Die arme Pilgerin zum heil. Rock.

Könnt ich Arme doch nach Trier gehen,
Dir, o Herr zum Preise, mir zum Heil;
Meine Brüder muß ich ziehen sehen,
Mir nur wird die Gnade nicht zu Theil;
Alt und schwach und arm und hülfverlassen
Muß ich bleiben, wie das Herz sich grämt,
Muß mich sehnen, in Geduld mich fassen;
Denn die Flügel sind mir, ach! gelähmt.

Also klagt sie, Mitleid folgt der Armen,
Wie sie seufzt in Lumpen eingehüllt:
Mancher Kreuzer wird ihr aus Erbarmen,
„Gott vergelt es“, spricht sie dankerfüllt;
Zu des Dorfes Priester geht die Greise:
„Seht, sie schenkten mir der Gulden zwei;
Fünfzig Stunden aber währt die Reise,
Gehen könnt ich, hätt ich ach! nur drei!“

„Nimm den dritten“, spricht er, „gute Alte,
Gott der Herr geleite segnend dich;
Ihm erschließe reuig jede Falte,
Bitte sein Erbarmen auch für mich.“
Also sprach zu ihr der Priester herzlich
Und sie dankt ihm scheidend tausendmal;
Ob der Weg dem wunden Fuß auch schmerzlich,
Betend wallt sie über Berg und Thal.

Auf den Pfaden, auf den Straßen allen
Ziehen Schaaren mit ihr ohne Zahl,
Die des gleichen Weges betend wallen,
Eine Kirche scheinen Berg und Thal:
Pilger bringt der Zug der Feuerwagen,
Pilger ziehn die Rosse rings entlang,
Auf den Dämpfern, die die Wogen schlagen,
Schallt der Pilger frommer Bittgesang.

Aus der Städte rührig lauten Sitzen,
Aus der Wälder stiller Einsamkeit,
Von der Berge grünen Felsenspitzen,
Aus den Fluren, reich an Lieblichkeit,
Aus den Schlössern und den armen Hütten,
Von den Alpen bis hinab zum Meer
Kommen rings die Pilger fromm geschritten,
Jede Stunde wächst das Völkerheer.

Von der Mutter wird das Kind getragen,
Von des Enkels Hand geführt der Greis,
Betend ruht ein Krüppel auf dem Wagen,
Den die Kinder ziehen wechselweis;
Alle fühlen innig sich verbunden,
Wallen brüderlich in Gott vereint,
Blumen gleich zu einem Kranz gewunden,
Sternen, die das gleiche Licht durchscheint.

Rings begrüßt sie silberhell und heiter
Festgeläut die Thäler ab und auf,
Freudig tönt's von Glock' zu Glocke weiter,
Tönt's von Dorf zu Dorf im Wechsellauf;
Prozessionen ziehn zum Gruß entgegen
Fahnen schwingend, singend überall,
O Maria, tönt's auf allen Wegen,
Hilf uns all' in diesem Jammerthal!

Betend folgt dem Strom die arme Alte,
Fühlt gerührt sich wieder jugendfroh;
Denn des Zweifels Winterfrost, der kalte,
Vor dem neuen Glaubensfrühling floh;
Gottes Lob erklingt von allen Zungen,
Alle Herzen sind für ihn erglüht;
Blumenreich ist rings ein Mai entsprungen,
Neu die erste Christenheit erblüht.

Welch ein Drängen? welch ein stürmisch Eilen?
Welch ein Reißen? sind sie kampfbereit?
Gilt es Schätze hier vielleicht zu theilen?
Gilt dem Neid, der Ehrsucht dieser Streit?
Nein, o nein, den Pilgern gilt ihr Ringen,
Zu den Pilgern eilen sie in Hast;
Reich und arm, ein jeder möchte bringen
Seinem Hause einen frommen Gast.

Auch die gute Alte ist willkommen,
Wo sie hin die müden Schritte lenkt;
Wird erquickt und herzlich aufgenommen
Und zum Abschied reichlich noch beschenkt;
Dankgerührt und segnend aller Orten
Also zieht sie betend ihren Pfad,
Also ist sie durch des Domes Pforten
Andachtvoll des Heilands Kleid genaht.

Als den Rock sie sah den ernsten, armen,
Hat im Geist den Herren sie geschaut:
Seine Sanftmuth sah sie, sein Erbarmen,
Sah die Armuth seiner Liebe Braut;
Sah das Opferlamm, das schuldlosreine,
Sterben für die Sünder unter Hohn:
Sah verklärt im hellsten Seraphscheine
Ihren Heiland auf dem höchsten Thron.

Reuig hat sie ihm ihr Herz erschlossen,
Seine Nähe hat sie süß umweht,
Seine Gnade sanft ihr Herz durchflossen,
Feurig schwang sich auf ihr Dankgebet;
Fühlt sich nicht mehr arm und hülfverlassen,
Allen Gram, der brennend sie verzehrt,
All ihr Trauern hat sie dort gelassen,
Gott frohlockend ist sie heimgekehrt.

Zu des Dorfes Priester geht sie wieder
Und von Freude spricht sie froh verklärt:
„Gottes Gnade stieg zu mir hernieder,
Sein Erbarmen hat sich neu bewährt;
Ach wie Vieles hab ich dort empfangen!
Alles, was mein betend Herz begehrt;
Eine Arme bin ich hingegangen,
Reich und selig bin ich heimgekehrt.

Einen Gulden gabst du Gott zum Preise
Zu den zweien gütig mir zuletzt;
Sieh das Wunder meiner Pilgerreise,
Fünfmal reicher bin ich Arme jetzt;
Was mir gab das Mitleid frommer Leute,
Die mich luden in ihr gastlich Haus,
Siehe siebzehn Gulden bring ich heute,
Theile sie des Dorfes Armen aus.

Daß die höchste Himmelslust der Erde
Auch erquicke einer Armen Herz,
Daß auch sie ein Trostesengel werde
Lindernd ihrer armen Brüder Schmerz,
Daß mein Herr und Heiland sei gepriesen,
Hochgeehrt sein ungenähtes Kleid,
Das der Armen gnädig sich erwiesen
Und in Lust verwandelt all ihr Leid.

II.

Der kritische Katzenjammer.

Nun hockt ein kritisch Rattenpaar
Bestäubt in dunkler Rumpelkammer,
Noch jung und eisig grau von Haar
Und krank vom Bücher-Katzenjammer;
So dürr ist nicht die Wüstenei,
So frostig nicht des Gletschers Zacken
Als seine todte Wisserei,
So taub wie graue Lavaschlacken.

Die Blüthe welkt, es stirbt das Laub,
Wo kritisch die Philister saßen;
Und Alles wird zu Bücherstaub,
Was sie beschnüffelt mit den Nasen;
Der Frühling selbst wird fahl und grau,
Wo ihres Kleides Saum nur streifet,
Und leblos wie Kamtschatka's Au
Starrt Berg und Thal von Frost bereifet.

Das ist der falschen Kritik Sinn,
Die immer trennt und niemal einet;
Die arge Seelenmörderin,
Die schadenfroh nur stets verneinet;
Mephisto's große Scheidekunst,
Der Bettelstolz der Philologen,
Sie wandelt Gottes Wort in Dunst
Und lehrt, daß alle Welt betrogen.

Es ist die Arglist, die nicht spricht,
Die gleich dem Wurme schweigend naget,
Die dich ins Herz vergiftend sticht
Und dann nach deinem Wohlsein fraget;
Die ohne Liebe, ohne Schmerz
Und Gott und Göttlichem erstorben
Ein Geier frißt das eigne Herz
Und höhnt, was giftig sie verdorben.

Was Tausende mit Trost erfüllt
Was Hunderttausend tief erschüttert,
Was aus des Volkes Seele quillt,
Was hoffnungsfroh sein Herz durchzittert:
Das läßt sie kalt, sie sehn nicht um,
Es ärgern sie der Andacht Lieder
Und stören sie im Studium,
Sie rufen: mit dem Rocke nieder.

Das reißt und beißt mit Grimm und Gier
Und scharrt und wühlt im Staub der Schriften
Und überstürzt vor Eifer schier
Und zischt und spritzt mit seinen Giften
Und fällt wie wüthig über dich,
O Kleid! um das der Henker loosste,
In dich verbeißt im Zorne sich
Die Rattenschaar, die kalt erbooste.

Da wähnen sie das Kleid zerfetzt,
Zernagt in tausend kleine Stücke
Und preisend ihre That zuletzt
Frohlocken sie voll Neid und Tücke:
O seht der Kritik Wunder an,
Was Tausenden ein Quell der Gnaden,
Zernagten wir mit scharfem Zahn,
Vom heil'gen Kleide blieb kein Faden!

Sie thaten, wie ihr Herz begehrt;
Doch eitel ist das Werk der Ratten;
Denn seht, das Kleid blieb unversehrt,
Die Bosheit kämpfte mit dem Schatten:
Des Herren Kleid ist ungenäht,
Kein Dolch der Hölle wird es ritzen,
Und Zeit und Tod, der Alles mäht,
Wird Gottes heilig Kleid nicht schlitzen.

Drum achtet aller Ratten nicht
Und laßt die Kritikaster streiten,
Und wie die Bosheit tückisch sticht,
Ihr Dolch wird machtlos niedergleiten;
Denn Gott hat seiner Braut bescheert
Ein Himmelskleid zur Hochzeitgabe,
Das ungenäht und unversehrt
Und ewig neu entsteigt dem Grabe.